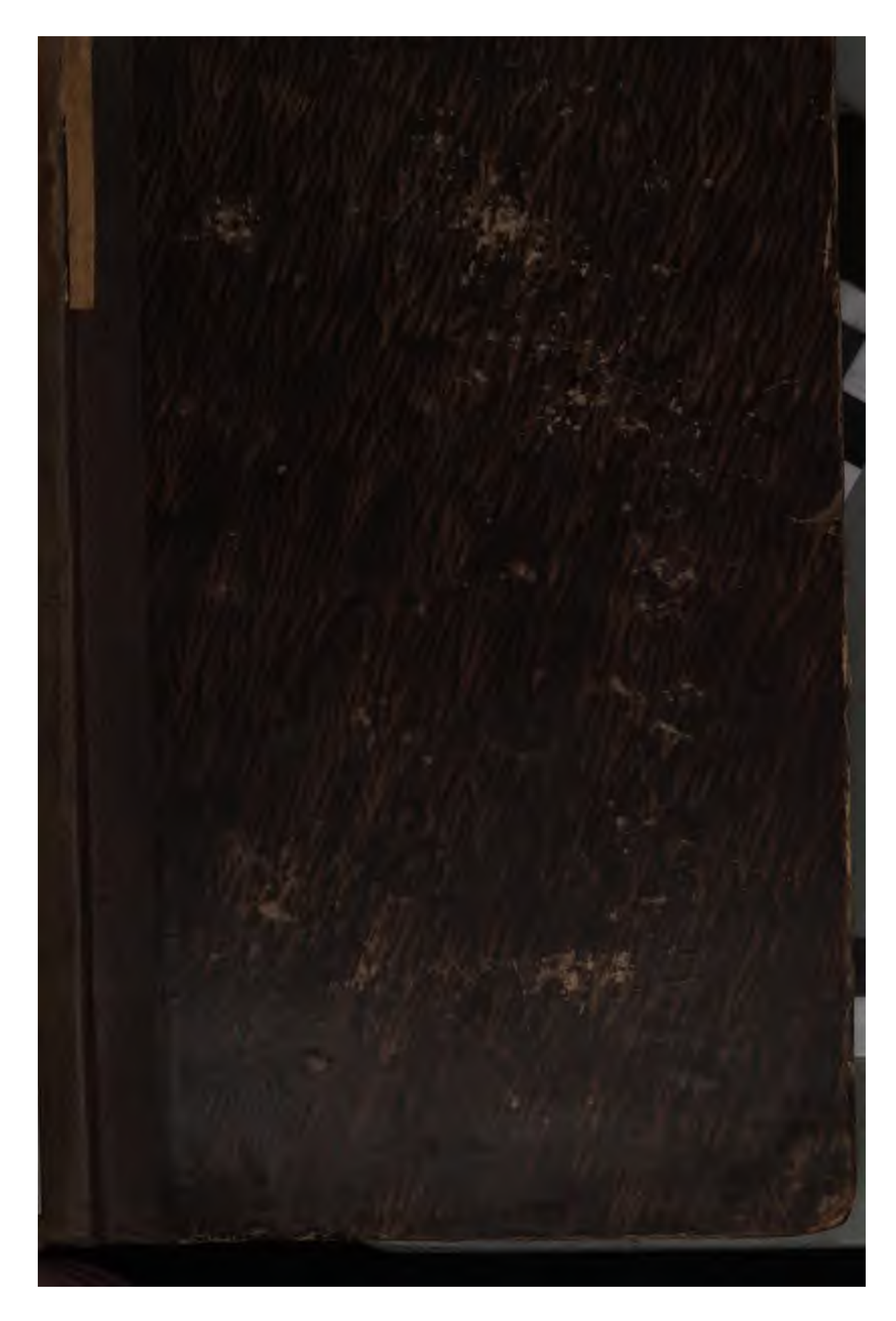



STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Friedrich von Raumer's

Vermischte Schriften.

Erster Band.





Vermischte Schriften

von

Friedrich von Raumer.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Vorrede.

Es ist natürlich, daß ein bejahrter, zum Erschaffen nicht mehr fähiger Schriftsteller auf frühere kräftigere Zeiten zurückblickt, zerstreute fast vergessene Arbeiten sammelt, und eine nachsichtige Aufnahme derselben bei alten und neuen Freunden vorauszusetzen wagt.

Zur Erläuterung des Inhalts dieses ersten Bandes meiner vermischten Schriften genügen wenige Bemerkungen.

Erstens. Die zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier König Friedrich Wilhelm's III. (1822) gehaltene Rede, legte ich ihm vor, damit er entscheide ob sie gedruckt werden solle. Der König übersandte sie ohne weitere Bemerkungen dem Obercensurcollegium. Dessen Mitglieder behaupteten: sie könnten in diesem Falle nicht nach den allgemeinen Gesetzen urtheilen; sondern sie müßten sich in die Stelle des Königs versetzen und nach dessen zu vermuthenden Ansichten und Wünschen verfahren. Diese einstweiligen Könige stimmten aber in ihren erkünstelten Königsgedanken keineswegs überein, und wenn z. B. der Eine versicherte: der König wünsche, daß von ihm gar nicht gesprochen werde; meinte der Andere, verdientes Lob müsse ihm willkommen sein. Genug meine Rede ward durchcorrigirt und verändert wie ein Quintanerexercitium, sodaß kein Zusam-

menhang, ja kein Menschenverstand darin blieb. Sehr natürlich erklärte ich, daß ich sie nunmehr gar nicht wolle drucken lassen; auch legte ich, aus dieser Veranlassung und noch vielen anderen gewichtigen Gründen, meine Stelle beim Obercensurcollegium nieder. Jetzt ist jene Rede abgedruckt, so wie ich sie gehalten habe.

Zweitens, zu Nr. 3. Der wissenschaftliche Verein hat sich seit 1842 (trotz aller natürlichen, oder ihm vorsätzlich in den Weg gelegten Schwierigkeiten) erhalten, und ist im Stande gewesen, zur Gründung heilsamer, sehr fleißig benutzter Volksbibliotheken, der Stadt Berlin 5000 Thaler und dem zoologischen Garten 1000 Thaler zu überweisen. Möchte das Publicum auch fernerhin gleiche Theilnahme zeigen, und würdige Männer sich zu angemessenen Vorträgen bereit finden lassen.

Drittens, zu Nr. 5. Der Vortrag zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm's III. erzählte vorzugsweise das unter seiner Regierung Geschehene und Gethane, trat aber zu gleicher Zeit manchen Mißdeutungen und Anklagen entgegen. In den neuesten Zeiten haben sich diese seitens einer bekannten, meist rückläufigen Partei so gemehrt, daß eine umständlichere theoretisch-praktische Prüfung und Widerlegung wol an der Zeit wäre. Hier genüge es daran zu erinnern, daß ohne die durchgreifende, im Ganzen wahrhaft heilsame und förderliche Gesetzgebung der Jahre 1808 bis 1811 die großartige, allgemeine, begeisterte Erhebung des Volks im Jahre 1813 gar nicht möglich gewesen wäre.

Viertens, zu Nr. 7. Die Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II. vom 28. Januar 1847 erregte das höchste Misfallen Sr. Majestät des Königs Friedrich Wil-

helm's IV., woran sich eine Anklage gegen mich in der Akademie reihte. Meine Vertheidigung fand die Akademie unzureichend, und noch weniger war sie geneigt meine Ansichten zu vertreten. Sie überreichte vielmehr dem Könige das am Schlusse jener Rede (S. 86) wieder abgedruckte, schon damals veröffentlichte Schreiben; — welches Alles zusammengenommen mich veranlaßte meine Stelle als Mitglied und vorsitzender Secretair der Akademie niederzulegen.

Was nun den Inhalt jener Rede betrifft, so haben die mir dadurch erwachsenen großen Unannehmlichkeiten meine Ueberzeugung durchaus nicht erschüttert; ja Das was täglich um uns her geschieht, erweiset immer mehr, daß sich alle Parteien ohne Ausnahme in falscher Richtung bewegen. Anstatt versöhnend auf den Mittelpunkt des Christenthums, die Liebe hinzuweisen, und in Dem, worüber alle Bekenntnisse übereinstimmen, das Wesentliche zu erblicken, legt man allen Nachdruck auf Verschiedenheiten und Gegensätze, erregt widerwärtigen Eifer, wirkt in unduldsamer Weise für dogmatische Spitzfindigkeiten, befördert Haß, Feindschaft, Verketzerung und schürt ein Feuer an, das (wenn man nicht reuig zur Mäßigung zurückkehrt) unser Vaterland wieder in das entsetzliche, unchristliche, unmenschliche Elend eines dreißigjährigen Krieges stürzen kann.

Fünftens, zu Nr. 8. und 9. Meine in Frankfurt gehaltenen und nicht gehaltenen Reden haben damals gar keine Wirkung hervorgebracht; indeß zeigten spätere Erfahrungen, daß ich Manches richtig bemerkte, rügte und (ohne Prophet zu sein) voraussagte. Jetzt wird freilich von Unzähligen, mit angeblich unfehlbarer Weisheit, über alle in

Frankfurt Tagsatzenden das gleiche Verdammungsurtheil höhnisch ausgesprochen. Diese Richter haben, sorgenlos und sicher auf ihren Großvater- und Schlafstühlen sitzend, keine Ahnung von den ununterbrochenen Anstrengungen, dem herzzerreißenden Kummer, den Leib und Seele angreifenden Leiden, welche damals so viele edle Deutsche für ihr geliebtes Vaterland ertrugen!

Erfolglos! Durch die Schuld wilder Demokraten, beschränkter Aristokraten und muthloser Fürsten. Der demokratische Wahnsinn ist vor der Hand zu Grabe getragen; was haben denn aber seitdem die aristokratischen und monarchischen, sich selbstgefällig anpreisenden Elemente, mit Hülfe ihrer Literaten und Diplomaten zu Stande gebracht? . . . . . .

Ich weiß, daß Viele (nach ihrer Sprechweise) dies völlige Mißlingen der „Revolution" als höchst erfreulich betrachten. Die Geschichte zeigt dagegen, daß wenn große, tiefgreifende Bewegungen mit Nichts endigen und zu gar keinem Ergebniß führen, solch ein Ausgang nicht blos eine Schmach für die Gegenwart, sondern auch ein großes Unglück für die Zukunft ist. Statt aller erweisenden Beispiele erinnere ich an die Kirchenversammlung von Basel.

Weiter! Was thaten die übrigen Fürsten? Als der Erzherzog Johann mit weiser Voraussicht Alle, zur Zeit der Verhandlungen über Deutschlands Verfassung, dringend aufforderte selbst nach Frankfurt zu kommen, oder unbeschränkte Bevollmächtigte hinzuschicken, um der sonst unausbleiblichen Zerwürfniß zuvorzukommen und gemeinsam ein für Deutschland erfreuliches Ziel zu erreichen; hat da auch nur Einer der erhaltenen Aufforderung genügt? Was hielt davon ab? Klägliche Furcht vor den Demokraten und ge-

heime Hoffnung eines unbedingten Sieges des Particularismus!

Diese Hoffnung ist glänzend, oder vielmehr schrecklich in Erfüllung gegangen! Denn alle Begeisterung für ein großes, in sich einiges, mächtiges Deutschland ist fast ganz verschwunden; wogegen mehr als je Götzendienst getrieben wird mit einer Souverainetät, welche völlig undeutsch ist und nie da war, bevor Napoleon den Fürsten dieses Knechtschaftszeichen umhing, woran sie noch immer festhalten, nachdem der Zwingherr durch die Völker längst besiegt ward.

Demokratische Umtriebe und doctrinaire Grillen stehen nirgends mehr einem Aufblühen Deutschlands entgegen: wo zeigen sich denn aber erfreuliche Blüten und Früchte? Etwa auf dem frankfurter Bundestage? Ist er nicht so wortreich, aber auch so gedankenleer und thatenlos wie zuvor. Traurige Gründe aller Art haben unser großes Vaterland (ohne irgend genügende, unüberwindliche Veranlassung) in einen Zustand versetzt, wie er kaum jemals so beklagenswerth dagewesen. Fordert ihr Beweise? Nun so blickt hin auf Schleswig und Holstein, auf die deutsche Flotte, auf den Zollverein, auf das tyrannisirte Hessen, dessen beispielloses Elend Preußen nicht hinderte, das verblendete Baiern unbegreiflicherweise beförderte und mehrte, und wovon angeblich Oesterreich (allerdings auch nur nach einer sehr kurzsichtigen Betrachtungsart) den meisten Vortheil zog.

Wenn die sachlichen Verhältnisse im Innern und nach Außen nicht in ganz anderer, kräftigerer Weise aufgefaßt und behandelt werden, wenn die atomistische Zerbröckelung der einzelnen Staaten fortdauert, wenn nicht große Fürsten und Staatsmänner neu organisiren und begeistern; so geht

Deutschland (zwischen Frankreich und Rußland eingeklemmt) dem unglücklichen Schicksale Polens entgegen. — Unsere Pflicht ist, nicht zu verzweifeln, wohl aber, die sich aufdringende Wahrheit ernst und warnend auszusprechen.

Sechstens, zu Nr. 12. Die Vorlesung über Freiheit u. s. w. auf Universitäten ward zum Theil durch eine Rede Fichte's veranlaßt, welche derselbe über einen ähnlichen Gegenstand, jedoch von anderem Standpunkte aus gehalten hatte.

Siebentens. Gespräche über Krieg und Handel. Diese meine erste, 1806 durch Johannes Müller zum Druck beförderte und von ihm damals günstig beurtheilte Schrift charakterisirt Stimmung und Gesprächsweise jener Zeit; und was ich vor fünfundvierzig Jahren über freien Handel darin aussprach, ist noch jetzt an der Tagesordnung. Schon deshalb dürfte der Wiederabdruck wol gerechtfertigt erscheinen.

Achtens. Von allen meinen praktischen Arbeiten, die ich als Rath im Bureau des Staatskanzlers von Hardenberg lieferte, ist mir nur die Abschrift eines Aufsatzes geblieben, über den durch mehrere Verordnungen für die preußische Monarchie angeordneten, mit dem 24. Junius 1810 ablaufenden Indult. In unzähligen Eingaben, Vorstellungen, Berichten waren die verschiedensten Ansichten über dessen Nutzen oder Schaden, Fortdauer, Aenderung, oder Aufhebung vorgetragen, und es kam darauf an, den Gegenstand übersichtlich und unparteiisch von allen Seiten darzustellen und zu beleuchten. Gewiß hat derselbe eine sehr große, leider oft erneute Wichtigkeit, weshalb ich jenen Aufsatz hier abdrucken lasse. Auch dient er zur Widerlegung der Beschuldigung: daß ein junger Ausländer seine

oberflächlichen Theorien leichtsinnig in Preußen habe verwirklichen wollen. Man prüfte und erörterte damals sorgfältig nach allen Seiten, und scheute keine mühsame Arbeit.

Neuntens: Die Kritik der preußischen Behördenverfassung (geschrieben 1811) enthält manche Rückblicke auf frühere, jetzt fast vergessene Zustände, und ist aus dem Standpunkte jenes Jahres zu beurtheilen. Eine Nachahmung der französischen Einrichtungen (wie sie in dem neuesten preußischen Disciplinargesetze zu Tage liegt) ward schon damals von mir bekämpft und glücklicherweise durch Männer abgehalten, welche von den Weisen des letzten Tages als Revolutionaire bezeichnet werden.

Zehntens. Die Fragen über Werth und Bedeutung, Vorzüge und Mängel der preußischen Städteordnung sind in den letzten Jahren mit erneuter Lebhaftigkeit erörtert und zum Theil noch jetzt nicht in genügender Weise beantwortet und entschieden worden. Vielleicht kann das bereits im Jahre 1828 von mir Angeregte und Ausgesprochene hiezu einigermaßen beitragen; gewiß gehört es zur Geschichte dieses wichtigen Theiles der preußischen Gesetzgebung.

Eilftens. Als ich im Jahre 1833 behauptete: Sachsens Anschluß an den Zollverein werde diesem Lande großen Vortheil bringen, hielt man mich daselbst für einen Thoren, und die sächsische Regierung für unpatriotisch und verblendet. Nachdem eine vieljährige Erfahrung die damalige Voraussetzung jener Vortheile so glänzend bestätigt hat, sollte man es für unmöglich halten, daß die alten Irrthümer sich irgendwo wieder einnisten könnten: — aber was ist jetzt nicht in Deutschland möglich! Nützlich bleibt es bei diesen Verhältnissen, an die damaligen Ansichten wiederholentlich zu erinnern.

Zwölftens. Die Briefe über gesellschaftliche Verhältnisse der Gegenwart bedürfen keiner weiteren Erläuterung.

Dreizehntens. Die Erzählung: Eine venetianische Familie, ward 1815 in Venedig erfunden und niedergeschrieben; andere Versuche der Art sind verloren gegangen und nur die Wilhelmine (1833) ist aufbewahrt worden.

Vierzehntens. Der Aufstand in Spanien gibt (möglichst treu nach den Quellen) Geschichte in Gesprächen, macht aber, wie schon der Titel zeigt, gar keinen Anspruch darauf ein dichterisches Kunstwerk zu sein. Er ist genau so abgedruckt, wie ich ihn im Jahre 1831 niederschrieb, und zeigt (schon im sechzehnten Jahrhundert) die gewöhnlichen Stufenfolgen revolutionairer Bewegungen: von dem edelsten Beginnen und den löblichsten Zwecken, bis zu wildem Unrecht, gegenseitiger Schuld, unausbleiblicher Reue und einer öfter gewünschten, als wirklich eintretenden Versöhnung.

Berlin, 3. August 1852.

Inhalt.

I.
Reden.

1.

Rede, gehalten am 16. November 1822 zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Sr. Majestät des Königs von Preußen.

An dem heutigen Tage, wo wir das Fest der fünfundzwanzigjährigen segensreichen Regierung Sr. Majestät des Königs feiern, drängen sich so viele Erinnerungen und Betrachtungen, Gefühle und Urtheile hervor, daß nichts leichter scheint, als sie auf allgemein anziehende Weise auszusprechen. Bei näherer Prüfung verschwindet indeß dieser Schein gar sehr: denn es ist einerseits der Gegenstände, welche Erwähnung verdienen, eine zu große Zahl, als daß dieser Reichthum nicht bei dem Auswählen in Verlegenheit setzen müßte: und andererseits gestaltet sich wiederum die Theilnahme und Erinnerung zu persönlich, als daß irgend ein Einzelner für Alle genau den richtigen Ton treffen und die verlangten Punkte und Ansichten darlegen könnte.

Wenn ich trotz dieser Schwierigkeiten den ehrenvollen Auftrag übernahm, vor einer so erlauchten Versammlung zu reden; so lebte ich der Hoffnung: die allgemeine Stimmung werde heute weniger auf strenge Kritik des Mangelhaften gerichtet, als zu nachsichtiger Anerkenntniß des guten Willens geneigt sein. Auch halte ich es für Gewinn: deutsche Thaten, Einrichtungen und Empfindungen in deutscher Zunge vortragen zu dürfen [1]).

Wenige Zeitabschnitte der Weltgeschichte lassen sich dem gleichstellen, zu dessen Betrachtung der heutige Tag uns auffordert. Alles was in der menschlichen Natur verborgen liegt, hat sich mit solcher Kraft und Schnelligkeit entwickelt, daß der Inhalt ganzer Jahrhunderte dagegen nur ärmlich und wie ein Traum erscheint. Vom Erhabensten bis zum Nichtswürdigsten sind alle Tugenden und alle Laster in den wunderbarsten, anziehendsten und abschreckendsten Formen vor unsern Augen vor-

übergegangen; in fast unübersehbarem Wechsel hat sich das Schicksal nicht blos der Einzelnen, sondern auch der Könige und Völker verwandelt und wieder und wieder umgestaltet. Von dem Schrei des entsetzlichen Elends bis zu den Jubelgesängen des höchsten Glückes, liegen alle Abstufungen und Tonleitern in dieser fünfundzwanzigjährigen Geschichte, und wo man nur anschlagen mag, erklingt ein Chor von solcher Mannichfaltigkeit, daß Niemand dabei fühllos oder ungerührt bleiben kann. Ein Menschenleben reicht nicht hin, diese Zeit durchzudenken und durchzuempfinden; wie dürfte ich versuchen, Europas neuere Geschichte hier umständlicher zu entwickeln.

Wenden wir uns deshalb sogleich zu dem, was heut unsere Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch nimmt, zu der Regierung Sr. Majestät des Königs. Sie begann mit Besserungen mannichfacher Art: auf Ordnung und Sparsamkeit wurde gehalten, und der Werth des Einfachen und Gemäßigten anerkannt. Der König zeigte sich überall — es gibt kein größeres Lob — als ein ehrlicher, rechtlicher, friedliebender, gottesfürchtiger Mann; und wenn nicht die wilde Kraft schon damals schrankenlos um sich gegriffen hätte, seinen Grundsätzen wäre sie unterlegen. — Kein Einzelner, selbst nicht der Mächtigste, konnte indeß jene Zeiten beschwören: denn es war götzendienerische Verehrung des Bösen, welches sich mit blendenden Worten einschmeichelte und mit glänzenden Thaten seine innere Nichtigkeit verdeckte, zu allgemein verbreitet; es wußten so Viele dem revolutionairen Wahnsinn nur abgeschmackte Pedanterie entgegenzusetzen, oder priesen faule Hingebung als den Triumph der Weisheit an.

So erreichte der Sturm auch uns und beugte das, was sich für unwandelbar hielt, fast unglaublich rasch und furchtbar zu Boden. Aber wahrlich, Gott schickte dies Strafgericht in seiner Barmherzigkeit! Es diente, unsere Augen zu öffnen, uns von Irrthümern und Thorheiten zu reinigen, die Schlechten auszusondern und jedem Hochmüthigen die Demuth aufzuzwingen.

Daß aber Völker durch Unglück gebeugt werden und über ihre Sünden wehklagen, reicht nicht hin sie ins Leben zurückzuführen. Griechische Redner und hebräische Propheten, die nach Jahrtausenden in uns großartigen Zorn und erhabene Wehmuth erregen, konnten damals keine Thaten erzeugen. So (das weissagten Viele) werde es ebenfalls den Preußen ergehen; und kurzsichtig genug meinte auch Bonaparte: der, nach dem Frieden fortgesetzte Krieg, solle mit den Kräften auch den Muth und die Hoffnung völlig vernichten. Sein buchstäblich ausgesprochener Hauptzweck war (nie soll man das vergessen), durch Peinigen,

Zerreißen, Zerstückeln, Vertauschen, Verschenken, Deutschland sich selbst zu entfremden [*]), und nach Vertilgung alles deutschen Geistes, willenlos seinem Triumphwagen anzuschmieden. Sehr richtig sah er: seine Natur und die wahrhaft deutsche sei ewig unverträglich; allein indem er, vorgebend die Revolution zu beenden, dennoch ausschließlich den Massen und der Gewalt vertraute, mußte er sich selbst den Untergang bereiten. Die Masse des preußischen Staats hatte er vermindert und ihn, seiner Meinung nach, aufs Aeußerste geschwächt: daß aber die, von ihrem Könige und ihren Mitbürgern Losgerissenen, einem fremden Herrscher und fremden Einrichtungen Ueberantworteten, hiedurch in Liebe und Treue nur noch enger mit ihrem alten, leidenden Vaterlande vereinigt wurden, das war er zu begreifen und zu würdigen außer Stande.

Mit dem höchsten Unglücke Preußens, Niemand kann dies leugnen, beginnt sein höchster Ruhm. Wer hätte sich gewundert, wenn man nur an die nächsten Bedürfnisse gedacht, alle höheren Zwecke und Bestrebungen preisgegeben, der glorreichen Geschichte des Staats vergessen und eine eigene Bahn für immer aufgegeben hätte? So aber dachte der König keineswegs! Auch im Unglück erkannte er die unvertilgbare Größe seines Berufs, das Unglück befestigte seine Grundsätze und stärkte seine Kräfte; er stellte sich und sein Volk auf eine Höhe, welche die bloß weltklugen Betrachter jener Zeit thöricht schalten, welche aber eine ächte Wiedergeburt bezweckte und herbeiführte. Ja, es ist fast beispiellos in der Geschichte, daß in Zeiten scheinbar größter Erniedrigung, der Muth des Willens und Charakters sich so beharrlich und mächtig entwickelte, daß es als erster Grundsatz von oben herab ausgesprochen und in allen Kreisen danach gehandelt wurde: Preußen könne, werde, müsse sich zu einem neuen, vielseitigen Ruhme erheben! — Für alle Zweige der inneren Verwaltung war bis zum Jahre 1813 die Gesetzgebung schon unaufhaltsam vorgerückt, und wenn sich auch einzelne Erinnerungen gegen dieselbe machen lassen, so ist es mehr als übereilt, keine Rücksicht darauf zu nehmen, in welcher Lage und von wie vielen Seiten beschränkt der König damals nebst seinen Dienern war. Während Bonaparte alle Mittel anwandte den letzten Thaler zu erpressen, wurden Schulen und Universitäten mit großer Freigebigkeit gegründet; denn der König wußte, daß geistige Bildung für ein Volk niemals bedeutungslos und unfruchtbar ist. Von dem bequemen Aberglauben jedoch, womit Manche sich beruhigten, als könne Kunst und Wissenschaft nach dem Untergange der Freiheit und Unabhängigkeit eben so gut, ja noch besser und ungestörter emporblühen,

hielt ihn Einsicht und Gefühl gleich weit entfernt. Deshalb wurden, selbst während fremder Einlagerung, die Besiegten zu einem Kriegsmuthe und Kriegsgeschick erzogen, von denen die Sieger keine Ahnung hatten.

Die glorreichen Jahre von 1813 bis 1815 waren nicht der Anfang, sondern die Folge, die Blüthe, die Frucht einer allseitigen Erneuung und Kräftigung. Der König fand sein Volk so treu, so begeistert, so ausdauernd, wie er es erwartete, und von einer Stelle, wo man diesem, angeblich abgestorbenen Volke, nicht einmal das Dasein mehr vergönnen wollte, kam es, mit fast unglaublicher Schnelligkeit bis zu so glorreichen Zielen, daß selbst fremde Beurtheiler ihm und seinem tapferen Könige den ersten unter den Siegeskränzen Europas zuerkannten; und nicht Umfang oder Fruchtbarkeit des Bodens, nicht Zahl der Einwohner, sondern Geistesgröße und Heldenmuth stellten Preußen vollgültig den größten Mächten zur Seite. Durch welche Mittel aber dasselbe auf dieser Höhe zu erhalten, was in der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs für die innere Entwickelung geschehen ist, welche wahrhafte Fortschritte statt fanden; dies dürfte, weil es sich minder als die Ereignisse jener unglücklichen und glücklichen Kriegsjahre dem Gedächtnisse einprägt, oder übersichtlich neben einander stellt, hier einer genauern Darlegung bedürfen.

Ehe wir jedoch zu den öffentlichen Einrichtungen übergehen, müssen wir der häuslichen und Familienverhältnisse des Königs erwähnen: denn die Stellung, das Benehmen eines Königs als Ehemann und Vater ist von der höchsten Wichtigkeit; es wird vielen Tausenden ein Vorbild, findet an Tausenden ein Gegenstück. Sobald Unkeuschheit und Sittenlosigkeit sich auf dem Throne zeigt, dort einen unverhohlenen Schutz oder erkünstelten Deckmantel findet; so verbreitet sich das Gift mit unglaublicher Schnelligkeit durch alle Stände und löset mit den Grundlagen des häuslichen Kreises, auch alle Stützen der bürgerlichen Ordnung auf.

Wenden wir uns indeß, anstatt abschreckende Beispiele aufzusuchen, zu unserm Könige, der nicht bloß anderen hierin tadelnswerthen Herrschern, sondern selbst ehrenwerthen Bürgern zum Muster dienen kann.

Welche Familie lebt in größerer Einigkeit und Liebe, wie verständig und angemessen ist die Erziehung der Kinder, wie sind die Freuden des häuslichen Kreises auf höchst seltene Weise mit der Thätigkeit für ein ganzes Volk gepaart. In glücklichen Tagen verbreitete die schönste, nicht nur der Königinnen, sondern der Frauen, überall Heiterkeit und Anmuth; und während

unglücklicher Zeiten, wo sie männlichen Muth bewundernswerth entwickelte, blieb dieser Kreis ein fremden Verleumdungen unantastbares Heiligthum. Wer hätte nicht gewünscht, daß die holde Gattin, die edle Königin, nach so bittern Leiden die Befreiung ihres Volkes, das glänzend hergestellte Glück ihres königlichen Gemahls erlebt und getheilt hätte!

Ihm gab jedoch ihr Tod eine neue Gelegenheit sich vor Unzähligen auszuzeichnen. Gleich weit entfernt von bitterer Resignation und leichtsinnigem Vergessen, nahm er die höhere Fügung mit christlicher Demuth und Ergebenheit auf. Der Schmerz diente seinem männlichen Gemüthe zur Stärkung und Reinigung und ward von ihm zu der seltenen Höhe verklärt, wo er, wie auch die Zukunft sich gestalte, als ein ernster und doch milder Engel, dem ganzen Leben zur Seite stehen kann.

Solch ein Gatte und Vater verdient in seinen Kindern volles Glück zu erleben, und es wird ihm zu Theil. Sein Erstgeborner ist herangereift zur ersten Stütze seines Thrones; und wir sehen die in der Geschichte fast nie vorkommende und daher doppelt ehrwürdige Erscheinung: daß ein König zutrauensvoll seinen Sohn zur Theilnahme an den wichtigsten Regierungsgeschäften beruft, und daß dieser in Liebe und Dankbarkeit anerkennt, welch eine heilsame, beinahe allen Kronprinzen versagte Vorbildung ihm hiedurch zu Theil wird.

Auch auf die Staatsbeamten hat die Persönlichkeit jedes Königs einen erheblichen, die des unseren also einen höchst vortheilhaften Einfluß. Denn mag im Einzelnen, wie überall, etwas zu tadeln sein, im Ganzen läßt sich mit Wahrheit behaupten: daß jene in Hinsicht auf Kenntnisse, Fleiß und Redlichkeit denen keines fremden Landes nach, wohl aber manchen voranstehen.

Selbst minder gute Verwaltungsformen werden durch solch eine persönliche Tüchtigkeit der Beamten übertragen; wie sehr man sich aber bestrebte diese Formen zu vervollkommnen, ist allbekannt. Orts-, Landschafts- und Reichsbehörden stehn in angemessener einfacher Ordnung über einander, das Staats-Ministerium, der Staatsrath und die General-Controlle erleichtern gründliche Berathungen und allgemeine Uebersichten der Gesetze und des Staatshaushalts. Die Eintheilung der Ministerien nach Gegenständen und der landschaftlichen Behörden nach Landschaften, verhindert daß nicht mehr, wie wohl ehemals, bald das Interesse für einen Zweig der Verwaltung, bald das Interesse für eine Landschaft einseitig vorherrscht. Die größere Selbstständigkeit der Regierungen wird sich, je mehr man daran festhält, desto nutzbarer zeigen, und die zur Ent-

werfung von Planen für die Vereinfachung des Geschäftsganges angeordnete Commission nicht ohne heilsame Folgen bleiben. Daß endlich der König, trotz der lockenden Beispiele Frankreichs und des irrigen Anpreisens Getäuschter, statt der deutschen collegialischen Behördenverfassung, schlechterdings nicht die Tyrannei des Präfecturwesens annahm und einführte, ist einer der erfreulichsten und heilsamsten Beschlüsse.

In Hinsicht der Gesetzgebung und Rechtspflege haben die erlauchten Vorfahren des Königs, insbesondere Friedrich II. schon so viel gethan, daß große Veränderungen nicht nothwendig und nützlich erschienen; doch bleibt Friedrich Wilhelm III. der Ruhm, daß er, auf der betretenen Bahn verharrend, zur Besserung des noch Mangelhaften aufmunterte, durch eine mehr umfassende und vorsichtigere Berathung aller Gesetze, jede Einseitigkeit und Uebereilung erschwerte, für ihre Bekanntmachung zweckmäßigere Formen vorschrieb, und endlich ein eigenes Ministerium anordnete, um zu prüfen, in wiefern das Landrecht und die Gerichtsordnung noch den Bedürfnissen und gegründeten Forderungen der Zeit angemessen sei. Die neue Abgrenzung der Gerichtsbezirke, die unabhängigere Stellung der niederen Richter, die genauere Sonderung der Rechtspflege von der eigentlichen Verwaltung, sowohl bei den Regierungen als in den Städten und auf den Domainen, die Beschränkung manches befreiten Gerichtsstandes, z. B. beim Heere; diese und andere Veränderungen werden von Kennern als erhebliche Fortschritte bezeichnet.

Nicht minder rühmliche Erwähnung verdient die neue Criminal-Ordnung, bei deren Entwerfen man benutzte was Erfahrung und Wissenschaft darbot, und bemüht war den übertrieben rauhen Geist mancher früheren Form zu verdrängen. Eine Untersuchung der, in unsern Tagen so lebhaft angeregten Frage: ob diese Proceßform, oder die in den rheinischen Landschaften eingeführte, den Vorzug verdiene, gehört nicht hieher; das größte Lob verdient aber gewiß der König, indem er, leidenschaftlichem Lobe und leidenschaftlichem Tadel gleichmäßig sein Ohr verschließend und den letzten Beschluß vorsichtig aussetzend, eine gründliche unbefangene Prüfung anordnete und dabei buchstäblich äußerte: „Ich will, daß das Gute, überall wo es sich findet, benutzt und das Rechte anerkannt werde".

Bei so edler Gesinnung, so willigem Eingehen in die irgend billigen Wünsche seines Volkes, bei so großer Entfernung von dem Aberglauben, daß in einem Staate wie Preußen Alles und Jedes über eine Form geschlagen werden könne und solle, — muß die Einsicht, die Zufriedenheit, das Wohl der Unterthanen von Tage zu Tage wachsen.

Eben so wenig wie bei der Rechtspflege (sprechen Manche, welche nur der neueren Grundsätze, nicht der neueren Ereignisse gedenken) hätte man beim Kriegswesen erhebliche Veränderungen machen, oder sich der Einbildung hingeben sollen, als könne man das überbieten, was schon in dieser Hinsicht unter Friedrich II. bestand. Wer darf den Ausspruch der Geschichte antasten, welcher binnen 1800 Jahren nur ihn für würdig erklärte, als Feldherr neben dem ersten der Cäsarn und in so vieler Beziehung über ihm zu stehen? Wer ist so unempfindlich, daß er sich nicht in das Heldengefühl hineinversetzen könnte, welches damals jeden preußischen Soldaten belebte? Wer wagt die Bewunderung zu bekritteln, welche selbst die bittersten Feinde dem preußischen Heere zollen mußten? — Weit entfernt ist wohl jeder von so unpatriotischem Frevel: allein in dem Maaße als man die Größe jener Erscheinungen, die Wunder der Kriege Friedrich's II. anerkennt; in dem Maaße; als man anerkennt, wie schwer die Aufgabe war hier noch zu bessern, wie bedenklich der Entschluß irgend etwas an dem zu ändern, was ein Mann wie er gegründet und was sich unter ihm so bewährt gezeigt hatte: — in dem Maaße müssen wir den Verstand und Muth lauter preisen, womit der König (bei aller Vorsicht und Abneigung gegen Uebereilungen) dennoch die wichtigsten Aenderungen anbefahl, welche, wie sich vollkommen beweisen läßt, durchaus zeitgemäß waren und die unleugbarsten und größten Fortschritte in sich schließen.

Der erste große Fortschritt trat ein durch das Gesetz über die Behandlung und Bestrafung der Soldaten. Mehre der Gegenwärtigen werden sich noch erinnern, auf welche herzzerreißende Weise ehemals, oft um geringer Versehen willen, die härtesten Leibesstrafen vollzogen wurden. Man konnte eher begreifen, daß Jemand sich umbringe um solcher Behandlung zu entgehen, als daß er für das Vaterland zu sterben Neigung, Muth und Hoheit der Gesinnung besitzen könne. Durch des Königs Befehl sind alle körperliche Bestrafungen, welche sonst von der Willkür jedes Vorgesetzten abhingen, aufgehoben; sie können nur zu Folge eines Stand- oder Kriegsrechts, und nur für wirkliche Schlechtigkeiten und Verbrechen eintreten. Das zweideutige point d'honneur, dessen Kenntniß und Besitz sich früher einige Wenige beilegten, hat sich in echtes Ehrgefühl verwandelt und ist ein Gemeingut geworden. Jeder preußische Soldat ist ein Mann von Ehre und aller Ehrenzeichen würdig, und die Nachwelt wird es kaum glauben, daß manche Deutsche behaupteten: nur der französische Soldat verstehe und verdiene eine so ehrenwerthe Behandlung!

Dies Misverständniß entsprang jedoch nicht ganz unnatürlich aus einem anderen Uebel. Man wähnte die Streitkräfte des Staats durch Werbung im Auslande zu verstärken, vergeudete aber der Wahrheit nach das Geld und bekam in der Regel statt echter Krieger loses nichtsnutziges Gesindel, welches freilich der körperlichen Züchtigung bedurfte, um nur einigermaßen in Ordnung gehalten zu werden und dessen Desertion man füglich als Gewinn hätte betrachten können.

Die Aufhebung des Werbens von Ausländern ist also der zweite große Fortschritt, woran sich die allgemeine Kriegspflichtigkeit als der dritte anschließt. Denn, so viel Bedenken sich auch über das Einzelne, über die Verbindung und Aussöhnung mit anderen höchst wichtigen Zwecken und Beschäftigungen aufstellen lassen, immer bleibt im Allgemeinen unleugbar: daß ein Volk, welches sich fremden Söldnern anvertraut und es nicht für ein Recht und eine Pflicht hält, das Vaterland selbst zu vertheidigen, unfehlbar erschlaffen und zu Grunde gehen muß.

Auch ist die Kriegspflicht durch die kürzere Dienstzeit erleichtert und durch das System der Landwehr wird eine Minderung des stehenden Heeres möglich, während die wahre Kriegsmacht ununterbrochen wächst. Niemand ist mehr das ganze Leben lang an einen Stand gekettet, der ihm eben durch diesen Zwang und weil Andere, oft aus ganz unzureichenden Gründen von aller Theilnahme frei blieben, höchst widerwärtig erschien; vielmehr geht jetzt ein jeder aus dem Volke durch diese Schule des Gehorsams, der Ordnung, der Umsicht und kehrt nicht, an Sinn und Sitte verschlechtert, sondern veredelt in seine Heimath zurück. So steht jetzt das Heer in einem durchaus andern und segensreicheren Verhältnisse zum Volke, wie ehemals.

Der vierte große Fortschritt beruht darauf: daß jedem Stande, jedem Talente, die kriegerische Laufbahn in allen Theilen des Heeres eröffnet ist. Seitdem muß sich nothwendig unter den Officieren mehr Kriegsmuth und Kriegsgeschick, mehr Liebe und Begeisterung für ihren Stand finden und entwickeln, als in Zeiten, wo Zufälle und äußere Verhältnisse zum Dienste trieben, oder davon ausschlossen. Mit Recht verlangt man aber vom Officiere jetzt mehr wie ehemals: er soll auch in Hinsicht der Kenntnisse zu dem gebildeteren Theile des Volkes gehören und dadurch den allgemeinen Anspruch auf Beförderung erst zu einem persönlichen Rechte erheben. Die Gelehrsamkeit schlägt freilich den Feind nicht allein, die Unwissenheit thut es indessen noch viel weniger; und es wäre aberwitzig, wenn Jemand ungeschlachte Rohheit, ja wahre Laster als Vorübung und Zeichen der Kriegstüchtigkeit und des Heldenmuthes anpreisen, hingegen die wahre

Wissenschaft und Tugend (welche immer Hand in Hand gehen) an dieser Stelle abweisen, ja als verderblich anklagen wollte. Zum Glück hegen die jungen Officiere diesen Irrthum nicht, und auch wir haben in diesen Hörsälen die erfreulichsten Beweise von ihrem großen Fleiße und ihrer eifrigen Theilnahme an wissenschaftlichen Vorträgen.

Wenn die Regierung des Königs in Hinsicht auf Krieg und kriegerische Einrichtungen glorreich und preiswürdig erscheint; so verdient sie, ein seltenes Beispiel von vielseitiger Ansicht und Einsicht, gleichen Ruhm wegen dessen, was für Schulen und Universitäten, für Wissenschaft und Kunst gethan ward. — Faßt man zunächst die Form der Verwaltung ins Auge, so ist an die Stelle von mehren vereinzelten, oder unangemessen neben- und übereinander gestellten Behörden, eine einzige höchste, jetzt das Ministerium für die geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten getreten, welchem alle allgemeinen, wissenschaftlichen und Kunstanstalten, nebst den dazu gehörigen Instituten nnd Sammlungen untergeben sind; und auf ähnliche Weise stehen die landschaftlichen und Ortsbehörden allen niedern Kreisen vor. Erst hierdurch ward eine planmäßige und zusammenhangende Bearbeitung und Leitung des Ganzen und Einzelnen möglich.

Für die Elementarschulen, diese minder glänzenden, aber höchst wichtigen und wirksamen Anstalten, sorgen jetzt in den Städten besondere Schuldeputationen, und auf dem Lande, mit zweckmäßigen Anweisungen versehene Schulvorstände. Genauer, wie ehemals, ist gesondert, was für jene Schulen dem Staate, was den Gemeinen oder Patronen zu thun obliegt. Jener ist immer mit großmüthigen Bewilligungen und außerordentlichen Unterstützungen vorangegangen, und diese sind fast überall den Absichten und Planen des Monarchen und der Behörden mit löblicher Bereitwilligkeit entgegengekommen. Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Einnahme der Schullehrer, die Freundlichkeit ihrer Wohnungen, der Umfang ihrer Gärten und — das wichtigste — die Zahl ihrer fleißigen Schüler. Weit entfernt, diese Schüler, wie es Manche sehr irrig verlangten, durch eine Unzahl von Lehrgegenständen zu zerstreuen und eine verderbliche Halbwisserei zu erzeugen, wird (nach des Königs ausdrücklichem Befehle) überall dahin gearbeitet, sittliche, gottesfürchtige, verständige und für ihre künftige Bestimmung angemessen und genügend vorbereitete Menschen zu erziehen. Die Lehrer für diese Elementarschulen bildet man großentheils in Seminarien, von denen unter der jetzigen Regierung eilf sehr erweitert, eilf ganz neu gegründet sind.

Einige entbehrliche, oder minder vollkommene Gymnasien

wurden in Bürgerschulen verwandelt; andere dagegen an zweckmäßiger Stelle, z. B. in Cöslin, Ratibor und Gleiwitz, neu angelegt. Fünfundsechszig Gymnasien verdanken dem Könige eine große Erweiterung ihrer Einrichtungen, Bibliotheken, Sammlungen und Einnahmen, und manche Städte (so Berlin, Breslau, Königsberg, Danzig, Elbing) haben auch ihrerseits zur Verbesserung dieser Lehranstalten auf löbliche Weise beigetragen. Philologische und pädagogische Seminare dienen zur Bildung der Gymnasiallehrer und eifrige junge Schulmänner werden durch königliche Milde in den Stand gesetzt, auch die Einrichtungen des Auslandes kennen zu lernen. Angemessen eingerichtete Prüfungen verhindern daß Unwissende sich einschleichen, und mit Recht wird die Frage nach Sitte, Zucht und Tugend der Lehrer, über die Frage nach den Kenntnissen nicht mehr ganz zurückgesetzt.

Für das Privatschulwesen sind unter der jetzigen Regierung Vorschriften ergangen, welche dasselbe unter gehörige Aufsicht stellen, ohne es zweckwidrig zu binden und in öffentliches Schulwesen zu verwandeln.

Vor Allem glänzend zeigt sich die Fürsorge des Königs in Bezug auf die höchsten Lehranstalten. Zwei Universitäten, Berlin und Bonn, ganz neu gegründet, alle anderen so verändert, erweitert, bereichert, daß man, im Vergleich mit dem Frühern, auch sie neu nennen könnte. Und — ich muß es wiederholen — dieser Glaube an die höchste Wichtigkeit des geistigen Lebens sprach sich am lautesten in einer Zeit aus, wo die Meinung, man lebe vom Brote allein, kaum unnatürlich erschienen wäre; jene überaus reichen Bewilligungen, besonders für Berlin und Breslau, fallen in eine Zeit, wo ängstlicher Geiz Vielen auf ihrem niederen Standpunkte nicht bloß entschuldigt, sondern als Pflicht erschien. — Sonst war manche Anstalt, die sich auch Universität nannte, ein höchst beschränktes Institut; jetzt hingegen finden wir, außer dem [illegible] und [illegible], noch theologische, philologische und pädagogische Seminare, Anstalten mannichfacher Art für Aerzte und Wundärzte, Geburtshülfe und Anatomie, große Sammlungen von Thieren, Pflanzen und Steinen, botanische Gärten, Werkstätten für Naturlehre und Scheidekunst, Sternwarten und reiche Büchersammlungen. Hoffnungsvolle junge Männer erhalten Unterstützung, um sich zu tüchtigen Universitätslehrern heranzubilden, und Gelehrte durchreisen mit königlicher Hülfe nicht bloß die Länder Europa's, sondern dringen vor bis zu unbekannten Gegenden fremder Welttheile.

Einer gleichen Förderung war die Wissenschaft [illegible]

sich die Kunst. Sammlungen aller Art wurden angekauft, Schulen errichtet, Lehrlinge ermuntert und — ein Beweis noch größeren Lebens — Kunstwerke von einheimischen Künstlern erschaffen, welche gleichmäßig die hohe Geschicklichkeit und den Geist der Urheber, den richtigen Sinn und die Dankbarkeit des Königs, so wie den Ruhm des Vaterlandes beurkunden[3]).

Diese freudige Darstellung unterbrechend wird aber der Einwand laut: muß nicht diese vielfache Beförderung der Kunst zur Ausartung führen? Jener Reichthum wissenschaftlicher Anstalten den ächten Lebensquell ertödten und höchstens ein alexandrinisches Zeitalter herbeiführen? Zur Antwort: wo Kunstwerke die Helden und Heldenthaten der Gegenwart verewigen, ist noch keine Ausartung eingebrochen; sondern nur diejenige Höhe der Bildung vorhanden, ohne welche der Muth preußischer Krieger nicht von dem amerikanischer Wilden zu unterscheiden wäre. — Jene wissenschaftlichen Anstalten haben die Männer, welche ihnen vorstehen und sie benutzen, noch nicht in bloße Maschinen verwandelt; es mangelt ihnen nicht diejenige Begeisterung, welche der Massen Herr wird und ihnen erst Leben einhaucht, sie unterscheiden todte Gelehrsamkeit sehr scharf von echter Wissenschaft.

Freilich kann sich da, wo es gar keine Wissenschaft giebt, die falsche nicht zeigen; aber diese findet ihr bestes Heilmittel an der wahren und durch die wahre, und es erscheint als bloßer Aberglaube, wenn man immer nur von der Allmacht jener spricht und diese behandelt als sei sie ganz ohnmächtig. Es ist der höchste Beruf der Universitätslehrer, und jeder übt ihn nach Kräften, wahre Wissenschaft und Tugend zu verbreiten; allein über Irrthümer sind sie keinesweges erhaben, so wenig als der Arzt, welcher Krankheiten oder Irrthümer zu heilen unternimmt. Auch steht die allgemeine Regel fest: daß den Universitäten selbst am meisten daran liegt und liegen muß, sich rein zu halten von aller Verkehrtheit unter Lehrern und Schülern. Hiefür Beweise zu geben, ist heute nicht an der Zeit, wohl aber verdient es hervorgehoben zu werden: daß der König das Wesen vom Scheine zu sondern, etwanige Ausnahmen als solche zu betrachten verstand und seine Gnade um derentwillen nicht von den Universitäten abzog, oder die Lehrfreiheit so beschränkte, wie manche Kurzsichtige es nach geringhaltigen Beispielen wohl räthlich fanden.

Ist aber nicht (ich darf die Frage keinesweges übergehen) durch eine übertrieben strenge Censur die geistige Entwickelung jetzt in ungebührliche Fesseln geschlagen worden? Ob durch Strafen nach dem Drucke oder durch Aufsicht vor dem Drucke besser Wahrheit, Recht und Anstand gefördert werde,

läßt sich hier nicht untersuchen; zugestehen wird indessen jeder, daß dort die Strafen zu hart, hier die Aufsicht pedantisch sein, in beiden Richtungen also große Uebelstände eintreten können. Nicht minder muß der aufmerksame und unbefangene Beobachter einräumen: es sei höchst verderblich, wenn man eine ruchlose, aller Sitte und Religion feindliche Unzahl von Blättern zu Spottpreisen über ein ganzes Land verbreiten und das Volk geistig verpesten darf; und es sei andererseits nicht minder verderblich, wenn anständige Untersuchungen gehemmt, die beschränkte Meinung des Censors für unfehlbare Weisheit ausgegeben und selbst die Verbreitung anerkannt klassischer Schriftsteller des Vaterlandes verboten wird. Diese beiden Uebertreibungen und Ausartungen finden sich in Europa, aber Gott Lob nicht bei uns; und so sind wir vielleicht der glücklichen Mitte näher, als Manche glauben, wenn anders (was freilich immer von höchster Wichtigkeit ist) die bestehenden Gesetze mit Verstand und von unbescholtenen Leuten zur Anwendung gebracht werden. Und hier, behaupte ich, daß wenigstens im Vergleich mit den älteren Formen, ein Fortschritt unleugbar sei. — Sonst war nämlich der Ausspruch eines einzelnen Censors schlechthin entscheidend und jede etwanige Beschwerde über ihn ward, weil gesetzlich und als Regel keine höhere Instanz vorhanden war, wie eine Anklage seines Verstandes und seiner Gesinnung betrachtet. Jetzt steht die Berufung vom Censor an den Oberpräsidenten und von diesem an das Obercensurcollegium frei.

Wenn nur eine dieser drei Behörden die Erlaubniß zum Drucke gibt, hat der Verfasser seine Sache gewonnen, ohne daß etwa von Amtswegen eine Klage gegen ihn bei der höhern Stelle angebracht oder fortgesetzt würde. — Eine andere große Besserung liegt darin: daß in letzter Instanz kein Einzelner, sondern eine Art von Geschworenengericht entscheidet, welches aus zwölf wissenschaftlich und doch so verschieden gebildeten Männern besteht, daß einseitige Tyrannei von ihnen nicht zu besorgen, vielmehr zu wünschen ist: ihr Gutachten möge in allen hieher gehörigen Dingen erfordert und berücksichtigt werden [4]).

Nirgend zeigt sich, bei Vergleichung mit früheren Zeiten, größere Freiheit des Denkens und Prüfens, als in religiösen Angelegenheiten; denn Zwang kann wohl Heuchelei, aber keine wahre Gottesfurcht erzeugen. Nur bei den Forderungen an die Bildung und Zucht der Geistlichen, finden wir jetzt Strenge, sonst überall Milde und väterliche Vorsorge. Lutheraner und Reformirte reichen sich freundlich die Hände, die Verschiedenheit ihrer Ansichten nicht höher anschlagend, als Christi Gebot der Liebe. In den neugegründeten Synoden finden die früher zu

sehr vereinzelten Geistlichen einen heilsamen Mittelpunkt, ihre Gedanken über Theologie und Kirchenwesen auszutauschen und sich über angemessene Besserungsvorschläge zu vereinigen. Nirgend ist, wie in den gerühmtesten Staaten Europas, von einer Staatsreligion die Rede, welche es zur Pflicht machte, die Christen anderer Bekenntnisse hülflos sich selbst zu überlassen, oder gar zu verfolgen und von bürgerlichen und politischen Rechten auszuschließen. Auf dieser ächten Duldung und Gottesfurcht, wofür der König selbst ein so ehrwürdiges Beispiel gibt, auf dem echten Christenthume, welches der ächten Wissenschaft niemals widerspricht, ruht der Staat als auf seinen ersten Grundpfeilern; wir müssen jedoch, um unsere Uebersicht zu vollenden, noch einige, mehr irdische Gegenstände betrachten.

Die Verhältnisse der europäischen Staaten erfordern, so lange nicht die Kosten und die Zahl der stehenden Heere noch weit mehr vermindert werden, große Abgaben, und aus diesen folgt wiederum, weil man nicht alles an einer Stelle nehmen kann, ein verwickeltes System der Finanzen. Auch Preußen hat diesen Uebeln keineswegs ganz entgehen können, und es fragt sich nur: ob man mit Verstand und Kraft das benutzt und durchgesetzt hat, was Wissenschaft und Erfahrung auf diesem Boden darbieten und verlangen. Ich erlaube mir in dieser Beziehung folgende Bemerkungen:

Erstens: Der König hat immerdar die größte Abneigung gezeigt, irgend eine Steuer zu erhöhen, und seine Zustimmung nur gegeben, wenn die dringendste Noth, oder nicht zu beseitigende Veränderungen der Bedürfnisse und Preise dazu zwangen, und redliche Männer nach wiederholter Prüfung eine solche Lage der Dinge anerkannten und bezeugten. Und selbst dann gab der König mehre male, statt seinem Volke neue Lasten aufzubürden, lieber das, was der Unbilligste als sein Privateigenthum anerkennen mußte.

Zweitens: Hat man sich aufs ernstlichste bemüht, bei allen Finanzeinrichtungen und Steuern die minder drückenden auszuwählen und so zu gestalten, daß sie in ihrer Rückwirkung mit Vortheilen verbunden wurden. So sind (der Wegegelder für neue treffliche Kunststraßen oder ähnlicher Abgaben nicht zu erwähnen) bei der wichtigen Veränderung des Zollsystems, die vielen höchst lästigen Binnenzölle aufgehoben; bei Veränderung des Accisesystems statt unzähliger Gegenstände jetzt nur wenige besteuert und die unerträgliche Sperre zwischen Stadt und Land aufgehoben. Ohne Hindernisse fährt der Reisende jetzt durch das ganze Reich, ohne Hindernisse fährt der Landmann zur Stadt und wird nicht um Kleinigkeiten willen aufgehalten und geäng-

stet. Ungehindert siedelt sich jeder Thätige da an, wo er am meisten zu nützen und zu gewinnen hofft und die verwickelte Lehre von den Gewerben, welche man nur innerhalb oder außerhalb der Stadtmauern treiben dürfe, ist dahin gefallen. Aufgehört haben lästige Monopole des Staats, wie die Tabacksregie, beseitigt ist das Tadelnswerthe der Salzsteuer, verworfen ist das, auf die niedrige Klasse des Volks so nachtheilig wirkende Lotto. An die Stelle mancher großen Domanialwirthschaft mit einem Pächter und vielen Knechten, sind freie Bauerhöfe entstanden und doch dies System des Abbaus nicht so übertrieben worden, daß die, für das Fortschreiten der Landwirthschaft und die Versorgung der Städte nothwendigen, größern Güter ganz aufgelöst wären. Auch hat man mit Recht daran gedacht, aus den großmüthig zur Abhelfung allgemeiner Noth hergegebenen Domainen so viel auszusondern, als der König und sein Haus bedürfen, damit nie die unsinnige, in fremden Ländern bisweilen von Böswilligen ausgesprochene Behauptung Glauben finde: deren Erhaltung sei für das Volk eine Last. Vielmehr würde sich, wenn man bei uns das Eigenthum der königlichen Familie und was sie erspart, erkauft, erheirathet hat, ausmittelte und nach privatrechtlichen Grundsätzen feststellte, augenscheinlich ergeben: der König sei der Reichste und am höchsten Besteuerte im ganzen Staate. Also auch von dieser Seite her hat unser Steuerwesen einen oft verkannten eigenthümlichen Vorzug; wogegen die Mäßigkeit des Königs in Hinsicht alles dessen, was zu seinem und der Seinigen Haushalt gehört, von jedem anerkannt und gepriesen wird.

Warum dessen ungeachtet Schulden vorhanden sind und gemacht werden mußten, läßt sich hier nicht umständlich darlegen. Damit jedoch nicht alle Andeutung zur Berichtigung etwanigen Irrthums fehle, bemerke ich Folgendes:

Beim Antritte seiner Regierung fand der König 49 Millionen Schulden, und bis 1806 waren bereits 23 Millionen getilgt. Außerdem wurden binnen dieser Zeit zu unleugbaren Landesverbesserungen (zu Kanälen, Kunststraßen, Ansetzung von Kolonisten, Herstellung abgebrannter Orte, Bau von Kirchen und Schulen u. s. w.) an 25½ Millionen Thaler und selbst während der Unglücksjahre von 1808—12 1½ Millionen verwendet. Seit 1814 ferner sind an 92 Millionen außerordentliche Ausgaben bestritten, zu Festungs- und Kasernenbau, Anschaffung von Kriegsgegenständen, Ausgleichung der Kriegsschäden, Uebernahme von Schulden der alten oder neu gewonnenen Landschaften und für sehr viele andere, das Wohl und den Reichthum des Landes und Staates erhöhende Gegenstände.

Seitdem nun aber außerordentliche Verhältnisse und Quellen aufgehört haben, und durch eifriges Bemühen der dazu angestellten Behörde eine genaue Uebersicht des Staatshaushalts möglich ist, wird man, nach dem strengen Befehle des Königs, nicht nur das Gleichgewicht der gewöhnlichen Ausgaben und Einnahmen herstellen, sondern auch einen Ueberschuß zur Bestreitung der sich immer findenden außerordentlichen Ausgaben bereit halten. Erwähnung verdient es indessen noch, daß die Regierung stets der verführerischen Lockung widerstand, das Papiergeld übermäßig zu vermehren. Unsere Tresorscheine gelten dem baaren Gelde gleich; welcher Staat kann sich einer ähnlichen Erscheinung rühmen?

In genauer Verbindung mit dem Finanzsysteme steht das, was unter der Regierung des Königs für die Klassen von Einwohnern geschah, deren wir noch nicht (wie der Krieger, Geistlichen, Schullehrer u. s. w.) im Einzelnen erwähnten.

Den Bauern — wir stellen das Wichtigste voran — wurden die Fesseln der Erbunterthänigkeit abgenommen und das Recht gegeben, nicht bloß Grundeigenthum zu erwerben, sondern auch ihr Eigenthum überhaupt frei zu gebrauchen. Der Vorspann, die Fouragelieferung, Lasten, welche in neuern Zeiten außerordentlich gewachsen waren, blieben nicht, wie früher, dem Bauernstande allein aufgelegt und Mahl-, Getränke- und Musikzwang verschwanden vor den neueren Gesetzen. Die gutsherrlichen oder bäuerlichen Verhältnisse wurden umgestaltet und gründliche Vorschriften über Gemeinheitstheilungen, Dienstablösungen und andere hierher gehörige Punkte ertheilt. Zum Beweise, wie eingreifend und folgereich diese Gesetze waren, führe ich an, daß, abgesehen von der sehr großen Zahl von Aenderungen, welche in dieser Beziehung ohne alle Theilnahme von Behörden ausgeführt wurden, allein die Generalcommissionen in der Mark Pommern und Preußen, bis zum Schlusse des vorigen Jahres 4293 Umbildungen der bäuerlichen Verhältnisse einleiteten und 2237 Dörfer völlig auseinander setzten, wodurch 136 neue Vorwerke, 173 neue Bauerhöfe, 3939 neue Familienwohnungen entstanden und viele Tausende von ehemaligen Pacht-, Laß- und Zinsbauern sich in freie Eigenthumsbauern verwandelten. Außerdem wurden in dieser Zeit zwischen drei und vier Millionen Morgen Landes durch 1256 Gemeinheitstheilungen für eine höhere Kultur gewonnen und bei dieser Gelegenheit 427 Schullehrerstellen durch Beilegung von mehr als 2000 Morgen Landes verbessert. Seit Jahr und Tag, wo jene Gesetze auch jenseit der Elbe zur Anwendung kommen, finden sie dort ebenfalls den größten und allgemeinsten Beifall, und man kann

mit Recht behaupten: Preußen gewinne dadurch eine ganz andere Grundlage des Volks, der Bauernstand sei bereits ein ganz anderer geworden. Wer leugnet dies, hören wir von Einzelnen einwenden, aber jene Grundlage ist eben schlechter geworden: der Bauer ist von allen heilsamen Beschränkungen gelöset und zu Ansichten und Bestrebungen verführt, welche leicht bis zu revolutionairem Wahnsinn hinanwachsen und den leichtsinnigen Gesetzgebern selbst den Untergang bereiten dürften. — Diesen Einzelnen, die in ihrem Eifer zu weit gehen, könnte man antworten: also darin besteht eure ganze, so laut gerühmte antirevolutionaire Weisheit, daß der Bauer in eurer Mühle mahle und euer Bier kaufe, daß er allein Vorspann leiste, Heu und Hafer liefere und sich allen Lösungen alter Verhältnisse unterwerfe, sobald ihr sie verlangt, nicht aber auch seine natürlichen Wünsche im Wege des Rechts und Gesetzes geltend machen dürfe? Also kennt ihr keine andere Mittel einer viel höheren, viel innigeren Vereinigung aller Stände des Staats? Also entsteht euch die Liebe zum Vaterlande dadurch, daß man jeden Einzelnen an die Scholle kettet? Also ist euch das Eigenthum nicht Bedingung aller Ordnung und Thätigkeit, sondern Quelle aller Unordnung und Faulheit? Also wäre ein Staat, blos aus Herren und Knechten bestehend, das Höchste, was eure Politik und Verfassungskunst zu erschwingen im Stande wäre? Wir hegen einen andern Glauben! Nun erst, nachdem das Volk sich in natürlicher und angemessener Lage befindet, glauben wir an dessen Vaterlandsliebe im höheren Sinn, an die Möglichkeit eines freien Gehorsams und einer verständigen Einsicht, daß auch die andern Stände ihre eigenthümlichen Rechte haben und haben sollen.

Wenn bei Maßregeln und Veränderungen so großer und wichtiger Art im Einzelnen Misgriffe begangen, Rechte verletzt und Einnahmen verkürzt wurden, wenn an manchen Stellen mit Vorsicht und Billigkeit nachzuhelfen, zu warnen, ja zu bestrafen bleibt, wer kann sich darüber wundern? Die Behauptung aber, als wenn der Adel (oder richtiger, der größere Grundbesitzer) überall und immerdar verloren habe, und jeder Andere ganz willkürlich auf seine Kosten bereichert sei, ist in dieser Allgemeinheit geradehin falsch. Oder können wir nicht manchen Klagenden schon durch die eine Nebenfrage in Verlegenheit bringen: ob er, mit den alten, gerühmten Einrichtungen, auch das Verbot der Wollausfuhr zurückwünsche? Ja, ob überhaupt sein ländliches Gewerbe (abgesehen von augenblicklichen Preisverhältnissen) nicht gestiegen und aus jenen Gesetzen mancher

unmittelbare Vortheil für den Thätigen, Industriösen entstanden sei?

Angenommen aber, daß hie und da die Vergleichung nach Thalern ungünstig ausfalle; so gibt es einen höhern Standpunkt, und wir dürfen voraussetzen, jeder, der sich zu den Edeln zähle, stehe auf demselben und halte daran fest. Dann weiß er aus der Geschichte: mit welchen schrecklichen Eingriffen in das Eigenthum, ja mit Mord, Brand und Vernichtung alles Adels, in mehrern europäischen Reichen diejenigen Veränderungen herbeigeführt wurden, die der König hier mit weiser, milder Hand eingeleitet und im Wege des Rechts und Vergleichs durchgeführt hat. Der gebildete Adlige weiß, wie klug es ist die Hand zu Umgestaltungen darzubieten, so lange hierin noch ein Verdienst liegt und bevor die Forderungen — eine Folge hartnäckigen Verweigerns — ins Ungemessene und Wilde steigen. Er weiß, daß der wahre Adel (England z. B. zeigt es) nicht in gewissen drückenden oder beneideten Nebenvorrechten liegt; sondern dessen wahre Auferstehung in ächter erneuter Gestalt in dem Maße näher rückt, als die falschen abgetragenen Schlacken zu Boden fallen.

So ist in Wahrheit der Adel nicht minder zu einem höheren, den gerechten Forderungen der Zeit angemessenen Dasein erzogen worden, als der Bauer; und dasselbe gilt für den in der Mitte zwischen beiden stehenden Bürger.

Die Gewerbefreiheit ist zuvörderst dem Gewerbezwange gegenüber gestellt, ohne Zweifel ein Gewinn, und die Frage: wie dieselbe mit den altdeutschen Einrichtungen von Zünften, Genossenschaften, Meister- und Gesellenwesen, Wanderjahren, Armenversorgung u. s. w. zweckmäßig zu verbinden sei, erscheint (noch in der neuesten Zeit hat es Baden auf nachahmungswerthe Weise gezeigt) keinesweges unauflösbar.

Eine zweite höchst wichtige Maßregel ist die Einführung der Städteordnung, welche (was auch im Einzelnen dagegen zu erinnern sein dürfte) im Ganzen die Selbständigkeit, den Gemeinsinn, die Geschäftskenntniß der Bürger erhöhet und sie zu dem hinangebildet hat, was sie im Staate sein sollen.

Wenn aber auch alles, so dürften Manche sprechen, was du lobpreisend vor unsern Augen vorüberführst, völlig der Wahrheit gemäß ist, so fehlt uns doch die Hauptsache — eine Verfassung! Da möchte man zunächst fragen, was versteht ihr unter so vieldeutigem Ausdruck? Und wie eng und sonderbar muß eure Deutung sein, wenn man ohne euer höchstes Gut alle Zwecke und Güter erreichen kann, die ihr als Gegenstände politischen Strebens bezeichnet. Freie Bauern, angemessene Ver-

theilung der Steuern, Vernichtung drückender Vorrechte, Mündigkeit der Städte und ihrer Verwaltung, ächte Gleichheit vor dem Gesetze, Zutritt zu allen Aemtern und Würden, dies und all das Verwandte, oft Verlangte ist da, ist vorhanden, gegeben. Und fehlen nicht umgekehrt in manchen Ländern, wo das papierne Constitutionsdach unsicher in der Luft schwebt, alle jene Wohlthaten so sehr, daß Niemand seines Gutes und Lebens sicher ist?

Fern von uns sei jener Götzendienst, jener Aberglaube, als könne eine Form, ohne alle Rücksicht auf ihren Inhalt und diejenigen, welche sie anwenden, sogleich überall ein Eldorado hervorzaubern; fern sei aber nicht minder die irrige Behauptung, als wären alle Formen entbehrlich, oder doch gleichgültig. Es gibt Formen, wir haben es erlebt und erleben es noch, von solcher Haltungslosigkeit und innerer Verkehrtheit, daß sie schlechterdings alle gesellige Ordnung auflösen; eine Verfassungsform solcher Art ist das allergrößte Unglück, was über ein Volk einbrechen kann. Es gibt aber auch Formen, welche die Kraft der Guten und Verständigen mehren, die Dauer nützlicher Einrichtungen verbürgen und die Fortbildung aller geselligen Verhältnisse erleichtern. An eine solche Form dachte unser König, als er den Wunsch aussprach, sie seinem Volke zu geben.

Manche, die seitdem laut darüber mitredeten, möchten sich indeß kaum die Aufgabe, viel weniger die Art der Lösung deutlich gedacht haben. Oder hätten wir nicht erlebt, daß die französischen Formen der ärgsten Revolutionszeit, daß deren thörichte Nachahmung in Spanien und Neapel als Universalmedicin angepriesen wurden? Während man nicht einmal das Weiseste in dieser Gattung plötzlich anders wohin versetzen kann, sollten wir uns diesen universellen Pest- und Krankheitsstoff einimpfen! Während in Jahrhunderten kaum eine Verfassung lebensvoll erwächst, gab es Constitutionsfabrikanten, die sie in allen Sorten vorräthig fertigten, und ihre anpreisenden Musterreiter auf papiernen Wiegenpferden umherschickten, um Herrscher und Völker damit ohne Mühe und fast im Schlafe zu beseligen!

Größere Schwierigkeit als in irgend einem europäischen, hat im preußischen Staate die Entwerfung einer angemessenen Verfassung: weil er zu mannichfaltig ist, als daß unbedingt Gleiches für alle Theile paßte; und wiederum doch zu gleichartig, eines Volkes und Stammes, als daß ganz Verschiedenes natürlich und angemessen wäre. Besser also diese Schwierigkeit erkennen, Uebereilungen vermeiden und den Grund besonnen legen, als leichtsinnig die kostspieligsten und gefährlichsten aller Versuche anstellen. Erst mußten die Bauern frei werden, die

Städte als ächte Gemeinen heranreifen, der Adel für neue Lagen vorgebildet sein, um bis an wahrhaft taugliche Formen gelangen zu können. Es mußte der Aberglaube an das Fremde aufhören, das unterdrückte, aber wahrhaft Deutsche wieder emporkommen und dem Verstande und Herzen der Menschen näher treten, ehe man mit Muth, Vertrauen und Beifall vorschreiten durfte.

Worin besteht aber das wahrhaft Deutsche? Weit entfernt, diese Frage mit wenigen Worten erschöpfend beantworten zu wollen, darf ich im Allgemeinen auf die bereits in Deutschland erneuten Formen verweisen, welche von den fremden und revolutionairen in den Grundlagen verschieden sind, und wage es außerdem folgende Bemerkungen hinzuzufügen.

Erstens: In allen Zeiten finden wir unter den Deutschen Ehrfurcht vor allgemeinen Gesetzen, verbunden mit persönlicher Liebe zu den Fürsten. Wo die letzte fehlt, herrschen todte Formen und alles Höhere, Gemüthliche erstirbt; wo die ersten mangeln, verwandelt sich die ächte Liebe und Anhänglichkeit in Eigennutz und Verehrung selbst der Tyrannen.

Zweitens: Stände, aus bloßen Geburts-, Erb- und Amtsrechten hervorgehend, ohne Vertretung der größeren Zahl des Volkes, erscheinen in unsern Tagen so mangelhaft, als eine bloße Repräsentation der Köpfe nach demokratischen, oder der Thaler nach oligarchischen Wahlformen.

Drittens: Ein Reichstag in der Hauptstadt ohne landschaftliche und Communaleinrichtungen ist ein Haupt ohne Glieder; Provinzialstände ohne höheren Mittelpunkt sind Glieder, denen das Haupt fehlt. Wer nur jenen Reichstag will, möchte die Pyramide von oben bauen; wer diesen Mittelpunkt verschmäht, will dem Gewölbe nicht den haltenden Schlußstein aufsetzen. Doch muß dieser Satz für alle diejenigen Staaten näher bestimmt und berichtigt werden, wo die Verschiedenheit der geographischen Lage, der Rechte und der Volksstämme, eine Trennung in mehrere Haupttheile und ungleiche Formen, so nöthig als zweckmäßig erscheinen läßt.

Ueberall möchte sich indeß bewähren: nur wenn die Bauern, Dorfrichter und Gemeinen, die Bürger, Stadtverordneten und Magistrate, die Geistlichen, Gelehrten und Adligen, in ihren verschiedenen Kreisen, eine natürliche und angemessene Stellung, Thätigkeit und Wirksamkeit erhalten haben und recht deutlich einsehen: daß jedes Ueberschreiten der angewiesenen, jedes Eingreifen in fremde Rechte zu ihrem eigenen Schaden gereicht, und, wie alles Ungemäßigte und Schrankenlose ins Verderben führt; — nur dann ist ein gesunder Zustand vorhanden und

auf Dauer desselben zu rechnen. Sollten sich aber einzelne Stände, oder die in ihrem Namen Rathschlagenden der Einseitigkeit hingeben, sollten die Bürger selbst den ächten Adel unnütz schelten, die Grundbesitzer öffentliche Tugenden, Einsichten und Rechte allein als Folge ihres Eigenthums darstellen wollen, oder der Geistliche und Gelehrte (gleich anmaßend) allen irdischen Besitz für gleichgültig erklären; dann wird der König — wir hoffen und vertrauen darauf! — so nachtheilige Ansichten berichtigen, alles zum mittleren Maße wenden, und nicht dulden, daß die seit vielen Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden unter den Deutschen unvertilgbaren Lebenselemente aus Unkunde verkannt, oder gar aus Uebereilung getödtet werden.

Vergleichen wir jetzo noch, zum Schlusse dieser Darstellung, unsere Verhältnisse mit denen anderer Länder, so finden wir daselbst, Gott Lob, des Guten auch gar mancherlei; aber wahrlich keinen genügenden Grund, mit dem Fremden Götzendienst zu treiben. Wer z. B. wird Brittanniens Vorzüge verkennen, wer aber darf dessen Kehrseite verschweigen? Neben ungeheurem Reichthume, entsetzliche Armuth; bei allen Fortschritten des Ackerbaues, in Irland die furchtbarste Hungersnoth; Fabriken auf eine bewundernswürdige, aber auch erkünstelte und unnatürliche Höhe getrieben; Maschinen aller Art, aber auch die Schulkinder in Maschinen verwandelt; Freiheit, aber dicht daneben Willkür, Bestechung und Empörung; Liebe zur Verfassung neben entsetzlichem Schmähen auf dieselbe; Unduldsamkeit endlich gegen Mitchristen, weil politische Zwecke mehr gelten, als Gebote des Evangeliums.

Hätte Frankreich auch alle irdischen Güter und Vollkommenheiten erreicht; wer will auf so entsetzlichen Bahnen nachfolgen? Auch fürchten Mehre, daß man keinesweges schon am Ziele sei. Nachdem, so sprechen sie, ein Dutzend von Verfassungen, gleich behende angefertigt und zerrissen, bewundert und verflucht, beschworen und übertreten worden; lobt man äußerlich die letzte Charte allgemein genug als Rettungsanker aus größeren Uebeln: aber nur Wenige erkennen wahrhaft, worin ihr Gutes, und noch Wenigere, worin ihre Mängel bestehen; während Viele sie insgeheim nur als verdrießliche Hemmung ihrer Plane betrachten. Diese erscheinen gleich leidenschaftlich und verderblich, mögen sie die unbedingte Herstellung der mangelhaften Verhältnisse vor, oder während der Revolution bezwecken. — Die Franzosen, welche sich rühmen, mehr als irgend ein Volk, wirklich ein einiges Volk zu sein und sich im Kriege gegen ihre schuldlosen Nachbarn oft so zeigten; entwickeln mithin nicht bloß auf fördernde Weise verschiedene Ansichten, sondern sind leider in Parteiungen

zerfallen, deren Benennungen (indem sie nach zweien Seiten nur ein Aeußerstes, ein Uebertriebenes bezeichnen) schon beweisen, daß es an der glücklichen, weisen Mitte fehlt, die alle vereinigen sollte. Sie haben eine herrschende, überall den Ton angebende Hauptstadt, aber kein eigenthümliches Leben der Provinzen; sie haben eine rasche Verwaltung, aber keine Ordnung für Städte und Gemeinen; sie besitzen das Glänzende eines Reichstages, aber noch fehlen die Seitenmauern, welche jene Spitze unterstützen und tragen sollen; sie rühmen den Verein gelehrter Männer in ihrem Nationalinstitut, aber noch vor Jahr und Tag mußte der Minister in amtlichen Berichten gestehen, daß trotz des unermeßlichen Raubes, der an Kirchen und Schulen (angeblich zu deren Begründung und Verbesserung) begangen ward, jene verfallen und 25,000 Gemeinen vorhanden sind, wo gar kein Schulunterricht ertheilt wird! Wie viel oder wenig Gewicht auf solch einen Umstand auch anderwärts gelegt, oder was daraus gefolgert wird; in diesen Sälen muß er für so entscheidend gelten, daß es nicht nöthig ist, die Vergleichung weiter auszuspinnen.

Soll ich jetzt etwa noch an Spanien erinnern, wo Volk und Regierung täglich tiefer in die gräßlichen Bahnen der Revolution hineingeräth?

Oder soll ich den Jammer vorüberführen, der sich im Osten Europas herzzerreißend mehrt und die so lang und laut als Unsinn verschrieenen Kreuzzüge, Manchem als ein Recht und eine Pflicht erscheinen läßt?

Zeigten aber auch diese und andere Vergleichungen, was keinesweges der Fall ist, in der Fremde mehr Licht und in der Heimat mehr Schatten; so soll sich doch Niemand (dadurch erhob sich Preußen nicht blos aus dem Schatten, sondern aus dunkler Nacht), es soll sich Niemand von seinem Könige und von seinem Vaterlande lösen. Sobald künstliche Sophismen, oder hastiger Eifer, oder baare Frechheit dies größte Unrecht nicht blos entschuldigt, sondern wol gar als Beweis höherer Einsicht und Tüchtigkeit anpreiset, ist allgemeines Verderben fast unabwendbar. Das Paradies des väterlichen Bodens verwandelt sich unter den Füßen in eine Hölle, und erst Jahre voll Thränen und Blut können die Flammenwogen auslöschen, die gleichmäßig über Schuldige und Unschuldige zusammenschlagen!

Während hochgerühmte Staaten so zu Grunde gingen, oder Todeskrankheiten ausstanden, hat der König (ein kluger Arzt) sein Volk ohne Mittel von so giftiger Beschaffenheit errettet; er hat (ein fester Steuermann) das Schiff des Staates an das Ufer gebracht, was jenseit aller Revolutionen liegt; er

hat uns die Früchte der neuen Weltentwickelung dargereicht, ohne ihre Leiden und ihr Elend!

Geringere Uebel, welche dennoch jeder Tag und oft die eigene Schuld hervortreibt, sollen wir weder in Leidenschaft blos Andern zuschreiben, noch sie sorglos wachsen lassen: unter des Königs friedlicher und weiser Leitung werden wir aber (nach Besiegung unendlich größerer Gefahren) auch ihrer Herr werden, so weit es menschliche Kräfte und Verhältnisse erlauben. — Möge nur Gott, der Herr aller Könige und Völker, unsern König noch viele Jahre erhalten, damit er jeden Wunsch seines edeln Herzens zum Besten seines Volkes in Erfüllung gehen sehe, und damit dies Volk auch fernerhin zeigen könne: es sei in guten wie in bösen Tagen, ohne Wandel treu, dankbar und mit kindlicher Liebe seinem väterlichen Herrscher zugethan!

Anmerkungen.

1) Mein fester Entschluß, deutsch zu sprechen, fand damals den lautesten Widerspruch; jetzt folgt man gern meinem damals getadelten Vorgange.

2) Dépayser l'esprit allemand, ce qui est le premier but de ma politique. Schreiben Napoleon's an König Ludwig von Holland; siehe dessen Mémoires III, 262.

3) Damit man nicht wähne, dies sei eine grundlose oder doch rednerisch ausgeschmückte Darstellung, sei es mir erlaubt, hier noch folgende Angaben und Vergleichungen in Zahlen mitzutheilen. Die Universität Halle, früher die wichtigste im preußischen Staate, erhielt bis zum Jahre 1799 nur 18,116 Thaler, jetzt 60,566 Thaler. Die Universität Frankfurt bezog 12,648 Thaler; die Universität Breslau hingegen hat 67,056 Thaler Einnahme, darunter 56,700 Thaler, welche auf ehemalige geistliche Güter in Schlesien angewiesen sind. Die Universität Königsberg erhob früher nur 6920 Thaler, jetzt 59,422 Thaler und erhält aus königlichen Kassen einen Zuschuß von 49,350 Thalern. Der hiesigen Universität sind jährlich 84,190 Thaler zugewiesen und für alle wissenschaftlichen Anstalten in Berlin 171,500 Thaler bewilligt. Die Gesammtausgabe für alle Universitäten im Staate beläuft sich auf 360,000 Thaler; die Gesammtausgabe königlicher Kassen für Universitäten, Kirchen, Schulen und milde Stiftungen über 2,000,000 Thaler.

4) Leider geschah dies nicht, und das Censurcollegium ward keineswegs als die höchste Instanz behandelt. Diese und andere Erscheinungen zwangen mich später aus demselben auszutreten.

2.

Anrede bei der Aufnahme in die königliche Akademie zu Berlin, den 3. Juli 1827.

Unter allen Berufsarten, welche nicht blos die Befriedigung äußerer Bedürfnisse zum Zweck haben, ist die des Wissenschaftlichen, des Gelehrten, die unabhängigste und selbständigste: denn der Feldherr, der Staatsmann, sogar der Künstler bedarf mancher Veranlassungen und Bedingungen, um sein Talent in Anwendung zu bringen und geltend zu machen. Er hängt also ab von günstigen oder ungünstigen Verhältnissen des Staats, Ansichten und Geschmack der Großen, Reichthum und Armuth seiner Umgebungen. Ferner sind äußerliche Vorzüge und Auszeichnungen verschiedener Art für die zuletzt genannten Männer keineswegs gleichgültig oder entbehrlich; sofern ihnen dadurch oft erst äußere Anerkenntniß verschafft, ihre Bahn geebnet und auch Ersatz für manche mühselige Anstrengung und Entbehrung gegeben wird. Der Gelehrte dagegen scheint, wenn er eifrig nach diesen Dingen trachtet, zu erweisen daß er den rechten Mittelpunkt, das Gleichgewicht seiner Stellung noch nicht gefunden hat und äußerlich sucht, was ihm nur innerlich erwachsen kann. Andererseits geht diese innere Ruhe und Zufriedenheit, welche jedem Gelehrten beiwohnen sollte, leicht in Selbstgefälligkeit und falsche Allgenugsamkeit über; ein Fehler in der That noch größer, als ängstliches Suchen nach fremdem Beifall.

Gibt es aber nicht, dies fragt sich, ganz eigenthümliche Mittel für den Gelehrten, zwischen dieser Doppelgefahr hindurchzusteuern, Mittel welche ihn auf das Aeußere hinweisen, ohne daß er sein Inneres darüber hingebe? Allerdings gibt es deren, und mannichfache, aber bedenkliche. Der Beifall, den ein akademischer Lehrer genießt, ist z. B. keinesweges unbedingt richtiger Maßstab seiner Verdienste, sondern hängt von gar vielen Nebendingen, von der Unentbehrlichkeit seiner Wissenschaft zu äußern Zwecken und von andern Gründen ab, die mehr oder weniger

in die Wagschale fallen; weshalb sich weder Uebermuth, noch Verzagtheit an hierher gehörige Erfahrungen knüpfen soll.

Dasselbe gilt von der Bewunderung oder dem Misfallen, das die Lesewelt über einen Schriftsteller ausspricht; denn wie oft ist nicht das Trefflichste, als es zuerst in die Welt trat, mit Widerwillen oder Gleichgültigkeit aufgenommen worden. Camoens und Cervantes starben fast Hungers, während Schriftsteller von weit geringeren Anlagen in allen Genüssen und dem höchsten Ruhme schwelgten; und Werke, die man in diesem Jahre als Zeichen des reinen Geschmacks auf den Tischen auslegt, werden vielleicht binnen kurzem von dem Besitzer oder der Besitzerin versteckt, um sich nicht nach schnell verschwundener Bewunderung, damit lächerlich zu machen.

Sollte Jemand hierauf sagen: laßt die große Lesewelt zur Seite, haltet euch, um zu wahrer Selbsterkenntniß zu kommen, lediglich an das Urtheil der Sachverständigen, an die Recensionen, — so könnte man diesem gutmüthig unbefangenen Neuling in der gelehrten Welt antworten: Du geräthst aus der Scylla in die Charybdis; denn wenn die Stimme der großen Lesewelt nicht Gottes Stimme ist, dann noch weniger die Stimme der auf pythischen Recensirstühlen sitzenden Personen. Oder bleiben nicht oft die besten Werke ganz unangezeigt, während man über das Unbedeutende bedeutungslose Worte verliert, wird nicht der Edelste oft mishandelt und dem Stümper Weihrauch gestreut, gibt es hier nicht auch Parteien, Moden, Vorurtheile, Anbeterei und Nachbeterei?

Wenn ein Gelehrter, bei wachsenden Jahren, alle diese Erscheinungen betrachtet, wird er gelassen gegen manchen Tadel, gleichgültig gegen vieles Lob und äußere Ehre, und es dürfte ihn kaum etwas außer und neben seiner Wissenschaft erheblich berühren.

Wie aber, wenn sich eine Genossenschaft fände, wo Meister jeder Art, herausgerückt aus allen Kreisen, die das Urtheil trüben, in republikanischer Vereinigung den Spruch darüber fällen: daß ein Gelehrter dieses Ehrennamens würdig sei! — müßte er diesen Spruch nicht höher achten als jegliches, was ihm auf all den angedeuteten Wegen widerfahren könnte?

Die Aufnahme in eine Akademie solchen Rufes wie die hiesige, welche mir sehr unerwartet zu Theil wird, halte ich für das Erfreulichste und Ehrenvollste, was mir in meiner literarischen Laufbahn noch begegnete; doch darf ich nicht verschweigen, daß dieser Freude bald ernste Sorge folgte. Je höher ich nämlich die Stellung eines Akademikers anschlage, desto zweifelhafter wird es mir, ob ich ihr irgend auf angemessene Weise werde genügen können.

Irre ich nicht, so betrachtet man Akademien in der Regel als Institute, welche vorzugsweise Theile und Richtungen der Wissenschaften ins Auge fassen sollen, die von Erkenntniß und Urtheil der größern Zahl weiter abliegen; sie bilden, im Gegensatze der leicht sich verflachenden populären Bestrebungen, einen engern Kreis für höhere, esoterische Arbeiten und Untersuchungen. Dies Esoterische liegt auf der Naturseite meist in der letzten, neuesten Stellung ihrer Wissenschaften; nach der geschichtlichen Seite meist im Alterthume. Daher gereicht es einer Akademie zur Ehre, wenn die eine Hälfte ihrer Mitglieder in der Naturgeschichte, Physik, Astronomie chorführend vorangeht, die Bahn bricht und der Zukunft fast Gesetze vorschreibt; wenn die zweite Hälfte dagegen, rückwärts gekehrt, Denkmale des Alterthumes sammelt, ja über Rom und Hellas hinaus, Licht in das Morgenland zurückträgt, woher alle Erleuchtung ausgegangen ist. Auf diese dunkeln oder verdunkelten Regionen soll ein Mitglied der geschichtlichen Klasse vorzugsweise seine Kräfte richten, dort soll er die Gelehrsamkeit erworben haben, welche man von einem Akademiker verlangt, und wodurch er seine Vollgültigkeit und Tüchtigkeit erst beweiset.

Räumt man ein, daß diese Behauptungen und Ergebnisse richtig sind, so steht es aber, wie ich offen bekennen muß, um meine Fähigkeit zum Akademiker sehr schlecht; denn von jeher hat mir Neigung und Geschicklichkeit gefehlt, erschöpfende Untersuchungen über einzelne abgelegene Gegenstände anzustellen; ich habe mich immer mehr zu einer exoterischen, praktischen Behandlung und Darstellung historischer Thatsachen hingewandt, als einer esoterischen Gelehrsamkeit nachgestrebt. Dies Geständniß beruht nicht auf falscher oder angekünstelter Bescheidenheit, sondern berührt einen wahren Mangel; obgleich mich mein Gewissen von dem mir auch schon gemachten Vorwurf frei spricht: ich habe ohne Fleiß nur geschichtliche Halbromane schreiben wollen und lediglich auf das hingearbeitet, was man Effect nennt.

Wenn ich hienach schlechterdings nicht mit den Kennern der alten Welt in dieselben Schranken treten darf, wenn ich das Beste, was ich über das Mittelalter weiß, dem Publicum bereits vorgelegt habe, so sehe ich mich in Hinsicht auf künftige Vorlesungen in dieser verehrungswürdigen Versammlung fast ganz auf neuere Zeiten angewiesen.

Nicht als Angriff, sondern lediglich als Versuch einer Selbstvertheidigung wage ich bei diesen Verhältnissen, noch Folgendes hinzuzusetzen. So wie es eine unwissenschaftliche Vernachlässigung der alten und ältesten Geschichten, oder aus beschränkt religiösem

Standpunkte eine thörichte Verdammung derselben gibt; so ist damit bisweilen auch ein übermäßiger Götzendienst getrieben, auf Kleinigkeiten ein falsches Gewicht gelegt, oder das Größere irrig zu unbedingter Nachahmung hingestellt worden. Mehrere der gegenwärtigen und frühern Mitglieder dieser Akademie haben aufs kräftigste und folgenreichste dieser einseitigen Richtung entgegengearbeitet und die Alterthumswissenschaft, welche sich dem wachsenden Gewichte späterer Zeiten gegenüber, in ihrer unfruchtbaren Form nicht mehr erhalten konnte, zu neuem unvergänglichen Leben hervorgerufen. Aehnliches ist zur Abwehrung übertriebener Verehrer und übertriebener Verächter des Mittelalters wenigstens versucht worden.

Läßt sich denn nun aber eine bestimmte Grenze der Zeit feststellen, jenseit welcher nur akademische Gelehrsamkeit, diesseit welcher nur Populäres oder gar nur Triviales zu Hause wäre? Sollte die Frage über das Verhältniß der Königinnen Elisabeth und Maria nicht ebenso gut eine Untersuchung erlauben und verdienen, wie die Frage über das Verhältniß der Königin Semiramis zu ihrem Sohne? Sollte über die Geschichte der preußischen Gesetzgebung nicht soviel Anziehendes beizubringen sein, als über die Gesetzgebung des Minos? Sollte die Entwickelung der römischen Verfassung im Ganzen nicht mindestens bereits ebenso bekannt sein, als die Geschichte der französischen Verfassungen von der Constitution von 1791 bis zur heutigen Charte?

Im Fall die Akademie dahin entschiede: nicht darauf komme es an, ob die ihr vorgelegten Abhandlungen das Aelteste, Mittlere oder Neue beträfen, sondern darauf, wie man die Sachen behandele und darstelle, so fiele allerdings mein obiges Bedenken dahin; zugleich aber würde mir eine so viel erheblichere Schwierigkeit vor Augen gestellt, daß ich deren Beseitigung weder jetzt versuchen, noch für die Zukunft versprechen, sondern mich lediglich der Nachsicht derjenigen verehrungswürdigen Männer empfehlen kann, welche mich so vertrauensvoll in ihre Mitte berufen haben!

3.

Rede zur Eröffnung des Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin.

Die Mitglieder des Verein's für wissenschaftliche Vorträge haben mir aufgetragen, heute, bei Eröffnung der ersten Versammlung einige Worte über Entstehung, Zweck und Bedeutung des Unternehmens zu sagen. Ihre Wahl ist auf mich gefallen, nicht weil ich hiezu der Fähigste und Geschickteste bin, sondern weil ich den Gedanken, einen solchen Verein zu stiften, zuerst aussprach und mit Vorliebe dafür wirkte.

Nachdem sich eine hinreichende Zahl würdiger Männer zu freundlicher Theilnahme bereit erklärt hatte (und, wie wir hoffen, künftig noch mehre sich mit uns verbinden werden), bedurften wir eines Beschützers und Oberleiters, um durch ihn für das Unternehmen eine Bekräftigung, und für Würde und Dauer desselben eine Bürgschaft zu erhalten. Seine königliche Hoheit der Prinz von Preußen hat die Bitte, unser Beschützer und oberster Leiter zu sein, in einem eigenhändigen Schreiben [1]) genehmigt, welches nach Form und Inhalt nicht gnädiger, theilnehmender, erfreulicher sein konnte, und wofür wir unsern Dank nicht laut und innig genug auszusprechen im Stande sind.

So scheint mithin unter dem Schutze Sr. königlichen Hoheit des Prinzen, bei dem guten Willen aller Mitglieder des Vereins und der über Erwarten großen Theilnahme des Publicums nichts mehr zu wünschen übrig! Allein je günstiger die Verhältnisse in diesem Augenblicke des **Beginnens** sind, je größer der Beifall und das Vertrauen, um so mehr wächst die Sorge, daß es nicht möglich sein dürfte den gesteigerten Erwartungen zu genügen und die bereits erhobenen, oder noch bevorstehenden Zweifel und Einwendungen zu widerlegen. Es

---

1) Mit Genehmigung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen am Schlusse dieser Rede abgedruckt.

wäre leichtsinnig, oder hochmüthig, oder beides zugleich, wenn man, in übereilter Freude über das scheinbare Gelingen des Unternehmens, jene Einwendungen ganz unberücksichtigt ließe, statt sie zur Sprache zu bringen und genauer zu prüfen.

Insofern wird jedoch die Sorge verringert und das Geschäft erleichtert: daß jene Einreden nicht von Feinden, sondern von Freunden der Wissenschaft erhoben werden. Es ist also keineswegs von einem unbedingten Widerspruche, sondern nur davon die Rede: ob unser Unternehmen für die wahre Wissenschaft nicht vielmehr schädlich, als nützlich sei. Gewiß bleibt es ein großer und erfreulicher Fortschritt, daß Niemand im Allgemeinen den Werth der Wissenschaft bestreitet, Niemand mehr Unwissenheit und Faulheit (im Gegensatze des Wissens und der Thätigkeit) vertheidigt, oder jene Verneinungen über das Inhaltreichste und Lebendigste hinaufsetzt.

Nur die wissenden Völker leben unsterblich in der Geschichte, und eben deshalb konnten Athen und Rom nicht in dem Sinne und Maße untergehen, wie Ninive und Babylon. Von Spartas Größe und Bedeutung hätten wir vielleicht keine Kunde, wenn die hellenische Wissenschaft es nicht ans Licht gezogen und mit dem einseitig verschmähten Glanze wohlthätig überstrahlt hätte. Durch das Wissen, Erkennen und Gestalten haben Athen, Venedig, Florenz mehr weltgeschichtliche Bedeutung, als alle mongolischen und türkischen Reiche.

Je höher wir aber den Werth der ächten, wahren Wissenschaft anschlagen, desto widerwärtiger ist das Auftreten, desto größer sind die Gefahren der falschen Wissenschaft und Erkenntniß. Wer diese Gefahren leugnet, oder nur als gering bezeichnet, ist in schwerem Irrthume befangen. Durch Umschlagen in das Entgegengesetzte wird das Edelste und Heilsamste jedesmal in das Unedelste und Verdammlichste verwandelt: so Liebe der Nahestehenden in den bittersten Haß, so die Freiheit in arge Willkür, so die gesetzliche Ordnung in abscheuliche Tyrannei, so die ächte Wissenschaft in flachen Aberwitz und fanatischen Unsinn.

Es gibt nur ein einziges gründliches Mittel gegen die falsche Wissenschaft, nämlich die wahre Erkenntniß. Wer jene in anderer Weise ausrotten will, ist (ohne es zu wissen) selbst von dem beklagten Uebel angesteckt, und möchte die Anarchie austreiben durch Tyrannei, oder den Teufel durch Belzebub, den obersten der Teufel.

Vortrefflich schrieb mir der Mann [1]), welcher vor einigen

---

1) A. v. Humboldt.

Jahren in diesem Saale so anziehende, als lehrreiche Vorlesungen hielt, in Bezüg auf unser Unternehmen: „Mit dem Wissen kommt das Denken, und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge."

Jedes Land, jedes Volk soll in seiner Weise auf der Bahn des Wissens und Erkennens vorschreiten: für jedes ist eine eigenthümliche Wechselwirkung, ein eigenthümliches Verhältniß des Materiellen und Geistigen vorhanden. Doch tritt das letzte, auf die Dauer, als das Entscheidende hervor. Europa ist um deswillen Herr der übrigen Welttheile geworden, und würde es noch mehr sein, wenn vielerlei Hemmungen nicht in Europa selbst ihren Ursprung hätten. Fünf große Mächte entscheiden jetzt hier über alle wichtigen Angelegenheiten; worauf beruht ihre Berechtigung? Unter vielen Gründen kann man einen hervorheben, und zunächst für Rußland etwa geltend machen, es sei durch Ausdehnung, Frankreich durch Abrundung, Oestreich durch geschickte Verbindung des Mannichfaltigen, England durch seine erdumfassende Macht, vollgültig berechtigt, in die Zahl jener entscheidenden Staaten aufgenommen zu werden. Aber weshalb Preußen? zurückstehend an Ausdehnung, Abrundung, Bevölkerung und Reichthum. Warum nicht Spanien wie im 16., nicht Schweden wie im 17. Jahrhunderte?

Trefflichkeit der Könige, Tapferkeit des Volkes, Tüchtigkeit der Beamten haben hiezu wesentlich beigetragen. Summiren wir jedoch dies und Aehnliches, so kommen wir ohne Zweifel zu dem Ergebnisse: Preußen sei für vollgültig anerkannt, nicht um seiner, verhältnißmäßig so geringen, materiellen Bestandtheile willen, sondern wegen seiner geistigen Kraft und Thätigkeit! Der Geist bewegt die Massen, und eine kleinere Masse mit größerer Thätigkeit verbunden, überwiegt und überflügelt die größere, welche ihre Kraft nicht gebraucht, oder misbraucht. In dem Augenblicke, wo Preußen der geistigen Thätigkeit entsagte, oder auch sie unterordnete und fesselte, hätte es seine Lebensquelle aufgegeben und sich selbst das Todesurtheil gesprochen. Das erkannte des verstorbenen Königs richtiger, besonnener Blick. In den Zeiten der tiefsten Noth und Bedrängniß wurden auf allen Punkten, in allen Ständen und Richtungen, unermeßliche geistige Kräfte geweckt und Thätigkeiten hervorgerufen, welche den Zwingherren — die nur für Handgreifliches, nur für bloße Massen, Sinn und Auge besaßen — völlig unsichtbar blieben, bis sie zur rechten Zeit hervorbrachen, das auf Tyrannei gegründete, im Sündenglanze prangende Gebäude daniederstürzten, und — was fast noch mehr ist — allem Aberglauben für falsche Weisheit und Wissenschaft einen tödtlichen Stoß beibrachten.

Wie man die falsche Wissenschaft bekämpfen soll, so die ächte fördern und erziehen. Kein Staat hat in dieser Beziehung so viel gethan, wie der preußische für Schulen, Gymnasien, Universitäten, Akademien. Darf man aber, weil dies selbst in fremden Ländern anerkannt wird, wähnen, man sei am Ziele höchster Vollkommenheit angelangt? Keineswegs! Dieser Aberglaube schlösse ein Stillstehen in sich, und hierauf folgt nothwendig ein Rückwärtsgehen. — Man sorgt aufs emsigste, daß alle Kinder lesen lernen; wenn sie nun aber lesen können, was sollen sie lesen? Um diese schwierige Frage zu beseitigen, schleicht sich wol durch eine Hinterthür der bequeme Grundsatz ein: es sei zwar gut, daß jeder lesen lerne, aber noch besser, daß er nicht wirklich lese. Ja, während viele Millionen ausgegeben werden, um das äußere Dasein zu sichern, bleibt es lediglich dem Zufalle überlassen: ob und wie (nach dem Ablaufe der ersten Jugendzeit) das innere geistige Leben des Volkes sich (neben dem Besuche der Kirchen) weiter ausbilde. Ein Pfennigmagazin, in Hunderttausenden von Exemplaren unter Leselustige und Lesebedürftige aller Art verbreitet, ist niemals unbedeutend, sondern (nach Maßgabe seiner Fassung) von unermeßlichem Nutzen oder Schaden. In dieser Beziehung ist bei uns weder von der Regierung, noch durch Vereine wohlgesinnter Männer etwas Genügendes geschehen. Blicken wir eine Stufe höher, so wird in unsern Gymnasien ungemein viel geleistet. Liegt aber die Schuld an den Lehrern, oder den Schülern, oder woran sonst, daß die meisten der letzten, von dem Tage, wo sie ihr Abgangszeugniß erhalten, niemals einen klassischen Schriftsteller lesen, und sich nach Jahren darüber wundern, daß man ohne Schulzwang den Sophokles in die Hand nehmen könne.

Eben so oft werden nach überstandener Amtsprüfung alle Universitätsstudien völlig beseitigt; während man doch tagtäglich bittere Klagen hört: das stete Treiben und Abmühen (welches man wol Praxis zu nennen beliebt) sei für Leib und Geist gleich unbefriedigend, ja ertödtend.

Genug, es zeigt sich, wo nicht eine völlige Entgegensetzung, doch eine Trennung und Vereinzelung der Wissenschaft und des Lebens; während beide wesentlich zu einander gehören, und sich harmonisch durchdringen, fördern und stützen sollten. Der größte Fleiß auf Schulen und Universitäten reicht nicht hin, das ganze Leben wissenschaftlich zu befruchten; und lebenslängliches Bücherlesen kann die lebendige Anschauung und Kenntniß der Länder und Völker niemals ersetzen.

Mehr als die Deutschen haben andere Völker, insbesondere die Engländer, diese Gegensätze zu vermitteln, diese Lücken aus-

zufüllen versucht, und der Zweck unsers Vereins liegt wesentlich in derselben Richtung. Die Frage: ob wir im Stande sein werden, dieser Aufgabe völlig zu genügen, müssen wir verneinen; aber nicht deshalb, weil sie an sich eine verkehrte, sondern weil sie überaus wichtig, schwierig und folgenreich ist.

Sollten selbst einzelne Gelehrte darauf dringen: sie müßten an der Stellung einer gesonderten Klasse festhalten, und den Andrang von Liebhabern der Wissenschaft zurückweisen, damit diese nicht entweiht und herabgezogen werde; so würde solch eine Ansicht wol nur auf einem Misverständnisse beruhen. Denn jene Männer könnten doch schwerlich meinen: womit der Schule nicht unmittelbar gedient sei, damit sei auch der Menschheit nicht gedient. Zufolge einer solchen absondernden, separatistischen Ansicht würde höchstens ein scholastisches, oder ein alexandrinisches Zeitalter entstehen, welches abschrieb, sammelte, kritisirte, eintheilte, reinigte, für größere Genien früherer Zeiten Zeugnisse des Fleißes und Wohlverhaltens ausstellte u. dgl. mehr; — aber nicht im Stande war, ein einziges echt klassisches Werk hervorzubringen, oder den absterbenden Völkern neues Leben einzuflößen.

Niemand kann ein wahrhaft geistiges Leben führen, ohne angestrengte Arbeit des Geistes, und jede Wissenschaft erfordert den vollen Ernst, die ungetheilte Thätigkeit eines ganzen Lebens. Daher kann wol Niemand wähnen, daß es uns eingefallen wäre, in zwölf Stunden zwölf Wissenschaften lehren zu wollen. Näher liegt das Bedenken: ob sich aus einem wissenschaftlichen Kreise ein einzelnes Stück herausschneiden und angemessen behandeln lasse? Unser Verein schreibt hierüber vor: „die Gegenstände der Vorträge sollen von allgemeinem Interesse sein, und so behandelt und dargestellt werden, daß keine gelehrte Sprachkenntniß und keine streng wissenschaftliche Vorkenntniß zum Verstehen derselben erfordert wird."

Daß dies möglich sei, davon habe ich (gleich vielen Andern) mich in England mehrere male auf sehr erfreuliche Weise überzeugt. So hielt z. B. der große Physiker Faraday einmal einen Vortrag über die Verfertigung der Bleistifte, und ein anderes mal über die Elemente: — und jener erste Vortrag ward nicht einen Augenblick lang trivial oder langweilig, und der zweite nirgends unverständlich, obgleich er die schwierigsten Lehren der Naturphilosophie berührte. Selbst diejenigen Fächer, welche man, ungeschickt genug, als Brotwissenschaften bezeichnet, bieten Gelegenheit zu anziehenden Vorträgen. Oder warum könnte z. B. ein Rechtsgelehrter nicht über die verschiedenen Formen des peinlichen Processes, ein Arzt über Homöopathie oder Cholera, ein Theolog über die neueste Betrachtungsweise der Evangelien anziehend und würdig sprechen?

Sowie der Gärtner Blumen und Früchte abschneidet und vertheilt, ohne zu verlangen, daß Jeder sich mit graben, düngen, jäten und harken abmühe, so hat auch die Wissenschaft ihre darzubietenden Blumen und Früchte.

Verständlich (sagt man) ist soviel wie populär, und populär soviel wie oberflächlich. Zufolge dieser Ansicht steht Lykophron's Kassandra höher denn Homer, Ditmar von Merseburg höher denn Herodot, Duns Scotus höher denn Platon; — und welch Urtheil soll man fällen über das Populärste, das je geschrieben und von unzähligen Millionen zur Lehre und Trost gelesen worden, — über das neue Testament?

Stellt man tiefsinnig dem oberflächlich gegenüber, so ist freilich sehr klar, auf welche Seite, nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, Lob und Tadel fällt. In falscher Auffassung und Anwendung dieses Gegensatzes glaubte man lange Zeit: Bücher müßten in einer fremden Sprache geschrieben, Vorlesungen gehalten werden; bis, als geringe Ueberbleibsel dieses Aberglaubens, nur gewisse Disputationen geblieben sind, wo schon die Unkenntniß der Sprache Dürftigkeit der Gedanken erzeugt; sowie gewisse abgezwungene lateinische Reden, zu denen man sonderbarer Weise Leute einladet, die großentheils kein Latein verstehen.

Man kann jenen Gegensatz, von tief und oberflächlich, aber auch umwenden; in der Tiefe ist Finsterniß, Mangel an Gestaltung, und Tod, — auf der Oberfläche hingegen Licht, Form und Leben. Aus der Nacht treibt die Natur hervor zum Tage, und das in der Tiefe erzeugte Erz wird erst über der Erde gereinigt, geschieden, geglättet und zu glänzenden Kunstwerken veredelt. So ist zuletzt alle Form ächte Vergeistigung des Materiellen, und alle Schönheit erscheint an der Oberfläche, ohne deshalb oberflächlich zu sein.

Von hier aus bietet sich der Uebergang zum Prüfen der Forderung: wir hätten zu unsern Vorträgen keine Frauen einladen sollen, weil diese nur aus Eitelkeit, oder andern geringhaltigen Nebengründen Theil nehmen und die soeben besprochene Oberflächlichkeit gewiß herbeiführen würden. — Es ist nicht zu begreifen: warum sogenannte Nebengründe allein auf Frauen und nicht auf Männer wirken sollten; oder warum man für diese nicht ebenso gut, wie für jene, ungenügende Ursachen des Kommens, oder — Wegbleibens aufsuchen oder auffinden könnte. Wir sind vielmehr überzeugt: die Anwesenheit der Frauen sei nicht blos ermunternd und erfreulich, sondern schlechterdings nothwendig, um alle unfruchtbare Gelehrsamkeit und steife Pedanterie zu vertreiben und für das Gelingen unseres Unternehmens die schönste Hoffnung zu begründen.

Wäre es nicht verboten, an dieser Stelle sich tiefsinniger Kunstausdrücke zu bedienen, so würde ich daran erinnern: daß es unter den Männern zwar von der Wissenschaft ausgeschlossene, oder sich ausschließende Philister gibt; dieser Begriff aber auf die Frauen gar keine Anwendung findet, sie also von Natur und von Rechtswegen zu Vorträgen der bezweckten Art einzuladen und zuzulassen waren.

Schreiben S. K. H. des Prinzen von Preussen an die Professoren von Raumer und Lichtenstein.

Berlin, den 6. December 1841.

Mit wahrem Interesse habe ich aus Ihrer Zuschrift vom gestrigen Tage den Zusammentritt eines Vereins für wissenschaftliche Vorträge ersehen, so wie den Wunsch, daß ich demselben Schutz und Oberleitung gewähren möge. Den Zweck und die Absicht des Vereins vollkommen anerkennend und würdigend, kann ich demselben nur meinen ganzen Beifall zollen, und übernehme daher mit Freuden den Schutz desselben; in welchem Anerbieten die Mitglieder des Vereins mir einen sehr schmeichelhaften Beweis des Anerkenntnisses geben, wie sehr ich Alles, was wissenschaftliche Bestrebungen im Vaterlande heißt, zu begünstigen bereit bin. Uebrigens wird mein Schutz nur ein geringer sein können, da ein Verein von Männern, wie die mir genannten, Schutz, Bestehen und Gedeihen in sich selbst trägt.

Die mir eingereichte Verhandlung vom 5. d. M., so wie die vorgelegte, öffentlich in Circulation zu setzende Einladung zu den Vorträgen finde ich der Absicht ganz entsprechend und ertheile beiden hiemit meine Bestätigung.

Indem ich sämmtlichen Mitgliedern des Vereins meinen tief empfundenen Dank für das mir bewiesene schmeichelhafte Vertrauen auszudrücken bitte, sehe ich mit Ungeduld dem „Ins Leben treten" unseres Vereines entgegen.

Ihr

Prinz von Preußen.

4.

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 26. Jan. 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften.

Die Gesetze der königlichen Akademie der Wissenschaften schreiben vor, daß jährlich drei öffentliche Sitzungen gehalten und durch drei Reden ihrer Secretare eingeleitet werden. Diese Einrichtung hat gute Gründe und genügt den vorhandenen Aufgaben und Zwecken. Der Jahrestag des regierenden Königs erinnert an die überwiegende Wichtigkeit der Gegenwart, verbindet dieselbe mit der Zukunft und sichert gegen die Gefahr einer flachen Weltbürgerei; indem auch die Männer der Wissenschaft sich überzeugen und anerkennen, daß Geist und Herz mit einem besondern Vaterlande verbunden sein können und sollen. Der Jahrestag des Leibnitz ist den verstorbenen und dennoch fortlebenden und fortwirkenden Königen der Wissenschaft geweiht. Am Jahrestage Friedrich's II. feiern wir das Andenken eines Mannes, dem sehr wenige unter den Königen gleichkommen, und mit dem (sofern man seine wissenschaftlichen Werke auch in die Wagschale legt) nur der eine Julius Cäsar kann verglichen werden. Ja diesem steht Friedrich voran; denn er hat sein Vaterland groß gemacht und ihm einen noch immer kräftigen Lebensathem mitgetheilt; während Cäsar Rom an einen unvermeidlichen Abgrund führte, und selbst hineinstürzte.

Urtheile und Lobsprüche dieser Art sind in der Akademie schon so oft vorgetragen und wiederholt worden, daß, wenn nicht die durch Gesetz und Schicklichkeit beschränkten Mitglieder, doch wol die Zuhörer wünschen könnten (schon aus der den Menschen vielleicht jetzt mehr als je inwohnenden Neigung für Opposition), einmal zur Abwechselung die Schattenseiten König Friedrich's II. hervorgehoben und ans Licht gezogen zu sehen. Was indeß die Akademie nicht selbst thut und thun kann, das versuchen Andere, und alsdann ist es unsern Rechten und Pflichten ganz gemäß, zu prüfen und auszusprechen, ob ein solches Unternehmen gelungen sei.

So mögen heute die herbe tadelnden Urtheile, welche zwei sehr ausgezeichnete Männer über Friedrich II. aussprachen, mir Text und Veranlassung zu weitern Betrachtungen geben. Der erste dieser Männer trat mit scharfsinniger Voraussicht, lebendiger Begeisterung und großer Beharrlichkeit den Irrthümern und Verbrechen der französischen Revolution, schon zu einer Zeit entgegen, wo ein solch Beginnen nicht Ruhm und Beifall brachte, sondern als ein unleugbares Zeichen geistiger Beschränktheit und Kälte des Gemüths betrachtet ward. Seitdem haben lange und bittere Erfahrungen auch die kleinsten Leute belehrt: sie wissen, daß jene glänzende Morgenröthe in furchtbar sich entladende Gewitterwolken überging, und haben deshalb eine solche Angst vor Morgenröthen bekommen, daß sie lieber die Nacht ununterbrochen fortdauern ließen. Von einer solchen Scheu blieb jener Mann schon deshalb auch nicht ganz befreit, weil er unverwandt nach der *einen* Stelle hinblickte, woher *alle* Gefahr gekommen sein sollte, und weil es sein Recht und seine Pflicht geworden war, dieselbe lebenslang zu bekämpfen. Stetes Bekämpfen, Kritisiren, Verneinen macht aber auf dem Boden des Staates wie der Wissenschaft allmälig abgeneigt und ungeschickt zu erzeugen, und wer immer nur Bauplätze ebnet oder Baufälliges stützt, ist deshalb noch nicht der Erbauer künftiger, bequemer Wohnungen.

Des zweiten Mannes Natur führte ihn nicht als Kämpfer *einem* Gegenstande gerade entgegen: er suchte vielmehr mit so viel Fleiß als Liebe die Dinge von allen Seiten zu betrachten, wohlwollend die bessern in günstiges Licht zu stellen, und auch das Verkehrteste mit löblichen Zielen und einer höhern Leitung in Verbindung zu bringen. Jener erste Mann forderte vor Allem die That, dieser die darstellende Erkenntniß; jenen traf der Vorwurf harter Einseitigkeit, diesen schwächlicher Vielseitigkeit; jener zog an durch die Festigkeit, dieser durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters; beiden stand die Kraft der Rede zu Gebote wie wenigen Deutschen, und wenn ihre Bahnen auch vielfach auseinandergingen, trafen sie doch in einzelnen Richtungen und Augenblicken zusammen. So in ihrem Urtheile über Friedrich II.

Friedrich v. Genz [1]) schreibt an Johann v. Müller: „Ich nenne Friedrich II. den größten und unsittlichsten Mann seiner Zeit (le plus grand et le plus immoral des hommes de son temps), und klage ihn als Urheber alles Unglücks vor Mitwelt und Nachwelt an!“ — Johann v. Müller antwortet: „Ihr Urtheil über Friedrich's Immoralität nehme ich keinen Augenblick Anstand, auch zu unterschreiben.“ [2])

Das Urtheil von Genz war das Ergebniß seiner gesammten Betrachtungsweise; die Bestätigung Müller's drückte nur aus, was ihm die Beobachtung in diesem Augenblicke von einem Standpunkte aus zeigte, und es fehlt in seinen Werken nicht an abweichenden, ja ganz entgegengesetzten Aussprüchen. [3]) Gewiß verdienen jene Verdammungsurtheile eine unbefangene ernste Prüfung. Bevor ich in dieser Beziehung auf Einzelnes eingehe, behaupte ich im Allgemeinen: daß jenes Urtheil einen wesentlichen logischen Fehler, einen unlösbaren Widerspruch einschließt, und um deswillen sich selbst aufhebt und vernichtet. Wenn nämlich Friedrich II. der größte Mann seiner Zeit war, so kann er nicht zugleich der unsittlichste gewesen sein; oder wenn er der unsittlichste war, so darf man ihn nicht als den größten bezeichnen. Die Begriffe von Größe und Sittlichkeit sind hier in keiner Weise scharf aufgefaßt und abgegrenzt, sondern nach einer schwankenden, mangelhaften Sprechweise durcheinander geworfen. Besaß der König wahre Größe, so fehlt ihm auch die Sittlichkeit nicht; sowie umgekehrt in der Sittlichkeit das Lebenselement der wahren Größe liegt. Oder, um es mit Spinoza noch philosophischer auszusprechen: Der Wille und die Erkenntniß sind eins und dasselbe; voluntas et intellectus unum et idem est. Nur bei kleinen, atomistisch zusammengekünstelten Naturen überwächst scheinbar oft eine Richtung, und die andere bleibt zurück; dieser lahme Zustand findet sich aber nicht bei den wahren und höchsten Königen der Völker, der Wissenschaften, der Künste, sondern Alles ist in ihnen zu ächter Harmonie auferzogen und durchgebildet. Nach jenem Urtheile des Genz wäre also (wenn es irgend einen Sinn behalten soll) Friedrich II. eine solche untergeordnete, zusammengeflickte Natur gewesen, für welche alsdann aber die Anwendung jener Superlative: der Größte, der Unsittlichste unpassend bleibt. Nehmen wir indeß einstweilen das Zugeständniß der Größe des Königs an, ohne zu prüfen, worin sie bestand und bestehen mußte, und untersuchen wir näher, was unter seiner Unsittlichkeit könne verstanden werden. Soll sich dieser Tadel zunächst auf Friedrich's Privatleben beziehen, so könnte man fragen: ob die Tadelnden durch übergroße Strenge nicht die Aufmerksamkeit auf sich selbst hinüberlenken? Wir wollen uns jedoch nicht in Abwege verlocken lassen, welche zu keinem Ergebniß über den König führen können.

Friedrich II. (hat man gesagt) war kein guter Sohn. Sobald man aber hier die etwanige Schuld genauer abwägt, so fällt der größere Theil derselben auf seinen Vater. Friedrich II. befand sich in dem Stande der Nothwehr, Friedrich Wilhelm I. hingegen war der angreifende Theil. Beiden darf jedoch der

billige Richter die Lossprechung ertheilen; denn Friedrich Wilhelm erkannte schon bei Lebzeiten den vollen Werth seines Sohnes, und dieser sprach mit höchster Achtung von seinem Vater, er gestand, wo und wie weit er gefehlt habe.

Friedrich II., heißt es weiter, war kein zärtlicher Ehemann. Allein bei seiner Verheirathung hatte man weder die Zustimmung seines Kopfes, noch seines Herzens eingeholt, und zwei so durchaus verschiedene und fremdartige Naturen, wie der König und seine Gemahlin, würden sich durch geheuchelte Zärtlichkeit niemals näher gekommen sein.

Verdient es denn aber kein Lob, daß von all den nobeln oder ignobeln Leidenschaften der Großen und Kleinen, keine einzige seiner Herr ward, daß er sich selbst beherrschte, wie wenige Menschen, daß er in einem langen, mühevollen Leben niemals ermattete, niemals die Arbeit aus Trägheit oder Genußliebe zurückschob, niemals seine Pflicht hintansetzte, und am Ende seiner Laufbahn hätte ausrufen dürfen: „ich habe keinen Tag verloren!" Zu einer Zeit, wo Katharina II. in Rußland, Ludwig XV. in Frankreich lebte, Friedrich II. in Hinsicht auf persönlichen Wandel und Privatleben unsittlich, oder gar den Unsittlichsten zu nennen, wäre baarer Aberwitz; wenden wir uns deshalb zur Sittlichkeit des Königs als König.

Im Chore rufen seine Gegner: er war ehrgeizig! Ohne allen Zweifel! Aber der Ehrgeiz seiner kriegslustigen Jugend war nicht der seines reifern Alters; er hatte ihn gereinigt und abgeklärt. Wenn wir uns aber der Früchte seiner Kriegsarbeit und seiner friedlichen Regierung selbstgefällig erfreuen, wenn wir, mit Bezug auf ihn, eine weltgeschichtliche Rolle als Recht und Pflicht in Anspruch nehmen, so dürfen wir über den Begründer dieses großen Berufs, dieses edeln Daseins, kein: „Steinige ihn", ausrufen. Nur wenn wir die Schattenseiten des Ehrgeizes auch uns zur Last legen und mittragen, dürfen wir denselben andererseits die Leuchte nennen, welche allen großen Thaten vorausgeht. Das preußische Volk theilte den Ehrgeiz seiner Könige; aber dieser Ehrgeiz ist von Natur und Rechtswegen, unter verschiedenen Königen und zu verschiedenen Zeiten nicht derselbe.

Schlimmer noch (rufen die Ankläger) als die Eroberungslust seiner Jugend, war die schleichende, hinterlistige Politik seines Alters. Dieser Vorwurf kann sich nicht auf den bairischen Erbfolgekrieg, nicht auf die Gründung des Fürstenbundes beziehen; er bezieht sich auf die Theilung Polens. So lange die bestimmtesten Thatsachen keine Widerlegung finden, bleibt es unmöglich, diese Theilung zu rechtfertigen. Minder hart wird

aber das Urtheil, sobald man die Verhältnisse jener Zeit genauer ins Auge faßt. Zunächst trifft die Schuld nicht Friedrich II. allein, und bei der wärmsten Theilnahme an dem Schicksale der Polen, ist dennoch nicht zu verkennen, daß auf ihnen die Hauptschuld lastet.

Wenn König Johann Casimir schon im Jahre 1661 eine Theilung Polens mit deutlichen Worten als Folge der abscheulichen Unordnung weissagte, wenn Ludwig XIV. jene zu hindern wünschte, wenn August II. und Peter I. darüber verhandelten, so dachten sie doch nicht an Friedrich II. und seinen Ehrgeiz? So natürlich wie Peter's I. Wunsch, die Ostsee zu erreichen, so natürlich war Friedrich's II. Wunsch, Ostpreußen mit Pommern zu verbinden; so richtig sein Urtheil, daß bei der Anarchie Polens, die Russen (sofern kein Hinderniß eintrete) das ganze Land sich allein zueignen würden. Unter andern Umständen hätte sich Friedrich II. wol dem Umsichgreifen der Russen widersetzt. Aber gehaßt von Oesterreich, verlassen von England, ohne Beistand von Frankreich, war er gezwungen, sich mit Rußland zu verbinden. Auch bedurfte sein Land, erschöpft durch den Widerstand gegen eine Uebermacht ohne Gleichen, der Ruhe und einer weisen langjährigen Pflege. Gründe genug, selbst für den heldenmüthigen König, einen neuen Kampf jener Art zu scheuen, obgleich, seitdem Karl's XII. beschränkter Eigensinn den germanischen Einfluß im nordöstlichen Europa zu Grunde richtete, der Schutz dieser Gegenden, in größerem und natürlicherem Maße, auf Preußen übergegangen ist.

Genz ruft aus: ich klage Friedrich II. als Urheber alles Unglücks vor Mitwelt und Nachwelt an! Alles Unglücks? Verantwortlich für Alles, was etwa seit 1830 den theologischen und politischen Göttern, Helden und Schriftstellern misfällt! Wucherte denn aber älteres Uebel nicht fort und trug schlechte Früchte auch in die Zeit Friedrich's II. hinein? Ging denn das neue und wahrhafte Uebel wirklich von ihm aus? — Sonderbarerweise findet sich nun aber dieses Uebel gerade da am wenigsten, oder gar nicht, wo Friedrich II. rastlos wirkte: nicht in dem wohlgeordneten preußischen Staate. Die Worte: „alles Unglücks" beziehen sich zuletzt bei Genz auf die ihm in jeder Gestaltung verhaßten revolutionären Bewegungen. Hat denn aber Friedrich die revolutionären Bewegungen herbeigeführt und nothwendig gemacht, welche ausbrachen unter Pombal in Portugal, unter Aranda in Spanien, unter Struensee in Dänemark, unter Gustav III. in Schweden, unter Joseph II. in Oesterreich, unter Georg III. in Amerika? Und sind diese Bewegungen alle gleichmäßig und unbedingt vom Uebel?

Vielleicht wird man einwenden: Hievon sei gar nicht die Rede, sondern davon, daß Friedrich unheilbringende, revolutionäre Grundsätze aufgestellt und danach gehandelt habe, daß er der Urvater, Genosse und Fürst aller Abstufungen der Jakobiner gewesen und geworden sei. Gewiß hat er in Bezug auf Staat und Politik nicht nach anarchischen, oder zur Anarchie führenden Grundsätzen geherrscht; vielmehr hielt er um so strenger auf seine Rechte, als er seine Pflichten anerkannte und dieselben mit größter Gewissenhaftigkeit erfüllte. Den französischen Philosophen und Politikern der neuen Schule erklärte er, nach der überreichen Erfahrung seines ganzen Lebens: Je suis persuadé qu'un philosophe fanatique[4]) est le plus grand des monstres possibles, et en même temps l'animal le plus inconséquent que la terre ait produit. — Je désespère de mon peu de capacité pour monter un gouvernement sur le pied que vos savans législateurs (qui n'ont jamais gouverné) préscrivent. So wenig als der Verfasser des Antimacchiavell Urheber der macchiavellistischen Politik ist, so wenig ist er Urheber des Jakobinismus; ja hätte er, statt Ludwig's XV., Frankreich ein halbes Jahrhundert lang beherrscht, so würde die Kraft und Weisheit seiner Regierung das Entstehen des Jakobinismus unmöglich gemacht haben. Dieser erwuchs auf französischem Boden; es ist thöricht, Berlin und Potsdam für das Treibhaus desselben zu erklären.

Kann irgend Jemand (fahren die Gegner fort) leugnen, daß der König in den oberflächlichen Ansichten, den unheilbringenden Irrthümern seiner Zeit, mit einem Worte im Voltairianismus befangen war, und deshalb —. Fassen wir zuvörderst diesen Vordersatz ins Auge, der nicht vorzuenthaltende lange Nachsatz wird sich alsdann besser prüfen lassen. Jede Zeit hat ihre Schwächen und kein Zeitgenosse kann sich ihnen ganz entziehen; den König aber, um einzelner Aeußerungen willen, ganz mit den Encyklopädisten zusammenzuwerfen, ist eine so übereilte Kühnheit, als wenn man ihn, weil er sich den ersten Beamten des Volkes nannte, einen Rebellen nennen wollte. Wie darf man ihn ferner so hart verdammen, daß er zu einer Zeit, wo ganz Europa die französische Literatur anbetete, nicht Gottsched und seines Gleichen darüber hinaufsetzte, oder im Alter nicht mit jugendlicher Begeisterung deutsche Studien begann? Wie darf man vergessen, daß er die Größe der alten classischen Schriftsteller, selbst in den abgeschwächten französischen Uebersetzungen herausfühlte, und sie immer wieder und wieder las, während viele der jetzigen Tadler Friedrich's so wenig die französische, als die griechische und römische Literatur kennen.

Es kümmert uns wenig oder gar nichts (entgegnen die Tadler), was der König von Trauerspielen und Lustspielen, von Oden, Episteln und Madrigals hielt, sondern daß ihm (gleichwie dem Voltaire) das fehlte, was dem Leben erst Grund, Inhalt und Bedeutung gibt, die christliche Religion. Beginnen wir mit Voltaire. Allerdings hat er das Wesen des Christenthums niemals begriffen, und überall Fanatismus mit Religion verwechselt; dieser Irrthum ward aber ihm und so vielen ausgezeichneten Männern fast aufgezwungen; sonst wäre es unbegreiflich, wie kaum Einer davon frei blieb. Die Dragonaden Ludwig's XIV. und die Verjagung der Hugonotten wurden damals als der Triumph des wahren Christenthums gepriesen. Schütten wir unser Herz aus (ruft Bossuet) über die Frömmigkeit Ludwig's! Lassen wir unsern Beifall erschallen bis zum Himmel! Sagen wir diesem neuen Constantin, diesem neuen Theodosius, diesem neuen Marcian, diesem neuen Karl dem Großen, was die 630 Kirchenväter auf der Kirchenversammlung von Chalcedon sagten: Du hast den Glauben befestigt, du hast die Ketzer ausgerottet, dies ist das würdige Werk deiner Regierung, dies ist ihr eigenster Charakter. König des Himmels, erhalte den König der Erde! In solchem Tone fortfahrend, sagte die französische Geistlichkeit Ludwig XIV.: „Wenn Ihre frühern Thaten Ihren Namen bis zu den äußersten Grenzen der Erde hingetragen haben, so wird ihn diese That bis zum Himmel erheben, und Ihnen einen Ruhm erwerben, der noch fortdauern wird — nach dem Untergange des Weltalls (après la ruine de l'univers)!“ — Und in diesen selbigen Chor thörichter Lobpreisung des Verdammlichen stimmten (wofür nur zu viele Beweise vorliegen) überein: Gelehrte und Künstler, Geschichtschreiber und Dichter, Parlamentsräthe und Offiziere, Hofleute und gebildete Frauen, Geistliche, Prälaten und Cardinäle.

Auch war dies Alles nicht eine rasche vorübergehende Krankheit, sondern zur Zeit des Regenten Philipp von Orleans und Ludwig's XV. (wo man alles Sittliche und Heilige mit Füßen trat) wollte man sich noch immer, durch angeblich christlichen Eifer, Sündenvergebung verschaffen. Als z. B. im Jahre 1720 [5]) ein Abt Entragues sich einige protestantische Aeußerungen erlaubte, ward er nach dem Tollhause gebracht. Ein Gesetz vom 14. Mai 1724 bestimmt [6]): In Frankreich darf nur eine Religion sein. Versammlungen der Reformirten werden mit Einziehung der Güter, lebenslänglicher Galeerenstrafe und an bewaffneten Theilnehmern selbst mit dem Tode bestraft. Die Todesstrafe trifft ferner alle protestantische Geistlichen, so wie die-

jenigen, welche in derlei Versammlungen eine kirchliche Handlung vornehmen. Wer von den Zusammenkünften weiß und sie nicht anzeigt, oder sonst Hülfsleistungen übernimmt, kommt lebenslang auf die Galeeren. Hebammen sind verpflichtet, die Niederkunft protestantischer Frauen den katholischen Priestern ungesäumt zu melden, damit sie die Kinder binnen 24 Stunden taufen. Diese dürfen nicht außerhalb des Reiches erzogen werden. Aerzte und Apotheker sollen die Priester von der Erkrankung aller Protestanten unterrichten. Weigern sich diese, das Abendmahl auf katholische Weise zu nehmen, so werden sie nach ihrer Herstellung ausgepeitscht und ihre Güter eingezogen. Die letzte Strafe trifft auch die Gestorbenen, und man schleift ihre Leichen zum Begräbnißplatze. Wer einem kranken Protestanten Beistand leistet, oder ihn nach protestantischer Lehrweise tröstet, verliert seine Güter und kommt lebenslang auf die Galeeren. Von öffentlichen Aemtern und den meisten Gewerben bleiben die Protestanten ausgeschlossen.

So dies Gesetz, betrieben von katholischen Eiferern, angepriesen von der sittenlosen Marquise de Prie und dem beschränkten Herzoge von Bourbon, und vollzogen von dem gedankenlosen Könige. Zu gleicher Zeit mit dieser Verfolgung der Protestanten war die katholische Kirche in sich uneinig: Jesuiten und Jansenisten kämpften gegeneinander mit den gewaltsamsten Mitteln, und für die letzten geschahen angebliche Wunder auf dem Grabe des Abtes Paris, bis die Regierung den Kirchhof verschließen ließ und Spötter die Verse anschlugen:

De par le Roi, défense à Dieu,
De faire miracle en ce lieu.

Zu derselben Zeit behauptete selbst ein Mann, wie Massillon: ein Tag mönchischer Kasteiung sei vor Gott mehr werth, als ein langes, würdiges Leben [7]), dem Staate, der Kunst oder Wissenschaft geweiht. Damals wurden Calas und la Barre in Frankreich hingerichtet [8]), und in Spanien Männer und Frauen als Ketzer verbrannt.

Wenn dies und Aehnliches für den Triumph des Christenthums ausgegeben ward, so muß jeder billige Beurtheiler es entschuldigen, daß Voltaire und seines Gleichen nicht ruhig und mühsam nach dem Kerne der Wahrheit forschten, oder ihn erkannten, sondern im Stande der Nothwehr ausriefen: Dies Christenthum sei vom Uebel! — Die Drachensaat des spätern frechen Atheismus ist von den angeblichen Vertheidigern des reinen, rechtgläubigen Christenthums ausgesäet worden, und es bleibt ungerecht, alle Schuld den misgerathenen Kindern aufzulegen und die Schuld der schlechten Väter zu verkennen oder zu leugnen.

Ich komme nach dieser, jedoch zur Sache gehörigen Abschweifung, auf Friedrich II. zurück. Sehr richtig sah er die, jetzt so laut wider ihn erhobene Anklage der Irreligiosität voraus [9]), indem er schreibt:

Il n'y a rien de plus cruel que d'être soupçonné d'irreligion. On a beau faire tous les efforts imaginables pour sortir de ce blâme, cette accusation dure toujours.

An andern Stellen seiner Werke sagt er:

Un système, lié par la sagesse et l'art,
Dont l'ordre, le rapport, le but se manifeste,
Démontre ouvertement un ouvrier céleste.
Le hazard n'est qu'un mot sans rien signifier,
A l'orgueil insignifiant qui sert de bouclier. —

Il est dit dans l'Évangile: ne faites pas aux autres ce que vous ne voulez pas qu'on vous fasse. Or ce précepte est le résumé de toute la morale; il est donc ridicule, et c'est une exagération outrée d'avancer que cette religion ne fait que des scélérats. Il ne faut jamais confondre la loi et l'abus. Si je défends la morale du Christ, je défends celle de tous les philosophes, et je vous sacrifie tous les dogmes qui ne sont pas de lui. Quand on veut donc se récrier contre cette religion, il faut désigner les temps dont on parle, et distinguer les abus de l'institution.

Wozu (unterbrechen mich Friedrich's Gegner) eine dürftige Nachlese von Stellen aus des Königs Werken, da die am letztvergangenen Jahrestage an diesem Orte gegebenen Auszüge bereits für Jeden (der es etwa noch nicht wußte) hinreichend erwiesen, daß der König kein Christ war und nicht den rechten Glauben hatte. Steht denn derjenige wirklich ganz außerhalb des Christenthums, der die gesammte christliche Sittenlehre annimmt und von ihrem hohen Werthe überzeugt ist? War Friedrich II. der bessere Christ, als er obige Worte aus voller Ueberzeugung niederschrieb, oder Ludwig XV., als er jenes verfolgungssüchtige Gesetz wider die Protestanten unterzeichnete? Hat die Dogmatik des letzten wirklich mehr Werth als die Ethik des ersten?

Es ist eine, leider! so allgemeine, als unnatürliche und unerreichbare Forderung, daß alle Menschen gleichviel Glaubensfähigkeit und Glaubenskraft besitzen sollen. Zwischen Unglauben und Aberglauben liegen unzählige Stufen in der Mitte, und um ein Chorführer auf dem Boden des Glaubens zu werden, ist ebenso gewiß eine natürliche Anlage, eine Gabe Gottes erforderlich, als zum Philosophiren, Malen, Dichten, zu jeder eigenthümlichen Kraftäußerung, zu jeder selbständigen Thätigkeit [10]).

Die in unsern Tagen oft mit großen Ansprüchen hervortretende Neigung, einen Menschen zur Erforschung seiner Eigenschaften unter das Mikroskop zu bringen, oder vielmehr ihn inquisitorisch auf der Marterbank auszustrecken, hat eben nichts zu Tage gefördert, als Atome oder Leichen.

Eine Partei dieser psychologischen Jäger, Naturforscher, oder Marterbeamten wird z. B. nicht müde, in der Geschichte jedem kleinen Scandale nachzuspüren, der etwa auf dem Boden der Geschlechtsverhältnisse stattgefunden hat. Gibt es aber nicht unter dem Vorwande ein religiöses Normalbarometer oder Thermometer zu besitzen, eine noch gemeinere, gehässigere Inquisition, Ketzerriecherei und Verdammungsfreude?

König Friedrich II., sagt man, hatte nicht den rechten Glauben. Welches ist denn aber der rechte Glaube, den er haben sollte? Welches Jahrhunderts, welches Volkes, welches Bekenntnisses? So lange sich nicht einmal die Mitglieder einer theologischen Facultät hierüber verständigen und einigen können, haben auch die Laien einen Anspruch auf christliche Liebe und nachsichtige Beurtheilung. Mögen manche Geistliche das Wesen des Christenthums nicht in dem sehen, worüber alle Parteien übereinstimmen, sondern in dem, was sie trennt und worüber sie hadern; ein König, der sich diesen Standpunkt aneignete, wäre gewiß in der Irre. Mag das Ergebniß der ernstesten, aber von der Sinnesart der damaligen Zeit befangenen Forschungen Friedrich's II. über die Religion (im Jahre 1840) ungenügend erscheinen, sofern wir ihn als einen Privatmann betrachten und katechisiren; seine königliche Religion war die rechte, schon deshalb, weil er niemals seine königliche Macht in die Wagschale legte, um seine Privatüberzeugung auf entscheidende Weise geltend zu machen. Vielmehr sagt er: Dès qu'il s'agit de s'énoncer en public, ma maxime constante est de ménager la délicatesse des oreilles superstitieuses, et de ne chuquer personne [11]).

Könige können, ja sie sollen ihre eigene Persönlichkeit und Ueberzeugung haben; weil aber diese Ueberzeugung nie ganz verborgen bleibt, so schließen sich ihnen (wie die gesammte Geschichte erweiset) nicht blos wahrhaft Gleichgesinnte an [12]), sondern ganze Scharen von schwachen Heuchlern, Ehr- und Aemtersüchtigen stellen eiligst ihre Segel um, und möchten gern die Welt überreden, sie wären die Führer und Steuerleute, während sie doch nur im Schlepptaue hängen. Mithin wirkt schon die kundgewordene Privatüberzeugung eines Königs eher zu mächtig, als zu schwach, und es gehört ungewöhnlicher Scharfsinn dazu, zu erkennen oder herauszufühlen, wer

eine innere Wahlverwandtschaft zu ihm hat, und wer sie sich nur ankünstelt und nachäfft.

Das scheinbar entsetzliche Paradoxon: Die wahre Religion eines Königs, als Königs, sei, keine Religion zu haben; dies Paradoxon verbirgt unleugbar einen tiefen Sinn. Von seinem hohen Standpunkte aus muß nämlich ein König die nothwendige, natürliche, heilsame Verschiedenheit der Entwickelung begreifen lernen, er muß andere Persönlichkeiten und Ueberzeugungen anerkennen, gleichwie man die seinen ehren und ihn nicht deshalb (mit Bezug auf irgend eine Dogmatik) als Ketzer bezeichnen soll.

Daß Herrscher, wie Leo der Isaurier, Philipp II., Ferdinand II., Heinrich VIII., ihre eigene volle Ueberzeugung hatten, wird Niemand tadeln dürfen, wol aber, daß sie, ihre königliche Stellung und Aufgabe verkennend, da tyrannisch eingriffen, wo nur freie Entwickelung die Wahrheit fördern und ans Licht bringen kann.

Wer ist im Rechte, der chinesische Kaiser, welcher in einer Verfügung [13]) nach voller persönlicher Ueberzeugung sagt: Das Christenthum ausbreiten, heißt das Volk betrügen, denn jene Religion richtet das menschliche Herz und alle Sittlichkeit zu Grunde; oder die englische Regierung, welche in Ostindien jede amtliche Zwangsbekehrung zurückweiset, weil hierdurch der Gang natürlicher Entwickelung nur gehemmt und getrübt würde.

Es lassen sich Religionen, Bekenntnisse, kirchliche Einrichtungen nicht plötzlich einführen, verpflanzen, vernichten; es läßt sich ein Theil nicht in das Ganze verwandeln, oder ein Ganzes durch bloße Willkür in lebenskräftige Mehrheiten zerschlagen. Sobald die Gesetze des Staates nicht verletzt wurden, ließ Friedrich II. die religiösen Verschiedenheiten ungestört walten und war gerecht gegen Protestanten und Katholiken, gegen Mennoniten und Jesuiten; er rechnete aber auch nichts zu den nothwendigen Gesetzen des Staates, was eine Religionspartei zu ihrem besonderen Vortheil auszubeuten geneigt war. Dasjenige Bekenntniß, welches behauptet: es bedürfe eines gewaltigeren Schutzes und müsse im Wege freier Forschung immer verlieren, bekennt seine eigene Schwäche. Mit Recht sagt deshalb ein jetzt nicht in Berlin anwesendes Mitglied unserer Akademie, Professor Heinrich Ritter [14]): „Erst aus den Reibungen verschiedener Denkweisen unter einander, erst aus den geistigen Kämpfen der Menschen mit sich selbst und mit Andern entsteht die wahre Geistesfreiheit, welche zur Wissenschaft reif macht; und die eine ganz andere Ruhe mit sich führt, als Derjenige fühlt, welcher bei beschränkter Denkart seine eigene Beschränktheit nicht bemerkt, und, weil er seine Fesseln nicht sieht, sich für frei hält."

Ich meine nicht, daß es für jeden Menschen natürlich und nothwendig sei, diese Kämpfe der Wissenschaft durchzufechten, oder gar, daß jeder religiöse Glaube seine Wurzel lediglich im Zweifel finde, und in der Kritik seinen Triumph feiere; ich behaupte nur, daß durch die Gewalt des Staats und der Könige niemals der ewige Friede in Wissenschaft und Religion herbeigeführt werden kann. Vielmehr nehmen die Kämpfe dadurch einen fremdartigen, doppelt gefährlichen Charakter an, und Niemand wird den König als unbefangenen Ordner betrachten, der seine höhere Stellung aufgibt, um ein Parteihaupt zu werden. Das wußte, danach handelte Friedrich II., und steht in dieser Beziehung als nachahmungswerthes Muster für alle Zeiten da.

Wer da aus der Geschichte weiß, wie Wohlmeinende, Aengstliche und Leidenschaftliche zu jeder Zeit das Geschrei erhoben: daß die Welt noch nie so im Argen gelegen habe, und insbesondere das Christenthum seinem Untergange nahe sei; der wird durch solch Nothgeschrei nicht in große Angst gerathen. Es drängt sich vielmehr die Gegenbemerkung auf: daß jene Anklage auf Unfrömmigkeit nur selten Beweis ächter Frömmigkeit und christlicher Liebe und Demuth gewesen ist. Wie oft rief man z. B.: der philosophische Wolf sei da, um die Heerde der Christenheit zu zerreißen! Aber Descartes, Malebranche, Spinoza, Bayle, der Wolf selbst, Friedrich II., Lessing, Kant, Fichte und Hegel haben den Reichthum menschlicher Entwickelung erwiesen, und die Mittel der Reinigung, Beschränkung und Verklärung ihrer Lehren jedesmal entweder selbst herbeigeführt, oder sie wurden ihnen durch eine höhere Wissenschaft aufgedrungen.

Auch die Naturwissenschaften sind, je rascher sie fortschritten, um so lebhafter der unchristlichen Gottlosigkeit angeklagt worden, seit Galilei und Copernicus, bis auf den heutigen Tag. Und doch dankt man ihnen das Hauptargument für die wichtigste christliche Tugend, für die Demuth; indem sie erwiesen, daß der menschliche Geist erst dann sich im Weltall zurechtfinden und heimatlich fühlen könne, wenn er die untergeordnete demüthige Stellung der Erde anerkenne. Ob, von dieser Ueberzeugung aus, noch andere Abschnitte der alten Kirchenlehre einer neuen Prüfung bedürfen, ist nicht Gegenstand der heutigen Untersuchung.

Alle diese Grundsätze und Schlußfolgen (so lautet der letzte Einwand) sind unverträglich mit der großen Wahrheit: daß die Könige von Preußen die natürlichen und preiswürdigen Schutzherren des Protestantismus sind. Inwiefern unverträglich? Der strenge Katholik, welcher aus seiner Kirche jede andere verdammt, das zeitliche und ewige Wohl allein an seine Lehre

knüpft, es für Pflicht hält, sich jener unbedingt zu unterwerfen und dieser durch jedes Mittel vollen Sieg zu verschaffen, wird vielleicht dem königlichen Handeln Friedrich's II. widersprechen; mit der ächten protestantischen Freiheit ist es aber sehr wohl verträglich. Ja, während der Katholik (aus seinem Systeme heraus) den allen Bekenntnissen gleichmäßig ertheilten Schutz misbilligt, wird er (zwar nicht ganz folgerecht, aber sehr natürlich und menschlich) fordern und sich darüber freuen, daß seine Kreise geschützt und unangetastet bleiben. Könige und Unterthanen, Katholiken und Protestanten mögen also ihren Vereinigungspunkt in dem von Friedrich II. befolgten Spruche finden: was Ihr wollt, daß Euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch!

Am Schlusse drängt sich die Frage fast unabweisbar auf: wie verhält sich, in Beziehung auf die betrachteten Gegenstände und die leitenden Grundsätze, jene frühere und unsere Zeit? Es dürfte nicht schwer werden, in den Regionen, wo Nebel, Wolken und Ungewitter natürlich entstehen, Anklagen der Gegenwart à la Genz zu finden; ich hingegen würde (als höchstes Ergebniß der Vergangenheit und erfreuliche Weissagung für die Zukunft) Worte höhern Ursprungs und sicherer Beglaubigung als Text zum Grunde legen[15]): von dem Geiste deutscher Einigkeit und Kraft, von dem Brudersinne der verschiedenen, höhere Einheit erkennenden Bekenntnisse, und dem Menschen- und Gottesfrieden, welchen (unter der edelsten Leitung) nach Kräften mit zu erzeugen und zu erhalten, auch der Geringste ein Recht und eine Pflicht hat!

Anmerkungen.

1) Genz, Schriften von Schlesier. Bd. IV. S. 218. 223.
2) Doch folgen einige in etwas mildernde Worte.
3) S. Werke, Bd. XV. S. 72.
4) Oeuvr. posth. XI, 113, 161.
5) Piossens, II, 360.
6) Isambert, Collection XXI, 261. Rambach, Schicksale der Protestanten I, 203.
7) Smith, Theory of moral sentiments I, 218.
8) Lemontey regence I, 431.
9) Oeuv. posth. VIII, 11; X, 150; XI, 97, 94.

10) Ueber solche Chorführer, oder besser, solche Helden der Religion, spricht die Kirche das glorreichste Anerkenntniß aus, indem sie dieselben als Heilige bezeichnet. Allerdings hat nun Friedrich II. keinen Anspruch, in diese Klasse aufgenommen zu werden; so wenig als Franz von Assisi und Antonius von Padua den großen Herrschern beizuzählen sind. Suum cuique!

11) Oeuvr. posth. II, 436.

12) Man gedenke z. B. der frivolen und frömmelnden Zeit Ludwig's XIV. Raumer's Geschichte Europas VI, 102, 106.

13) Downing, the Fan-Qui in China III, 66,

14) Geschichte der Philosophie I, 106.

15) Worte, gesprochen in Köln, von Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV.

5.

Vortrag zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm's III., gehalten am 3. August 1843 in der Universität zu Berlin.

Selbst das Denkwürdigste, was in vergangenen Zeiten geschah, verschwindet allmälig dem Blicke und dem Gedächtnisse; was alle Gemüther erhob und begeisterte, läßt spätere Geschlechter kalt, und oft drängt sich Kleines und Bedeutungsloses in den Vordergrund, verdeckend das Große, wahrhaft Würdige und Lehrreiche. Zwar bietet die Geschichte Mittel dar, Vergangenes zu vergegenwärtigen; aber wenige kennen genau den wahren Verlauf der Geschichte, und noch wenigern dient sie zur Lehre und Besserung. Daher ist es ein zwar äußerliches, aber doch zweckmäßiges Mittel, auf die unruhige, mit sich selbst beschäftigte Gegenwart zu wirken, daß man Gedächtnißfeiern begründet, welche die Vergangenheit in das rechte Licht stellen, den Blick für das Entfernte schärfen, die Einseitigkeit späterer Urtheile berichtigen, und die Dankbarkeit neu beleben für das durch Kraft und Weisheit früherer Geschlechter löblich Gethane und Vollbrachte. Die Zeit der Regierung König Friedrich Wilhelm's III. liegt indessen noch so nahe, daß es überflüssig erscheinen könnte, die Aufmerksamkeit auf dieselbe richten zu wollen. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß die Urtheile über große Maßregeln des Königs nicht blos deshalb schon früher unter einander abwichen, weil allgemeine Uebereinstimmung in menschlichen Angelegenheiten unerreichbar, ja nicht einmal heilsam ist; sondern auch weil die ehemaligen Zustände und die Gründe ihrer gesetzlichen Aenderung nicht mehr hinreichend gekannt sind. Da jedoch mein verehrter Vorgänger im Amte, sowie ich bereits vor mehreren Jahren, den Versuch machten in zusammenhängender Rede eine Uebersicht der ganzen Regierung Friedrich Wilhelm's III. zu geben, so sei es mir erlaubt, heute nur einen Theil der segensreichen Wirksamkeit des hochverehrten Königs ins Auge zu fassen und darüber, unter Beifügung einiger allgemeinen Bemerkungen, einen einfachen geschichtlichen Vortrag zu halten.

Wenige Herrscher haben so wie König Friedrich Wilhelm III. den vollen Gegensatz des Glückes und Unglückes erfahren; und aus dieser Doppelerziehung, diesem Reichthume von Consonanzen und Dissonanzen, erwuchs zuletzt eine größere Harmonie und ein vielseitigerer Fortschritt, als wenn das Eine oder das Andere allein vorgeherrscht hätte.

Allerdings war die Krisis der Jahre 1806 und 1807 eine heftige, höchst gefährliche (weshalb manche auch schon Leichenreden am Grabe der preußischen Monarchie hielten); allein die niedergedrückten Lebenselemente erhoben sich zu neuer Kraft, und diese Kraft ward in den nächstfolgenden Jahren von dem Könige und seinen getreuen Dienern mit großer Klugheit gelenkt und gefördert. Die glorreichen Ereignisse des Jahres 1813 waren unmöglich und sind unbegreiflich ohne die Vorbereitungen und Maßregeln, ja die Kühnheit der vorhergehenden Jahre.

„Es ist etwas Erhebendes (sagte Jean Paul schon während dieser Unglückszeit[1])), daß ein König auf einem Throne, der sich seit einigen Jahren unter dem Kriegserdbeben gesenkt hatte, gleichwol Alles an den wenigen Stellen erlaubte — wo er noch verbieten konnte —, was gegen ihn und einen Staat geschrieben wurde, der sich den potenzirten Protestantismus nennen darf. Mitten unter Unglücksfällen und unter Feinden trauete er seiner protestantischen Regierungsverfassung ein Gegengift zu gegen alle Unglückswahrsager. Und er hatte Recht; alle Gegenschreiber überwanden nicht die Volksanhänglichkeit, und der bedrängte Fürst durfte das wagen, was beglückte Fürsten oft scheuen; die gedruckten Prangerchen Preußens wurden Stufen zum Ehrentempel. Wollt ihr, sobald euch England nicht genügt, einen größern Beweis, daß Preßfreiheit nur bei Denkknechtschaft schade und sonst niemals?" — So weit Jean Paul.

Das Sprichwort: „nach dem Berathen und Beschließen sei jeder klug," hat sich bei Betrachtung und Beurtheilung jener Zeit nicht bestätigt. Nur der echte Staatsmann sieht schon vor der Berathung das Nahe und Ferne; der gewöhnliche Beurtheiler kann oft seine Beschränkung nach wie vor nicht loswerden, und entbehrt später oft am meisten die Geschicklichkeit, sich in frühere Verhältnisse zu versetzen, das Mögliche vom Unmöglichen, das Rathsame vom Gefährlichen, das Nothwendige vom Willkürlichen zu unterscheiden. In Zeiten der Ruhe, wo Neuerungen nur gemäßigt gewünscht werden, nennt man sie oft (eben dieser Ruhe und Mäßigung halber) überflüssig; in Zeiten der Unruhe, wo Abänderungen leidenschaftlich gefordert werden, heißt ihre Bewilligung gefährlich. Beide Ansichten sind

einseitig und irrig: der wahre Staatsmann muß zwischen der Scylla des Bewilligens und der Charybdis des Abschlagens, zwischen hartnäckigem Beharren und übereiltem Verändern weise hindurchsteuern.

So scharf und unvereinbar die Grundlagen dieser Gegensätze zu sein scheinen, hat es doch keinen Zweifel, daß durch ihre Vermittelung erst die rechte Diagonale lebendiger Kräfte möglich wird, daß sie die Centripetal- und Centrifugalkraft sind, aus denen die fortschreitende Entwickelung des menschlichen Geschlechts hervorgeht. Ausschließliches Lobpreisen oder unbedingtes Verdammen der einen oder der andern Richtung, bietet allerdings Gelegenheit zu rednerischglänzenden Darstellungen, schließt aber fast nothwendig Anmaßung und Irrthum in sich.

Unsere Zeit (ward eingewandt) besitzt die Kraft und Fähigkeit nicht, neue Gesetze zu geben und Institutionen zu gründen, welche wahrhaft leben und dauern können. Eine solche Warnung gegen Leichtsinn, Anmaßung und Uebermuth der Gesetzgeber, ist ohne Zweifel von Werth und Gewicht. Aber eine Zeit, welche sich sagen müßte, daß sie ihrer Entwickelung nicht den entsprechenden Gesetzesausdruck zu geben vermöchte, bekennt dadurch, daß sie an eine solche Entwickelung überhaupt nicht mehr glaubt, das heißt, dem geistigen Tode verfallen sei. Oder starb denn nicht zur Zeit des Theodosius und Justinian (trotz alles Sammelns der Erbstücke früherer Geschlechter, und trotz aller wissenschaftlichen Vollkommenheit privatrechtlicher Bestimmstimmungen) das Staatsrecht und mit ihm das ganze Volk eines jämmerlichen Todes? Ungeachtet aller Irrthümer ist in der Bewegung unserer Tage, welche, über das Privatrecht hinaus, die Entwickelung auch des Staatsrechtes fordert, mehr Einsicht und Leben als in allen Versuchen, die Gegenwart lediglich auf römische und mittelalterliche Gesetzgebung zu gründen und erstarrten Formen ein Scheindasein anzukünsteln.

Ohne Zweifel war nach den Unfällen des ersten französischen Krieges ein dringendes Bedürfniß nach neuen Gesetzen wahrhaft vorhanden; und auf das Dasein dieser Bedürfnisse gründete sich der unabweisliche Beruf, ihnen nach bestem Wissen und Gewissen abzuhelfen. Es wäre eine falsche Bescheidenheit und eine sträfliche Verzweiflung, in solchen Verhältnissen vor der Schwierigkeit der Aufgabe zurückzuweichen und spätern Zeiten die sich verdoppelnden Lasten und Gefahren zuzuweisen. — Das Gegentheil dieser Aengstlichkeit, welche selbst dem Zeitgemäßen nicht zur Geburt verhelfen will, ist die, aus Leichtsinn oder Parteilichkeit entstehende Neigung, der pruritus, Völkern Gesetze aufzubringen, deren sie nicht bedürfen, ja welchen sie laut widersprechen.

Allerdings konnte man mit alter Praxis oder Routine keineswegs jenem neuen und schweren Berufe genügen; denn zu den steten Schwierigkeiten aller Gesetzgebung trat die gebieterische Einmischung der Fremden und die große Noth der Finanzen. Hiedurch wurden alle Unternehmungen gehemmt und getrübt, und diejenigen haben ein allzukurzes Gedächtniß, welche bei heiterem Himmel vergessen, mit welchen Stürmen und Ungewittern Andere zu kämpfen hatten. Auch soll der Staatsmann, selbst während heiteren Wetters, sich auf Stürme vorbereiten, die über kurz oder lang unfehlbar eintreten; er soll, während er auf glatter Fläche mühelos daherfährt, doch bedenken, daß Zeiten eintreten, wo schweigender Gehorsam der Mannschaft nicht ausreicht; sondern ihre Zufriedenheit, ja ihre Begeisterung unentbehrlich ist. Diese Begeisterung wuchs mehrere male selbst aus dem Unglücke empor; wo sie im Glücke fehlte, war es die Schuld der Herrscher, oder der Völker, oder beider.

Es wird in unsern Tagen so laut und viel, selbst in amtlichen Erklärungen und Schriften auf die Theorie gescholten, und billigerweise ist einzuräumen, daß man hiebei nur irrige, unheilbringende Theorien meint, an denen leider kein Mangel ist. Mit jener Behauptung und diesem Zugeständnisse ist aber die Untersuchung keineswegs zu Ende gebracht, oder irgend eine positive Wahrheit aufgefunden. Oder ließe sich denn nicht eben so viel und mit gleich guten Gründen gegen eine irrige Praxis vorbringen? Die Weltgeschichte zeigt in zahlreichen und schlagenden Beispielen, daß eine gedankenlose, unzusammenhängende, willkürliche Praxis die Fürsten und Völker ins Verderben stürzt. Wo man unbefangene, vielseitige Prüfung vermeidet, Gründen kein Gehör gibt oder sie nicht ausspricht, und sich mit einem stat pro ratione voluntas begnügt, treibt man den Aberglauben hervor, jede, auch die oberflächlichste Theorie, sei ein unfehlbares Heilmittel gegen so große Uebel.

Wenn man Theorien des Bierbrauens und Ziegelstreichens anpreiset und brauchbar findet, und lobend von rationellem Ackerbau und rationeller Schafzucht spricht: so wird man auch zugeben müssen, daß für das Gute, Schöne und Wahre, für Staat, Religion, Kunst und Wissenschaft eine denkende Erkenntniß möglich und nothwendig ist. Wo eine echte Theorie fehlt, tappt die Praxis im Finstern umher, und kann nicht einmal für die Besteuerung von Zucker und Eisen den rechten Weg finden. Nur dann entstehen natürliche und gerechte Besorgnisse und Widersprüche, wenn unreife Theoretiker etwa die Religion auf überfeine Bestimmungen zurückbringen wollen; oder,

aus falscher Bewunderung einer untergeordneten Technik, das Unschöne dem Schönen gleichsetzen; oder bei völliger Unfähigkeit, das Kleinste in der Wirklichkeit zu Stande zu bringen, doch kühn im Staate das Unterste zu oberst kehren möchten.

Schlechte Theorien und schlechte Praxis finden sich immerdar beisammen, Eins erzeugt nothwendig das Andere. Die echte Theorie ist das sehende Auge des Geistes, die echte Praxis die wirksame Hand des Leibes; und doch reden nicht wenige, als müßte man das Auge ausreißen, oder die Hand abhauen, um den vollkommenen Menschen darzustellen! [2])

Es war die rechte Theorie, welche, mit rechter Praxis vereint, die indisch-ägyptischen Kasten zerbroch, die Frauen aus den Weiberhäusern befreite, religiöse Duldung empfahl, den Hexenprocessen ein Ende machte, Sklaverei und Leibeigenschaft verdammte, eine gleiche Besteuerung forderte, die Vaterlandsvertheidigung Allen als Pflicht auflegte, den eigennützigen Beschränkungen von Handel und Gewerbe widersprach, das Eigenthum von unzähligen Hemmnissen befreite, und für die Wurzel und Summe des Ganzen, — für die Freiheit geistiger Entwickelung, unerschrocken und unermüdet kämpfte.

Durch wissenschaftliche Vorbildung, sorgfältige Prüfungen, Regelmäßigkeit des Fortrückens, Sicherheit ihrer Stellung und das selten gefährdete Recht freier Mitwirkung haben sich im Preußischen die Beamten zu einer fast allgemeinen Tüchtigkeit und Rechtlichkeit erhoben; sie zeigen eine glückliche Vereinigung der Theorie und Praxis, wie sie kaum irgendwo gefunden wird. In ihnen, in der Verwaltung, lag der Keim und die Kraft der Fortbildung, ja die Bürgschaft der öffentlichen Freiheit. — Je verdienter und wahrer dies Lob ist, um so mehr kann und muß man die Anklagen unbefangen prüfen, welche über den Stand und die Bureaukratie der Beamten erhoben werden. Sollte es Leute geben, welche Absetzbarkeit aller Beamten (im Sinne und nach der Art manches andern Staates) wünschten, weil die eigenthümliche Kraft des Denkens und Wollens, welche sich in unsern Behörden offenbart, dieselben abgeneigt macht, unbedingt und blind zu gehorchen, so träfe der Tadel oder die Klage gerade die wesentlichsten Vorzüge [3]), und erwiese, daß man die Wahrheit verkennt: Selbständigkeit der Beamten verbürge im höhern Sinne auch die wahre Freiheit der Herrscher, und stütze durch eine mächtige Meinung oder Ueberzeugung den oft so unbillig angegriffenen Gang der Regierung. In dem Maße, wie Herrscher als Minister mit den Beamten willkürlich verfahren und ihren Willen im Gegensatze zu dem dieses Standes unbedingt geltend machen, in demselben Maße werden diese

Beamten und die gesammte Verwaltung schlechter; an die Stelle einer gemäßigten, geregelten und wahrheitliebenden Mitwirkung tritt verdrießlicher Tadel, oder knechtische Nachgiebigkeit, woraus dann allgemeine Klagen über die Herrscher und die Beamten nothwendig hervorwachsen.

Klagen der Nichtbeamten über die Beamten stehen jedoch auf anderem Boden und haben oft bessere Gründe, als jene Klagen der Herrschenden. Es gibt ein Monopol des Regierens, eine Vielregiererei, welche mit steigender Bildung eines Volkes immer unnatürlicher, unnützer und unerträglicher wird. Auch die besten und weisesten Väter sollen die Großjährigkeit ihrer Kinder anerkennen; und dasselbe gilt, mehr oder weniger, in den größern Kreisen der Körperschaften, Dörfer, Städte und Staaten. Kein europäisches Volk hat es in dieser Geschicklichkeit der Selbstregierung weiter gebracht als die Engländer; ein Vorzug größeren Werthes, als mancher andere, hoch angeschlagene. Jeden Falls kann, sobald ein Volk jene Stufe der Bildung und des Selbstbewußtseins erreicht hat, das Mitdenken, Mitreden und Mithandeln durch keine Gewalt unterdrückt werden; ja wenn ein solches Bemühen gelänge, würde das Regieren dadurch nur immer schwieriger und zuletzt ganz unmöglich werden. Die rechte Aufgabe ist vielmehr: den mächtigen Strom der neuen, unabweisbaren, heilsamen Entwickelung zu leiten, seine Kräfte in angemessenen Formen zu benutzen und der in alter Ausdehnung[4]) nicht mehr tauglichen Beamtenherrschaft eine neue kräftige Gestalt zu geben. Nur auf diesem Wege verwandelt sich der feindliche Gegensatz zwischen Beamten und Nichtbeamten in eine freundliche Wechselwirkung und nach dem Abschaffen wohlgemeinter, aber übertriebener Bevormundung, kann eine gegenseitige Verständigung und Erziehung nicht ausbleiben; ja sie ist bereits in mehrfacher Beziehung auf eine höchst erfreuliche Weise eingetreten.

Anfangs blieben z. B. die Verhandlungen der Landstände nach Form und Inhalt hinter den Mittheilungen und Verfügungen der Beamtenwelt sehr zurück; mit löblicher Anstrengung sind aber jene seitdem hinsichtlich der Kenntnisse fortgeschritten, und zeigen jetzt in ihren Schriften oft Deutlichkeit der Darstellung und Scharfsinn der Erörterung, so wie meistentheils eine Reinheit der deutschen Sprache, welche mancher Behörde zum Muster dienen könnte[5]). Beharren die Stände auf diesem gemäßigten löblichen Wege, so werden sie immer größere Theilnahme erwecken und eine nach Form und Inhalt angemessene weitere Ausbildung verdienen und erlangen.

Ueberall jedoch (wie oft wird es leider vergessen), wo man größere Rechte in Anspruch nimmt und erhält, steigt in demselben Maße die Wichtigkeit und Heiligkeit der Pflichten. Unabsetzbare Beamte sind für jede Lässigkeit, jedes Unrecht strafbarer als absetzbare Lohndiener; von einem Heere freier Männer verlangt man mit größerem Rechte Begeisterung und Aufopferung, als von hier und da geworbenen Soldaten; von hochgestellten Ministern mehr Einsicht des Kopfes und Muth des Charakters, als von abhängigen Schreibern; von edel behandelten Frauen mehr Tugend, als von eingesperrten Weibern; von censurfreien Schriftstellern mehr Mäßigung und Anstand, als von denen, welche der Schere oder Streichfeder unterworfen bleiben.

Sowie Soldaten und Officiere nach der kriegerischen Seite hin die Stützen des Thrones und des Vaterlandes gewesen sind, so für die Leitung der innern Angelegenheiten die verwaltenden Beamten. Doch wird den Häuptern unter den letzten in der Regel keineswegs Ehre und Anerkenntniß in dem Maße zu Theil, wie den Feldherren. Anderer Gründe zu geschweigen, beruht diese Erscheinung darauf: daß sich über einen Sieg im Felde gewonnen, fast niemals Zweifel und zwiespaltige Ansichten erheben. Die Thatsache steht fest und wird (ohne weitere Grübelei über das Recht des Krieges, oder den Verlust von Menschen und Gütern) als ein unleugbarer, wesentlich aus der Anführung hervorgehender, großer Gewinn betrachtet. Die Staatsmänner hingegen haben in der Regel nicht mit auswärtigen Feinden zu kämpfen, werden aber desto häufiger von vielen ihrer eigenen Landsleute als Feinde betrachtet und ihre Werke und Erfolge, während die Einen sie billigen, von Andern als tadelnswerth und verdammlich bezeichnet. Selbst in den Zeiten, wo, wie gesagt, das Bedürfniß neuer Gesetze klar zu Tage liegt, wo Aufschub und Vernachlässigung die größte Gefahr bringt, hört man bittere Klagen über alle Maßregeln, die irgendwie einem Herkommen, einem Vorurtheile, einer Einnahme zu nahe treten; und der größte Gewinn, welcher auf dem neuen Boden erwächst, wird nicht in Anschlag gebracht, wenn in den alten Bahnen sich auch nur der geringste Verlust zeigt. Der auf dem Boden bloßen Privatrechts stehende Richter soll allerdings jedem nach Heller und Pfennig das Seine zusprechen und erhalten; der Staatsmann hingegen hat eine hievon wesentlich verschiedene Aufgabe. Wenn neue Gesetze über Kriegspflichten und Steuerpflichten, über Ansprüche auf Aemter und Würden, über politische Formen und Anrechte nothwendig werden; so ist eine Ausgleichung des Gewinnes und Verlustes im Einzelnen unmöglich. Vielmehr darf und soll das Staats- und Re-

gierungsrecht Abgelebtes sterben lassen; es kann und soll aber zugleich in größern Bahnen und neuen Verhältnissen unendlich mehr erzeugen und begründen: wodurch sich dann mittelbar auch die kleinen Verluste in Gewinn verwandeln. Dies verkennend, stellt sich aber in solchen Zeiten der Wiedergeburt jeder angeblich hoch patriotische Souffredouleur über die Männer hinauf, welche die Schmerzen und Leiden der Zeit heldenmüthig trugen und siegreich bekämpften.

Solch Schicksal erfuhren z. B. König Wilhelm III. von England, und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, William Pitt und Burke, sowie die Häupter der großen neuen englischen Gesetzgebung; und in ähnlicher Weise hören wir nicht selten über Stein, und noch mehr über Hardenberg sprechen. Die Fehler des Letztern konnte auch der oberflächlichste Beobachter leicht entdecken; sie lagen, wie man sagt, auf der Hand. Vergessen aber sollten seine Tadler nicht, daß diese Fehler mit lobenswerthen Eigenschaften in mancher Verbindung standen, ja daraus hervorgingen und, unter den gegebenen Verhältnissen, bisweilen sogar vortheilhaft wirkten. Seine edle Milde und Humanität ging allerdings mannichmal in Schwäche über; sein Talent, sich in fremde Ansichten hineinzufühlen und zu denken, führte zu Schwankungen beim Beschließen und Ausführen; sein Glaube an die Einfachheit, Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit der Menschen, täuschte ihn über den Werth manches Zudringlichen, und seine ritterliche Verehrung der Frauen schützte ihn nicht gegen Täuschungen und Betrug. Andererseits beschwichtigte seine aus dem Herzen kommende Liebenswürdigkeit selbst Gegner und Feinde, und in jenen Unglücksjahren, wo es uns an Eisen und Schwertern fehlte, hätte ein eiserner Charakter nichts erreicht.

Zu der Zeit, wo Napoleon die größten Siege über die Spanier erfocht, hegte Hardenberg die festeste Ueberzeugung, daß sie sich von der Fremdherrschaft befreien würden, und er wußte die kühnsten Plane und Maßregeln für die Wiedergeburt unseres Vaterlandes gegen unzählige innere Widersprüche und Hemmungen durchzusetzen, die französischen Machthaber zu beruhigen, ja sie zu überreden: Alles geschehe lediglich nach französischen Ansichten und für französische Zwecke. Bei aller Verehrung für echte Verfassungsformen, ist es dennoch außer Zweifel: daß man damals auf einem neuen verwickelten, constitutionellen Wege, ohne den unbeschränkten König und seinen Kanzler, keine durchgreifende Gesetzgebung zu Stande gebracht hätte, und, so wie man den Formen geben soll, was ihnen gebührt, so auch den Personen. Damals war für vorsorgliches oder feiges Zweifeln, für ängstliche Rechnungen und Gegenrechnungen, für end-

loses Reden und Schreiben keine Zeit: — und so viel Mängel auch hieraus entstanden, wird sich das große Werk doch rechtfertigen, wenn man es im Ganzen und Großen aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtet. Mit dem Beschneiden und Berichtigen desselben haben sich später viele, und mehr abgemüht, als mit der noch weit nothwendigeren weiteren Entwickelung der Grundlagen im großen Style.

Nach dem Abschlusse des Tilsiter Friedens hatte die gesammte Verwaltung mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, und wiederum waren (wie gesagt) keine größer und dringender, als die, welche bei den Finanzen hervortraten. Zu den großen laufenden Bedürfnissen, den Pensionen, den Ausgaben für Herstellung des Geraubten und Zerstörten, und zu den alten Staatsschulden, kamen nur zu viele landschaftliche Schulden und die Verpflichtung, an Frankreich eine Kriegssteuer zu bezahlen, welche die vorhandenen Kräfte weit überstieg. Doch durfte man nicht verzweifeln, sondern begann das Werk mit Ernst und Redlichkeit. Zwei Wege stellten sich dar, die Geldmittel herbeizuschaffen: durch Steuern, oder durch Anleihen. Jene würden (so meinte man) dem erschöpften Lande die letzten Mittel entziehen, um sich aus dem Elende wieder empor zu arbeiten, und dennoch nie hinreichen, die ungeheuern Forderungen Napoleon's zu befriedigen. Deshalb wandte man sich zu Anleihen und hoffte insbesondere aus Holland viel Geld gegen Verpfändung der Domänen zu erhalten. Abgesehen aber von den schweren Irrthümern, welche hiebei begangen wurden, fehlten die Hauptbedingungen des Gelingens großer Anleihen: nämlich Reichthum, Macht und Unabhängigkeit des Staates.

Da die Verlegenheiten der Regierung nicht unbekannt blieben, so hielten sich die verschiedenartigsten Personen für berechtigt und verpflichtet, auch Finanzplane zu entwerfen und einzureichen: Grafen, Barone, Edelleute, Bankiers, Juden, Kaufleute, Officiere, invalide Soldaten, Studenten, Bäcker, Riemer, Glaser, Stellmacher, ja selbst eine Mademasel, wie sie unterschrieb. Lotterien, Papiergeld, ledern Geld, Monopole aller Art (z. B. zur Versorgung der Städte mit Lebensmitteln) Verdoppelung der bäuerlichen Lasten und ähnliche allgemeinere Anträge zeigten, neben der Thorheit, verdammlichen Eigennutz. Bunter sahen die einzelnen Steuervorschläge aus: z. B. von Sommerwohnungen, von Taufen, Heirathen und unehelichen Kindern, von allen zu ertheilenden Civil- und Militärabschieden, von allem Spielgewinn, Stempelung der Lotterieloose, der Kleidungsstücke und des Geldes neben dem Gepräge. Nach einem Rettungsplane, der, zufolge des Titels, in der schönsten Jahreszeit

und Baumblüte entworfen war, sollte mit einer Extrasteuer von acht guten Groschen belegt werden jeder Besuch von Assembleen, Bällen, Pikeniks, Kränzchen, Clubs, Harmonien, Ressourcen, Casinos, Komödien u. s. w. — Nur eine Stimme suchte Hülfe im Erlassen einer Abgabe: nämlich des halben Postgeldes von den Pfandbriefen, — um sie zum Steigen zu bringen. Endlich (damit die Alchemie nicht fehle) überreichte Jemand dem Könige ein untrügliches Mittel, Gold zu machen, und bat zu gleicher Zeit, daß ihm die Execution wegen Schulden abgenommen werde.

Vorschläge dieser Art dienten nur dazu, die zur Prüfung Beauftragten zu langweilen oder zu ergötzen; wichtiger war ein anderer Plan, den ein hochgestellter, einflußreicher Mann dem Könige überreichte. 20,000 Einwohner des Staats zahlen jeder 1000 Thaler in Staatspapieren, macht 100 Millionen, also mehr als man braucht. Ueber diese 100 Millionen werden nun zinsbare Staatspapiere gefertigt, nöthigenfalls mit Bajonneten auf oder über Pari hinaufgetrieben u. s. w. Der Finanzminister erwies zwar die Untauglichkeit dieses Planes mit überwiegenden Gründen; seine Widerlegung half aber der Noth nicht ab und brachte die Sachen nicht von der Stelle.

Auf die in Paris vorgelegten Beweise, daß die Zahlung der Kriegssteuer ganz unmöglich in den gesetzten Fristen erfolgen könne, entgegnete der Herzog von Cadore: die Forderung seines Kaisers stehe unbezweifelt fest und müsse befriedigt werden; doch löse eine Landabtretung vielleicht am leichtesten alle Verwickelungen. — Andeutungen dieser Art sollten zwar keinen amtlichen Charakter haben, sie wurden vielmehr höflichst als Privatäußerungen bezeichnet, die man gern zurücknehme. Doch mußten sie in Berlin um so mehr erschrecken, da der Finanzminister bei den sich hieran reihenden ernsten Berathungen erklärte: er könne seine Maßregeln nicht nach den Forderungen des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einrichten, sondern dieser müsse die weitern Unterhandlungen auf die mitgetheilten Finanzergebnisse gründen. Bereits habe er dargelegt, was das Höchste sei, worauf man bei Bezahlung der französischen Kriegssteuer rechnen könne, und es sei unbillig, an ihn größere Ansprüche zu machen und das Unmögliche zu fordern.

Zu dieser Erklärung führte gewiß die innigste Ueberzeugung, auch reihte sich daran wol die Hoffnung, daß man Napoleon durch einleuchtende Gründe dafür gewinnen und zur Nachsicht bewegen werde.

Andere, ebenfalls echte Freunde ihres Vaterlandes, hatten

[illegible] erklärten immer lauter [illegible] allein aus Geldmangel zu [illegible] entscheidet unbedingt über [illegible] Staaten. Das übergroße und irrige [illegible] auswärtige Anleihen hat die [illegible] von den innern Hülfsmitteln ab= [illegible] ist aber jetzt nichts auszurichten, [illegible] Handelsplätzen und Cassenzetteln hinzu= [illegible] Domänen für erbärmliche kleine Sum= [illegible] man im Innern alle Kräfte wecken [illegible]. Anstatt immer nur das Finanzielle, [illegible] die drückenden Lasten in den Vordergrund zu stel= [illegible] das Volk für die Regierung gewinnen, Zutrauen [illegible] und die Grundübel beseitigen, welche alle Thätigkeit, [illegible] Gewerbe, Fabrikation u. s. w. hemmen. Man muß [illegible] Besteuerungsarten berichtigen, hindern daß sich ganze [illegible] von Einwohnern den Zahlungen entziehen, die Kräfte [illegible] Lasten der Landschaften nicht vereinzeln, nicht die eine be= [illegible] und die andere verschonen, nicht um der losen unzusammen= [illegible] Theile willen vergessen, daß erst durch ihre Einigung [illegible] Staat und ein mächtiges Volk entsteht. Die Mei= [illegible] eine neue Landabtretung vortheilhafter sein [illegible] innere Anstrengung, ist thöricht und ver= [illegible] eben, daß man die Einheit des Staates [illegible] des Volkes viel zu gering anschlägt und [illegible] schachern. Auch würde ein abgetretenes [illegible] die Summen einbringen, welche [illegible] und sich daraus nur die Ungeschick= [illegible] ergeben. Die Hoffnung [illegible] einem verzweiflungsvollen Aner= [illegible] Milde und Barmherzigkeit [illegible] werde, ist durchaus leer und [illegible]

[illegible] hoffnungslos waren die [illegible] Ungeduld andere Vaterlands= [illegible] und großgesinnte König [illegible] in Bres= [illegible] ihm die Prüfung aller [illegible] ihn mit den nö= [illegible] waren die Minister [illegible] Hardenberg einen übermäßigen [illegible] einen Untergraber ihres [illegible] die Zögerungen, Hinder= [illegible] und es ergab sich ein so großer

und vielfacher Unterschied der Ansichten, Mittel und Zwecke Hardenberg's und seiner Gegner, daß beide Theile mündliche Verhandlungen als überflüssig ablehnten, und der König zwischen beiden wählen mußte. Doch lag damals die Wahl und Entscheidung nicht in seiner Hand; erst als aus Paris die Zustimmung einging, ward der Freiherr von Hardenberg mit so großen Berechtigungen zum Staatskanzler ernannt, daß kein einzelner Minister leichtsinnig oder eigensinnig seinen eigenen Weg einschlagen konnte. Später äußerte Napoleon: on voit qu'un homme d'esprit est à la tête des affaires. Je sais bien que Monsieur de Hardenberg ne m'aime pas; mais il sait ce que demande l'intérêt de sa patrie; c'est ainsi qu'il faut agir quand on se mêle de gouverner.

Ein dem Könige überreichter Bericht des Freiherrn von Hardenberg vom 28. Mai 1810 enthält eine umständliche Beurtheilung der Verwaltung seines Vorgängers, sowie eine Darlegung seiner eigenen finanziellen Plane. Es würde um so mehr ermüden, an dieser Stelle auf das Einzelne einzugehen, da auch der neue Plan keineswegs über alle Einreden erhaben war, und sich die Ansichten und Grundsätze erst allmälig läuterten und berichtigten.

Nur einer oft wiederholten Behauptung muß ich widersprechen, als sei Hardenberg abgeneigt gewesen, Rath zu hören und anzunehmen. Eher könnte man ihm den umgekehrten Vorwurf machen. So hätte er gern einen ausgezeichneten Mann für eine der höchsten Stellen gewonnen [6]); dieser zweifelte aber von seinem ehrenwerthen Standpunkte: ob es ihm zukomme, dieselbe anzunehmen; — was dem Könige indeß Gelegenheit zu einer Bemerkung gab, die ihrer Allgemeinheit halber hier wol Erwähnung verdient. Er schrieb: „nach Durchlesung des Aufsatzes (es war auch ein Finanzplan, gegen welchen sich viel erinnern ließ) finde ich mich immer mehr in meiner über — gefaßten Meinung bestätigt. Denn ich hielt ihn von jeher für einen treuen, gebildeten Staatsdiener, aber zugleich für einen excentrischen Kopf. Er will als Minister obenan stehen; das heißt, er will befehlen aber nicht gehorchen, seine Meinung ausführen, aber keine annehmen. So sind leider die fähigen Köpfe jetzt fast alle gestimmt, und dabei wird das Ganze der Darstellung mit Uneigennützigkeit und Patriotismus ausgeschmückt."

Ueber das Verhältniß Hardenberg's zu einem andern hochgerühmten Manne ist so mancherlei öffentlich bekannt gemacht worden, daß ich mir erlauben darf, auch einiges hierher Gehörige mitzutheilen. Daß Niebuhr in Hinsicht auf Kenntnisse

wenige Männer seines Gleichen hatte, bezweifelt Niemand; daß er, was ihm als gut erschien, redlich wünschte und wollte, geben auch seine Gegner zu. Daß er aber kein Geschäftsmann und für die Stelle eines Finanzministers nicht geeignet war, ihm auch in Zeiten dringender Gefahr der Muth des Charakters ausging und einer schwächlichen und verdrießlichen Empfindlichkeit Platz machte, — sollten selbst seine Bewunderer einräumen. — In jener Zeit schrieb Hardenberg an — [7]): „Sie wissen, daß ich meinen Finanzplan dem geheimen Staatsrath Niebuhr mitgetheilt und ihn um sein Gutachten gebeten habe. Dies Gutachten ist eingegangen und verwirft jenen Plan nicht allein im Ganzen, sondern auch in allen einzelnen Theilen von einem Ende zum andern, und das obenein zum Theil in sehr bittern hämischen Ausdrücken. Ich habe ihn hienach aufgefordert, seinerseits einen andern Plan aufzustellen, den ich gern annehmen wollte, wenn er besser sei. Darauf hat er erwidert: er sei dazu außer Stande und es helfe auch Nichts, wenn er nicht die oberste und alleinige Ausführung habe, das heißt also, Finanzminister sei. Ich habe ihm wiederholt geschrieben, zuvörderst müsse doch ein Plan aufgestellt, geprüft und angenommen sein. Es sei seine heiligste Pflicht, sich darüber vollständig auszusprechen; ich habe aber noch keine Antwort bekommen. Ich halte mich wahrlich nicht für unfehlbar, ich bitte um Rath, ich höre gern jede Meinung; allein ich halte auch den geheimen Staatsrath Niebuhr nicht für unfehlbar, und wäre er noch zehnmal so gelehrt als er ist. Ich will nur das Rechte, das Wahre; ich gebe Ihnen den Bericht, das Gutachten, die ganze Correspondenz zwischen mir und Niebuhr. In jenem Gutachten finden sie Nummern; ich habe dazu Bemerkungen gemacht, theile Ihnen diese aber nicht mit, damit Sie ganz frei und unbefangen prüfen können; — und — sollen gleichfalls ihr Urtheil geben, schriftlich und eins, wenn sie sich einigen können, sonst jeder besonders. Ich habe zu Niemand so großes Vertrauen, als zu Ihnen, weil ich überzeugt bin daß Sie nur das Beste wollen, nur auf die Sache sehen und frei von allen Persönlichkeiten sind, was ich bei so Manchem nicht voraussetzen kann."

Auf eine wiederholte Aufforderung des Kanzlers weigerte sich Niebuhr nochmals, über seinen Tadel hinaus etwas Positives auszusprechen und erklärte: er wolle um so weniger etwas als blosen Stoff zur Discussion mittheilen, da es selbst Unrecht sei, tüchtige Mittel zu offenbaren, so lange sie neben andern verkehrten Maßregeln gebraucht werden könnten, und zum Untergange führen würden. Hierauf schrieb der Kanzler den 4. Juli 1810 an Niebuhr: „Euer — haben mir in Rücksicht auf

Ihre Aeußerungen meinen Finanzplan betreffend geantwortet, und einige Erläuterungen gegeben, auch Grundsätze beigefügt, nach welchen Sie einen Finanzplan aufstellen könnten, wenn erst darüber entschieden sei: daß wir auch ein Drittes zwischen Alles, oder Nichts suchen wollen. Ich kann nicht umhin, Ihnen hierüber nochmals zu schreiben und wünsche nichts mehr, als Uebereinstimmung in unsern Ansichten. Wenn ich Sie recht verstehe, so wollen Sie keinen Plan bearbeiten, der nur als Stoff zur Discussion dienen soll; Sie glauben dieses nur dann thun zu können, wenn Sie selbst Ihre Vorschläge zu vertreten und in der Ausführung zu leiten hätten. — Aber dehnen Sie denn dies auch bis auf eine Discussion mit mir aus? Das scheint so, und ich gestehe, daß ich dieses weder nach Dienstverhältnissen, noch nach den vertraulichen und freundschaftlichen Verhältnissen, die ich mir schmeichelte zwischen uns zu befestigen, erwartet hätte.

Die Frage, ob wir auch ein Drittes zwischen Alles oder Nichts suchen wollen, bedarf keiner Voruntersuchung. Wir wollen das, was das Beste ist, was uns retten kann, und hierüber dächte ich, würden Euer — gar kein Bedenken finden, sich gegen mich vollständig auszusprechen, dies vollständig mit mir zu discutiren. Sie können mir nicht entgegnen, daß es Ihnen an den Datis fehle, einen consequenten zusammenhängenden Finanzplan nach Ihrer Ueberzeugung auszuarbeiten; wo sie Ihnen fehlten, würden Sie solche sich augenblicklich zu verschaffen im Stande sein. Bei der Ausarbeitung müssen Sie sich allerdings an die Stelle desjenigen setzen, der die Ausführung leiten und vertreten soll, das ist die meinige. Den Glauben an Infallibilität habe ich keineswegs und Sie verkennen mich wahrlich sehr, wenn Sie mir nicht die sorgfältigste Rücksicht auf Ihre Ideen zutrauen. Diesem nach muß ich Sie wiederholt und angelegentlich ersuchen, einen Plan, wie ich ihn meine, zu entwerfen, und die Folgerungen aus den Grundsätzen, darauf Sie ihn bauen, in Zahlen auszudrücken, dann aber solches mit mir Punkt für Punkt zu erwägen.

Ich kann nicht glauben, daß Euer — sich der Erfüllung dieser Bitte entziehen wollen, da es Ihnen gar nicht schwer werden wird, die Ideen zusammenzustellen, die aus Ihren Kenntnissen und Ihrem Verstande resultiren, und da mir Ihr Herz dafür bürgt, daß Sie mit lebhaftem Interesse zur Rettung des Staats beizutragen gesonnen sind."

Anstatt diesen Brief zu beantworten, überreichte Niebuhr dem Könige einen Aufsatz, worin er Hardenberg der verderblichsten, revolutionären, Alles auflösenden Plane anklagte: doch möge der

König seinem Kanzler hievon nichts sagen oder merken lassen. — Weit entfernt, diese Weisung zu befolgen, sandte der König sogleich den ganzen Aufsatz mit einem Handbillet an Hardenberg, worin es heißt: Niebuhr male aufs gräßlichste, er (der König) sei aber überzeugt, daß der Kanzler Alles gehörig überlegt habe und die Besorgniß unnütz wäre. — Daß nach diesen Ereignissen zwischen Hardenberg und Niebuhr keine gemeinsame Wirksamkeit mehr möglich war, versteht sich von selbst. — Als Zusatz zu dieser geschichtlichen Darstellung bemerke ich nur noch, daß die dem Kanzler damals oft vorgeworfene bedeutende Erhebung eines Mannes in der Finanzverwaltung [8]) hauptsächlich auf einer glänzenden Empfehlung beruhte, welche Niebuhr übereilter Weise gegeben hatte.

Der wahre und große Gegensatz, die eigentliche und wesentliche Verschiedenheit zwischen den Planen Hardenberg's und seiner Freunde, und den Planen seiner Vorgänger und Gegner bestand darin: daß bei diesen, immerdar Aengstlichen einzelne Finanzgesichtspunkte und Finanzmaßregeln durchaus vorherrschten; bei jenen Kühnern dagegen die innere Entwickelung und Wiedergeburt immer mehr zur erzeugenden Hauptsache wurde.

Dies spricht sich besonders in einer, dem Kanzler [9]) vorgelegten, von ihm ohne Veränderung vollzogenen Anweisung für eine Gesetzcommission aus, wonach man unter Anderem bezweckte: Aufhebung der Sperre zwischen Stadt und Land, Beschränkung der Accise auf wenige einträgliche Gegenstände, Vereinfachung des Zollsystems, Aufhebung aller Binnenzölle, des Bier- und Mahlzwanges, des einseitig auferlegten Vorspanns, der drückenden Naturalfouragelieferung, der Spann- und Handdienste, der geschlossenen Zünfte, der Beschränkungen einer freien Benutzung des Grundeigenthums, die Erschaffung eines eigenthümlichen Bauernstandes u. s. w.

Die größte und schwierigste Aufgabe war: in dem Augenblicke, wo man unerläßlich besteuern, wo man nehmem mußte, andrerseits zu geben, Vertrauen zu erwecken, und die zerstreuten, ja wider einander feindlichen Stände und Bestandtheile zu einem neubelebten und begeisterten Volke zu einigen. Dies war die Aufgabe, und wie man auch über ihre Lösung denke, so wird doch der eigensinnigste und hartnäckigste Vertheidiger des Alten nicht die Rückkehr zu all dem Abgeschafften anempfehlen.

Rückwärts (wiederholen Etliche) kann man allerdings nicht gehen; aber man hätte nicht so vorwärts gehen sollen. Hardenberg wußte selbst nicht, was er that, oder was aus sei-

nem Thun nothwendig hervorgehen mußte; er war allerdings und in Wahrheit ein Revolutionair, ein Demokrat, ein Jakobiner. Für die Rechte und Pflichten seines Standes hatte er kein Gefühl, und wenn Stein an der Spitze geblieben wäre, würde von all den Hardenberg'schen Planen nichts zur Ausführung gekommen sein. — So das Lob, welches eine Partei über Stein ausspricht, während eine andere ihn seines Adelsthumes halber anklagt. Beide sind über den wahren Hergang und Zusammenhang schlecht unterrichtet.

So verschieden auch die Naturen Stein's und Hardenberg's in vieler Beziehung waren, beharrte dieser nicht allein im Ganzen und Großen auf dem früher von Stein betretenen und bezeichneten Wege, sondern legte auch auf dessen Beistimmung hinsichtlich des Einzelnen großes Gewicht. Nachdem Hardenberg alle seine Plane auf einer Reise von Berlin nach Breslau mit einem seiner Räthe [10]) aufs genauste durchgesprochen, trug er demselben auf, eine Darstellung derselben zu entwerfen. Diese Darstellung, sowie die vollständigen Plane und Berichte Altenstein's, Niebuhr's und einiger andern namhaften Männer, legte Hardenberg dem Freiherrn v. Stein, bei einer sehr geheimgehaltenen Zusammenkunft vor, die, von Buchwald aus, auf dem Riesengebirge veranstaltet wurde. Stein erklärte sich im Ganzen durchaus beistimmend und veranlaßte nur einzelne Berichtigungen, und so ward erst das, worüber Beide, Stein und Hardenberg, einig waren, dem Könige vorgelegt und von ihm nach ernster gründlicher Prüfung angenommen.

Aus dem Allem (erwiedern die Gegner) ergibt sich nur, daß jene beiden Männer damals gleichmäßig geirrt, und wohlbegründete Widersprüche unberücksichtigt gelassen haben.

Allerdings waren, trotz des besten Willens und der ernstesten Berathungen, Irrthümer geblieben, zu deren Beseitigung der König und seine getreuen Diener gern die Hand boten; keineswegs aber konnte man jeden Widerspruch für wohlbegründet gelten lassen. Ueberdies blieb der Tadel fast immer nur verneinender Art. Keiner wußte etwas Allgemeines und Besseres in einer Zeit vorzuschlagen, wo jede Maßregel unleugbar ihre große Schattenseite hatte und leider haben mußte; z. B. die mit der Gewerbefreiheit verbundene Gewerbesteuer. Wenn aber Napoleon die letzte (gleichwie so manche andere Maßregel, z. B. die Klosteraufhebung) gebieterisch forderte, hätte man sie etwa mit Beibehaltung jedes, auch des verkehrtesten alten Zunftzwanges auflegen und durchführen können?

Während der französischen Besetzung wurden die meisten Steuern nach Köpfen oder nach der Aussaat ausgeschrieben,

König seinem Kanzler hievon nichts sagen [illegible] [illegible]men
Weit entfernt, diese Weisung zu befolgen, [illegible] [illegible] und
gleich den ganzen Aufsatz mit einem Handbill[illegible] [illegible]mern,
worin es heißt: Niebuhr male aufs gräßlich[illegible] [illegible] Steuer,
sei aber überzeugt, daß der Kanzler Alles [illegible] [illegible] einer Be-
und die Besorgniß unnütz wäre. — Da[illegible] [illegible]auschreibende
sen zwischen Hardenberg und Niebuhr [illegible] [illegible]ande aufgelegt
samkeit mehr möglich war, versteht [illegible] [illegible] nicht verant-
satz zu dieser geschichtlichen Darstellung [illegible] Anderer sagte:
daß die dem Kanzler damals oft [illegible] [illegible] steht gar nicht
hebung eines Mannes in der Fin[illegible] [illegible] Willkür behan-
auf einer glänzenden Empfehlung [illegible] [illegible] Wollausfuhr ent-
eilter Weise gegeben hatte. [illegible] die Schafzüchter

Der wahre und große Ge[illegible] [illegible] gleichzeitig die Frei-
sentliche Verschiedenheit zwisch[illegible] [illegible] gebundenen Knechte
seiner Freunde, und den [illegible] [illegible] ein Graf (einer der
ner bestand darin: daß [illegible] [illegible] den Kanzler gerichteten
einzelne Finanzgesichtspun[illegible] [illegible] sind Catilinas, die den
vorherrschten; bei jenen [illegible] [illegible]den. Der König muß die
wickelung und Wiederg[illegible] [illegible] Staat umstürzen wollen, durch
sache wurde. [illegible] und zu dem Zwecke dessen

Dies spricht [illegible] [illegible]vilegien, sowie das ausschließ-
legten, von ihm ohne [illegible] [illegible] und erhalten!
Gesetzcommission [illegible] [illegible]Widersprüche nun wol von der
Aufhebung der [illegible] [illegible] wiederholen würde, oder Harden-
der Accise [illegible] [illegible] durfte, oder Stein sie gebilligt
des Zollsystems, [illegible] [illegible] seinem Abschiedsschreiben an das
Mahlzwang[illegible] [illegible] Reform des Adels antrug, und
den [illegible] [illegible] enger verketten wollte? Ja, er
[illegible] [illegible] weit, zu sagen: „Wo Repräsen-
des [illegible] [illegible] bisher stattfand, war sie höchst
[illegible] [illegible] Mein Plan war daher, jeder active
[illegible] 100 Hufen oder eine, er treibe Land-
[illegible] Handel, er habe ein bürgerliches
[illegible] geistige Bande an den Staat geknüpft)
[illegible] Repräsentation." — Gewiß dürfen soge-
[illegible] einen Mann als ihren Vorkämpfer
[illegible] welcher das allgemeine Stimmrecht in
[illegible] Weise vertheidigt.

[illegible] einige Beispiele von Widersprüchen und
[illegible] Jahre 1810 suchten hochgestellte Personen [12])
[illegible] unzähligen Binnenzölle (welche z. B. auf
[illegible] wurden) auf einem Systeme der höchsten com-
[illegible] Verboten beruhten. Trotz dieses Widerspruches

[illegible] aufgehoben, und die spätere großartige Erziehung [illegible] Keimes führte zu dem nicht genug zu lobenden [illegible]ne. — Wäre doch in allen Richtungen und [illegible]en der, oft nur geringe und durch Ver[illegible] Anfang so trefflich fortgebildet worden!

[illegible] zu viel und dem zu wenig suchte König Friedrich Wilhelm III. mit Kraft und Besonnenheit durchzusteuern; und welcher Preuße wäre wol so übelgelaunt, oder so tadelsüchtig, daß er hinter O'Connell zurückbliebe, der erstaunt ausrief: wahrlich Friedrich Wilhelm III. ist der größte Reformator in Europa!

Des Königs Praxis war längst über die abstracten Gegensätze einer sogenannten philosophischen und historischen Schule hinaus; auch wird man hoffentlich nie in diese untergeordneten Regionen wieder hinabsinken. Denn es wäre verkehrt, das Individuelle, Natürliche, Positive aller Zeiten und Völker über einen in Wahrheit nirgends passenden Leisten zu schlagen und diesen Leisten als philosophischen Fetisch anzubeten; oder anstatt aus sich selbst heraus zu erzeugen, leichtsinnig ausländische Abstractionen als das unbedingt Vortreffliche zu betrachten und nachzuahmen. — Es wäre aber nicht minder verkehrt, wenn eine oberflächliche Historie für einheimische Leichen unbedingte Verehrung verlangte und nicht dulden wollte, daß die Lebendigen das Todte begraben.

Welcher Stand, welcher Einzelne hat nicht durch die Entwickelung gewonnen, die während der Regierung König Friedrich Wilhelm's III. eintrat? Oder will man etwa die Bauern wieder dienstpflichtig, hörig und leibeigen machen und ihnen ausschließend, nach bloßer Willkür, den Vorspann und die Verpflegung der Reiterei auflegen? Will man die Städte wieder vom Lande absperren, die Binnenzölle herstellen, eine Thoraccise von unzähligen Gegenständen erheben, jeden Reisekoffer in jeder Stadt durchsuchen, geschlossene Zünfte einführen, das Bürgerthum und die Städteordnung aufheben, invalide Unterofficiere wieder zu Bürgermeistern ernennen, ein geworbenes Heer wieder durch Prügel erziehen, den landständischen Versammlungen ein Ende machen und den Adel auf den ehemaligen Kamaschendienst oder seinen Wirthschaftshof beschränken?

Alle Verhältnisse und Zustände, die in der Weltgeschichte einst dauernd hervortraten, haben eine innere Begründung und wesentlichen Werth, und man soll nicht leichtsinnig daran rütteln und schütteln. Diese Ueberzeugung kann und soll aber Nichts gegen natur- und zeitgemäße Veränderungen schützen oder Misbräuche als geheiligt und unantastbar betrachten lassen.

5*

Es gibt des unverständigen, leichtsinnigen, oder melancholischen Klagens und Jammerns nur zu viel; aber es gibt auch einen unheilbringenden Aberglauben: weil viel geschehen, sei bereits Alles geschehen. Nichts darf in der geschichtlichen Entwickelung als ein unbedingtes Letztes, Schließliches, als eine final measure hingestellt werden. Staat, Verfassung, Verwaltung, Wissenschaft, Kunst, Kirche, Religion sind todt, sind unmöglich ohne Leben und Bewegung, aber diese fördernde Bewegung ist so weit entfernt von fieberhafter Uebereilung, als von der sogenannten Kraft bloßer Trägheit, der vis inertiae. Tollkühnes Versuchen und feiges Nichtsthun, diese gleich verneinenden, schädlichen Extreme werden nur von oberflächlichen, einsichtslosen Personen empfohlen; der ächte König und Staatsmann hingegen erkennt die wahren Bedürfnisse seiner Zeit, sondert sie von allem bereits Ueberreifen oder noch Unzeitigen, vermittelt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und wird (obgleich menschlicher Weise immer noch Irriges und Unvollkommenes auf Erden übrig bleibt) doch der größte Wohlthäter seiner Zeitgenossen und ein Wegweiser für künftige Geschlechter!

Es ist keine ultraroyalistische Vorliebe oder Schmeichelei, zu behaupten, daß in Preußen verhältnißmäßig mehr wahrhaft organisirende Könige geherrscht und die rechte Entwickelung zeitgemäß gefördert haben, als in den meisten europäischen Staaten. Es ist aber auch keine demagogische Schmeichelei, daß das preußische Volk, wenn es von seinen Herrschern zum Vorwärtsschreiten aufgefordert wurde, in Erkenntniß, Thatkraft und Treue allen Forderungen und Erwartungen genügte, ja sie übertraf. Diese heilbringende Einigkeit und Wechselwirkung half über alle Noth und Gefahr der Vergangenheit hinweg, erzeugt das Löbliche und Erfreuliche der Gegenwart, sichert gegen alle Rückschritte und läßt uns in die Zukunft blicken mit Muth und Vertrauen!

Anmerkungen.

1) Werke XXXIII, 79.

2) So sprechen noch Viele 1852 in den preußischen Kammern.

3) Diese Vorzüge würden durch das französirende Disciplinargesetz von 1852 eist mein Ende nehmen.

4) z. B. seit Einführung der Städteordnung.

5) Unsere reine, reiche, sinnvolle, bildsame, überall ausreichende Sprache wird nicht blos in Tagesblättern, sondern auch in wissenschaftlichen Werken, ja in öffentlichen Gesetzen mishandelt und ihr eine bunte Jacke fremder Worte übergezogen, welche in den schlechtesten Zeiten des

17. Jahrhunderts nicht geschmackloser war. In einer meist mit Gesetzen angefüllten Nummer der Staatszeitung finden sich folgende Fremdwörter: Provinz, Corps, International, Registrirung, Industrie, Nekrolog, Chronik, Nomination, indirect, Cabinet, Acclamation, Tarif, Debit, Comptoir, Commissarius, Propositionsdecret, Residenz, Assecuration, publiciren, Fundament, Institution, Act, Accent, Material, Plenarberathung, Referent, definitiv, Protokoll, Reglement, Resultat, Motiv, Revision, Servitut, eventuell, Emanirung, Statut, particular, Appellation, Modification, Instanz, Interesse, laudemial, Legitimation, Attest, Pension, Promemoria, Kanon, Contract, Parzellirung, legislativ, Declaration, Redaction, Periode, mobil, Dislocation, Fonds, Amortisation, Reglement, intestat, Regal, Societät, Regulativ, Contingentirung, Reluition, Fourage, nationell, Nationalität, Qualification, real, Etablissement, Melioration, Fortification, Document, Amendement, Basis, Transport, Majorität, Approbation, Departement, commandiren, Interessent, Corporation, Institut, Modification, Introitus, Deputation, Votum, Programm, Interpellation, Debatte, speciell, Definition, Attentat, Insinuation, Reaction, Coalition, Intention, Princip, Doctrin, compromittirt, inconsequent, Liquidation, Speculation, Revenuen, Discussion, respectiv, definitiv, effectiv, nicht effectiv, Koryphäe, Personal, Individuum, Individuum, Individuum u. s. w.!!

So richten wir unser edelstes Eigenthum, unsere Denk- und Sprachweise selbst zu Grunde; ja, es finden sich nur zu viele Hochmüthige, welche das Gefühl für volksthümliche Sprache verspotten, Faule, die den naheliegenden Schätzen nicht nachgraben wollen, Leichtsinnige, welche sich mit fremdem Tande zu bereichern wähnen, und Abgeschmackte, welche damit höhere Bildung zu Tage legen wollten. Wenigstens an dieser Stelle sollte man den Vorzug der Franzosen anerkennen. Sie würden eine solche Mishandlung ihrer (obwol ärmeren) Sprache niemals dulden.

Zum Beweise, daß sich jene tadelnswerthe Gleichgültigkeit auch auf den Bau der Perioden erstreckt, geben wir folgende zur Probe: Nachdem unser Staatsministerium uns vorgetragen hat, daß, da ein großer Theil derjenigen Befugnisse, welche bis jetzt den dem Censurwesen vorgesetzten Ministern zustanden, auf das nach unserer Verordnung vom 23. Febr. d. J. zu errichtende Obercensurgericht übergegangen, dasselbe aber an die seither von den Verwaltungsbehörden ertheilten Vorschriften nicht gebunden ist, sondern nur nach Gesetzen zu entscheiden hat, das Bedürfniß obwaltet, mehreren dieser Bestimmungen, welche seinen Wirkungskreis berühren und deren Aufrechthaltung nöthig ist, so weit es noch nicht geschehen, Gesetzeskraft zu verleihen, so wie dem Minister des Innern in Bezug auf die Ausübung mehrerer Befugnisse, welche nach der gedachten Verordnung von den bisherigen Censurministern auf ihn allein übergegangen sind, einen gesetzlichen Anhalt zu geben, und daß es hierbei möglich ist, der Gesetzgebung über die Presse durch Aufhebung oder Vereinfachung vieler einzelner beengender Bestimmungen größere Klarheit und Sicherheit und den Schriftstellern und Verlegern Erleichterung zu gewähren, verordnen wir auf den Antrag unseres Staatsministeriums wie folgt: u. s. w.

6) Herrn v. Schön.
7) v. Raumer.
8) Herr v. Oelsen.
9) Durch v. Raumer. Nur Einiges fällt später.
10) v. Raumer.
11) Professor Bülau (welchen Niemand den flachen übereilten Li-

beralen beizählen kann) sagt in seiner Geschichte Deutschlands S. 93 über diese Klagen und Forderungen: sie waren ein buntes, gährendes Gemisch von theils wahren, theils übertriebenen, einseitig aufgefaßten, aus dem Zusammenhang gerissenen, die Zeitlage nicht beachtenden, nicht durchgebildeten, nicht verdauten, theils halbwahren, theils ganz falschen Vorstellungen, von einem nach oben anmaßenden, nach unten herrschsüchtigen, überall aber selbstsüchtigen Sinne getragen, Vorklänge späterer, dem Stande gewiß nur zum größten Nachtheile gereichender Richtungen. — The fears of one class of men are not the rights of another, sagt sehr richtig *Bancroft* History of the united States I, 103

12) z. B. der Geheime Staatsrath von Heydebreck.

6.

Einleitungsworte zur öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 16. October 1845.

Es ist dem Menschen natürlich, an merkwürdigen Tagen der Gegenwart zurückzudenken an die Vergangenheit, diese mit jener zusammenzustellen und sie untereinander zu vergleichen. Solch eine vergleichende Würdigung führt zur Unparteilichkeit, befreit von örtlichen und zeitlichen Vorurtheilen, berichtigt Lob und Tadel, Hoffnung und Klage, zeigt die Mannichfaltigkeit der menschlichen Entwickelung und macht die Bewegung der bürgerlichen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zustände begreiflich; sie lehrt aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen.

Dieser zugleich geschichtlichen und philosophischen Betrachtung und Auffassung scheint es wesentlich zu widersprechen, wenn man zwei große Schulen (oder Systeme), eine philosophische und eine historische schroff einander gegenüberstellt. Daß jedoch diesem, wenn als unbedingt hingestellten Gegensatze nur eine einseitige untergeordnete Abstraction zum Grunde liegt, daß er auf einem anatomischen Zerschneiden und Ertödten des zusammengehörigen Lebendigen beruht, wird kaum noch von irgend Jemand bezweifelt und bestritten, der sich über die Anfangsgründe der Wissenschaft erhoben hat. Philosophie und Geschichte, denken und erfahren, wissen und glauben, a priori und a posteriori (oder wie man die Hälften sonst bezeichnen will) gehören zueinander und fördern sich untereinander.

Ungeachtet dieser Gewißheit, suchen noch immer etliche Verehrer der einen oder der andern Hälfte deren unbedingte Herrschaft geltend zu machen; — insbesondere hören und lesen wir jetzt täglich: das Geschichtliche sei das einzig Wahre, Verehrungswürdige, Unantastbare, Geheiligte, Inhaltsreiche, Ewige!

Gutmüthige oder flache Geschichtsfreunde lassen sich durch diese fröhliche Botschaft wol verlocken und täuschen: sie freuen sich, daß ihr Besitzthum so im Werthe steige und ins Unbe-

grenzte hinaus wachse; sie sehen oder ahnden nicht, daß dieser angeblich neue und höhere Werth nur durch Vernichtung von anderem Werthvollen erkünstelt oder erzwungen wird, und aus dem angeblich Unbegränzten kleine Stücklein willkürlich herausgegriffen werden, um aus ihnen Götzen zu schnitzeln.

Alle Geschichte wurzelt in der Zeit, sie lebt nothwendig in der Bewegung, im Fortschritte: jene unächten, scheinbaren Freunde der Geschichte möchten sie aber versteinern und unter dem Vorwande sie zu sichern und ihr Dauer zu verleihen, ihr das Licht des Lebens ausblasen. Der wahrhaft Kräftige wird durch den Rückblick auf die Vergangenheit zu Thaten begeistert; das was hingegen jene falschen Geschichtsfreunde aus der Vorzeit ins Auge fassen, wird ihnen zur Salzsäule, um welche sie herumsitzen und pagodenartig Beifall zunicken, während ihnen zum Erzeugen und Gebähren neuer Zeiten Kraft und Wille fehlt.

Alles was geschehen ist, gehört zur Geschichte, hat seinen Werth oder Unwerth, welchen Alter oder Neuheit weder allein begründet, noch aufhebt. Es ist eine leere Voraussetzung, eine bloße petitio principii, wenn sich Gelehrte oder Staatsmänner immer für das Alte, oder immer für das Neue erklären, ohne irgend tiefer in die Sachen selbst einzugehen.

Ebensowenig führt die tausend mal wiederholte Formel zum Ziele: daß die bloße Dauer einen Beweis und eine Bürgschaft der Wahrheit und Vortrefflichkeit gebe. Die Geschichte erweiset mit unverkennbarer, einleuchtender Flammenschrift, daß das Edelste, Bewundernswertheste, oft nach kurzer Jugendblüthe in ein allzufrühes Grab hinabsank; und umgekehrt die irrigsten Lehren, die plattesten Vorurtheile, die menschenfeindlichste Tyrannei Jahrhunderte lang unumschränkt herrschten.

Wenn jedes Geschlecht (wie unser großer König Friedrich II. nur zu wahr sagte) seine eigenen Thorheiten begeht, so hat es auch ein Recht und eine Pflicht seine eigene Thatkraft zu entwickeln, Neues zu erzeugen und seine eigene Weisheit an den Tag zu legen.

Wer jene Thorheiten fördert und diese Weisheit trübt, begeht einen doppelten Mord. Alles Mumisiren der Leichen begründet kein neues Leben; und alle vorzeitigen Geburten müssen sterben.

„Jegliches hat seine Zeit!“ Die Könige, die Völker, welche wissen und begreifen was an der Zeit ist, gehen rastlos mit ihr vorwärts; die, welche den weltgeschichtlichen Ton und Takt überhören oder verkennen, werden unter dem Strome der Zeit begraben. Bezweckt eine Regierung ihr Volk rascher vorwärts zu drängen, als es Zeit und Natur erlauben, so wird dieses

Treibhauswesen keine tadelfreien Früchte erzeugen; fährt eine Regierung (anstatt lenkend und fördernd an die Spitze zu treten) sich auf dem tadelnswerthen, unglücklichen Gedanken fest, sie müsse immer wie ein Hemmschuh wirken, sie könne und dürfe auch eine natürliche, allgemein sich offenbarende Bewegung aufhalten, — so wird über kurz oder lang, ihr Irrthum und ihre Ohnmacht zu Tage kommen.

Männer, welche der Weltgeschichte auf Jahrhunderte hinaus eine neue Richtung gaben, oder doch wesentlich zu ihrer weiteren Entwickelung beitrugen, stehen höher als die, welche mit wehmüthiger Sorgfalt blos rückwärts blickten und an dem Absterbenden festhielten. Lykurgus, Solon und Servius Tullius, Washington und Jefferson waren die Meister und Beleber ihrer und künftiger Zeiten. Durch ihre Kraft und Weisheit entwickelte sich ringsum ungehindert das Bewundernswertheste; während all das Sammeln und Aufspeichern der Reste aus vergangenen Zeiten (wie unter Theodosius und Justinian) aus keiner eigenen Lebenskraft hervorging und den Untergang der alten Welt keine Stunde lang aufhielt.

Dadurch ist Preußen groß geworden und vielen seiner Nachbarn zuvorgeeilt, daß seine Fürsten seit zwei Jahrhunderten begriffen, was an der Zeit sei, und daß sie keinen Augenblick versäumten die beweglich entfliehende Gelegenheit zu ergreifen und der Verhältnisse Herr zu werden. Mit welcher Meisterschaft wußte der große Churfürst in ringsum strömenden Wogen, sein Schiff bald hierher bald dorthin zu lenken, um Klippen zu vermeiden; wie verstand er mit wahrer Staatsklugheit günstige Zeitpunkte zu erwarten, dann, rasch die Segel umstellend, dem Ziele kühn entgegenzueilen und es zu erreichen, ehe manche lässige Zuschauer nur begriffen, was er bezwecke.

Auf diese Weise ward Friedrich Wilhelm der größte Churfürst, Friedrich II. der größte König seiner Zeit. Allerdings gibt es eine vorgebliche Schule, welche schon deshalb alle Staatsweisheit verdammt, weil sie dieselbe nicht besitzt; welche alle welthistorischen Erscheinungen und Entwickelungen (nach Montesquieu's Ausdruck) beurtheilen und entscheiden möchte, wie einen Proceß um eine Dachtraufe: — in ihren Händen hat aber nie das Schicksal des Menschengeschlechts gelegen; nie hat ein wahrhaft großer Herrscher ihr Glaubensbekenntniß angenommen. Gern möchten jene einseitigen Verehrer irgend eines einzelnen, willkürlich herausgerissenen geschichtlichen Zeitabschnittes König Friedrich Wilhelm III. als Musterbild für Bestätigung ihrer Lehren und Ansichten aufstellen; aber sehr mit Unrecht. Er war kein Mann der Versteinerung, kein Mann der Ueber-

eilung; er war ein Mann der Bewegung. Er führte sein treues, mündiges Volk durch eine folgerechte, umfassende Gesetzgebung in neue Bahnen, auf welchen mit Besonnenheit fortzuschreiten, so weise als ehrenvoll ist.

Dieser Ueberzeugung lebt auch König Friedrich Wilhelm IV., dessen segensreichen Geburtstag wir heute feiern; denn er ist der ächte Nachkomme seiner großen Ahnherren. Manche Wohlwollende aber allzu Aengstliche beklagen, daß seine Regierung in eine Zeit falle, wo so große wissenschaftliche, politische und religiöse Bewegungen und Forderungen den königlichen Beruf ungemein erschweren. Welcher treue Unterthan kann aber seinem Könige eine Regierungszeit leerer Nichtigkeit wünschen, wer das Eldorado Europas in dem Todtenschlafe Asiens erblicken? Gottlob, daß Gegensätze sich entwickeln, Lebenszeichen sich geltend machen, und große würdige Aufgaben zur Lösung vorliegen.

Jede Zeit, jedes Volk, jeder König kann die ihm wahrhaft obliegenden Aufgaben und das vorgesteckte Ziel erreichen, sobald sich zur Einsicht der Muth, zur Kraft die Mäßigung, zur Hoffnung Liebe und Vertrauen gesellen.

Nur dasjenige Volk ist zu bejammern, dessen König (wie Ludwig XV.) sein Leben unthätig, oder in geringen Genüssen vergeudet und leichtsinnig sagt: nach uns die Sündfluth! Nur den König müßte man beklagen, zu dessen Füßen ein schläfriges, willenloses, oder bereits abgestorbenes Volk säße, mit dem nichts anzufangen, durch welches keine Seite der Weltgeschichte auszufüllen wäre. Solcherlei Zustände sind der preußischen Geschichte zeither völlig fremd geblieben, und man kann der Wahrheit gemäß unseren Königen zu ihrem Volke, und dem Volke zu seinen Königen Glück wünschen. Nie haben sie beide ihre Rechte von ihren Pflichten getrennt, oder sie gar entgegengesetzt; nie sind sie hinsichtlich der Wünsche, Zwecke und Mittel zerfallen: — vielmehr haben sie die innigste Ueberzeugung gehegt, daß sie zu einander gehören, und nur gleichgesinnt miteinander leben und gedeihen können. Auf diesem Boden der Einigkeit wachsen alle guten Früchte, auf diesem Wege erleichtern sich die Sorgen des königlichen Berufes, und alle Verwirrung löset sich auf in höhere Ordnung und Harmonie!

Nirgends zeigt sich diese Ordnung und Harmonie mehr als in der Entwickelung und dem Fortschritte der Wissenschaften. — Warum? Weil sich diese Entwickelung einer vollkommenen Freiheit erfreut; weil man die Dissonanzen, welche in diesen Bahnen ertönen, nicht gewaltsam ausstreichen, oder mit ungeschickter Hand ertödten will, — sondern der Ueberzeugung lebt, daß sie zum Reichthume und zur Mannichfaltigkeit wesentlich beitragen,

sich unter einander auflösen und in Wohllaut verwandeln. Diese Freiheit, welche die Wissenschaft erst in neueren Zeiten erkämpfte und Heil und Weisheit bringend benutzt, fehlte zu den Zeiten Galilei's und Giordano Bruno's; — sie wird noch jetzt auf dem Boden des Staates und der Kirche für unmöglich und unheilbringend gehalten. Und doch ist es in Wahrheit ebenso unmöglich, die Grundsätze und Grenzen der Chemie, der Physik, der Astronomie auf einer bestimmten Stelle festzuhalten, als es unmöglich ist, für viele Jahrhunderte, durch Menschenhand und Menschenkunst zu begründen und aufzustellen ein anerkanntes, die Geister durchdringendes, sie erfüllendes und wahrhaft förderndes Credo des Staatsrechts, der Regierungskunst, der Religion und der Kirche. Sowie das Leben der Einzelnen in gewisse natürliche Grenzen eingeschlossen ist, so auch die Lebensdauer menschlicher Einrichtungen oder Institutionen. Ihre Unbeweglichkeit erweiset öfter den Mangel an Entwickelung und Lebenskraft, als das Dasein der höchsten Gesundheit und Vollkommenheit. Daher sagte schon Platon (Staatsmann 294); „Die Unähnlichkeit der Menschen und der Handlungen und daß nichts jemals, so zu sagen, Ruhe hält in den menschlichen Dingen; dies gestattet nicht, daß eine Einrichtung in irgend etwas für Alle zu aller Zeit gleichförmig sei."

Könnten die großen Herrscher und Gesetzgeber nach Jahrhunderten wieder zur Erde zurückkehren, sie würden sich andere Aufgaben stellen und sie anders lösen. Gregor VII. würde im 16., Luther im 18. Jahrhundert nicht stereotyp die Lehren und das Wirken einer früheren Zeit wiederholen, Friedrich II. das Jahr 1845 hinsichtlich der Regierungsweise und der Regierungszwecke, vom Jahre 1745 zu unterscheiden wissen.

Es ist nicht meines Amtes hier nachzuweisen, worin die Unterschiede der frühern und der heutigen Zeit bestehen, wie in so vielen Richtungen jetzt andere Aufgaben vorliegen und andere Mittel anzuwenden sind. Ich beschränke mich darauf, hinsichtlich unserer Akademie zu bemerken, daß sie sich (wie allgemein bekannt und anerkannt ist) der größten Theilnahme und des edelsten, zeitgemäßen Schutzes Sr. Majestät des Königs erfreut. Ich sage zeitgemäßen Schutzes; denn der Umfang der wissenschaftlichen Aufgaben hat sich unendlich erweitert und die alten Hülfsmittel zu ihrer Förderung und Lösung sind durchaus unzureichend. Für die Naturkunde wurden ganze Welten von Gegenständen und Kräften neu entdeckt, und auch die Geschichte bewegt sich nicht blos vorwärts, sondern auch rückwärts mehren sich die Jahrhunderte: China, Indien, Baktrien, Aegypten steigen aus nächtlichem Dunkel hervor und feiern ihre Auferstehung.

Um sich der königlichen Huld würdig zu zeigen, bestreben sich die Mitglieder der Akademie in den meisten jener bezeichneten Richtungen thätig und nützlich zu sein. Ueber die allgemeinen Ergebnisse dieser Thätigkeit (vom Nil bis zum Mississippi, und von den Infusionsthierchen bis zum Kosmos) läßt sich an dieser Stelle keine Rechenschaft geben; es genügt, an das zu erinnern, womit sich die Akademie in ihrem engern Kreise während des abgelaufenen Jahres beschäftigte *).

*) Der Inhalt des Berichtes hierüber, mit welchem die Rede schließt, befindet sich in den Monatsberichten der Akademie.

7.

Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., gehalten am 28. Jan. 1847 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften.

(Nach der zweiten Ausgabe.)

Als ein griechischer Rhetor eine Lobrede auf den Herkules entworfen hatte, sagte ein Spartaner: Wer hat ihn denn getadelt? — und gab damit zu verstehen, jene Aufgabe sei überflüssig und ihre Lösung verfehlt. — Mit doppeltem Rechte (so scheint es) läßt sich dieser Tadel aussprechen, wenn in jedem Jahre eine Lobrede auf denselben Mann, an derselben Stelle und meist von denselben Personen soll gehalten werden. Der reichste Stoff erschöpft sich hiedurch, Wiederholungen bleiben unvermeidlich und die Geduld der Zuhörer wird auf eine harte Probe gestellt.

So der Schein: — in Wahrheit aber stehen die Sachen anders. Unsere Zeit, welche allzu oft Anhänglichkeit als Schwäche, Begeisterung als Vorurtheil, Bewunderung als Unwissenheit bezeichnet, erfreut sich desto mehr der Kritik; und zwar nicht sowol derjenigen, wo das Geprüfte aus dem Feuer bis zum Silberblicke gereinigt hervorgeht, sondern der zersetzenden, auflösenden, verneinenden Kritik, welche nur einen todten Niederschlag übrig läßt, oder, in eiskalter Betrachtung, das Größte zum Kleinsten herabzieht und es mit demselben gleichstellt.

Obgleich der hellenische Herkules aus dichterischer Phantasie entsprossen, oder in die Regionen der Dichtkunst erhoben und willkürlich ausgeschmückt war, obgleich sich gegen sein Thun und Lassen, von dieser oder jener Stelle gar viel einwenden ließ, legten die Griechen ihren Helden dennoch nicht auf das Bett des Prokrustes, brachten ihn nicht in eine Marter- und Leichenkammer, um ihn in Stücke zu zerschneiden, und dann anmaßlich (als Ergebniß tiefer Beobachtung und Weisheit) zu verkünden: er sei keineswegs aus einem Stücke. — So groß war ihre gläubige Begeisterung, daß jener Spartaner mit Recht sagen

[illegible] gehalten [illegible] weil Niemand ihn [illegible].

[illegible] Zweiten dem preußi[illegible] Leben war er [illegible] in die Zukunft schauend, [illegible] der Könige rächt sich der Neid oft [illegible] die bei ihrem Leben an sie ver[illegible] Schmeicheleien.'

[illegible] nicht fade Schmeicheleien sind an die[illegible] Stelle in unwürdiger Weise über König Friedrich II. ausgesprochen worden, sondern wahrhafte, von aufrichtiger Dankbarkeit und edlem Gefühle durchdrungene Darstellungen, oder Rechtfertigungs- und Vertheidigungsreden gegen ungerechten oder doch einseitigen, aus Misverstand entspringenden Tadel. So versuchte ich vor vier Jahren Urtheile von Gentz und Müller zu berichtigen und in das rechte Licht zu stellen, und es fehlt nicht an anderen und neuen Veranlassungen zu ähnlichem Bemühen.

Bei Würdigung des ausgesprochenen Tadels darf man Friedrich's eigenes billiges Maß zum Grunde legen. Er sagt [2]): Wenn unsere Absichten rein sind, wenn wir die Tugend lieben, wenn unser Herz keinen Theil hat an den Irthümern unseres Kopfes, wenn wir überzeugt sind, unseren Völkern all das Gute gethan und verschafft zu haben, was irgend möglich war, — so soll uns dies genügen.

Was hat, laut der unbefangenen Geschichte, Friedrich der Zweite für sein Volk und dies für ihn gethan? Er hat es aus einem dumpfen Dahinleben zum höheren Selbstbewußtsein und zur Selbstthätigkeit aufgeweckt und erhoben, ihm die größten Aufgaben vorgesteckt (welche mit bewundernswerther Anstrengung und Aufopferung gelöset wurden), neben Uebung kriegerischer Thätigkeit alle Beschäftigungen und Tugenden des Friedens gefördert und in Bewegung gesetzt, geistige Kräfte zu freier Entwickelung hervorgerufen, für ächte Wissenschaft Begeisterung und Boden gewonnen, festgehalten an ächter Duldung, neue Zeiten vorgebildet, und den Preußen eine Kraft des Willens und Charakters eingeprägt, welche sie aus der tiefsten Erniedrigung und Dunkelheit wieder zur Sonnenhöhe emportrieb, und welche ihnen ihre weltgeschichtliche, erhabene Stellung so lange bewahren wird, als sie nicht Dem untreu werden und Das verleugnen, was Friedrich von einem rechten Könige und [illegible] ächten Volke verlangt!

Anders betrachtet ein Geistlicher den Gang weltgeschicht[illegible] Entwickelung. Er behauptet (an dem Festtage 400jähriger

Regierung der Hohenzollern), Friedrich, dieser Heros unter denselben, habe seinem Volke die schrecklichsten Gefahren bereitet, welche herrschender Unglaube, leichtsinnige Zweifelsucht und frevelnde Verachtung des Heiligen und Göttlichen herbeiführe. Er habe den Herrn nie erkannt und sei zwar groß gewesen vor der Welt, jedoch nur klein im Himmelreiche! — So konnte ein würdiger Mann, ein Verehrer Friedrich's II., in einer Zeit (1815) sprechen, wo man die schwere Bedrängniß, aus welcher sich Alle soeben erst mit den größten Anstrengungen emporgearbeitet hatten, auf den vorhergegangenen und (wie Viele annahmen) zum Theil durch Friedrich bewirkten Verlust des Glaubens meinte zurückführen zu müssen.

Hören wir jetzt einen neuern theologischen Ankläger. Er reiht in einer Predigt seinen Tadel an Friedrich's bekanntes Wort: „In meinem Reiche muß Jeder nach seiner Façon selig werden können." Dieser Aeußerung (so lautet die weitere Anklage) ist in nicht geringem Maße der Stempel der Geringschätzung gegen alle Religion aufgeprägt. Nur Diejenigen werden sie gebrauchen, die überhaupt nicht daran glauben, daß der Mensch durch Religion selig werden könne; nur Solche werden so reden, die alle Religionen darum für gleich gut ansehen, weil sie alle für gleich trüglich und verächtlich halten. Keinem Könige aber, und am wenigsten einem protestantischen Könige, darf es gleichgültig sein, auf welchem Wege seine Unterthanen ihre Seligkeit suchen. Nur eine gemeine Seele, eine Kainsseele mag so sprechen, die da fragt: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Aber eine Seele, die da weiß, was Bruderliebe ist, gewiß nicht. Oder wer darf es wagen, die Sorge um das Seligwerden seiner Brüder als eine Bagatelle zu behandeln, um die es sich nicht verlohnte auch nur einen Finger aufzuheben? Der große Haufe unter den Unsrigen wird jenes arme Wort Friedrich's wieder zu seiner Losung machen, woran man die unendliche geistige Armuth der Kinder dieser Zeit erkennt und die Entblößung von jedem Kerne des innern Lebens! — So die Anklage.

Ob wir es gleich natürlich finden, daß ein Prediger es von seinem Standpunkte aus für Pflicht hält, mit lebhaftem Eifer eine Ansicht zu vertheidigen, welche ihm unzweifelhaft und heilbringend erscheint; so müssen wir doch erstaunen, daß er (uneingedenk des Spruches: Richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet) über des Königs Glauben und seine innersten Gesinnungen härter urtheilt, als dieser jemals über den Glauben und die Gesinnungen irgend eines seiner Unterthanen. Aus grundlosen Voraussetzungen werden willkürliche Folgerungen abgeleitet

und, zum Beweise der höchsten Kanzel- und Redefreiheit, der König sogar mit Kain zusammengestellt. — Milder und tiefsinniger sagt Friedrich: „Ich suche nichts wie die Wahrheit, ich ehre sie überall, wo ich sie finde, ich unterwerfe mich ihr, sobald man sie mir zeigt.“ — Folgen wir dieser Vorschrift, diesem Beispiele.

Was zuvörderst die Form jenes getadelten, königlichen Ausspruches betrifft, so mag das Wort Façon für streng deutsche Sprachforscher und Schriftsteller etwas Anstößiges haben; so lange aber Könige, Gesetzgeber und Behörden, Schriftsteller und Schriftstellerinnen (nachlässig und leichtsinnig zugleich) ausländische und deutsche Worte bis auf den heutigen Tag durcheinander werfen, darf man Friedrich II. für seine Zeit und Bildungsweise nicht tadeln, daß er in einer Randbemerkung jenes Wort gebrauchte. — Es ist (sagen manche Tadler) weniger von dem einzelnen Worte, als von der ganzen Aeußerung die Rede, welche einen verletzenden Leichtsinn, eine tadelnswerthe Oberflächlichkeit verräth. — So der oberflächliche Schein; er verschwindet jedoch schon, wenn wir an die Stelle des Wortes Façon Ueberzeugung setzen; — er verkehrt sich in das volle Gegentheil, wenn wir Friedrich's ganze Regierung ins Auge fassen. Jene Worte sind nicht ein witziger, oder unwitziger Einfall, nicht Zeichen eines unbewachten Augenblicks; sie sind die in Erz geschriebenen Grundsätze, welche Friedrich während seiner 46jährigen Regierung unwandelbar befolgte. Es offenbarte sich hier nicht eine willkürliche, wechselnde Façon des Benehmens, sondern eine auf tiefen Forschungen beruhende, durch starken Willen befestigte Ueberzeugung. Die Folge dieser wahrhaft königlichen Ueberzeugung und der darauf gegründeten Regierungsweise war (was jene Ankläger nicht begreifen, oder nicht begreifen wollen) ein so allgemeiner Friede, eine von Staatswegen so ungehinderte Entwickelung in religiösen und kirchlichen Dingen, daß ganz geringe Störungen keine Erwähnung verdienen.

Aber eben dieser Friede, diese Entwickelung wird als verderblich und verdammlich angeklagt, und von Friedrich eine ganz andere Oberleitung jener Angelegenheiten gefordert. — Wie man diese Forderung nun auch drehe, deute und wende, sie geht immer darauf hinaus, daß die Wahrheit (das heißt, die von jedem Klagenden und Fordernden, als alleinige, wahre Wahrheit, empfohlene Ansicht) zu begünstigen und zur herrschenden zu machen sei. Dies führt auf die, auch in unsern Tagen erneute und vertheidigte Lehre von einer Landeskirche oder Staatskirche, welche jedoch eine sehr ernste Prüfung erfordert, bevor man sie annehmen und begünstigen darf. Wenn nämlich in einem

Staate alle Einwohner einem und demselben Bekenntnisse zugethan sind, so ergibt sich von selbst, was man Landeskirche nennen kann: Spanien und Portugal sind durch Gewaltmittel aller Art in diesen Zustand gebracht und müßten, von einer gewissen Schule, als kirchliche Musterstaaten empfohlen werden. Sobald sich aber ein Volk aus dumpfem Hinleben, aus knechtischer Unterwürfigkeit zu persönlicher Selbständigkeit erhebt, sobald es denkt, fühlt und handelt, müssen nothwendig verschiedene Ergebnisse des Denkens, Fühlens und Handelns auch auf religiösem und kirchlichem Boden entstehen, und es wird zur Thorheit, Alle für alle Zeiten in dieselben Fesseln menschlicher (also veränderlicher) Vorschriften schlagen zu wollen. — Ja! Die Freiheit erzeugt Verschiedenheiten und Gegensätze; aber es ist einer der größten Irrthümer, daß Freiheit blos trenne, auflöse, zerstreue, und nicht mit verdoppelter Kraft auch einige und verbinde. Uebereinstimmung aus Zwang ist keine wahre Uebereinstimmung, sondern Frucht und Zeichen der Knechtschaft, Gleichgültigkeit, Heuchelei und Schmeichelei. Deshalb sagte schon Hilarius von Poitiers dem Kaiser Constantius: die Ruhe der Kirche kann auf keine andere Weise wieder hergestellt, ihre Zerrissenheit auf keine andere Weise geheilt werden, als wenn Alle, frei von aller Knechtschaft, ganz nach ihrer Ueberzeugung leben können![3])

Wo nun die Menschen eben dadurch, daß sie sich zu einer ächten Persönlichkeit erheben, zu verschiedenen Ansichten und Ueberzeugungen kommen, wird eine Duldung (oder vielmehr die Freiheit) derselben schlechterdings nothwendig, und eine Landeskirche, welche (was unausbleiblich erscheint) die eine oder die andere Partei, das eine oder das andere Bekenntniß begünstigt und hervorhebt, ist allemal vom Uebel. Freilich zeigt sich dies keineswegs sogleich in vollem Maße; aber von höflichen Weisungen, kleinen Verweigerungen, Weitläufigkeiten, Beschwerlichkeiten und Zurücksetzungen, von Fragen nach Glauben und dogmatisirender Gesinnung, vom Vorziehen beim Anstellen, Befördern und Belohnen, zeigt die Kirchengeschichte in gerader Linie und folgerechtem Fortschritte wenigstens die Möglichkeit bei den Tyranneien und Freveln des dreißigjährigen Krieges und der Dragonaden anzulangen. Principiis obsta! — Wäre Friedrich II., anstatt dem glorreichen Beispiele seiner erlauchten duldsamen Vorfahren nachzufolgen (dem Verlangen jener Tadelnden gemäß), in die Reihe unduldsam theologisirender Herrscher hinabgestiegen, er hätte alle Beliebtheit eingebüßt und wäre (wie die Geschichte erweiset) höchstens bemitleidet, wahrscheinlicher jedoch gehaßt und verachtet worden, wie Philipp II. und Ludwig XIV. Weit entfernt von der durch Goethe bereits verspotteten,

thörichten Anmaßung zu sagen: „So redt' ich, wenn ich Friedrich wär';" — ist es doch erlaubt, ja nothwendig, zu untersuchen, welche Wege er auf dem bezeichneten Boden einschlagen konnte und welche Mittel ihm zu Gebote standen. Zufolge vielfacher Anpreisungen und zahlreicher Beispiele konnte er zuvörderst seine persönliche Ueberzeugung für die wahre und es für seine Pflicht halten, dieselbe überall geltend zu machen und durchzusetzen. That er dies nur deshalb nicht, weil er zu gleichgültig und lässig war, um solch einer Bagatelle willen (wie der Ankläger sagt) den Finger aufzuheben? Fehlte es ihm etwa an Dragonern, um Dragonaden anzuordnen? War seine Macht und sein Ansehen nicht so groß wie das eines Erzbischofs von Salzburg, um das Bekenntniß seiner Ansichten, oder Auswanderungen zu erzwingen?

Gutmüthige, oder eigensinnige und halsstarrige Fürsten haben sich den schweren Irrthum eingeredet oder einreden lassen: ihre Regierungsweise müsse sich auf Alles erstrecken und lediglich auf ihrer persönlichen Ueberzeugung beruhen. Größere Geister erkennen den Werth der Persönlichkeit, und halten deren Unterjochung für Tyrannei. Eben weil Friedrich II. nicht gleichgültig war gegen das ewige Wohl seiner Unterthanen, weil er religiöse Ueberzeugungen für unendlich wichtig, für geheiligt hielt, wollte er nicht mit den eisernen Händen eines weltlichen Herrschers hineingreifen, oder sich weiche Handschuh überziehen und als Kirchenfürst dasselbe versuchen [4]).

Friedrich konnte ferner, wenn er nicht selbst entscheiden wollte, Rath hören, durch Geistliche prüfen und beschließen lassen, und die gefaßten Beschlüsse vollziehen. Es war ja aber damals Ruhe und Friede im Lande und kein Bedürfniß vorhanden, Streitigkeiten amtlich zu entscheiden, und noch weniger sie hervorzurufen. Auch erweiset die ganze Kirchengeschichte, daß Kirchenversammlungen von Geistlichen in der Regel weit mehr Streit erzeugten, als beseitigten, oder Widersprüche meist nur durch Tyrannei daniederwarfen. Ferner bleibt es ein Grundfehler: daß hiebei die Mehrzahl immer die Minderzahl (nach den Worten jenes Anklägers) wie eine Bagatelle behandelt, und nicht blos den Finger, sondern die ganze Faust wider dieselbe erhebt. Deshalb schreibt Gregor von Nazianz [5]): Ich fliehe jede Versammlung der Bischöfe, denn ich habe noch von keiner ein gutes Ende gesehen, keine Synode, welche mehr die Aufhebung, als die Vermehrung der Uebel herbeiführte: denn es regieren daselbst unbeschreibliche Streit- und Herrschsucht. — Wenn derlei Erscheinungen und Folgen jetzt nicht eintreten, so wollen wir deshalb Herrscher und Priester gern loben, zugleich

aber um so mehr an dem Grundsatze festhalten: daß religiöse Ueberzeugung niemals anders als im Wege der Liebe und Belehrung zu gründen und zu verbreiten sei. Warnend sagt mit Recht A. W. v. Schlegel: Kein Fortschritt der Wissenschaften, keine Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen kann die Völker schützen gegen einen Rückfall in Aberglauben und Fanatismus. Diese dunkeln unterirdischen Mächte sind Vulkanen gleich, welche, obwol seit Jahrhunderten erloschen, sich doch plötzlich entzünden und ein fruchtbares Land in eine Wüste verwandeln können [6]).

Für die Bekenner aller Confessionen, ohne Ausnahme, war Friedrich ein gerechter und gleich gerechter König; er wollte und sollte weder ein katholischer, noch ein protestantischer Papst sein. Niemals ist irgend Jemand seines Glaubens halber von ihm verletzt, oder zurückgesetzt worden, niemals ward er ein Knecht zänkischer Zionswächter, sondern ließ (ohne Verketzerungssucht) sein Licht leuchten über Alle, welche zu richten nicht ihm, nicht den Geistlichen oblag, sondern Gott dem Herrn.

Klagen über Unglauben, geistige Armuth und Dürftigkeit des innern Lebens ertönen durch alle Jahrhunderte, und, bei der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, niemals ohne allen Grund; genauere Betrachtung aber zeigt, daß Unglaube gewöhnlich Folge ist des Aberglaubens, Gleichgültigkeit Folge ungebührlicher Ueberreizung, Empörung Folge der Dummheit oder Tyrannei. Ja, diejenigen Zeiten, welche sich die frömmsten nannten und ihre Rechtgläubigkeit zur Schau trugen, zeigen meist die widerwärtigsten Auswüchse, und dogmatische Zänkereien vertreiben Sittlichkeit und Liebe nur zu oft aus den Köpfen und Herzen. Angeblich sehr rechtgläubige Katholiken standen an der Spitze aller Auto da Fés, und angeblich sehr fromme, ja heilig genannte Puritaner brachten Karl I. auf's Blutgerüst.

Dafür, daß Friedrich II. nicht gleichgültig war gegen Religion, und daß er die verschiedenen Religionen keineswegs für trüglich und verächtlich hielt, zeugt nicht blos seine gesammte Regierung, sondern auch eine große Reihe von Stellen in seinen Schriften. Zu Dem, was jener Ankläger in dieser Beziehung löblicher Weise (aber seine Anklage vernichtend) beibringt, füge ich beispielsweise blos das Folgende hinzu [7]). „Gäbe es (sagt der König) nur eine Religion in der Welt, so würde sie ohne Rückhalt stolz und despotisch sein. Sie zerstört nämlich in dem Menschen keineswegs alle Leidenschaften, und die Geistlichen (welches Bekenntnisses sie auch sein mögen) sind stets bereit, ihre Gegner zu unterdrücken, sobald sie sich für die Stärkern halten. In meinen Staaten leben alle Secten in Frieden,

und tragen gleichmäßig bei zum Glücke des Staats. Falscher Religionseifer entvölkert die Landschaften, Duldung hingegen ist eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und zur Blüte bringt. Heuchler sind ein verleumderisches Geschlecht, welches sein Gift über die Tugend ausgießt, seine eigenen Laster aber heiligt."

„Helvetius verleumdet die christliche Religion (sagt der König an einer anderen Stelle) [8]), indem er ihr Fehler beimißt, die sie nicht hat. Wie kann er mit Wahrheit behaupten, daß diese Religion Ursache alles Unglücks des menschlichen Geschlechts sei? Um sich richtig auszudrücken, hätte er nur einfach sagen können, daß Ehrgeiz und Eigennutz der Menschen sich dieser Religion als Vorwand bedienen, um die Welt zu beunruhigen und Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man wahrhaft an den sittlichen Vorschriften der zehn Gebote tadeln? Enthielte das Evangelium auch nur die eine Vorschrift: Was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihnen auch; — so würde man eingestehen müssen, daß diese wenigen Worte den Inbegriff aller Sittenlehre enthalten. Und das Vergeben der Beleidigungen, Liebe und Menschlichkeit, werden sie nicht von Jesus gelehrt in seiner trefflichen Bergpredigt? Man muß also nicht durcheinander werfen Gesetz und Misbrauch, Vorgeschriebenes und Gethanes, die wahre christliche und die durch Priester verderbte Sittenlehre".

„Wenn man Könige als Ebenbilder Gottes schildert, so ist dies eine gewaltige Uebertreibung; obwol die Absicht sein mag, sie durch diesen Vergleich daran zu erinnern, daß sie ihre Macht nicht misbrauchen, sondern gerecht und wohlthätig sein sollen. — Ein Herrscher darf nicht das Innere der Familie durchstöbern, sich nicht um Das bekümmern, was in den Häusern der Einzelnen vorgeht; denn hieraus entspringt die gehässigste Tyrannei. Ist ein König schwach und abergläubig, so erhalten die Geistlichen das Uebergewicht; hat er das Unglück, nicht rechtgläubig zu sein, so schmieden sie Ränke gegen ihn, und — beim Mangel des besser Begründeten — verleumden sie ihn und verschwärzen sein Andenken." — So viel zur Vertheidigung König Friedrich's aus seinen eigenen Schriften gegen obige, jeden ächten Preußen kränkende Angriffe.

In dem Sinne dieses ihres zweiten Stifters und Wohlthäters hat die Akademie der Wissenschaften stets daran festgehalten, daß sie nach allen Richtungen in den Gebieten der Natur und des Geistes frei und ungefesselt sich bewegen und fortschreiten dürfe und müsse; daß keine Art von Gesetzen, Vorschriften, Lehren über diese Unabhängigkeit vernunftmäßiger Entwickelung hinaufzustellen sei, und daß Irrthum in den Wissen-

schaften lediglich und am besten durch die Wissenschaft selbst berichtigt und ausgeheilt werde. Weil aber Preußens Könige bis auf den heutigen Tag die Akademie in diesem Sinne betrachtet und behandelt haben, liegt ihr die doppelte Pflicht ob, jenem großartigen Vertrauen in Wort und That zu entsprechen, soweit redlicher Wille und menschliche Kräfte dazu irgend hinreichen.

Anmerkungen.

1) Oeuvres II. ed. II, 16.
2) Ebendaselbst.
3) Hilar. ad Constant. lib. 1, §. 2.
4) Mit Recht sagt ein Mitglied unserer Akademie und der theologischen Facultät: „Man soll im Bewußtsein festhalten, daß das Christenthum (welches überall von der individuellen freien Aneignung ausgeht und nur in der göttlichen Lebensgemeinschaft Derer, bei denen diese freie Aneignung stattfindet, sich verwirklicht) daher in einem auf dem äußerlichen Gesetze ruhenden Staatsleben sich nicht auf unmittelbare und vollkommene Weise verwirklichen kann." Neander, Kirchengeschichte, zweite Ausgabe, III, 2, 274.
5) Epist. ad Procop. 55.
6) Oeuvres I. 193.
7) Oeuv. nouv. édit. I. 207, 211, 212, 233.
8) Oeuv. posth. VI. 153, 158, 159.

Die erste Ausgabe dieser Rede gibt dieselbe genau wie sie ist gehalten worden; in der zweiten (welche diesem neuen Abdrucke zum Grunde liegt) hielt ich mich für berechtigt und verpflichtet, Einiges zu verbessern und zu berichtigen.

Veränderungen der zweiten Ausgabe.

Seite 78, Zeile 2 von unten lautete in der ersten Ausgabe:

. . . . Anders betrachtet ein berliner Prediger den Gang weltgeschichtlicher Entwickelung. Er behauptet (an dem Festtage 400jähriger Regierung der Hohenzollern): Friedrich, dieser Heros unter denselben, habe seinem Volke die schrecklichsten Gefahren bereitet, welche herrschender Unglaube, leichtsinnige Zweifelsucht und frevelnde Verachtung des Heiligen und Göttlichen herbei-

führe. **Durch Mangel an Glauben habe Friedrich** *) selbst **Schlachten verloren**; er habe den Herrn nie erkannt und sei zwar groß gewesen vor der Welt, jedoch nur klein im Himmelreiche!

Aus dieser im Namen und Vollmacht Gottes entworfenen Kritik oder Verurtheilung ergibt sich, daß Friedrich der Große in jener Welt Friedrich der Kleine sein wird; der berliner Zionswächter hingegen verdientermaßen zu erhöhen und mindestens als Hilfsarbeiter beim Weltgerichte anzustellen ist!

Hören wir vor dem **Eingehen in nähere Prüfung jener Urtheile einen zweiten** theologischen Ankläger. Er . . . .

Seite 79, Zeile 1 von unten, lautete:

werden die willkürlichsten Folgerungen ꝛc.

Seite 80, Zeile 3 von unten, lautete:

. . . . Landeskirche, welche

Seite 81, Zeile 11 von oben, lautete:

. . . . alle Zeiten **an dasselbe dürre Latten- und Gitterwerk unbedingter menschlicher Vorschriften festbinden** zu wollen.

Seite 81, Zeile 10 von oben, lautete:

. . . . Fortschritte die Möglichkeit,

Seite 84, Zeile 9 von unten, lautete:

. . . . gegen **oberflächliche, ungerechte**, jeden ächten Preußen kränkende Angriffe.

Schreiben der Akademie an S. M. den König in Bezug auf vorstehende Rede.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtiger König!
Allergnädigster König und Herr!

Ew. Königliche Majestät haben Allerhöchstdero allerunterthänigster und allergetreuester Akademie der Wissenschaften so viele hohe Zeichen der Huld und Gnade gegeben, daß sie sich erkühnt, Allerhöchstdenselben auch jetzo in einer sie schmerzlich berührenden Angelegenheit zu nahen.

Ew. Königliche Majestät haben auf die schonendste Weise, welche Allerhöchstdero sämmtliche Handlungen bezeichnet, zu erkennen geben lassen, daß die am 28. Januar d. J. von unserm Secretair v. Raumer zur Feier des Jahrestags Friedrich's II.

---

*) Hat Friedrich etwa noch mehr Schlachten durch Unglauben gewonnen? Oder war er an den Siegestagen gläubiger? Und verlor Maria Theresia Schlachten wegen ihres Unglaubens?

Majestät vorgetragene Einleitungsrede durch Ton und Haltung Allerhöchstdero Misfallen erregt habe, Ew. Königliche Majestät jedoch die Akademie von aller Schuld an dem dabei vorgekommenen Unangemessenen oder Ungeziemenden allergnädigst freisprechen.

Indem Ew. Königliche Majestät für diese huldvolle Aeußerung unser innigst gefühlter Dank dargebracht wird, wagen wir es zugleich, das tiefste Bedauern über diesen beklagenswerthen Vorfall und unsere Misbilligung alles dessen auszudrücken, was Ew. Königliche Majestät Ungnade veranlaßt hat, glauben aber, ohne hierdurch das Geschehene entschuldigen zu wollen, in tiefster Ehrfurcht hinzufügen zu dürfen, daß der Vortragende nicht mit sträflicher Absicht, sondern nur durch unvorsichtige Ausführung des Gegenstandes und Wahl des Ausdrucks gefehlt habe, gleichmäßig sein größtes Bedauern über den unglücklichen Erfolg erkläre und jede *) Zurechtweisung ohne Widerrede hinnehme, wie es sich einem Vater, einem Könige gegenüber, gebühre.

Allerhöchstdieselben mögen zugleich der Akademie, deren edelster Schmuck und höchster Ruhm es ist, der Gnade des hochherzigsten Königs sich zu erfreuen, huldreichst gestatten, die sichere Ueberzeugung auszusprechen, daß in Zukunft niemals durch irgend ein Versehen oder unrichtige und leichtsinnige Beurtheilung der Verhältnisse und Umstände von Seiten eines ihrer Mitglieder das königliche Gemüth verletzt oder sonst ein Aergerniß gegeben werden könne.

Die wir in tiefster Unterwürfigkeit ersterben Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigste und allergetreueste Akademie der Wissenschaften.

(Folgen die Unterschriften sämmtlicher Mitglieder.)

---

*) Hier fehlt das Wort „persönliche", und der deutliche Sinn meiner Worte war, daß ich den sachlichen Inhalt meiner Rede nicht verleugne, es mir aber, schon aus Pietät, unangemessen erscheine, mit einem Vater, einem Könige zu streiten.

8.

Reden, die in Frankfurt nicht gehalten wurden.

Vorwort.

Da ich in der frankfurter Reichsversammlung, trotz vielfacher Bemühungen, nicht dazu gekommen bin, mündlich Reden zu halten: so sehe ich mich genöthigt, wenigstens den wesentlichen Inhalt dessen, was ich über einzelne Gegenstände sagen wollte, niederzuschreiben. Meine verehrten Wahlmänner und sonstigen Freunde bitte ich überzeugt zu sein, daß es mir nicht an Vaterlandsliebe, gutem Willen und Fleiß fehlt, den mir obliegenden Pflichten als Abgeordneter nachzukommen.

I. Ueber die Verhältnisse Deutschlands zu fremden Mächten.

Man kann über die Verhältnisse Deutschlands zum Auslande nicht gründlich sprechen und urtheilen, bevor man einige der wichtigsten inneren Zustände scharf ins Auge gefaßt hat. Dahin gehört zuvörderst die Kriegsmacht, worüber wir vor wenigen Tagen ernste Untersuchungen angestellt und wichtige Beschlüsse gefaßt haben. Jene ergeben, daß, neben manchen Mängeln und Vernachlässigungen, einzelne Staaten (vor allen Preußen) bereits mehr geleistet haben, als selbst nach dem neuen Beschlusse ihnen obliegt; und wir dürfen voraussetzen, daß die zeither zurückbleibenden es für eine Ehrensache halten werden, rasch in die erste Reihe vorzurücken. Sind wir denn aber mit dieser neuen verstärkten Kriegsmacht wirklich bei einem rechten, letzten Ziele angelangt? — Ich zweifle. — Sachverständige haben uns gesagt: bei gleicher Tapferkeit und gleicher Kriegsübung, entscheidet die Mehrzahl. Um deswillen erhöhen wir die Zahl

unserer Kriegsmannschaft, ich setze von 300 auf 500,000 Mann. Dies hören die Franzosen und Russen, stellen ähnliche Betrachtungen an und erhöhen nunmehr auch ihre Zahl von 500 auf 600,000 Mann. Rasch folgen wir dem neuen Beispiele, fürchten von neuem doppelt die Gefahr der Ueberzahl, und so entsteht wechselseitiges Ueberbieten ohne Ende und ohne Ziel und Sieg. — Wahrlich, wenn die Völker Europas diesen Weg immer weiter verfolgen, so erscheinen die Besorgnisse, welche der Abgeordnete für Leipzig darlegte, viel zu gering; denn es werden alsdann *alle* Richtungen menschlicher Thätigkeit einer einzigen völlig untergeordnet, alle Kräfte einem einseitigen Zwecke geopfert, und die gebildeten Völker lösen sich auf in Kriegsschaaren wie zur Zeit des 30jährigen Krieges, oder in Horden saporoger Kosaken. Darum wird es eine Aufgabe des gerüsteten Deutschlands sein, seine fast unverwundbaren Nachbarn in Osten und Westen aufzufordern, nicht durch übermäßig zahlreiche Heere den Kriegszustand auch im Frieden zu verewigen.

Zu friedlichen wie zu kriegerischen Zwecken muß aber Deutschland *eines* Sinnes sein; es müssen die bitteren unbegründeten Angriffe ein Ende nehmen, welche nur zu oft (insbesondere gegen Preußen) ausgesprochen werden. Denn wenn auch die preußischen Abgeordneten, in der Ueberzeugung von der Heilsamkeit eines einigen Deutschlands, nie über die Grenzen der Nothwehr hinaus, und schon des Anstandes halber nicht in ähnlicher Weise mit Anklagen hervortreten: so findet sich doch das preußische Volk dadurch aufs äußerste verletzt, und jene Ankläger vergessen, daß sie selbst dadurch die übermäßig gescholtenen Sonderinteressen hervorrufen.

Das große Räthsel: wie diese Sonderinteressen mit den Reichsinteressen zu versöhnen sind, ist in der Paulskirche noch nicht gelöset worden. Sehr natürlich hat man jedoch in der neuesten Zeit die übeln Folgen der deutschen Zerstückelung und Auflösung vorzugsweise hervorgehoben, und auf Einheit des Reiches hingearbeitet. Indessen ist diese Betrachtung und Bemühung keine neue. Große Kaiser, wie Friedrich I., Karl V., Ferdinand II., haben in verschiedener Weise auf Stärkung der Reichsgewalt hingearbeitet, ihr Ziel aber nicht erreicht. Auch diesmal wird das Ziel verfehlt werden, wenn man irrig die französische Centralisation den Deutschen als nachahmungswürdig vorstellt. Gewiß ist der aufs höchste lobgepriesene und doch noch immer unklare Begriff der Volkssouverainetät da noch nicht verwirklicht, wo eine Hauptstadt allmächtig das Land beherrscht. Neben allen Mängeln in Deutschland, welch geistiges, reiches Leben, welche Schätze der Wissenschaft und Kunst in

nen einzelnen Landestheilen und Städten! Welche Armuth in Frankreich, außerhalb Paris!

Die Reichsversammlung in Frankfurt hat erklärt: jeder einzelne deutsche Staat müsse sich ihren Beschlüssen unterwerfen. In solcher Allgemeinheit ausgesprochen ruft er Widersprüche und Sonderinteressen hervor, statt sie mit Recht zu ermäßigen. Reichsrechte und Staatenrechte sind gleich heilig, gleich unantastbar; es kommt nur darauf an, ihre gegenseitigen Grenzen mit Weisheit und Mäßigung festzusetzen. Dies ist bis jetzo noch nicht geschehen, aber gewiß die Hauptaufgabe des neu zu bildenden deutschen Staatsrechts. Nordamerika hat dieselbe vollständig zur allgemeinen Zufriedenheit gelöset, und dort ist für Deutschland mehr zu lernen, als in Paris.

Erst wenn die hier angedeuteten großen Zwecke erreicht sind, stehen wir vollgewichtig den übrigen Staaten gegenüber. Man fragt ob, man klagt daß Rußland gerüstet habe. Wie kann sich ein Unbefangener darüber wundern! Wenn wir uns gegen Frankreich so benommen, so gesprochen, so gedroht hätten, wie gegen Rußland; jenes hätte bei seiner großen Reizbarkeit wahrscheinlich schon den Krieg erklärt. Rußland findet einen Krieg an seinen westlichen Grenzen seinen Interessen nicht angemessen; es würde ihn beginnen, wenn der Wahnsinn gewisser Fanatiker einen Bürgerkrieg in Preußen hervorriefe. Die unverantwortlich vernachlässigte, große Gefahr von Rußland her liegt an der unteren Donau und in seinem während des Friedens ununterbrochen verfolgten Kriegssysteme wider die Entwickelung der fleißigen Landschaften an der Ostsee.

Man hat hier gesagt: Frankreich habe uns die Freiheit geschenkt. Ich will nicht erwähnen, wie theuer Deutschland ihm die Tyrannei bezahlt hat, sondern nur bemerken: daß man einem Volke so wenig die Freiheit schenken kann, als einem Manne die Tapferkeit, oder einer Frau die Keuschheit. Unleugbar führt ein Krieg (und gewiß alsdann ein langer Krieg) mit Frankreich zum Untergang aller Bildung und geistigen Thätigkeit. Für Erhaltung des Friedens müssen deshalb alle ächten Deutschen und Franzosen mit allen Kräften wirken; und wenn ein edler Mann, Herr v. Circourt, der Abgesandte der französischen Republik in Berlin, erklärte: er wolle gern für diesen erhabenen Zweck sein Leben opfern, so werden wir nicht hinter ihm zurückbleiben. Gewiß gewinnt diese Ansicht auch in Frankreich täglich mehr Anhänger: allein Wünsche, Hoffnungen, Versprechungen, begeisterte Weissagungen sind noch keine genügenden Bürgschaften; sie machen Besonnenheit, Vorsicht und Staatsklugheit nicht überflüssig. Wenn die ruhi-

geren Deutschen über den Begriff der Volkssouverainetät so in Bewegung gerathen sind, wird schwerlich der Begriff französischen Ruhmes unter dem beweglichen tapfern Volke alle wirksame Kraft verloren haben; und eben so wenig geben Ansichten der augenblicklich herrschenden Personen hinreichende Bürgschaft für eine lange Zukunft. Auch kann man nicht so schnell vergessen, wie Heinrich II. für seinen angeblichen Schutz deutscher Freiheit, Metz, Toul und Verdun behielt; der gemüthliche Heinrich IV. bei seinem Friedensplane doch Deutschland zerstückeln wollte, und Richelieu und Mazarin den 30jährigen Krieg förderten. Ludwig XIV. erinnert an die Pfalz, die Reunionskammern und Straßburg; Ludwig XV. redete von polnischer Freiheit, und nahm dafür Lothringen; darauf die Revolutionskriege unter constitutioneller Monarchie, Republik, Consulat, Kaiserthum. Die einzige friedliche Regierung war die Louis Philipp's; und sie ist vielleicht deshalb mit gestürzt worden, weil sie es war. Schutz- und Trutzbündnisse mit einem einzelnen Volke verletzen die übrigen und verwickeln gar leicht in fremde Verhältnisse. So lange Deutschland einig und thätig für materielle und geistige Zwecke (mithin für den Frieden) wirkt, wird es ihm an Verbündeten nicht fehlen. Es ist (wenn es sich nicht selbst verläßt und in sich zerfällt) fähig und berechtigt, in der Zukunft eine viel entschiedenere Rolle zu spielen, als bisher; — ja, im höheren Sinne an die Spitze der welthistorischen Entwickelung zu treten.

II. Die Polenfrage.

Meine Herren! Vor vielen Jahren habe ich eine Schrift über das große Trauerspiel des Unterganges von Polen herausgegeben, wofür ich zur Untersuchung gezogen und empfindlich gestraft ward, weil man behauptete: ich habe ungebührlich für jenes Land Partei genommen. Ich führe dies an, damit man mich nicht parteiisch gegen die Polen nenne, wenn ich heute nicht vergessen kann, nicht vergessen will, und nicht vergessen darf, daß ich ein Deutscher bin.

Ich nenne den Untergang Polens ein großes Trauerspiel, weil alle Theile, in gerechter Nemesis, für ihr Unrecht gebüßt haben und noch büßen. In unsern Tagen ist jedoch von Vielen die Schuld der Polen meist zur Seite gestellt, und insbesondere das Verfahren Friedrich's II. einseitig beurtheilt worden.

Während er und die Preußen sieben Jahre lang gegen halb Europa kämpften, zeigten die Polen keine edeln Sympathien; sondern ihr großes Reich war und blieb ohne Anstrengung, ohne Muth, ohne Einigkeit, eine verknechtete Landschaft Rußlands. Diese Macht bezog daher unzählige Kriegsmittel wider Preußen und Friedrich II. mußte bei der Ueberzahl seiner Feinde dazu schweigen. Später sah er mit seinem gewöhnlichen Scharfsinne, daß nach Beendigung des Türkenkrieges ganz Polen in die Hände der Russen fallen werde, und für sein Reich die allergrößte Gefahr entstehen müsse. Daher verband er, zur Selbsterhaltung und als Nothwehr, ehemals wesentlich deutsche Landschaften mit seinem Reiche.

Diese erste Theilung Polens war nichts Unvorhergesehenes, Unbegreifliches. In den Schriften edler Polen ward sie vorhergesehen, und ihr unausbleibliches Eintreten über hundert Jahre früher von einem polnischen Könige buchstäblich ausgesprochen.

Polens Verfassung, seine Verwaltung, seine Unduldsamkeit gegen Dissidenten, sein liberum veto, seine Conföderationen, sein Steuerwesen, seine Adelstyrannei, seine Volksknechtschaft waren von der Art, daß ein solches Reich in der geschichtlichen Entwickelung Europas nicht länger bestehen konnte. Das erkannten, das gestanden alle ächten Freunde ihres Vaterlandes. Sie wurden die Urheber der Verfassung vom 3. Mai, welche nicht aus der Ordnung zur Anarchie, sondern aus der Anarchie zur Ordnung führte, jene riesengroßen Mängel kühn bekämpfte oder beseitigte, und unter so vielen neuern unbrauchbaren Verfassungen das größte Lob verdiente. Sie ward leider durch fremde Gewalt und durch innere Parteiung zertrümmert; und diese zweite Hälfte des Trauerspieles erscheint deshalb noch weit bedauerlicher, als die erste.

Die Zeit erlaubt nicht, in die weitere Geschichte Polens näher einzugehen; doch sei es mir verstattet, einige Irrthümer zu berühren und einige Zweifel auszusprechen.

Man sagt: das hergestellte mächtige Polen wird Deutschland schützen: eine Weissagung, für welche die Beweise nicht blos fehlen, sondern die auch mit den jetzigen Forderungen der noch ohnmächtigen Polen in schroffem Widerspruche steht. Wenn Deutschland sich nicht schützt und schützen kann, ist es den Gefahren ausgesetzt, welchen Polen erlag.

Eine andere Behauptung: im Staats- und Völkerrechte gelte keine Verjährung, ist durchaus irrig, würde zahllose Ansprüche hervorrufen, allen und jeden Besitzstand für immer unsicher machen und zu ewigen Kriegen Veranlassung und Vorwand geben.

Eine dritte Ansicht, welche den Boden der weltlichen Geschichte ganz verläßt, bleibe unerwähnt, da sie alles wahren Zusammenhanges mit der vorliegenden Frage entbehrt.

Von Demokratie und Volkssouverainetät kann endlich in Polen (wo bis jetzt nur ein Stand nach Bildung strebt und herrscht) gar nicht die Rede sein, und die Worte Nationalität und Organisation sind von Preußen nie in dem Sinne ausgesprochen worden, wie man sie auslegt.

Zuerst und vor Allem ist es unser Recht und unsere Pflicht, diejenigen Deutschen zu schützen, welche mit Einwilligung ihres Königs und ihrer Regierung zu Deutschland treten wollen, ja, nach den Ereignissen der letzten Zeit, treten müssen.

Die Deutschen sind in der Masse höher gebildet und weiter vorgeschritten, als die Polen; es läuft gegen die höchste Gerechtigkeit und die Natur der Dinge, sie (halbwahrer Grundsätze und unbestimmter Sympathien halber) den Polen unterzuordnen. Auch hier stehen wir auf dem Boden der Revolution: d. h. es gibt eine Gewalt geschichtlicher Thatsachen, die man anerkennen muß.

Nach fast trunkener Theilnahme für die Polen, ist dieselbe mit beispielloser Schnelligkeit in einen Haß verwandelt worden, der bis zum Bürgerkriege führte. Es hilft zu gar nichts, die hiebei obwaltende Schuld genau abwägen zu wollen; es steht für die genau Unterrichteten unleugbar fest: daß, wenn diese hohe Versammlung die Anträge ihres Ausschusses wegen Aufnahme deutsch-posener Abgeordneten verwirft, oder Posen, das Hauptbollwerk Deutschlands gegen Osten, in übereilter Großmuth preisgibt, der Krieg von neuem ausbricht, und die dortigen Deutschen ihr unabhängiges Dasein, trotz aller frankfurter Beschlüsse, behaupten werden.

III. Ueber Aufhebung des Cölibats.

Meine Herren! Mehre Abgeordnete haben den Antrag gestellt: „Die hohe Nationalversammlung wolle die provisorische Centralgewalt veranlassen, wegen Aufhebung des Cölibatgesetzes mit der römischen Curie in Verhandlung zu treten, und zu diesem Ende vorläufig, in Ansehung der Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit des Gegenstandes, einen besondern Ausschuß zur Berichterstattung bestellen.“

Ich bitte um die Erlaubniß, diesen Antrag in Bezug auf seinen Inhalt, sowie in Hinsicht auf Klugheit und Gerechtigkeit, kürzlich prüfen zu dürfen.

Seit mehr denn tausend Jahren ist die Frage über den Werth oder Unwerth, die Zweckmäßigkeit und Sittlichkeit, oder die Unzweckmäßigkeit und Unsittlichkeit des Cölibats, in unzähligen Reden, Predigten, Flugschriften und dicken Büchern verhandelt und wieder verhandelt worden, ohne daß man zu einer gleichen Ueberzeugung, zu einem einstimmigen Beschlusse gekommen wäre. Noch immer steht Anklage und Vertheidigung, Lob und Tadel einander schroff gegenüber. Anstatt über diese Dauer und Festigkeit der Ansichten und Grundsätze in kriegerischen Zorn zu gerathen und auf gewaltsame Vertilgung der einen oder der andern Partei hinzuarbeiten, sollte man zu dem bescheideneren und richtigeren Ergebnisse hingetrieben werden: daß die Wahrheit nicht ganz auf der einen, der Irrthum ganz auf der andern Seite liege, und man sich (in gutem Glauben und friedlich gesinnt) mehr hierhin oder dorthin wenden könne.

Wenn die Antragsteller sehr bitter reden: „von der Zerstörung des Lebensglückes von Tausenden, der Mishandlung heiliger Menschenrechte und schleichender Verbreitung eines sittenverderbenden Giftes;" so erwiedert die andre Partei: daß Niemand zu dem Berufe eines katholischen Geistlichen gezwungen werde, und in der Kraft der Selbstbeherrschung und Entsagung, in der geistigen Heiligung des Lebens, in der völligen Hingebung an den größten Beruf, das vollgewichtigste Zeugniß liege von höherer Sittlichkeit und von einer Erhebung über blos weltliche Freuden und Genüsse.

Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß ich, nach dieser kurzen, zu friedlicher Mäßigung hinweisenden Bemerkung, mich in endlose Erörterungen für und wider einlassen werde. Ich wende mich vielmehr sogleich zu der zweiten Frage: über die Klugheit des gestellten Antrags. Ich vermisse die politische Klugheit; ich finde den Antrag weder zeitgemäß, noch zweckdienlich.

Im siebzehnten Jahrhundert ward Deutschland (welch Unglück und welche Schande!) dreißig Jahre lang durch die Unduldsamkeit theologischer Glaubensbekenntnisse zerrüttet, und in unseren Tagen droht dieselbe Gefahr durch die Unduldsamkeit und Heftigkeit politischer Glaubensbekenntnisse und Parteiungen. Sollen wir wiederum den Glauben an die Vergangenheit, das Glück der Gegenwart und jede Aussicht auf die Zukunft preisgeben, untergraben, vernichten, um gewisser angeblich unfehl-

barer Lehrsätze willen? Sollen wir uns dem thörichten Aberglauben ergeben: es sei Pflicht und Verdienst, das Vaterland in den Kessel der Medea zu werfen, um es durch ein diabolisches Fegefeuer zu verjüngen?

Meine Herren! Während wir unsere übergroße, unerläßliche, unausweichbare staatsrechtliche Aufgabe kaum bewältigen können, stört jener Antrag den confessionellen Frieden auf unkluge Weise, sprengt die zeither Vereinten auseinander, führt zu unnatürlichen Bündnissen zwischen dem sonst Unverträglichen und spielt den Sieg in die Hände derer, welche zeither einträchtig bekämpft wurden.

Wenn die Klugheit und der politische Takt (kann man einwenden) der einen Partei gefehlt hat, so handelte die andere desto schlauer. Fassen wir deshalb die dritte Frage ins Auge: über die Gerechtigkeit des Antrags und die Berechtigung der Reichsversammlung. Und hier behaupte ich: daß die letzte gar kein Recht habe, sich in Angelegenheiten einzumischen, welche lediglich die katholische Kirche und ihre Bekenner betreffen. Oder wären die Katholiken nicht gleichberechtigt, zu fordern, daß die Reichsversammlung einen Ausschuß ernenne, um das Cölibat in der protestantischen Kirche einzuführen? Wie folgewidrig, in einem Augenblicke, wo man allgemeine Religionsfreiheit und die ausgedehnteste Toleranz gründen will, auf solch eine Vielregiererei zurückzukommen und Staat und Kirche in einen neuen Hader zu verwickeln! Was würde man in Washington sagen, wenn Jemand vom Congresse verlangte, er, solle sich um das Heirathen oder nicht Heirathen der Geistlichen bekümmern?

Weil also der Antrag dem Inhalte nach einseitig ist und der Klugheit sowie der Gerechtigkeit widerspricht, trage ich darauf an, zur Tagesordnung überzugehen, — das heißt, ihn zu verwerfen!

IV. Das deutsche Reich und Preußen.

Meine Herren! Ich bitte um die Erlaubniß über einen Gegenstand sprechen zu dürfen, welcher zwar nicht auf der Tagesordnung steht, jedoch wenn er länger unbetrachtet und unentschieden bleibt, die größten Gefahren über unser Vaterland herbeizuführen droht. Ich rede von dem Verhältnisse des

deutschen Reiches zu den einzelnen Staaten, und zunächst zu Preußen.

Die hiesigen preußischen Abgeordneten werden von allen Seiten aufs bitterste angeklagt, ja als Verräther bezeichnet, weil sie, um glänzender Truggestalten und Wolkengebilde willen, ihr eigenes Vaterland der Herabwürdigung, der Schmach, der Vernichtung preisgäben. Und in der That hat sich das alte Sprichwort an ihnen nicht bewährt: „Wenn das Herz voll ist, geht der Mund über." Sie haben ihren Schmerz, ihren Zorn überwunden, wenn sie die heftigsten, die ungerechtesten Angriffe auf dieser Rednerbühne aussprechen hörten; sie haben es für unanständig gehalten, in ähnlichem Tone zu antworten; sie haben der allmälig siegreichen Kraft der Wahrheit vertraut. Diejenigen aber, welche kühner widersprechen wollten, sind nicht zu Worte gekommen; sie haben nur in kleineren Kreisen ihre Pflicht erfüllen können: — wovon man jedoch in Berlin und in der preußischen Monarchie nichts vernahm.

Aber die Macht der Ereignisse, die wachsende Gefahr, zwingt sie jetzo, bestimmter und lauter hervorzutreten, damit alle ihre Mitbürger es erfahren.

Deutschland (wer leugnet dies?) bedarf einer größeren, thätigeren Einheit. Es hat schmählich gelitten durch die Nichtigkeit des Bundestages und durch die unbildsamen, versteinerten Grundsätze, welche von Wien aus zu herrschenden wurden. Doch war Preußen während einer sehr irrigen Unterordnung unter jene Grundsätze nicht unthätig: es hat mittlerweile für Befreiung des Landvolks, für Organisation der Städte, für Gründung der Schulen und Universitäten, für Freiheit der Gewerbe, des Handels, des Zollwesens, der Ansiedlungen, für Heer und Landwehr bereits gethan und vollführt, was großentheils erst jetzt als neues Grundgesetz für das deutsche Volk entworfen und angenommen wird.

Haben einzelne Preußen deshalb in übertriebener Selbstliebe auf andere deutsche Staaten und Stämme zu sehr herabgesehen, so kann man diesen (bereits anerkannten und bereuten) Fehler nicht Allen zurechnen; und am wenigsten haben ihn sich preußische Abgeordnete in dieser Versammlung zu Schulden kommen lassen.

Aber der sehnliche und an sich löbliche Wunsch, Alles zu verbessern und neu zu gestalten; das Gefühl, oder der Glaube an die Allmacht dieser hohen Versammlung, läßt dieselbe bisweilen zu wenig seitwärts blicken, und die wirklichen Verhältnisse und Gefahren wol in etwas verkennen.

Es ist so natürlich, daß die edelsten Gemüther sich am leichtesten zu schrankenloser Freude fortreißen lassen, wenn ihrem erhabenen Zwecke (das Gute aller Orten zu befördern, und das Beste zu erreichen) nirgends das geringste Hinderniß kann in den Weg gelegt werden. Aber, meine Herren, diese unbeschränkte Stellung, diese Freude, hat nicht blos Könige ins Verderben gelockt, sondern auch Stände, Parlamente, Nationalversammlungen. Hierfür zeugt die Geschichte (von der athenischen Ekklesia bis auf den heutigen Tag) mit so zahlreichen Beispielen, daß es nicht nöthig ist sie im Einzelnen aufzuzählen, zu Lehre, Warnung und Besserung.

Den Berathungen und Beschlüssen über den Antrag Raveau's fehlte (wie ich hier wiederholen muß) eine scharf und bestimmt ausgesprochene zweite Hälfte. Den unleugbaren, unantastbaren Berechtigungen des Reiches gegenüber, hätte man auch die der Staaten aussprechen und diese dadurch beruhigen sollen. Nur durch solch eine wechselseitige Anerkennung haben sich in den vereinigten Staaten von Nordamerika die Bundesregierung und die Staatenregierungen in ihrer natürlichen Weise und in angemessenen Verhältnissen erhalten: sie sind niemals in verderblichen Hader gerathen, sondern in steter, ungetrübter Einigkeit rastlos fortgeschritten. Die Reichsversammlung ist allmächtig auf dem ihr zukommenden Rechtsboden, gleichwie die Staaten auf dem ihnen zukommenden Rechtsboden. Wer dies vergißt, wer dies nicht sondert, wer anmaßlich hinübergreift in die fremden Kreise, begründet unseres Vaterlandes Zerwürfniß und Verderben.

In den letzten Tagen hat der Ausdruck von einer „zu leistenden Huldigung" in dem größten Theile der Preußen eine grenzenlose Aufregung hervorgerufen; und fast noch mehr ist man erbittert über den kundgewordenen Entwurf einer zweiten Abtheilung der Reichsverfassung. „Wie können (so wird zornig gesprochen), wie können einige unpraktische Männer, die von Preußen keine Kenntniß, für Preußen kein Gefühl haben, es wagen mit so unreifen, verletzenden Vorschlägen hervorzutreten, welche nothwendig ganz unnützen Hader erzeugen, während sie zur wesentlichen Förderung der deutschen Einigkeit, in dieser Weise ganz und gar nicht nöthig sind."

Einige erwiedern: „derlei Ansichten zerstören die Einheit und den Frieden Deutschlands; diese Einwendnngen verdienen, gleichwie Rebellion und Hochverrath, bestraft zu werden."

Meine Herren! Glauben Sie mir, mit Drohungen der Art schreckt oder gewinnt man die Preußen nicht; man weckt sie vielmehr aus dem Schlummer und der Verblendung, zu

neuem Selbstgefühle und verdoppelter Thatkraft. Es wäre die größte Thorheit, Preußen zu untergraben, zu spalten, zu Grunde zu richten, damit angeblich Deutschland gestärkt und gehoben werde. Aber welche Macht kann den Preußen ihre Geschichte, ihr Gedächtniß, das Gefühl ihres Rechtes und ihres Berufes rauben? Sie retteten vor 200 Jahren von der Uebermacht der Schweden, welche ärger in Deutschland hauseten, als bis jetzt jemals die Russen; sie kämpften sieben Jahre lang siegreich mit dem halben Europa; sie wurden im Jahre 1813 die heldenmüthigen Vorkämpfer für unsere Freiheit; sie sind auch jetzt dem Rufe von Deutschlands Ehre am kühnsten und raschesten gefolgt. Und nun, während sie Gut und Blut einsetzen und opfern, um an den nördlichen Grenzen Deutschlands die Wünsche ihrer südlichen Brüder zu erfüllen, während Preußen, Pommern, Schlesien, die Marken, um eines ihnen fern liegenden Zweckes willen, in der allergrößten Gefahr schweben völlig zu verarmen, zahlten bis jetzt andere deutsche Stämme und Staaten mit bloßen Phrasen und Redensarten, ja Einzelne erfrechten sich zu erklären: die preußischen Waffen wären in dem ruhmvollen Kampfe befleckt worden!

Die hohe Versammlung (ich weiß es) ist anderes Sinnes. Aber wahrlich, wenn die Preußen sich so mishandeln, so mediatisiren ließen, wie Manche in ihrer Unkenntniß von dem Selbstgefühle eines edeln Volkes bezwecken: — sie wären nicht würdig, in den deutschen Bund aufgenommen zu werden; — sie können, ohne sich selbst zu entehren, ihr früheres, großartiges Dasein niemals aufgeben, und sich dadurch jeder Zukunft unwürdig zeigen.

Darum, meine Herren, betreten wir nicht eine Bahn, auf welcher leere Abstractionen, einseitige Vorurtheile und halbwahre Grundsätze mehr gelten, als das, was Millionen wünschen, lieben, verehren und wofür sie Ehre und Leben einsetzen. Lassen sie uns daran festhalten: daß nicht die ertödtende Centralisation Frankreichs, mit einer despotisirenden Hauptstadt und erstorbenen Landschaften, das rechte Vorbild für unsere Entwickelung sei; sondern in Deutschland Einigkeit und Mannichfaltigkeit gleich heilsam sind. Die Aufgabe ihrer Vereinigung ist in sich nicht widersprechend, dies Ziel nicht unerreichbar; — wird es verfehlt, so darf, so muß die Nachwelt, ja schon die Mitwelt unerbittlich richten.

V. Ueber die Abkürzung der Reichstagsverhandlungen.

In Betracht der Langsamkeit, mit welcher die Verhandlungen über die Grundrechte des deutschen Volkes vorschreiten, hat der Abgeordnete Herr Schoder aus Stuttgart den Antrag gestellt: alle darauf bezüglichen, oder spätestens binnen zehn Tagen noch einzureichenden Verbesserungsvorschläge den Ausschüssen für Verfassung und Volkswirthschaft zur Prüfung vorzulegen; den hienach berichtigten Entwurf des Gesetzes über jene Grundrechte aber durch Abstimmungen anzunehmen, ohne eine weitere Berathung oder Discussion in der vollen Versammlung zu gestatten.

Es sei mir erlaubt zu prüfen:

1) Wie viel Zeit ist, nach der bisherigen Erfahrung und dem bisherigen Verfahren, für die Berathung und Annahme jenes wichtigen Gesetzes erforderlich?
2) Welches sind die Gründe der Langsamkeit und Verzögerung?
3) Taugt das vorgeschlagene Mittel zur Beseitigung der obwaltenden Mängel?

Das Gesetz hat 48 Absätze, deren Wichtigkeit allerdings nicht gleich groß ist; wenn man indeß bisweilen zwei in einer Sitzung annehmen dürfte, so wird andererseits mancher einzelne schwierige Satz zwei Sitzungen ausfüllen, oder erfordern. Rechnen wir deshalb auf jeden Satz im Durchschnitt 1½ Sitzung, so macht dies 72 Sitzungen, oder (je nachdem man wöchentlich vier oder drei Sitzungen verwendet) 18 oder 24 Wochen. — Dies ist, nach den bisherigen Erfahrungen und bei dem bisherigen Verfahren, die kürzeste zur Lösung der Aufgabe erforderliche Zeit.

Untersuchen wir jetzt, welche Mängel diese Langsamkeit des Fortschritts herbeiführen? Sie liegen großentheils in der bisherigen Redeordnung und der bisherigen Redeweise. Ich will nicht erörtern, woher es kommt und ob es nützlich ist, daß gewisse Personen unzählige Male die Rednerbühne besteigen, Andere dagegen (trotz ihrem Bemühen) nie zu Worte kommen; ich enthalte mich aller Vorschläge, wie dieser Uebelstand beseitigt werden könnte.

Hingegen muß ich auf einen anderen Punkt etwas genauer eingehen. Man klagt nämlich, unsere politischen Parteien seien noch nicht gehörig organisirt. Dieser Vorwurf ist in so weit vollkommen richtig, daß es oft an der politischen Klugheit fehlt, die Mißgriffe vermeidet, welche Gleichgesinnte trennen und

...ver Misgriff

...n einseitigen unter-
... scharf entgegenge-
... ade Vermittelung un-
Siegen oder Niederlagen
...enden Frieden; dann
... das Glaubensbekenntniß
... Geister aber nicht geduldet.

... daß schon Solon gefordert
... ergreifen. Allerdings, aber
... nur, und mit Recht, keine
... und Richtigkeit dulden. Nun
... sowie mehr Festigkeit der Gesin-
... sich auf eigene Füße zu stellen,
... politischen Partei fortschwemmen
... wie der edle Wilberforce, seine
... verschreiben wollte, sondern (nach
... bald gegen Pitt stimmte, ist
... er ist vielmehr geachtet worden.
... Verhältnisse die Deutschen und ihre
... zwei unbedingt feindliche Lager ge-
... dann ein Glück. Ich sehe hingegen
... eine Uebereilung, die Zahl und die
... nach zwei, drei, vier oder mehr will-
... Parteien zu bestimmen. Auch dürfte es
... Parteien welche der Zahl nach sehr
... Reden zuzuweisen, einzeln stehenden
... das Wort abzuschneiden und
... unberücksichtigt zu lassen. Wenig-
... der Ansicht und dem Beschlusse, daß
... Interpellationen genannt) auch Ein-

... unzeitig halte, die Deutschen durch
... Sätze chemisch politisch zu trennen, soll
... gehöre zu einer bestimmten Par-
... mit Reden verdrängen, sondern da
... wahrhaft Neues und Belehrendes zu
... Kopf und Herz, wenn Rücksicht auf
... Eitelkeit auf die Rednerbühne
... der kleinen Phrasen, Re-
... nicht hiedurch nach ge-
... und einsehen lernen daß kurz

und zur Sache reden die einzige für uns heilsame Beredtsamkeit ist.

Ein Abgeordneter verließ, nachdem ein Redner seine Rede begonnen hatte, die Paulskirche, badete im Main, aß zu Mittag, kehrte zurück in die Versammlung, und hörte dann noch 25 Minuten denselben Redner. Wenn diese nutzlose, langweilige Langrednerei nicht aufhört, brauchen wir für das Gesetz über die Grundrechte nicht 21, sondern 48 Wochen.

In vielen Wahlversammlungen und im Repräsentantenhause zu Washington ist zur Minderung dieser Redekrankheit eine bestimmte Zeit vorgeschrieben worden, über welche hinaus kein Redner sprechen darf. Werden wir ähnliche Zwangsmittel ergreifen müssen? Oder soll man, da jedes gesprochene Wort (wie berechnet ward) dem edeln deutschen Volke 35 Kreuzer kostet, jeden Redner bezahlen lassen, was über einen bestimmten, erlaubten Kostenbetrag hinausgeht? *)

Herr Schoder muß diese Redekrankheit für unheilbar halten, denn er schlägt hiegegen das Mittel vor: die Abgeordneten in Pythagoräer zu verwandeln, das heißt ihnen unbedingtes Schweigen aufzulegen und die Redefreiheit lediglich in die Ausschüsse zu verweisen. Aehnlicherweise war in der französischen, sogenannten Directorialverfassung nur dem Rathe der Fünfhundert das Reden verstattet, der Rath der Alten aber zum Schweigen verurtheilt.

Dies radicale Mittel (wie der Antragsteller es selbst nennt) ist schlimmer als das Uebel, und erinnert daran, daß einseitige Uebereilung eben so verderblich wirkt, als ungebührliche Verzögerung. Die Zeit ist nicht das Maß von einem guten Werke, und es bleibt ein Irrthum daß wir eiligst alle, so höchst wichtige und mannichfaltige Grundrechte feststellen und bekannt machen müßten, um nicht das Vertrauen des Volkes zu verlieren. Meine Herren! Wir würden das Vertrauen noch weit mehr und sicherer einbüßen, Misvergnügen und Ungehorsam hervorrufen, wenn sich ergeben sollte, daß unser Werk durch falsche Beschleunigung sehr mangelhaft geworden wäre. Die Engländer haben die Geduld nicht verloren, als ihre nur einen wichtigen Punkt behandelnde Reformbill erst nach zwei Jahren zu Stande kam.

Mit Recht erinnert der Herr Antragsteller daran: man

*) Es gereicht dem Verfasser dieser nicht gesprochenen, sondern bloß gedruckten Reden zur Beruhigung, daß sie dem deutschen Volke wenigstens kein Geld kosten.

[illegible], nicht die [illegible]; allein ver- [illegible] Widersprüche, sie [illegible] und die gescholtene [illegible] Ungründlichkeit gegen- [illegible] und sich mit rascherem [illegible]

[illegible] allerdings nicht plötz- [illegible] Menschen umzuändern; allein [illegible] unwirksam, wie Herr Sche- [illegible] Ungeduld behauptet, so [illegible] der Ausschüsse, sogleich nach Hause [illegible] in die Hände geben.

[illegible] Verfassungsentwurf der Siebzehner un- [illegible] hätte, welch Unglück wäre dadurch über [illegible]! Und da schon der vorläufige Entwurf [illegible] zu dem zweiten Abschnitt der neuen [illegible], in Millionen Preußen die höchste Entrü- [illegible] hat; was würde geschehen sein, wenn er [illegible] des Ausschusses unverändert und bestä- [illegible] Welt wäre hinausgeschleudert worden?

[illegible] Antrag: man solle in der Paulskirche nur schweigen [illegible], widerspricht allen parlamentarischen Formen [illegible] gegen alle materiellen Interessen. Ich trage des- [illegible] an, ihn zurückzuweisen und der Hoffnung zu ver- [illegible] Jeder werde (ohne polizeilichen Zwang) fernerhin durch [illegible] und Selbstbeherrschung den Gang der Verhandlun- [illegible] beschleunigen und der herrschenden Redekrankheit ein Ende [illegible].

VI. Die Abschaffung des Adels.

Man hat Ihnen, meine Herren, sehr umständlich erzählt, [illegible] der deutsche Adel (von Hochverrath bis zu eigenliebi- [illegible] Stipendienvertheilung, Kleidern und Mittagessen) hat zu Schulden kommen lassen. Es würde mir leicht sein, diesem Sündenverzeichnisse noch Unzähliges hinzuzufügen; dann aber [illegible] einige Sitzungen mit Aufzählung wahrer Großthaten deut- [illegible] Edelleute anzufüllen. Dies Alles gehört jedoch in ge- [illegible] Vorlesungen und wäre, meines Erachtens, hier blo- [illegible] Zeitverlust.

Mein Glaubensbekenntniß über diesen Gegenstand enthält nur zwei kurze Bestimmungen: unzeitige Vorrechte des Adels sind (wo sie noch bestehen) nicht mehr aufrecht zu halten, um alles Uebrige hat sich Niemand, und auch diese hohe Versammlung gar nicht zu bekümmern.

In Wahrheit begreife ich aber nicht, was, nach Abschaffung aller Adelsvorrechte, ein Gesetzgeber sich noch unter Abschaffung des Adels denken kann? Ich habe die Ehre (oder, wie Andere sagen, die Schmach), aus einer alten, reichsadeligen Familie abzustammen, wüßte aber nicht, welche Rechte mir deshalb im Preußischen zuständen, die man abschaffen, oder welche ich (sei es auch nur für ein Linsengericht) verkaufen könnte. — Man entgegnet: „Du sollst dich nicht von Raumer nennen, dein Wappen fortwerfen u. dgl." Wie könnten denn aber hierauf bezügliche Gesetze wol vollzogen werden? Will man Geldstrafen, Gefängnißstrafen, öffentlichen Tadel, höhnische Rügen darauf setzen, und auch Diejenigen zur Untersuchung ziehen, welche etwa in Briefaufschriften oder Gesprächen jene verbotene Präposition von gebrauchen?

Gesetze der angegebenen Art machen mehr den Gesetzgeber lächerlich, der sich über Kleinigkeiten ereifert und Unausführbares befiehlt, als Den, welcher eitel Gewicht legt auf unbedeutende Dinge. Diese gewinnen aber in dem Augenblicke Bedeutung, wo man sie mit Gewalt nehmen oder verbieten will; und der Widerspruch, die Reaction (welche man thöricht und um nichts und wieder nichts hervorruft) richtet sich wider Diejenigen, welche glauben, Andenken, Erinnerungen, Vorfahren und Geschichte mit einem Federstriche auslöschen zu können. Das ist so wenig möglich bei bürgerlichen wie bei adeligen Familien, wie die eifrigen, antiadeligen Gesetzgeber aus Tieck's Novelle „die Adelsprobe" lernen könnten.

Diese wenigen Worte mögen genügen in Bezug auf die Adelsverhältnisse Deutschlands und Europas; da man jedoch auf Nordamerika hingewiesen hat, fühle ich mich veranlaßt (aus eigener Anschauung, oder mit den Worten eines gleichgesinnten Reisegefährten) noch Einiges hinzuzufügen.

Es gibt in den Vereinigten Staaten allerdings keinen Erbadel, und man hatte weder Grund noch Veranlassung, ihn einzuführen. Es wäre indessen sehr irrig, zu glauben, die den Menschen natürliche Auszeichnung komme dort gar nicht zum Vorschein.

Abgesehen von der ärgsten Aristokratie, der des Freien gegen den Sklaven, und von der anscheinend noch schwerer zu vertilgenden des Weißen gegen den Farbigen und Schwarzen,

hört man auch oft von Aristokratien anderer Art sprechen. In Virginien wurden in einem großen Turnier die Anwesenden mit der Anrede begrüßt, sie sollten sich erinnern, daß die Väter ihrer Väter die Kreuzzüge unter Richard Löwenherz mitgemacht hätten; gar mancher Virginier ist stolz darauf, daß er von jenen ritterlichen Cavalieren abstammt, die zu Elisabeth's Zeit und später ihr Glück in der neuen Welt versuchten, und er sieht mit Stolz auf die Hausirer und Kaufleute des Nordens herab. In Neuyork spricht man von einer doppelten Aristokratie: von einer, abstammend aus alten angesessenen Familien, zum großen Theil holländischen Geblütes, oft ohne viel Geld, und gleichwol noch jetzt geachtet und geschätzt; und von einer andern, der sogenannten Pilz- (mushroom) Aristokratie, durch neuerworbenen Reichthum emporgeschossen, ohne viel Erziehung, aber in allem Glanze des europäischen Luxus lebend. Wie man wol bei uns von einer crême der haute volée hört, hieß es bei Gelegenheit eines Balles, den die jungen Schüler der Militairakademie in Westpoint gaben, in den Zeitungen: es hätte sich aus Neuyork die Elite der Aristokratie eingefunden. In Boston hinwiederum bildet sich die Aristokratie besonders viel auf ihre Bildung ein, indem sie gleichzeitig äußerlich in allen Formen des hohen englischen Adels lebt. Eine Dame in Boston äußerte, sie hätten so gut Standesunterschiede wie in Europa; und Dickens (auf den man damals wegen seiner amerikanischen Noten noch sehr böse war) hätte offenbar in die aristokratischen Zirkel, in die er in Folge seiner Empfehlungsbriefe zufällig gekommen, nicht gepaßt; man hätte ihm und besonders seiner Frau recht gut angemerkt, daß sie sich in England nur in niedriger Gesellschaft bewegt hätten. Die erste aller Aristokratien in Amerika bleibt aber die des Geldes. Einer der ersten Staatsmänner und jetziger Minister, Buchanan aus Lancaster in Pennsylvanien, sagte einmal im Congreß: „Geld, Geld und wieder Geld verleiht die höchste Auszeichnung in der Gesellschaft; die größten Talente, vom reinsten Patriotismus geleitet, sittlicher Werth, literarischer Ruhm, kurz jede Eigenschaft welche Auszeichnung verleihen sollte, sinkt im Vergleiche mit Reichthum in Nichts. In unseren großen Handelsorten ist Geld gleichbedeutend mit einem Adelstitel. Wir sind weit abgewichen von den mäßigen Gewohnheiten und einfachen Sitten unserer Vorväter, und doch sind diese die einzigen Grundsteine, auf denen unsere republikanischen Einrichtungen ruhen können. Die Begierde, eine prunkende Schaustellung des schnell erworbenen Reichthums zu machen, hat einen Glanz und einen grenzenlosen Aufwand hervorgebracht, wie er in früheren Zeiten unbekannt war. Mit

Ausnahme des reichen mächtigen Adels von England, habe ich in keinem Theile der Welt solche Verschwendung und solchen Luxus gesehen, als in unseren großen Handelsstädten." In einem Ausschußberichte der Neuyorker gesetzgebenden Versammlung heißt es sogar: „Von allen Aristokratien knechtet keine ein Volk vollständiger, als die des Geldes."

So viel zum Beweise, daß mit der Abschaffung des Erbadels und aller seiner Vorrechte noch nicht die Möglichkeit aufgehoben ist, Aristokratien anderer, ebenfalls schädlicher Art emporkeimen zu sehen. Ja, deren Misbräuche dürften durch Gesetze noch schwerer zu vertilgen sein, als die des ausgearteten oder ohnmächtig gewordenen Erbadels!

9.

Rede über das Wahlgesetz, gehalten in Frankfurt am 17. Februar 1849.

Meine Herren! Herr Vogt hat vor einiger Zeit gesagt, daß die Reichsgewalt historische Gesandte abgeschickt habe.

Ich weiß nicht, ob Herr Vogt bei dieser Gelegenheit an mich gedacht hat; im bejahenden Falle nehme ich seine Bezeichnung dankbar an und bitte um die Erlaubniß, auch heute diesen geschichtlichen Charakter nicht verleugnen zu dürfen.

Worin besteht der Unterschied zwischen einem Redner und einem Geschichtsforscher? Darin, daß der Redner das Recht und die Pflicht und die Geschicklichkeit hat, eine Ansicht mit aller Kraft des Kopfes und des Herzens zu vertheidigen; wodurch er in der Regel weit größeren Beifalls gewiß ist, als Derjenige, welchem es obliegt, die Ansichten von einer oder von verschiedenen Parteien mit voller, wo möglich gleicher Unparteilichkeit zu entwickeln. Je mehr man aber auf diesem Wege fortschreitet, meine Herren, desto mehr überzeugt man sich, daß die Wahrheit und das Recht höchst selten allein auf *einer* Seite — auf der rechten oder der linken — liege, sondern daß in jeder Ansicht ein Element des Rechts und der Wahrheit ist, und daß da, wo vielleicht das Unrecht allein vorzuwalten scheint, man doch den Glauben und die Ueberzeugung haben kann, daß eine höhere Fügung Alles zum Besten zu lenken wisse. Ich bitte also um die Erlaubniß, hier nicht mit schwächeren Kräften, weit größeren Talenten im Reden nachzustreben, sondern (ich möchte sagen, schon der Abwechslung halber) mir zu erlauben, einige historische Bemerkungen einzuflechten, die sich allerdings denn doch auf die Sache beziehen.

Die Aufgabe, in welchem Maße die politischen Rechte ausgeübt werden sollen, ist im Ablaufe der Zeiten sehr verschie-

den gelöset, oder doch der Versuch gemacht worden, sie zu beantworten. Die erste Form der Lösung ist die: daß eine ausgezeichnete Persönlichkeit (ohne Rücksicht auf alle Anderen) mit Uebermacht die Geschicke bestimmt. Diese Methode findet hier ganz mit Recht keinen Beifall; ich muß jedoch darauf aufmerksam machen, daß sie keineswegs immer so schädlich gewesen ist, wie man bisweilen behauptet. Nicht allein Monarchen haben auf diesem Wege die Weltgeschichte in großem Style gefördert (wie Karl der Große, Peter der Große und Friedrich der Große), sondern vorzüglich in der alten Welt wußte man, daß einzelne Männer von hohem Geiste oft geschickter sind, Sachen zum Ziele zu führen, als zahlreiche Versammlungen. Deshalb sind Moses, Lykurg, Solon, Numa Pompilius, Servius Tullius denkwürdig für alle Zeiten. Indessen ist hiemit die Aufgabe nicht für alle Zeiten gelöset. — Die nächste Form war nun die, daß man sich verließ auf die Geburt, und mit ausschließlicher Rücksicht auf sie politische Rechte ertheilte; eine Ansicht, die jetzt ebenfalls höchst mangelhaft und thöricht erscheint. Sie ist aber auch nicht ohne Merkwürdigkeit; denn keine Ansicht hat sich in der Weltgeschichte länger erhalten als diese. Gebildete Völker, wie die Inder und Aegypter, haben sehr schroffe Kasteneintheilungen, welche, je widerstrebender sie für uns sind, um so mehr einer Erklärung bedürfen. Diese Erklärung lief nun wol darauf hinaus, daß man sagte: wenn gewisse Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet werden als gegebene, wenn sie keine Veranlassung darbieten zum Zweifeln, Wählen, Zaudern, so ist allem Streite ein Ende gemacht. Sobald der Eine weiß, er ist geboren als Krieger, sobald der Andere weiß, er ist geboren als Kaufmann u. s. w., so bleibt die bürgerliche Stellung unwandelbar geordnet und der Staat hat ebensowenig Noth mit Regelung dieser Verhältnisse, als damit, daß Jemand als Mädchen oder als Knabe, in diesem oder in jenem Lande u. dgl. geboren ward.

Erst mit den Griechen tritt Wesen und Begriff der Freiheit in die Welt, denn Alles, was vorher in dieser Beziehung versucht ward, blieb unvollkommen. Mit diesem Begriffe der Freiheit kommt aber noch ein anderes neues Element in die Anordnung der politischen Rechte, welches zuerst ausgesprochen wird von Solon. Zwar hat man ihn vorhin getadelt, ich glaube aber, er würde sich hinreichend vertheidigen können, wenn er gegenwärtig wäre!! Was war der Gedanke Solon's? Daß allerdings die Person frei werden solle, daß aber zu der Person ein Besitz gehöre. So tritt die Frage nach dem Be-

sitze zum ersten Male bei den Griechen in die politische Welt. Was that Solon? Er theilte seine Athener, mit ihrer Zustimmung, in vier Classen nach den Einnahmen und gab den höheren Classen größere Rechte, aber wohl gemerkt, auch größere Pflichten. So entstand eine billige Wechselseitigkeit. Wenn nämlich Jemand in eine höhere Classe kommen wollte oder konnte, mußte er für das erweiterte Recht eine größere Last, eine größere Pflicht in Bezug auf Steuer und Kriegsdienst übernehmen. Nachdem sich jedoch alle Athener in den Perserkriegen groß gezeigt hatten, waren die niederen Classen nicht mehr geneigt, sich von gewissen Rechten ausschließen zu lassen. Es ward also durch Aristides, um eine größere Revolution zu vermeiden, eine allgemeine gleiche politische Berechtigung eingeführt. Später ging, ich möchte sagen unter dem constitutionellen Monarchen Perikles, die Sache noch gut und im großen Style; nachher aber reihte sich der Verfall Athens, zur Zeit des Gerber Kleon und Anderer, an dieses allgemeine Stimmrecht und diese unbedingte Gleichstellung.

Ich gehe über auf Rom. Servius Tullius ergriff auch den Begriff des Besitzes, aber anders. Er stufte die politischen Rechte ab, nicht nach den Einnahmen, sondern nach dem Eigenthume. Es würde zu weit führen, wenn ich den Unterschied zwischen beiden Methoden thatsächlich darthun wollte; ich muß sie aber darauf hinweisen, daß Servius Tullius sich nicht begnügte wie Solon Classen zu bilden, sondern daß er mit der Classeneintheilung die Centurieneintheilung verband, das heißt: er gab den Reicheren außerordentlich viel größere Rechte und gründete dadurch eine lang dauernde Aristokratie, welche die niedrigste Classe wie von den Rechten, so auch von den Lasten ausschloß. Dies Bevorzugungssystem der Reichen fand allmälig den stärksten Widerspruch und ward im Wesentlichen durch eine neue politische Form, durch die Tribus zerbrochen. In den Tribus fragte kein Mensch nach dem Gelde; aber es fand desungeachtet keineswegs ein allgemeines Stimmrecht statt, sowie es in unseren Tagen verstanden wird. Jede Tribus — durchschnittlich 35 — bildete nämlich eine Corporation mit einer Stimme. Es waren aber nicht gleich viel Personen in jeder Tribus, sondern der zahlreiche Stadtpöbel Roms ward zusammen genommen in wenige städtische Tribus, und minder viel Personen bildeten eine ländliche Tribus. Später fand man nicht den Uebergang — obgleich er so leicht schien, wie das Ei des Columbus — aus der Stadtverfassung in eine Staatsverfassung; man kam nicht auf den Begriff der Repräsentation. Dieser findet sich erst im dreizehnten Jahrhunderte durch sehr ver-

schiedene Personen fast gleichzeitig eingeführt, nämlich durch den Kaiser Friedrich II. und durch die Bettelmönche.

In neuerer Zeit ist das allgemeine Stimmrecht — ich will nur von Republikanern sprechen — in Frankreich und Nordamerika versucht worden. In Frankreich ist eine Kammer daraus hervorgegangen, die eine Verfassung entwarf, an welche die Franzosen selbst nicht mehr glauben; sie hat ferner die Wahl eines Präsidenten zu Stande gebracht, von der mir mehre Franzosen gesagt haben: wenn in einer Erbmonarchie ein Kronprinz dieser Art wäre, so würde man das stärkste Argument gegen die Erbmonarchie daraus hernehmen können. (Heiterkeit.) — Ich komme auf Amerika. Man hat gesagt, dort ist kein Census; dies kann ich jedoch nicht als richtig einräumen. Es ist nämlich dort kein Census, insofern man darunter lediglich die Nothwendigkeit versteht, ein größeres oder geringeres Vermögen nachzuweisen; wenigstens besteht ein solcher Census nur in einigen Staaten, oder insofern eigentlich gar nicht, als die Forderungen so gering sind, daß in der That kaum irgend Jemand ausgeschlossen wird. Hiemit ist aber der vollständige Begriff des amerikanischen Census keineswegs erschöpft; vielmehr ist in Amerika durch die Verfassung fast aller Staaten vorgeschrieben, daß der Wählende Steuern müsse bezahlt haben, und in allen Verfassungen ist gesagt: er müsse ansässig sein, mit welcher Forderung immer die Pflicht des Steuerzahlens verbunden ist; sie ist die Bedingung, ohne welche Niemand zur Wahl kommt. Die Amerikaner meinen überhaupt, Gleichheit wäre nur da, wo gleiche Verhältnisse obwalten; wo aber verschiedene Verhältnisse sind, da liegt eben die höhere Gleichheit in der Verschiedenheit. (Zuruf: Sehr richtig!) Wenn also Geburt, Besitz und Persönlichkeit die Haupteigenschaften sind, nach welchen die politischen Rechte abgestuft wurden, so finden wir doch auch verschiedene Mischungen in den Verfassungen, wo sowol auf die Personen, als auf den Besitz Rücksicht genommen wird, oder: Sein und Haben sind beide gleichmäßig berücksichtigt.

Meine Herren, fragen Sie, wie wol ein Amerikaner, wenn er hier in unserem Kreise säße, seine Abstimmung einrichten würde, so dürfen wir, um hiefür zeugen zu lassen, nicht den ersten besten Amerikaner nehmen. Ich will also Den sprechen lassen, der nach meinen genauen Untersuchungen und meiner festen Ueberzeugung, der allergrößte Republikaner und Demokrat ist, der jemals in der Weltgeschichte aufgetreten, an dessen Wirksamkeit sich eine ganze Welt anreiht, der den Vereinigten Staaten eine neue Bahn

sitze zum ersten Male [illegible] [illegible]ten, aus [illegible]
Was that Solon? [illegible] Folgen herv[illegible]
stimmung, in [illegible] haben und [illegible]
den höheren [illegible] [illegible]n. Er selbst [illegible]
größere P[illegible] [illegible] Paris, stellte [illegible]
keit. Wenn [illegible] [illegible]ch darüber in Bri[illegible]
wollte od[illegible] [illegible] mit Erlaubniß de[illegible]
größere [illegible]
Kriegsdienst [illegible] Ausdruck vor, welchen ich
in [illegible] [illegible]gniß zur Ordnung gerufen
Claßen [illegible] etwas zu ändern, wenn
[illegible]

[illegible] amerikanischen Staaten kannte
[illegible] alten Welt, in schmale, über-
[illegible] [illegible]getaucht in die Laster, welche
[illegible] Für solche Menschen paßt eine,
[illegible] davon ganz verschiedene Regierung-
[illegible] oder Gewerben, gewinnt hier Jeder
[illegible] für die Zeit des Alters. Jeder
[illegible] und seine ihm genügende Stellung,
[illegible] von Gesetz und Ordnung wesentlich in-
[illegible] Männer mögen sich mit Sicherheit und
[illegible] Controle oder Aufsicht über die öf-
[illegible] verbehalten, welche in den Händen
[illegible] der europäischen Staaten sogleich würde mis-
[illegible] zum Niederreißen und Zerstören aller öffentli-
[illegible] Die französische Geschichte der letzten
[illegible] der letzten 40, ja 200 Jahre beweiset
[illegible] dieser Beobachtung."

[illegible] Jefferson anführt, darf ich noch Eins
[illegible] in Amerika eine unbegrenzte Achtung
[illegible] kein Amerikaner jemals neben der
[illegible] neben den gesetzlichen Behörden, wagen,
[illegible] politischen Gedanken durchsetzen zu
[illegible]

[illegible] gesagt, daß der Historiker das für und
[illegible] zu betrachten die Pflicht hat; da es aber
[illegible] für oder wider einen Antrag ein-
[illegible] habe ich das für gewählt, obgleich ich
[illegible] gemachten Anträgen einverstanden
[illegible] Meinung, daß der Vorschlag des
[illegible] auszuschließen, unbrauchbar ist. Ich
[illegible] Gedanken, durch Bezeichnung des Be-
[illegible] einzulassen. Hiebei will ich aber

noch etwas bemerken, was zeither wenigstens mit geringerem Nachdrucke hervorgehoben worden ist. Man kann nämlich gegen das Zulassen der Bedienten, Tagelöhner und Fabrikarbeiter den Einwand oder die Besorgniß aussprechen, daß der Vorschlag der Zulassung nicht demokratisch genug sei, weil zwar in Zeiten der Unruhe, in denen wir uns leider noch befinden, diese Massen vielleicht über das rechte Maß hinausgehen und für die gewaltige Bewegung, in der man das Heil sucht, ihre Hand anlegen werden; — aber in Zeiten der Ruhe da werden die Bedienten leicht abhängig von ihren Herren, die Tagelöhner leicht abhängig von größeren Grundeigenthümern, der Fabrikarbeiter aber vom Fabrikherrn, und dann bekämen wir eine Aristokratie, die schlechter sein würde, als Das, was wir vermeiden wollen. — Ich darf Sie, meine Herren, an ein Beispiel erinnern. Ich war zu der Zeit, als die Reformbill berathen wurde, in England, und viele ausgezeichnete Staatsmänner hegten die Meinung, man müsse den kleinen Pächtern das Stimmrecht zugestehen und nicht dazu ein Grundeigenthum verlangen, welches in England überhaupt nur in wenigen Händen ist. Es lebten jene Staatsmänner der Ueberzeugung, daß jeder kleine Pächter, der das Stimmrecht bekäme, unbedingt für die freisinnigen Whigs stimmen würde. Ich widersprach Dem damals und behauptete, es sei das Entgegengesetzte zu besorgen. So kam es auch, denn nach der neuen Parlamentswahl hatte sich herausgestellt, daß vielen dieser mit dem Wahlrechte beglückten Personen die Pacht wäre gekündigt worden, wenn sie nicht eingewilligt, mit ihren Verpächtern zu stimmen. (Stimmen auf der Rechten: Hört!)

Es läßt sich von den allgemeinen Bemerkungen, welche zu machen Sie mir erlaubt haben, nicht füglich die Frage trennen: ob eine directe oder indirecte Wahl vorzuziehen sei. Jede zeigt eigenthümliche Vorzüge, doch stimme ich für die erste. Man hat in Frankreich den Versuch gemacht, in Abstufungen wählen zu lassen, indem man den niedriger Besteuerten ein geringeres, dem höher Besteuerten ein größeres Recht einräumte. Dieser Versuch ist nicht geglückt, sondern hat große Unzufriedenheit hervorgerufen; denn er beruhte nicht blos auf einer Abstufungsnachweisung der Steuern, welche praktisch schwer durchzuführen ist, sondern er theilt gar leicht auch jede Kammer, ich möchte sagen, in zwei feindliche Lager, sodaß alle Vermittelungsversuche, sie auszusöhnen, vergeblich sein dürften. Wenn in England der Herzog von Southerland, welcher wol hunderttausend Pfund jährliche Renten bezieht, im Verhältniß, oder doch bedeutend mehr Stimmrecht haben sollte, als

ein anderer wahlfähiger Bürger, so würde man sich dagegen gewiß auflehnen. Ich wünsche also aus mehreren Gründen keine übermäßigen Stufen, keine Wahlmänner, keine Doppelwahlen.

So kommen wir denn endlich auf den Census. Ich will hier der Merkwürdigkeit halber Jemand erwähnen, welcher in neuerer Zeit oft in einer ehrenvollen Weise angeführt worden ist, die er nicht verdient. Man schlug in Frankreich vor, daß die ärmeren Classen von dem Steuerzahlen befreit werden sollten. Robespierre behauptete dagegen, es sei eine Ehre Steuer zu zahlen, und wer sich dieser entschlagen wolle, der stehe nicht an der rechten Stelle. So betrachtet man diese Sache auch in Amerika. Dort sagt man: ich würde mich schämen, zu wählen, wenn ich nicht zum allgemeinen Besten meinen Steuerbeitrag entrichtet hätte. (Stimmen auf der Rechten: Sehr gut!) — Meine Herren! Wir stehen auf einer bedenklichen Stelle; ich will nicht weit abschweifen, aber es hängt Alles zusammen, und deshalb gebe ich Ihnen Folgendes zu bedenken: Wenn wir jetzt in der Zeit der Bewegung abstimmen und für die wichtigsten Vorschläge nur eine kleine Majorität zusammenbringen, wenn wir glauben mit zehn Stimmen Mehrheit einen Reichsrath, mit einer Majorität von zwanzig Stimmen ein Wahlgesetz und mit einer Stimmenmehrheit von vielleicht fünfundzwanzig einen Kaiser machen und der Weltgeschichte eine neue große Wendung geben zu können, so irren wir uns; diese Meinung, diese Hoffnung ist auf Sand gebaut. Wenn wir uns nicht vereinigen und mit einer imposanten Mehrheit einen Beschluß zu Stande bringen, so wird dies Zwiespalt erzeugen: Jeder wird glauben, das Vaterland zu retten, aber Keiner wird es retten. (Stimmen auf der Rechten: Sehr gut! sehr wahr!)

Ich möchte nochmals auf Etwas zurückkommen, denn ich habe darüber Erfahrungen gemacht: experto crede Ruperto! Zurückkommen möchte ich also auf das Wort des Herrn Vogt über die Abschickung historischer Gesandten. Es hat dieses Wort noch eine andere Bedeutung, als die oben erwähnte; es hat eine tiefsinnige, furchtbare Bedeutung. Es weissagt: Ihr werdet nicht blos im Jahre 1848, sondern auch in Zukunft historische Gesandte abschicken. Was heißt das? Es heißt: diese Leute werden in zierlichem Style und auf dem feinsten Postpapiere berichten über die Art, wie andere Völker die Blätter der Weltgeschichte mit ihren Thaten erfüllen; von uns, von unseren Einwirkungen, Thaten und Entscheidungen, von unserem eigenen Volke wird aber nicht die Rede sein. Ich habe Dies bitter erfahren. Man hat mich mit der größten

Höflichkeit und Achtung, ja mit ausgezeichnetem Vertrauen empfangen und behandelt, so weit es meine Person betraf. Aber konnte ich mich eitel hiemit trösten, wenn ich täglich sehen und hören mußte, wie man mein Vaterland, wie man die Reichsversammlung, die Centralgewalt betrachtete und gering achtete? (Stimmen: Hört! hört! — Bewegung). — Sie erlauben mir zum Schlusse nochmals einige Worte von Jefferson mitzutheilen. Er sagte zu einer Zeit, welche in gewissem Sinne der unseren ähnlich war: „Mögen Alle den heiligen Grundsatz im Herzen tragen, daß, weil der Wille der Mehrheit in allen Dingen entscheidet, dieser eben deshalb gerecht und vernünftig sein muß, und daß die Minderheit ihre gleichen Rechte besitzt, welche man durch gleiche Gesetze beschützen soll, und welche zu verletzen Unterdrückung sein würde. Laßt uns deshalb, ihr Mitbürger, uns vereinen zu einem Herzen und einem Sinne. Laßt uns im geselligen Umgange die Harmonie und Liebe herstellen, ohne welche die Freiheit, ja das Leben selbst nur traurige Dinge sind. Laßt uns bedenken, daß wir aus unserem Lande die religiöse Unduldsamkeit verbannt haben, durch welche die Menschen so lange litten und bluteten, daß wir aber nur wenig würden gewonnen haben, wenn wir eine politische Unduldsamkeit beförderten, welche ebenso gottlos und zu gleich bitteren und blutigen Verfolgungen fähig ist.“ (Im Centrum und auf der Rechten lebhafter Beifall.)

10.

Aus einer Rede, gehalten in einer Berliner Wahlversammlung, im Februar 1850. *)

Erlauben Sie, meine Herren, daß ich dem Danke für Ihre ehrenvolle Einladung einige Worte zusetze. Von allen Seiten werden harte Vorwürfe über alle Mitglieder der Frankfurter Reichsversammlung ausgesprochen. In Frankfurt wurde aber jede Ansicht ohne Ausnahme vertreten, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, von Herrn von Radowitz bis Schlöffel. Ich halte es deshalb für unrichtig und ungerecht, die verschiedensten Männer in gleicher Weise zu loben, oder zu tadeln.

Ebenso unbegreiflich ist mir das Verdammungsurtheil, welches so Viele ganz allgemein über die in Gotha versammelten Männer aussprechen. Mit Aufopferung mancher Ueberzeugung (und manchen Vorurtheils) haben diese sich ganz und willig preußischen Vorschlägen angeschlossen, in dem Vertrauen, auf diesem Wege für das Heil des unglücklichen Deutschlands die nächste Hülfe zu finden. Diejenigen also, welche die Gothaer Beschlüsse verurtheilen, thäten besser gerade herauszusagen, daß sie Gegner der jetzigen preußischen Regierung sind und ein anderes System herbeiwünschen.

Allerdings, meine Herren, gibt es eine mächtige Partei, deren heimliches und offenes Streben dahin geht, daß in Erfurt gar nichts zu Stande komme. Aehnliche Wünsche hatte im funfzehnten Jahrhundert diejenige Partei, welche Alles daran setzte, daß auf der Kirchenversammlung in Basel keine Kirchenverbesserung zu Stande komme. Sie lösete sich im Jahre 1448 erfolglos auf. Geschieht Aehnliches nach vierhundert Jahren in Erfurt, so wird in Deutschland nicht so viel Zeit vergehen als zwischen jener Kirchenversammlung und dem Auftreten Luthers; es wird über unser Vaterland eine neue Revolution hereinbrechen, im Vergleiche mit welcher die Ereignisse der letzten beiden Jahre nur vorübergehend und unbedeutend sind.

---

*) Nachher aus dem Gedächtniß unvollständig niedergeschrieben.

Das furchtsame, oder böswillige Schweigen aller Regierungen hat zu dem Mislingen der Frankfurter Bestrebungen wesentlich beigetragen; und auch jetzt gehen Viele nur darauf aus, daß sich wieder eine Anzahl tüchtiger Männer in Erfurt abnutze und verzweifele. Aber aus ihren Gebeinen werden dereinst Rächer erstehen, und der eigennützige, für den Augenblick leider scheinbare Beweis, die Deutschen seien unfähig sich politisch zu gestalten, wird Diejenigen zuerst zu Grunde richten, welche für jenes Nichtsthun und Nichtserreichen kurzsichtig und verdammlich wirkten.

Kann Deutschland sich (jetzt hauptsächlich durch die Schuld der Dynastien, des Particularismus und des Souverainetätsschwindels) politisch nicht gestalten, wie es nöthig ist; so werden die fremden Großmächte sich einmischen, zuerst mit heuchlerisch wohlgemeinten Rathschlägen, dann mit Interventionen, bis unser uneiniges, zerrissenes Vaterland dem Schicksale Polens anheim fällt.

Ihre Bewegung, meine Herren, will meines Erachtens sagen: die Deutschen seien keine Polen, und ich stimme Dem vollkommen bei; die Aehnlichkeit hinsichtlich innerer Uneinigkeit und politisch mangelhafter Einrichtungen läßt sich aber gar nicht leugnen. Zur Warnung will ich aber noch ein anderes Volk anführen, das man hinsichtlich der Höhe und Vielseitigkeit seiner Bildung bewundern, ja ihm den Vorrang vor allen anderen einräumen muß. Auch die Griechen gingen lediglich durch ihre Uneinigkeit und Zerrissenheit zu Grunde.

Die Demokratie ist durch ihre wilden Uebertreibungen und durch männlichen Widerstand für den Augenblick unschädlich gemacht und besiegt; statt Dessen erhebt aber ein anderer gleich mächtiger Feind sein Haupt und sucht uns in seinen Netzen zu fangen, — die Diplomatie.

Ich habe, vermöge meines Berufes, in meinem Leben viele tausend diplomatische Noten und Berichte gelesen; aber so lange, langweilige und verdummende als viele des letzten Jahres sind mir noch niemals vorgekommen. Wenn Gaukler das Volk täuschen wollen und ihm Geister citiren, so machen sie vorher im Halbdunkel ein gewaltiges Getöse und erfüllen die Räume mit betäubendem Dunst, daß den Gutmüthigen oder Schwachen Hören und Sehen vergeht.

Hüten wir uns vor diplomatischen Gaukeleien, lassen wir uns nicht täuschen mit leeren Worten, gedenken wir des Handelns statt des Schwatzens. Nur Männer von Muth und Charakterkraft können in Erfurt die Sachen, wenn nicht zum Ziele, doch weiter führen.

11.

Aus einer Vorrede zum Handbuche merkwürdiger Stellen aus den lateinischen Geschichtschreibern des Mittelalters.

Man hat mit Recht den Grundsatz aufgestellt, daß das Lesen der Quellen zu einer lebendigern und wahrhaftern Ansicht der Geschichte führe, als das Lesen der aus denselben abgeleiteten Werke. Nirgends hat aber die Befolgung jenes Grundsatzes mehr Schwierigkeiten, als bei der Geschichte des Mittelalters, denn:

Erstens, finden sich nur wenige Werke, welche große Zeitabschnitte in fortlaufender Erzählung darstellen, und die unzähligen einzelnen, in geringern Quellen zerstreuten Angaben erhalten erst Sinn und Wichtigkeit, wenn auf die fleißige Sammlung eine geistreiche Anordnung und Zusammenstellung folgt.

Zweitens, können die Geschichtschreiber des Mittelalters in Hinsicht der Darstellung, der historischen Kunst und der Tiefe des Genius den großen griechischen und römischen Historikern nicht gleich gesetzt werden.

Drittens, sind die Quellen der alten Geschichte durchaus zugänglich und in allen Händen; die des Mittelalters aber in vielen, theils unbehülflichen Sammlungen zerstreut, welche durchzusuchen Jeder Scheu trägt, den nicht der nächste Beruf oder vorzügliche Neigung dazu antreibt.

Aber ungeachtet dieser Schwierigkeiten eines gründlichen Studiums, ließe es sich doch nicht rechtfertigen, wenn Jemand in dem Maße lauter und absprechender, in Lob und Tadel, über Kreuzzüge, Lehnswesen, Hierarchie u. s. w. zu urtheilen wagte, als ihm die mannichfaltige Kenntniß und Anschauung der Thatsachen aus den ursprünglichen Quellen abginge. Noch weniger dürfte man sich mit Denen einigen, welche a priori den Grundsatz aufstellen: das mühsame Eindringen in die Thatsachen, das genaue Ergründen der Charaktere, die gewis-

senhafte Treue in Darlegung Dessen, was wahrhaft geschah, sei Geist ertödtende Knechtsarbeit, sei Kennzeichen eines mechanischen Gemüths; die Götter gäben ihren begünstigten Kindern den Geist der Zeiten — zwar nicht im Schlaf — aber in einer ideenhaften Offenbarung, wovon jene Tagelöhner keine Ahndung hätten. Eine Zauberformel genüge als Exponent unendlicher Reihen, und aus lichter Höhe übersehe ein Staatsmann, ein Philosoph dieser Art ganze Welten. Gnade genug, wenn er den Historiker wie den faulen Rechenknecht für niedere Seelen, wie den Brillenmacher für Kurzsichtige duldet!

Hat Dieser aus allen vorhandenen Nachrichten ein Bild entworfen, was einen Helden nach seinen Tugenden und Fehlern in bestimmter Gestalt darstellt, so kommt ein solcher von Gott mehr begünstigter Mann, und schneidet seiner Offenbarung gemäß hier ein Stück hinweg, dort setzt er es an, bis sich die bekanntesten Männer in der Weltgeschichte, wenn auch nicht in die ernst unterrichteten, doch in die gern paradox unterhaltenen Gesellschaften als ganz neue Bekannte einführen lassen.

Bei geringern Anlagen zu mündlicher und schriftlicher Darstellung schwindet Andern die Weltgeschichte unter den Händen zu wenigen Blättern, und sie meinen: die Reflexion über einen Helden stellte sie höher als den Helden, und der Reichthum seines ganzen Lebens sei gering gegen den Schatz, den sie sich aus jenem Heckethaler zusammenwechseln könnten; die freie große Bewegung seiner innersten Natur sei gebannt und gefesselt und abgewürdigt durch den Talisman, mit dem sie ihm auf den Leib rückten. Und von hier aus ist dann der Uebergang gar leicht zu blos verneinenden Größen, Schätzen und Ergebnissen, wo sich z. B. die ganze classisch römische Welt in eine Krankheit des menschlichen Geschlechts verwandelt, wo tausend Jahre des Mittelalters als untauglich aus der Weltgeschichte mit ungeziemend verwegenem, angeblich philosophischen Messer herausgeschnitten werden.

So Gesinnten muß dies Buch, diese Nebenfrucht historischer Knechtsarbeit (denn Hauptfrüchte reifen sehr langsam), offenbar als entbehrlich und überflüssig erscheinen. Und dennoch, sollte es selbst Denen, die ein historisches Herrenleben führen, nicht deshalb willkommen sein, weil sich daraus auf compendiöse Weise der Schein des Quellenstudiums gewinnen läßt? — Hauptsächlich dachte ich indessen bei der Zusammenstellung an zwei andere Classen von Lesern:

Erstens, an Diejenigen, welche das Mittelalter geschicht-

11.

Aus einer Vorrede zum Handbuche merkwürdiger lateinischen Geschichtschreibern des Mit[illegible]

Man hat mit Recht den Grundsatz aufgest[illegible] Charakteristiken, der Quellen zu einer lebendigern und wa[illegible] Wissenschaft, Geschichte führe, als das Lesen der aus [illegible] Schwierigkeiten Werke. Nirgends hat aber die Befolgu[illegible] Wahl nicht ohne mehr Schwierigkeiten, als bei der Gesch[illegible] troffen werden kann; denn: [illegible]ungen nicht ganz

Erstens, finden sich nur wenige M[illegible] abschnitte in fortlaufender Erzählung [illegible] wenigen Worten ligen einzelnen, in geringern Quellen [illegible] werden, die sich im Gu- halten erst Sinn und Wichtigkeit, wenn [illegible] dagegen in Form, lung eine geistreiche Anordnung und [illegible] Eigenthümliches über

Zweitens, können die Geschicht[illegible] Hinsicht der Darstellung, der histor[illegible] wie entfernt ich bin, des Genius den großen griechischen [illegible] Abgötterei zu trei- nicht gleich gesetzt werden. [illegible] oder gar den — lei-

Drittens, sind die Quellen [illegible] — Mischmasch zugänglich und in allen Händen; [illegible] Doch scheint vielen, theils unbehülflichen S[illegible] die Elle der ciceroni- durchzusuchen Jeder Scheu trägt [illegible] im Vergleiche mit oder vorzügliche Neigung dazu a[illegible] Das Latein des Mit-

Aber ungeachtet dieser S[illegible] Beziehung, betrachtet und Studiums, ließe es sich doch n[illegible] thümliche Sprache, die sehr in dem Maße lauter und ab[illegible] haben muß, von denen über Kreuzzüge, Lehnswesen, [illegible] in den Geschichtschrei- wagte, als ihm die mannich[illegible] Ungeschick, Einfachheit und der Thatsachen aus den ursp[illegible] bei manchen ohne Zweifel weniger dürfte man sich mi[illegible] einfachem klaren Gemüth Auf- den Grundsatz aufstellen: [illegible] angemessener Würdigkeit darzu- Thatsachen, das genaue E[illegible] Vorurtheilsfreien nicht ver-

...nahmen sein dürfte. Deshalb
...he gelesen hat, einen ei-
...llung und ihr gegensei-
...chem Maßstabe auch ich
... war: wer dagegen Du-
...und scharfsinniges Werk von
...irte, wird nie im Stande sein,
...rden, und vielmehr in die Gefahr
...nes Jahrtausends ein so unbeding-
... als der Philosoph an dem Inhalte
...

12.

Aus einer Vorlesung über Freiheit, Zwang und Aberglauben auf Universitäten, gehalten in Breslau am 9. April 1812.

Wenn man aus zwei alten Universitäten eine neue bildet, erzeugt sich ganz natürlich die Frage, was aus der frühern Zeit mit herüber zu nehmen, und was neu zu gestalten sei. Nur versteinerter Aberglauben an das Alte kann Alles beibehalten, nur faselnde Neuerungssucht kann Alles ändern wollen. So wäre also auch eine Verständigung über die angekündigten Gegenstände wohl an der Zeit, ja vielleicht nothwendig; weil offenbar ein falscher Zwang an die Stelle des wahren einzubrechen droht, eine falsche Freiheit statt der ächten vertheidigt wird, Alter und Jugend, Lehrer und Studenten im Widerspruch, ja oft in Feindschaft erscheinen. Wenn ich also, durch diesen argen Zustand angetrieben, auch meines Theils eine Meinung darlege, so macht diese doch keinen Anspruch darauf, Sie durch rhetorische Kunst zu begeistern; oder für Sie aus der Tiefe der Wissenschaft, Sittlichkeit und Religiosität (welche ich bei Ihnen voraussetze) herbeizuholen; oder a priori einen Normalstudenten, wie etwa ein Normalvolk zu deduciren: sondern auf die Gefahr, von Manchem unwissenschaftlich gescholten zu werden, rede ich zu Ihnen ganz empirisch über die falsche akademische Freiheit, den falschen akademischen Zwang und über den akademischen Aberglauben; und daraus dürfte sich zugleich ergeben, was mir als ächter Zwang, ächte Freiheit und wahrer Glaube erscheint.

Die falsche Freiheit entsteht in der Regel durch die Studirenden, der falsche Zwang und der Aberglaube durch die Lehrer und die Behörden. Es ist aber nach meiner Ansicht eine falsche Freiheit:

Erstens, daß Jemand Student werden kann, ehe er dazu vollständig vorbereitet ist. Denn mit der Matrikel ist nichts

gewonnen, sondern fast allemal ein Unglück für den Unreifen, den Immaturus eingebrochen: er hinkt nach, wo die Andern dem Lehrer mit Sicherheit folgen, er wollte in falschem Zeitgeiz oder verkehrter Eitelkeit tanzen, ehe er gehen konnte. Sollte Jemand unter Ihnen durch sich selbst oder Andere zu dieser Uebereilung veranlaßt sein, der nehme die ehrlich gemeinte Warnung an, daß nur die allerhöchste Anstrengung in Nachholung des Versäumten von den Vorwürfen befreien kann, die ihm vielleicht kein Anderer machen wird, die er sich aber über kurz oder lang selbst machen muß.

Ohne Schulstudien bleiben die Universitätsstudien zur Hälfte unverständlich, und am ganzen Erkennen und Thun Derjenigen, welche sich darin vernachlässigten, ist für immer eine Unsicherheit, ein Schwanken leicht zu erkennen. — Es fragt sich aber weiter, welche Kenntniß soll denn der Jüngling von der Schule mitbringen; ich sage Viel, aber nicht Vielerlei. Es schmeichelt der Eitelkeit mancher Schullehrer, wenn sie die Schüler mit Flitterchen aus allen Wissenschaften herausgeputzt entlassen können, aber durch diese Flittern und Lappen hindurch sieht man in der Regel eine schlechte, nicht wärmende Grundbekleidung. Ein wenig Logik, etwas Metaphysik, einige Anekdoten aus der empirischen Psychologie, Geschichte der Philosophie, Naturrecht, aus der angewandten Mathematik vereinzelte Sätzchen, Büchertitel aller Art u. s. w. — damit ausstaffirt tritt der Schüler auf, wähnt sich reich und hat nur verrufene versilberte Kupfermünze. — Ich sage Ihnen also wiederholt, all der Kram hilft sehr wenig: wenn dagegen die alten Sprachen so weit erlernt sind, daß Sie ohne großen Zeitaufwand einen Hellenen oder Römer lesen und sich am Inhalt und an der Darstellung begeistern können, wenn Sie im Stande sind, sich in Ihrer Muttersprache richtig und gewandt auszudrücken, wenn Sie sich ein Schema der Hauptbegebenheiten der Weltgeschichte eingeprägt und reine Mathematik gründlich studirt haben; — so sind Sie aufs Beste für die Universität vorbereitet.

Es ist Zweitens falsche Freiheit, als Student faul sein zu dürfen; denn die Faulheit ist für den Studenten (und nicht minder für den Lehrer) die wahre Sünde gegen den heiligen Geist. Eine Controle wie für Schüler kann und soll nicht eintreten, die Liebe zur Wissenschaft muß allein anfeuern; aber der Faule ist noch weit eher von der Universität zu entfernen, oder er hat sich noch weit vollständiger von der Universität losgesagt, als wer sich etwa duellirt oder Polizeigesetze übertreten hat: denn man kann diese verletzen und doch den Grundcha-

rakter des Studenten, das Studiren festgehalten haben; aber ein Fauler hat sich selbst unwiderruflich ausgestrichen aus dem Buche der Jünger der Wissenschaft.

Es ist Drittens falsche Freiheit, daß Jeder die Universität verlassen kann, wenn es ihm gut dünkt. So wenig Soldaten im Felde ihren Beruf entsagen und den Abschied fordern, so wenig sie von ihrem Posten hinweglaufen dürfen; ebenso wenig soll der Student auf halbem Wege und vor der Zeit umkehren, oder sich von der Wissenschaft lossagen dürfen.

Freilich, wenn sogar Behörden auf die Thorheit verfallen sind, den Schulen Hippokrates Aphorismen, eine Summe der Theologie und Auszüge aus den Pandekten als Lehrgegenstände vorzuschlagen; so ist es kein Wunder, wenn der Jüngling Alles übereilen will und vergißt, daß man in älterer Zeit, wo die Wissenschaften weniger Umfang hatten, drei Jahre für die kürzeste Universitätszeit hielt; wenn er wünscht, oder sich von falschen Propheten anwünschen oder aufreden läßt, in 1½, in zwei Jahren fertig zu werden. Was anders aber würde dies heißen, als er wünscht aus einem lebendigen geistvollen Menschen nicht einmal Handwerker, sondern eine todte Maschine zu werden; er bildet sich ein, die Maschine werde sich selbst aufziehen können, treibt Götzendienst mit dem ihm eingezwängten caput mortuum einer sogenannten Wissenschaft, hält eine Wolke statt der Juno umarmt, will sich wie ein Thier dressiren lassen Brot zu apportiren, —: aber er wird sich getäuscht finden. Denn wenn er auch durch das auswendig gelernte Examen kommt, so kann er doch (und ich kenne kein größeres Unglück) nie die Sphäre seiner Thätigkeit ausfüllen. Ohne innere Kraft und ohne geistige Hülfsmittel, wird er den Behörden ein Gegenstand steten Tadels, den Collegen ein Spott, dem Staate eine Last, sich selbst ein Gegenstand des Elends und der Verachtung.

Darin also, meine Herren, sehe ich die höchst gefährliche falsche akademische Freiheit. Auffallend aber wird es Ihnen sein, hiebei nichts von Dem aufgezählt zu finden, was man in der Regel dahin rechnet: — und ich würde mich wahrlich in Verlegenheit befinden, ganz abweichend von vielen, selbst neuern Aeußerungen über die akademische Freiheit zu reden, wenn es nicht thöricht wäre, bei offener ehrlicher Darlegung seiner Meinung überhaupt in Verlegenheit zu sein.

Ich behaupte also: die Meisten, welche über die akademische Freiheit sprachen oder schrieben, hatten ein außerordentlich schwaches Gedächtniß, oder eine außerordentliche Unbefangenheit und Unparteilichkeit des Urtheils. Denn sie scheinen sich entweder

selbst anzuklagen, oder sie haben rein vergessen, daß sie einst selbst Studenten waren; sie zeigen sich gehäutet, der alte Adam ist abgelegt und ein neues Wesen angezogen. Könnte man ihnen im Spiegel ihr ehemaliges Thun, ihre frühere Ansicht vorhalten, so würden sie sich beschämt wegwenden, oder doch bitten, das Alte zu verzeihen, weil sie von ihrer früheren Thorheit übervollkommen geheilt wären. Die beste Buße scheint ihnen die, ihre Nachkommen sogleich à la hauteur zu erheben, sie mit Güte oder mit Zwang durch einen salto mortale über die Studentenansicht hinwegspringen zu lassen, und ihnen die eines Hofpredigers, Kriegsraths, Oberlandesgerichtsraths, Medizinalraths, oder was das schwerste und höchste ist, die eines puren speculativen Philosophen einzuimpfen.

Ich behaupte, die Studenten bilden einen Stand, und jeder Stand hat seinen Beruf, und mit diesem Beruf so gewiß Pflichten als Rechte und Freiheiten. — Was entsteht, wenn wir das in diesem Satze Vereinte trennen oder gar entgegensetzen? — Das, was wir täglich sehen, Stände ohne Beruf, Beruf ohne Standschaft, Pflichten ohne Rechte, Rechte ohne Verpflichtungen; und damit hätten wir den Mittelpunkt so vielen Uebels entdeckt, was uns drückt.

Unsere Stände sind nicht mehr zu unterscheiden; die frühere Eigenthümlichkeit ist in eine große breiartige Masse zergangen, und die einzelnen Blasen, welche daraus hervorsteigen, sind nur Blasen: ohne eine selbständige neue Bildung wird nun und nimmermehr aus ihnen als Stände etwas Tüchtiges hervorgehen, obgleich die Einzelnen, als solche betrachtet, die vortrefflichsten, tadellosesten Menschen sein mögen. Warum sind unsere Stände Dies, oder vielmehr Nichts? Darum (behaupte ich zuvörderst), weil man ihnen den eigentlichen Beruf nahm; — oder welchen hat denn der Adel, oder der Bürger der Wahrheit nach? etwa den Allgemeinen: Bleibe im Lande und nähre dich redlich? Was scheidet denn da den Grafen vom Bauern; oder der Gutsbesitz? aber wie viele Bürgerliche sind große Grundbesitzer, und wie viele Adelige haben keinen Fuß breit Land; — oder die Geburt? aber welche Vorzüge sind daran geknüpft, welche eigenthümlichen Rechte, welche Verpflichtungen?

Unsere Geistlichen, sagt man, unser Militair hat einen Beruf. Es knüpft sie indessen keine Standschaft an das Ganze; aber deshalb zeigen sie sich oft als feindselige Inseln, und der Haß des Bürgers gegen den Soldaten, das Raisonniren über die Geistlichen wird so lange fortdauern als diese Vereinzelungen.

Wie kann man, höre ich ferner einwenden, wie kann man thöricht behaupten, die Studenten bildeten einen Stand, da sie doch keine ständischen Rechte haben? Ich antworte, versteht man darunter politische Rechte im engern Sinne, so gibt es bei uns leider überhaupt gar keinen Stand: warum soll ich aber nicht ebenso gut vom Stande der Studenten, als der Geistlichen, Gelehrten, Landbauer u. s. w. reden dürfen? Meint man, die kurze Zeit, welche Jeder im Leben auf der Universität zubringe, diese Uebergangsperiode, genüge gar nicht, um die Idee eines Standes zu begründen; so liegt in dieser Aeußerung die Wurzel einer ganzen Reihe von Irrthümern, und ich behaupte ihr schnurstracks entgegen, daß der Einzelne unter Ihnen als solcher einen Beruf habe, die Genossenschaft dagegen den Stand bilde, und diese Genossenschaft ist unsterblich, sie verjüngt und erneut sich unaufhörlich. Sonderbar; von dem ehelichen, dem Familienverhältniß an, streben die Menschen nach Genossenschaft und Vereinigung. Kraft und Würde und Geschicklichkeit erhöht sich durch solche Genossenschaften auf eine nicht zu berechnende Weise; aber anstatt sich darüber zu freuen, verzweifelten unsere Staatsmänner diese organisch lebendigen Glieder regieren zu können, sie verfuhren wie ein Reiter, welcher dem Pferde die Sehnen zerschneidet, um nicht abgeworfen zu werden. So hat man Jahrhunderte daran gearbeitet, den Stand des Adels in lauter einzelne Edelleute zu verwandeln; man hat die großen Genossenschaften unter den Bürgern zerstört und heillose Misbräuche nicht von heilsamen Grundlagen gesondert: — was wir dadurch gewonnen haben, liegt am Tage. Den Staat im Staate wollte man unterdrücken, die Hemmungen wegschaffen, und so läuft denn nun ohne Hemmung der Staat in den Abgrund hinein.

Auf gleiche Weise wandte man schon unzählige Mittel gegen die jugendlichen Genossenschaften der Studenten an: — eines jedoch scheint mir neu zu sein; nämlich eine philosophische Demonstration, daß diese Genossenschaften nicht vorhanden sein sollten, daß der Glaube an ihre Standschaft ein leerer Aberglaube sei. Sie, meine Herren, sollen sich also Ihres Standes schämen, wie man wol den Adel und die Geistlichkeit durch Sophismen dahin gebracht hat, sich ihres Standes zu schämen; die Studenten sollten das Persönlichste aufgeben, und allen andern Leuten bis zum Nichtunterscheiden ähnlich werden: so fertigte man eine Definition des einzelnen auf seiner Stube Bücher lesenden Studenten, wie man den einzelnen Edelleuten und Bürgern auch eine Definition ihres vereinzelten Daseins auf dem

Wirthschaftshofe und in der Werkstätte gefertigt und als eine tröstende Panacee aufgehängt hat.

Wenn Sie aber einwenden: Landsmannschaften, Orden u. s. w. sind ja verboten, dürfen wir gegen die Gesetze freveln? so entgegne ich: Nein, keineswegs; aber dieser Frevel tritt auch gar nicht ein, wenn die Genossenschaften sind, wie sie sein sollen. Es sollen aber

1) nur Studirende daran Theil nehmen; mithin sind alle Diejenigen ausgeschlossen, welche die Universität noch nicht bezogen, oder schon verlassen haben: denn frühere oder spätere Einwirkung auf die akademische Genossenschaft würde ihren natürlichen Charakter ändern. Durch diese Bestimmung fallen schon unzählige Einwendungen in Bezug auf bürgerliche Verhältnisse hinweg.

   Es sind ferner ausgeschlossen nach dem Urtheile der Genossenschaft alle die Studirenden, welche nicht studiren, also ihrem Berufe, ihrem Stande entsagt haben.

2) So wie der Stand des Ritters im Mittelalter alle Abstufungen des Ranges ausglich, so der Stand der Studenten alle Verschiedenheiten unserer Zeit. Drei Jahre nebeneinander studiren, reibt die schlechten Ecken der Vorurtheile besser ab, als Zusammenwürfeln in Clubs und Casinos auf ein Lebenlang. Ohne Rücksicht auf Reichthum, Geburt, Facultät u. s. w. sei deshalb die Grundlage Ihrer Genossenschaften rein demokratisch; aber durch die Wahl von Vorstehern erzeuge man die nothwendige Einheit und Bewegung.

3) Die Grundsätze der Genossenschaft dürfen nie verheimlicht werden: ihr Mittelpunkt ist die Wissenschaft und das gesellige Leben unter den Studenten.

Sobald Verheimlichung eintrat, sobald die Genossenschaft die Faulen und Liederlichen begünstigte, sobald ihr Gegenstand den Staat, bürgerliche Rechte und Pflichten betraf und in Opposition zu diesen stand, ward die Genossenschaft mit Recht zerstört, — sowie Misbräuche auch andern Ständen den Untergang bereitet haben. — Wenn aber die Vorgesetzten nur auf die Studenten als Einzelne wirken, sie nur als solche betrachten wollen, wird es ihnen ergehen wie den Regierungen, welche, anstatt sich auf Genossenschaften zu stützen, diese vorsätzlich ausgetilgt haben. Das, was freundschaftlich vereint sein sollte, ist feindlich getrennt, das Volk steht ewig mit der Regierung, der Student mit den akademischen Behörden in Widerspruch, — und Jeder sieht ein Verdienst in diesem Wider-

spruch und Alles wird bekrittelt, erschwert, hintertrieben. Hat die Genossenschaft aber das gleiche Interesse, ist ihr eine würdige Einwirkung gestattet; so wird sie nicht allein selbst die Uebelstände auszurotten suchen, deren Wegschaffung sie jetzt nur als Werk der Willkür betrachtet, sondern auch positiv heilsam einwirken. So möchte z. B. kein Gesetz die Duelle vertilgen, solange nicht die gesammte europäische Ansicht sich ändert; kein einzelner Student Verlegenheiten entgehen, wenn er Händel bekommt; aber eine tüchtig organisirte Studentengenossenschaft könnte unzählige Duelle, die bloßer Erbärmlichkeiten halber noch immer stattfinden, nach ehrenvollen Bestimmungen tadellos beseitigen: — eine tüchtige, ich möchte sagen ritterliche Genossenschaft der Jünger der Wissenschaft würde den Faulen, den Händelsucher, den Wüstling selbst in Aufsicht nehmen und in Zucht halten; anstatt daß die einzelnen Studenten außerhalb aller Genossenschaft seiner Verführung, seinem Uebermuthe bloßgestellt sind; anstatt daß Rector und Senat sich mit jedem Einzelnen herumquälen und die zerstreute Heerde nicht hüten können. — Vor Vielem hätte ich gewarnt, wo keine äußere Beschränkung Ihnen die Gefahr andeutet, Vieles Ihnen zugebilligt, was man den Studenten genommen hat; noch aber erwähne ich nicht Ihres natürlichen ewigen Privilegiums: — dies ist Ihre Jugend. Und dies größte Privilegium wird vertilgt durch Verzagtheit im ganzen Leben und Wesen; nichts ist dem wahren Musensohn entgegengesetzter, als ein trockener Schleicher.

Die Abwesenheit dieser Verzagtheit erweiset sich aber keineswegs durch freventlichen Uebermuth gegen billige Gesetze; im Gegentheil hat der Misbrauch jugendlicher Freiheit von Seiten der Vorgesetzten selbst Verbote unschuldiger Dinge herbeigeführt. So sehe ich in der Abschiedsmusik für einen Freund, in einem Comitat, in gesellschaftlichen Zusammenkünften, in einem Vivat für einen verehrten Lehrer nicht allein etwas Unschuldiges, sondern etwas Erfreuliches und Löbliches: — wer aber kann leugnen, daß dabei oft Ausschweifungen vorfielen. Wenn nun eine Genossenschaft bestände, so würden sich Einer oder Einige für Alle verbürgen, und Alle würden, um nicht dem Einen die sichere Strafe zuzuziehen, sich gebührend betragen; die Einzelnen als solche fanden dagegen bisher Vergnügen daran, die ängstliche Behörde zu compromittiren, entgingen auch leicht der Strafe, — führten aber eben dadurch ganz natürlich jene verdrießlichen Verbote herbei.

Nur wenn der Lehrer das Wesen des Studenten begreift, wird der Student den Lehrer begreifen und Wechselwirkung

möglich sein: aber freilich es gehört jugendlicher ja praktischer Sinn dazu, sich in die Zeit der Jugend zurückzuversetzen. Ein verdrießlicher Alter kann sich über eine ungewöhnliche Jacke oder Hose ereifern, aus der er mit Recht für seine Person herausgewachsen ist, so wie der Student mit gleichem Rechte noch nicht in jenes Formen hineinwuchs. Er kann ein lustiges Lied, bei einem Glase guten Weins gesungen, für schlechter halten als dabei gesprochene Prosa; er soll und wird es aber nicht dahin bringen, daß der Student das Singen als seinem Ich fremdartig, als ein unwissenschaftliches Nichtich erachte.

Entsage also Jeder von Ihnen, meine Herren, den Grundübeln der falschen Freiheit, und lege sich selbst den ächten akademischen Zwang auf; Jeder arbeite mit Geist und Liebe in seinem Beruf; die gesammte Genossenschaft sorge, daß sie einen würdigen wissenschaftlichen Charakter erhalte, ihm getreu bleibe, und jedes Hinderniß beseitige welches der Einzelne nicht zu vertilgen, nicht zu überwältigen vermag; erfreuen Sie sich Alle der nie wiederkehrenden Jugend ohne zerstörenden Uebermuth, und endlich treten Sie gern in das engere Verhältniß zu Ihren Lehrern, welches diesen so heilsam als Ihnen selbst ist. Beiden heilsam, sage ich; wenn Sie nämlich, meine Herren, Dem genügen, was ich eben aussprach, und von Seiten der Lehrer kein Aberglaube obwaltet. Von diesem akademischen Aberglauben ist mir noch übrig zu reden; zu demselben zähle ich:

1) die Behauptung, irgend eine gegebene Universität genüge am besten und vollständigsten allen Bedingungen, welche die akademische Freiheit, welche das Studiren erfordern. — Keine Universität genügt allen Bedingungen, die, welche sich ihrer Mängel bewußt ist, wird indessen noch fortschreiten können; aus der Meinung der Allgenugsamkeit geht dagegen nothwendig die Ausartung hervor. Jede Universität hat ihre Eigenthümlichkeit, ihre Vorzüge: keine besitzt eine geistige Universalmedizin, sondern ist in Verhältniß zu allen Universitäten nur eine Particularitas, ein organisches Glied in der lebendigen Kette der Bildungsanstalten. Jener Aberglaube absoluter Vortrefflichkeit bemeistert sich indessen oft der vorgesetzten Behörden und erzeugt den falschen Zwang, die vaterländischen Universitäten besuchen zu müssen: er begründet ein Monopol, welches unnatürlicher und verderblicher wirkt als alle Handels- und Gewerbsmonopole. Denn hier kommt es nur darauf an, ob man ein Loth Kaffee um einen Pfennig zu theuer bezahlt; dort verkürzt man die gesammten Geisteskräfte

der neuen Generation auf eine nicht zu ermessende Weise. Deshalb wollen wir Lehrer zu erkennen suchen, ob und was der Universität fehlt, und von der höhern Behörde zuversichtlich erwarten, daß sie das angefangene Werk möglichst vollenden werde; wir wollen sie aber auch bitten, uns nie ein Monopol auf die Kinder des Landes zu ertheilen, damit wir würdig bleiben in ein freieres innigeres Verhältniß zu ihnen zu treten.

2) Ein anderes abergläubiges Ruhekissen ist die Meinung, daß die Wissenschaften, ja Alles in der Welt tagtäglich, ohne eigene Anstrengung und Thätigkeit fortschreite. Ich sage, Dies ist Aberglauben, denn wenn sie bequem Alles in Gottes Hand hineinschieben, so ist Alles von jeher und immerdar ganz vortrefflich, und da kann von Fortschreiten nicht die Rede sein, wir müssen die ganze Geschichte ausstreichen. Da es uns aber nicht gelingen will eine so kühne Hypothese durchs ganze Leben hindurch festzuhalten; so erscheint es ganz gleich, ob man a priori demonstrirt, unsere Wissenschaft wachse täglich, oder unsere Wissenschaft nehme täglich ab. Dort bleibt die Frage unbeantwortet, warum sie uns nicht von Anfang an gegeben sei; hier, warum sie uns genommen werde.

Irrig ist es ferner, wenn eine Generation sich im leeren Dünkel von der frühern unabhängig glaubt; aber ebenso falsch, wenn sich jede nur in Beziehung auf die nachfolgende nur als Fußschemel betrachtet. Nicht was eine Generation ererbt oder hinterläßt bestimmt ihren Werth, sondern was sie wirklich hat oder selbst thut. Die Selbsterkenntniß, man sei in Sündhaftigkeit befangen, die darauf gegründete wohlfeile Demuth darf nicht als positives Gute angerechnet werden. Die matte Verzweiflung, welche sich selbst und die gegenwärtige Generation aufgibt, geht in reine Thorheit über, wenn sie dennoch wähnt, zu großem Verdienst an dem nächsten Geschlecht pädagogische Künste üben zu können. Wie mögen die Sündhaften erziehn? Wie mag von bösem Samen gute Frucht kommen, wie die Wissenschaft von ihnen erkannt und befördert, wie das Erbtheil der Vorwelt unverderbt, ja sogar vermehrt hinterlassen werden?

Die Wissenschaft kann nicht vorwärts gehen, wenn alles Andere rückwärts geht, und hier entdeckt sich der

dritte große Aberglaube, nämlich: das Werthe am Menschengeschlechte bestehe und vererbe sich blos durch die Gelehrten. Diese monopolistische Grundansicht wagt es, ganze Perioden der Weltgeschichte z. B. die Zeit vom Jahre 500 bis 1500 rein auszustreichen, weil von Dem, was man Fortbil-

dung des Verstandes nennen müsse, in dieser Periode wenig zu spüren sei. Wahrlich, wenn die Feldherren der lombardischen Städte, die Helden der Kreuzzüge, die hohenstaufischen Kaiser, die einfachen Schweizer wieder auferständen und hörten, wie herrlich weit wir es gebracht, wie es ihnen dagegen an der Verstandesbildung gefehlt habe, „welche das Höchste unter dem Richtigen sei, und der unmittelbare Vereinigungspunkt des Richtigen mit dem Seienden:" — wahrlich sie würden den Kram von Systemen und Formeln, die „Gott darstellenden Universitäten" für den Antichrist halten, und uns über den elendiglichen Reichthum und Kinderstolz zwar inniglich bemitleiden, aber auch nachdrücklichst abstrafen.

Sie sollen also, meine Herren, zwar die Wichtigkeit der Universität, der Wissenschaft, erkennen, aber nicht wähnen diese habe eine abgesonderte Welt und sei Alles in dieser Welt und nichts daneben oder darüber. Sie sollen sich überzeugen daß von selbst nothwendigerweise, ohne Thätigkeit nichts in der Welt fortschreitet; nicht die Wissenschaft, nicht der Staat, nicht der Einzelne. Wer sein Gut nicht mehrt, wird es bald verringern, und keine Generation hat je rascher consumirt als die unsere. Der Staat ist schon verzehrt, und die Wissenschaft, welche glaubt in einem aristophanischen Hängekorbe ungestört auf Entdeckung eines wissenschaftlichen Eldorado oder eines politischen Schlaraffenlandes zu spähen, wird bald herunterstürzen, wenn sie nicht von einseitigem Bemühen abläßt, wenn sie nicht ins gesammte Leben zurückführt.

Die Studenten und die Staatsbeamten, die gelehrte und die öffentliche Wirksamkeit, die Wissenschaft und die Erfahrung, die Historie und die Philosophie, der Mensch und die Natur, Naturalismus und Deismus, die Erde und der Himmel werden Ihnen, meine Herren, auf Universitäten nur zu oft in haarscharfem, unvereinbarem, abergläubigem Gegensatze dargeboten; und je mehr Sie von diesen nichtsnutzigen grundverderblichen Entgegensetzungen sich aneignen, um so gewisser ist Ihr ganzes Denken und Thun in schlechte Stücke zerbrochen, die Ruhe, die Kraft und die Einheit Ihres Lebens vertilgt. Täglich fordert das Leben die Auflösung seiner Probleme: ziehen Sie dann das Heft transcendenter Weisheit aus der Tasche, so klopft man Ihnen praktischen Ungeschicks halber auf die Finger; schlagen Sie ein alphabetisches Noth- und Hülfsbüchlein bloßer Routiniers auf, so finden Sie über den neuen Artikel keine Auskunft. Beides löset sich als unbrauchbar von Ihnen ab, und in der bitteren Armuth soll Ih-

der neuen Generation auf eine nicht zu ermessende We... Nach-
halb wollen wir Lehrer zu erkennen suchen, ob uns ... —
Universität fehlt, und von der höhern Behörde ...ung zu
erwarten, daß sie das angefangene Werk möglic... entgehen,
werde; wir wollen sie aber auch bitten, uns ... das blos
pol auf die Kinder des Landes zu ertheilen, ... isen
dig bleiben in ein freieres innigeres Verhältni... al-
treten. ...ung nicht und

2) Ein anderes abergläubiges Ruhekissen ...elten zur Ein
daß die Wissenschaften, ja Alles in der W... ...ur in die Arme
eigene Anstrengung und Thätigkeit fe...ß Ihnen ein noch
Dies ist Aberglauben, denn wenn sie be...en Menschen; gern
Hand hineinschieben, so ist Alles von se... ...kennen, allein Sie
vortrefflich, und da kann von Fortschr... ...zu gelangen, und
wir müssen die ganze Geschichte aus...ngen der Natur und
aber nicht gelingen will eine so kühn ...erden Ihnen die noth-
Leben hindurch festzuhalten; so er... den Urteufel erblicken
man a priori demonstrirt, unsere ...
oder unsere Wissenschaft nehme ... sind schon um Ihrer
Frage unbeantwortet, warum sie ... von einem solchen Zu-
geben sei; hier, warum sie uns ... Folgen akademischen Aber-

Irrig ist es ferner, wenn ...dern, als ich Ihnen die in
ren Dünkel von der frühern ... Gefahren der falschen Frei-
falsch, wenn sich jede nur in ... muß Sie zu einer gleichen
nur als Fußschemel betrachtet. ...gen Beide auffordern, wenn
erbt oder hinterläßt bestimmt ...Werth Ihres akademischen und
wirklich hat oder selbst ... ...raurigkeit und Unwerth verwan-
in Sündhaftigkeit befan...
Demuth darf nicht als ...
matte Verzweiflung, ...
Generation aufgibt, ...
dennoch wähnt, zu ...
schlecht pädagogische ...
Sündhaften erziehn ...
kommen, wie die ...
wie das Erbtheil
hinterlassen werd...

Die Wisse...
Andere rückwär...

dritte gr...
schengeschlecht...
ten. Diese ...
den der W...
1500 rein

II.

Staatswissenschaftliche Aufsätze.

9*



ıl.

:m Augenblicke dargestellt;
:war unmöglich. Die Ver-
es, sich mit derselben einzu-
..rüber nie Zweifel. Die Er-
.samer Eil die Rede gehemmt. —
.präch ist nur in Hinsicht der vor-
alfte fertig geworden, dann krampf-
Gang der Geschichte hat die Fortse-
ahrt, der sie nicht selbst zu ersetzen
eibenden verlange man nicht panthei-
Vorwalten der Ironie; denn man be-
Zeit dieser Gespräche vom ernstlichen We-
und Berichtigen der Ansichten behufs zukünf-
Rede war, nicht vom Beschauen der Dinge
enbarung, noch vom Belachen derselben zur
igener Lebenslust.

Erstes Gespräch.

.. Immer Untergang, nichts als Zerstörung! Haben
so viele Staaten, deren Gesundheit durch inneren Krank-
.stoff in Gefahr war, diesen ausgeschieden, sind jugendli-
cher, kräftiger hervorgegangen. Müssen denn alle zuletzt der

äußeren Gewalt unterliegen? Gibt es kein Mittel, dieser Gefahr auf immer vorzubeugen, sie wenigstens möglichst weit zurückzuschieben?

B. Allerdings wäre der Gefahr vorgebeugt, wenn ein Staat sich so von allen übrigen isoliren könnte, daß keine Störung möglich bliebe.

A. Also auf dem festen Lande durch Mauern und Bollwerke, wie sich die alten Römer von Britten und Deutschen trennen wollten?

B. Leider halfen diese blos physischen Hindernisse nicht mehr, als der Geist entwich, welcher die Erbauer bis dahin geführt hatte.

A. Wenn nun aber neben solcher chinesischen Mauer auch das chinesische Isolirungsprincip wirkte, erreichte man dann wol das schöne Ziel.

B. Wäre es auch wirklich auf diesem Wege zu erreichen, so bliebe doch der Verlust zu groß, müßten wir darüber zu Chinesen werden.

A. Leichter wäre also die Isolirung für einen Inselstaat, wie Britannien, als für jeden Staat des festen Landes?

B. Allerdings.

A. Britannien ist aber durch Befolgung des durchaus entgegengesetzten Grundsatzes zu seiner Thätigkeit, zu seiner Macht, zu seinem innern Leben gekommen. Glauben Sie, dies sei auf jene Weise auch möglich gewesen?

B. Ich zweifle.

A. Glauben Sie, daß äußere Angriffe nicht auch für eine Insel gefährlich werden können?

B. Die Erfahrung beweiset dies, und also auch leider die Unmöglichkeit der Vereinzelung.

A. Dies leider mögen Sie verantworten; jetzt leite es uns auf andere Versuche, das Ziel zu erreichen. Wie wenn man z. B. durch Verein mehrerer Staaten die Gewalt dem Gesetz unterwürfe, einen Gerichtshof bildete, dessen Aussprüche allen Zwist entscheiden, aber nie auf Zerstörung der ganzen Existenz eines Staats lauten dürften?

B. Schön ist der Gedanke und viel Treffliches ist durch ihn in alter und neuer Zeit hervorgegangen, in Griechenland, der Schweiz, den Niederlanden, in Nordamerika.

A. Ausführbar ist aber der Gedanke doch nur unter Gliedern, die sich gleich sind; zerstört wird sein Einfluß beim mächtigern Emporstreben einzelner Theile, beim Herabsinken anderer.

B. Freilich; darum ist es Zweck, diese Gleichheit zu erschaffen und zu bewahren.

A. Wenn aber auch dies unter den Bundesstaaten erreicht würde, können denn alle Staaten des Erdbodens zu solchem Bunde treten? Läßt sich eine executive Gewalt zur Vollziehung der rechtlichen Beschlüsse für alle herbeischaffen?

B. Weder alle Staaten werden so zu vereinen, noch für alle die executive Gewalt herbeizuschaffen sein.

A. Daher ist auch keine Gleichheit, keine Dauer möglich, ohne Trennung von den nicht zum Bunde gehörigen Staaten. Diese Trennung ist aber wiederum nach dem Obigen unausführbar; also unser zweiter Versuch gleichfalls fehlgeschlagen.

B. So mag sich der Staat um nichts bekümmern, neutral sein, vielleicht hält das am längsten.

A. Wenn ich Keinem etwas zu Leide thue, so thut er mir auch nichts, das wäre Princip für jene Ansicht. Je unbedeutender ich bin, desto weniger wird man sich meinetwegen bekümmern. *)

B. Eine große Rolle in der Weltgeschichte kann man freilich dabei nicht spielen; aber man existirt doch.

A. Indessen nur so lange, bis der Bedeutsamere die Isolirung, in die man sich hineingeträumt hat, nicht mehr bestehen lassen will. Wir sind auf der alten Stelle.

B. Könnten wir aber nicht durch Zweikämpfe dem Uebel abhelfen, die nicht blos unter Horatiern und Curiatiern, sondern auch im Orient zu jenem Zweck statt fanden? So zog z. B. Apo — Chan der Türken — gegen die Chinesen zu Felde. Yumptien, der General der letztern, ließ demselben auf den Vorschlag eines Officiers sagen, es sei unbillig, so viel Soldaten todt schlagen zu lassen, um den Sieg zu entscheiden; man solle von beiden Seiten einen tüchtigen Kerl stellen, die Sache auszufechten. Dies geschah, der Türke ward überwunden und der Chan suchte den Frieden.

A. Wollen Sie eine ernsthafte oder spaßhafte Antwort auf Ihr chinesisches Geschichtchen?

B. Eine ernsthafte.

A. Wohlan denn: ist die Ursache des Kriegs wie eine Rechtsfrage zu behandeln, so stelle man Richter an und lasse einen Spruch fällen. Ist aber dies nach Obigem nicht immer mög-

---

*) Platon im Gorgias:

„Wenn Jemand nicht will Unrecht leiden, wird er schon deshalb „nicht Unrecht leiden? oder wird er nur dann, wenn er sich ein Ver- „mögen erworben hat, nicht Unrecht zu leiden, auch wirklich nicht Un- „recht leiden? — Das ist wol offenbar, wenn ein Vermögen."

lich, ist der Krieg eine Aeußerung der gesammten Thatkraft eines Volkes, so verschwindet alles Große, sein ganzer Werth, durch eine Behandlung, die nur einen Einzigen wirksam läßt. Wollen Sie aber gar keinen Krieg, weder mit großen noch kleinen Ansichten: so haben Sie noch weniger Recht, Duelle zu empfehlen und in Schutz zu nehmen.

B. Nein; aber mit allen Maßregeln zurückgewiesen, will ich mich der Gewalt in die Arme werfen, will durch Gewalt und Krieg herrschen und bestehen. Wer Krieg führt, will siegen, wer ihn am besten führt, wird siegen, wer ihn am meisten führt, wird ihn am besten führen; nur im Kampfe wächst die Kraft. Ein langer Friede entnervt die Soldaten, die Anführer bleiben unerfahren, ungeschickt. Die stete Uebung macht tapfer, gewandt, gibt allein den Ueberblick. So erwarb Rom die Herrschaft der Welt, so herrscht Frankreich, so siegten zu ihrer Zeit Griechen, Araber, Schweizer. Nebengründe und Umstände stoßen das Princip nicht um, was übrigens im Seekriege doppelt wahr ist. Nur bei gänzlicher physischer Ohnmacht und Unbedeutsamkeit mag man es nicht anwenden können. So werde ich durch Krieg nicht allein länger bestehen, als auf jede andere Weise, sondern auch gewinnen und das so Gewonnene leichter beschützen, als hätte friedliche Erwerbung ohne Vermehrung innerer Kraft dem Staate nur äußerlich etwas anschließen lassen.

Was wenden Sie ein gegen diese Ansicht, welche tausend Thatsachen bestätigen?

A. Ehe ich versuche, dagegen Einwendungen zu machen, will ich mich bemühen, ihre Darlegung zu vervollständigen. Wir wollen die Völker als Massen betrachten, die durch inwohnende Kräfte in beständiger Thätigkeit, in beständiger Bewegung erhalten werden. Diese sind unter einander im Gleichgewichte, im eigentlichen Friedenszustande, wenn entweder Masse und Kraft sich gleich sind, oder die größere Kraft die kleinere Masse, oder die größere Masse die kleinere Kraft ersetzt und aufwiegt. Nimmt die Masse oder die Kraft einer Nation ohne gleiches Steigen der zweiten Nation zu, so unterdrückt die erste über kurz oder lang die zweite. Das Zunehmen der Masse erfolgt durch Vermehrung des physischen Vermögens, des Landes, der Menschenzahl, der Erzeugnisse; das Zunehmen der Kraft durch Erhöhung des Nationalsinnes. Jede Wirksamkeit der Nation ist das Product ihrer Masse und ihrer Kräfte, jede Abschätzung nach dem einen ohne Rücksicht auf das zweite ist durchaus fehlerhaft. Nur in der lebendigsten Bewegung entsteht durch Masse und Kräfte das höchste Ergebniß der Macht. Hienach

darf der mächtigere Staat nie irgend ruhen, oder eine Thätigkeit schlafen lassen, ohne an Macht zu verlieren; der schwächere muß stets widerstehen, um nicht ganz zu ermatten, oder es gibt nur zwei bewegliche Systeme in den Verhältnissen der Staaten, das System des Angriffs und das des Widerstandes; nur zwei Richtungen in diesen Verhältnissen, die Richtung zur Universalherrschaft und die zur Untergrabung dieser Alleinherrschaft; die Wirksamkeit der Staaten wird thatsächlich nach außen nur dahin gehen, diese Richtungen und Zwecke zu verwirklichen. Aus dieser Ansicht von Masse, Kraft und Bewegung lassen sich Bemerkungen über die Methode des Kriegens herleiten, die Ihnen bei Ihrer kriegerischen Stimmung willkommen sein müssen.

Erstens: Jeder Krieg, der mit theilweiser Anwendung der Kraft und Masse geführt wird, taugt nichts; im Gegentheil muß Alles, was sich an Masse und Kraft nur irgend in Bewegung setzen läßt, benutzt werden.

Zweitens: Jeder Krieg, der blos Vertheidigungskrieg sein soll, ist ein Weg zum Grabe, ein Krieg ohne Salz und Verstand.

Drittens: Das sogenannte System der Menschensparung taugt nichts, da es, statt den Frieden zu beschleunigen, den Krieg verlängert und nur das Sterben in mehreren Zeitpunkten nach sich zieht.

Doch Sie sind wol unzufrieden mit meinem Lang-reden?

B. Keineswegs, sondern einverstanden mit dem Gesagten.

A. Meinen Sie aber, daß die Untersuchung blos factisch geführt sei, oder auch ethisch?

B. Blos factisch, denn die Ethik gehört nicht hieher.

A. Den Beweis bleiben Sie mir für ein andermal schuldig; wollen Sie übrigens Ihre unendlichen Kriege mit stehenden Heeren führen oder nicht?

B. Allerdings mit stehenden Heeren; denn ohne diese kann itzt ein Staat nicht die geringste Gefahr abwehren, wie viel weniger zur Herrschaft gelangen.

A. Aber ein stehendes Heer ist doch im Frieden nur eine Last für das Land, wird durch Anwachsen immer drückender, immer unbeweglicher und unnützer; es erschöpft im Frieden die Kräfte des Staats; wovon soll der Krieg geführt werden?

B. Der Krieg muß sich selbst erhalten; den Frieden hatten wir verwiesen, also ist jenes Heer keine Last für das Land während des Friedens.

A. Wollen Sie denn mit allen Mächten des Erdbodens zugleich kriegen?

B. Keineswegs, das hieße vorsätzlich das Ziel verfehlen.

A. Also werden einige Staaten, die nicht jenes Herrscherziel sich vorsetzen können, im Frieden bleiben?

B. Allerdings.

A. Und für diese ist das stehende Heer eine Last; oder sollen diese Mächte keine Truppen halten?

B. Allerdings müssen sie dieselben halten, sobald sie nicht durchaus unbedeutend sind; einmal, um gefaßt zu sein gegen Angriff, dann, um des inneren Verkehrs willen.

A. Wie verstehen Sie das letztere?

B. Ich meine es so: Die Auflagen sind in den Staaten seit Ludwig XIV. ungeheuer gestiegen, besonders die indirecter Art. Jede Regierung hat diese Vermehrung begünstigt, sie würde also alles Eigenthum allmälich verschlingen, alles Gewerbe würde in Stocken gerathen, hätte nicht eine glückliche Thorheit dieselben Regierungen gleichfalls vermocht, in dem stehenden Heere einen Canal zu bilden, der das Eingesaugte vollständig wieder zurückführt.

A. Betrachten Sie denn die vielen Auflagen an und für sich schon als ein Uebel?

B. Nein, sie sind ein Zeichen des Lebens, ein Beweis des Wohlstandes, der nutzbaren Circulation, sobald es nämlich dem Volke leicht wird, sie zu entrichten. Vergleichen Sie England und Schweden. Allein sie würden nicht allein drückend, sondern unmöglich werden, stockte der Umtrieb, häufte sich das Vermögen in den Schatzkammern des Staates.

A. Vollkommen einverstanden mit Diesem, sehe ich nur nicht ein, warum stehende Heere die einzige Methode darbieten, das Eingenommene in Umlauf zu bringen. Würden diese auch plötzlich abgeschafft, tausend nützlichere Wege blieben dem Staate offen, zur Vervollkommnung des Landes und der Menschen jene Schätze zu verwenden, unendlich mehr Thätigkeit zu wecken, als durch Besoldung einer so großen Zahl Menschen, deren beschauliches Leben wahrlich nicht das philosophische ist.

B. Das mag wol wahr sein, allein die stehenden Heere sind ein nothwendiges Uebel.

A. Und ein größeres Uebel während des Friedens für den Schwächern, als für den Stärkern, als für den, welcher durch Krieg existirt.

B. Allerdings.

A. Der Schwächere wird also durch Halten stehender Heere, im Vergleich mit dem Stärkern, allmälich noch schwächer und schwächer?

B. Gewiß; aber wie die Sicherheit erreichen ohne jene Heere?

A. Sie nannten diese doch ein nothwendiges Uebel?

B. Ohne Zweifel.

A. Ist es aber nicht widersprechend, etwas nothwendig zu nennen, und doch ein Uebel?

B. In der Wirklichkeit ist nicht immer der theoretische Widerspruch leicht zu beseitigen.

A. Es hat doch aber einen andern Sinn, zu sagen ein nothwendiges Gute, als ein nothwendiges Uebel?

B. Allerdings.

A. Ist nun nicht alles Gute gleich nothwendig, in so fern es wahrhaft gut ist?

B. Ohne Zweifel.

A. Steht nicht jedem Bösen ein andres Gute entgegen?

B. Gewiß.

A. Ist denn alles Böse gleich nothwendig?

B. Keineswegs, das Vermeidliche soll vermieden werden.

A. Kann denn etwas Böses besser sein, als etwas Gutes?

B. Nein.

A. Also auch nicht nothwendiger oder vorzuziehen?

B. Freilich nicht.

A. Da nun jedem Bösen ein Gutes gegenübersteht, das Gute stets das Nothwendigere ist, wie kann noch ein Uebel nothwendig genannt werden? Wie soll ein Uebel Gutes hervorbringen, Sicherheit des Staats und Ruhe?

B. Ich will also lieber, die stehenden Heere sind kein Uebel, sondern ein Gut.

A. Also ist es ein Uebel, keine stehenden Heere zu halten?

B. Gewiß.

A. In der alten Welt war man also auf verkehrtem Wege, wo der Bürger der natürlichste Soldat zu sein schien, wo Vereinigung beider Thätigkeiten in einem Menschen vorgezogen wurde?

B. So wie das Finanzwesen durch den neuern Grundsatz einer Theilung der Arbeiten auf einen höhern Gipfel gehoben worden, so der Soldatenstand und das Kriegführen durch Trennung des Bürgers vom Soldaten.

A. Tadeln Sie also die Alten ganz bestimmt, daß sie in ihrer schönsten Zeit keine stehende Heere errichteten?

B. Das möchte ich nicht, die Verhältnisse waren anders, sie erreichten auf verschiedenem Wege auch das Ziel.

A. Also ein unbedingtes Gute wäre das stehende Heer doch wol nicht?

B. Nicht für alle Zeiten, alle Verhältnisse.

A. Was ist denn das Gute, was nach Abzug des Bedingten, Gebundenen, noch als Ueberschuß itzt frei erscheint?

B. Vielfach ist dies Gute; einmal: der Krieg ist nicht so störend für den Zustand des ganzen Landes, wenn blos ein stehendes Heer ihn führt, als wenn der Bürger und Bauer selbst marschiren muß. Ferner:

A. Lassen Sie uns zuvörderst hiebei stehen bleiben. Ich bin einverstanden mit Ihrer Behauptung; allein wird der Bürger und Bauer nicht durch neue Auflagen, Lieferungen, Erpressungen, Vorspann u. s. w. dessenungeachtet angezogen?

B. Allerdings; ganz verschont kann er nicht bleiben; allein die Last ist geringer.

A. Die Last, das stehende Heer im Frieden zu erhalten, kommt jedoch hinzu, und die Dauer der Bedrückung möchte den geringern Grad ausgleichen.

B. Die härtere Bedrückung, der Krieg, wird aber seltener, weil Jeder sich fürchtet, den andern Wohlgerüsteten anzugreifen.

A. Factisch möchte sich das nicht gut darthun lassen; es käme daher nur darauf an, den Satz theoretisch zu beweisen. Es scheint Ihnen lästiger, störender, ohne ein stehendes Heer durch Aufgebot der Männer Krieg zu führen?

B. Allerdings.

A. Wenn lästiger, störender, doch auch schwerer, jenes aber leichter?

B. Ohne Zweifel.

A. Wird man sich nun eher und öfter entschließen, ein Leichteres auszuführen oder ein Schwereres?

B. Eher entschließt man sich, das Leichtere durchzuführen.

A. Also möchte der Regent oder die Regierung, die ein stehendes Heer unter sich hat, leichter den Vorwand zum Kriege ergreifen, ihn führen, als bei der umgekehrten Lage?

B. Von der Seite betrachtet scheint es so; allein der Krieg wird geschickter, besser mit dem stehenden Heere geführt.

A. Geschickter wegen der größern Uebung des Heers?

B. So meine ich.

A. Gedenken Sie aber z. B. der Reservearmee von Dijon, der nicht geübten.

B. Gedenken Sie des Feldherrn, der sich nicht herbeizaubern läßt.

A. Es ist also heilsam, wenn in dem Heere selbst, ohne Beziehung auf den Feldherrn, schon Geist und Leben ist?

B. Allerdings; und da uns der Bürgersinn der großen

alten Welt abgeht, da wir gewöhnt sind, den Staat nicht in seinen wohlthätigen Wirkungen zu betrachten, überall meinen, nur durch ihn geschoren zu sein: so müssen wir die Wirksamkeit, die Einheit künstlich durch den Kastensinn des Soldatenstandes, durch ein Ehrgefühl mit oder ohne Grund hervorzubringen suchen.

A. Zuvörderst also soll das schöne Ziel herbeigeführt werden durch Isolirung der Kaste des Soldatenstandes?

B. Ja.

A. Dies Ziel wäre aber zweierlei Art, einmal, Geschick in der Wirksamkeit, dann, gehörige Richtung der Wirksamkeit.

B. Zugegeben.

A. Die Geschicklichkeit entsteht durch Uebung; wäre es nun nicht am zweckmäßigsten, vom itzigen Zustande aus noch einen kühnen Schritt vorwärts zu thun, und die Kaste des Soldatenstandes so folgerecht zu schließen, daß vom Vater zum Sohn und so auf alle Geschlechter jeder Erzeugte schon zum Soldaten prädestinirt, jeder Austritt aus dem Stande, jede andere Beschäftigung verboten wäre?

B. Dies wäre willkürliche Beschränkung der allgemeinen Freiheit, und würde doch zuletzt einen Haufen Untauglicher dem Stande aufdringen, eine große Zahl Tauglicher ausschließen.

A. Wenn Zwang nicht dem Ziele näher bringt, dann lieber unbedingte Freiheit der Wahl, der Anstellung.

B. Aus einem Aeußersten springen Sie zum andern über; der Mittelweg —

A. Sagen Sie mir vorher: ist für den ärmern Adel nicht der Zwang vorhanden, sich dem Soldatenstande zu widmen; gibt es andere Zweige der Thätigkeit, des Erwerbs, die ihm offen stehen?

B. Freilich nicht.

A. Stellt sich der cantonpflichtige Gemeine mit Lust und aus freier Wahl, oder öfter weil er muß?

B. Oefter das letztere.

A. Werden nun durch diesen Zwang diejenigen Führer oder Gehorchende sein, welche die meiste Geschicklichkeit, die meiste Neigung zum Soldatenstande haben?

B. Keineswegs.

A. Also wäre die Kastenverfassung, welche bis itzt, wenn auch nicht in der größten Strenge vorhanden ist, doch schädlich, beschränkend, Muth und Talent aufhaltend.

B. Ich kann dies nicht leugnen; allein Sie halten doch eine vollständige Aufhebung des bisherigen Systems für eine sehr bedeutende Veränderung?

A. Allerdings; sie würde nicht allein auf den Soldatenstand, sie würde auf den Staat in allen seinen Theilen wirken.

Diese Veränderung müßte von dem Regenten herab bewirkt werden, kein einzelner Staatsdiener dürfte vermögend sein, ohne jenes feste, unwandelbare Unterstützung sie auszuführen?

B. Und bis ein Regent diesen festen Willen äußert, wird es wol beim Alten bleiben?

A. Beim Alten wird es bleiben, aber nicht wohl beim Alten. Lassen Sie uns indessen die zweite Hälfte der obigen Frage noch näher betrachten: wie soll die Wirksamkeit, der Sinn des Soldaten und zuletzt der Nation die gehörige Richtung erhalten? Hat man in Griechenland und Rom viele Mittel angewandt, um die Thätigkeit gegen Persien und Carthago zu richten?

B. Keineswegs war es dort nöthig. Damals waren diese Verhältnisse einfach und groß, itzt aber so durcheinander gerechnet, daß oft der weise Rechner zusammt seinem Exempel aus der Tafel der Staaten hinweggewischt wird.

A. Itzt wurden also die Regierungen dem Patriotismus die Richtung geben müssen, damit er nicht auf unrechte Wege geräth?

B. Wohl sollten sie das; allein wenige befolgen diese Vorschrift.

A. Würde wol Jeder seinen Sinn nach den amtlichen Belehrungen der Regierung ändern?

B. Schwerlich; da erscheint aber eben das Ehr- und Pflichtgefühl und hält das Ganze zusammen.

A. Ich will nicht auf Unterscheidung des Ehr- und Pflichtgefühls dringen, da diese Unterscheidung nicht da sein sollte; Sie meinen aber damit, Jeder gehorche den Befehlen ohne Widerstreben?

B. Allerdings meine ich dies.

A. Also könnte es doch Befehle geben, denen man widerstreben würde, wenn es nicht Befehle wären, die nun einmal ohne größeres Uebel nicht unbefolgt bleiben dürfen?

B. Leider gibt es solche Befehle.

A. Es wäre also Pflicht der Regierung, dergleichen so wenig als möglich ergehen zu lassen?

B. Allerdings.

A. Wie wird sie es aber anzufangen haben, jenen Fehler zu vermeiden?

B. Sie muß den Sinn des Volkes erforschen und danach handeln.

A. Soll beim Zusammenzählen dieses Sinnes der Bessere und der Schlechtere gleich viel gelten?

B. Der Gute zählt allein, der Schlechte nichts.

A. Also auch nur das Gute, nicht das Schlechte?

B. Allerdings.

A. Ist nun aber Das gut, wobei nur ein, zwei, drei Menschen, oder ein, zwei, drei Staaten bestehen, oder wobei alle Menschen, alle Staaten am besten bestehen?

B. Das Letztere.

A. Und dies Gute soll stets die Regierung leiten, ihr zur Richtschnur dienen?

B. Ohne Zweifel.

A. Kann also das Princip sein, was Sie für den Staat empfahlen, steter Krieg, um zu bestehen, sei es auch durch Untergang Aller?

B. Historisch ist dies Princip, ethisch jenes?

A. Welches soll den Vorgang haben?

B. Für den Einzelnen dieses, für das Ganze jenes.

A. Nothwendig also ist es für den Einzelnen, das Gute zu wählen?

B. Für jeden Einzelnen.

A. Also auch für alle Einzelnen?

B. Ja.

A. Besteht aber nicht das Ganze aus allen Einzelnen?

B. Allerdings.

A. Wenn also alle Einzelnen das Gute unbedingt befolgen, dann auch das Ganze?

B. Es scheint.

A. Aus höhern Gesichtspunkten kann also nur hervorgehen, wie der Staat zu handeln, zu wirken habe; nicht aus blos gewaltthätigen, irdischen, die wol ein Ziel nachweisen, aber nicht, daß man dies Ziel erreichen und so erreichen solle.

Zweites Gespräch.

1.

A. Gottlob, daß Bonaparte in Wien ist, nun wird Kaiser Franz wol Friede machen müssen, und dann ist Alles gut.

B. Sie meinen also doch, daß Friede besser ist als Krieg?

A. Wer kann daran zweifeln.

B. Man führt also nur Krieg, nicht um des Krieges, sondern um des daraus folgenden Friedens willen?

A. Versteht sich.

B. Zum Kriegführen gehören doch zwei Parteien, sowie zum Friedenschließen?

A. Allerdings; und beide Parteien sollten immer Friede haben wollen, dann ginge es nach meinem Wunsche.

B. Sie sprechen also mit Göthe:

> Bald es kenne nur Jeder den eigenen, gönne dem Andern
> Seinen Vortheil, so ist ewiger Friede gemacht.

A. Sehr wahr, in allen Palästen der Fürsten sollte das mit großen Buchstaben angeschrieben stehen.

B. Meinen Sie, daß jene Erkenntniß mit dem Anschreiben entstehen würde?

A. Das nicht; aber die Fürsten würden doch täglich an das Ziel erinnert.

B. Sie halten doch Den für strafbar, der den Fürsten von diesem Ziele abführte?

A. Allerdings; jeder Minister, der dies thäte, müßte am Leben gestraft werden.

B. Wenn es nun aber nicht der Minister, nicht der Fürst, überhaupt Niemand aus dem Staate thut, sondern der Minister eines anderen Staats?

A. So ist Jener strafwürdig.

B. Kann denn aber der Fürst des ersten Staats den andern strafen, ihn zur Erkenntniß, zum Frieden zwingen?

A. Leider nicht.

B. Wie wird es also um Ihren ewigen Frieden stehen, zu dem mehrere Parteien beitragen sollen, die aber der Natur der Sache nach nicht immer wollen, die nicht dazu von einer höhern Gewalt ohne mögliche Widersetzlichkeit gezwungen werden können? Wie wird er statt finden können bei der Unmöglichkeit einer allgemeinen, durchdringenden Einwirkung des Einzelnen zur Umformung der Masse, bei der Unmöglichkeit, die höhere Kraft des einzelnen Geistes durch Hinzufügung einer Form zu diesem Zweck hinlänglich und auf viele Geschlechter zu verstärken.

A. Leider werden wir uns also des ewigen Friedens wol erst zu erfreuen haben, wenn das ganze Geschlecht sich ändert; aber wenigstens sollte man itzt nie Angriffskriege führen.

B. Sie folgern also aus dem Obigen doch nicht die Nothwendigkeit eines ewigen Krieges?

A. Keineswegs; der letzte Friede bestimmt den Zustand: wer den ändert, greift an; ändert ihn Niemand, so bleibt Friede.

B. Also bleibt am längsten Friede, wenn der Zustand zweier Staaten so ist, daß keiner hoffen kann, aus einer Aenderung Vortheil zu ziehen?

A. Allerdings; und sie werden keinen Vortheil erwarten können, wenn ihre Macht sich gleich steht.

B. Glauben Sie, daß jetzt Frankreich oder Oesterreich mächtiger ist?

A. Frankreich.

B. Also ist wol eher für Frankreich vom Kriege Gewinn zu hoffen, als für Oesterreich?

A. Ohne Zweifel, wie die Ereignisse bis itzt beweisen.

B. Das mächtigere Frankreich führt also den Krieg, um zu gewinnen; es greift also an, ist strafwürdig.

A. Diese Schlüsse sind noch nicht begründet, denn auch der wirklich Schwächere kann sich einbilden der Stärkere zu sein, und auch wirklich die Strafe leiden; so ging es, so geht es Oesterreich.

B. Sie halten Oesterreich also für den angreifenden Theil?

A. Ohne Zweifel; es ließ seine Truppen in Baiern einrücken, während Bonaparte's Heer in Boulogne stand, um die Feinde Europas anzugreifen.

B. Wenn ich Ihnen dagegen sagte, daß Bonaparte selbst wünschte, von der gefährlichen, Jahre lang verzögerten Expedition gegen England loszukommen, und dies nur mit Ehren durch Krieg auf dem Festlande möglich zu machen war?

A. So antworte ich, das ist Hypothese!

B. Wenn ich Ihnen sage, daß schon im August 1805 Truppen von Boulogne gegen den Rhein zu marschirten?

A. So antworte ich, daß das vielleicht sein kann; aber auch um die Zeit schon österreichische Truppen aus Ungarn angerückt sein mögen.

B. Würde also der als angreifender Theil anzusehen sein, der einen Tag früher als der andre Truppen in einer Richtung hat marschiren lassen, die gegen den zweiten Staat zuführt?

A. Das gerade nicht; denn der Marsch kann ja ohne feindliche Absichten, zu andern Zwecken angeordnet worden sein.

B. Es würde also hauptsächlich auf die Absichten ankommen?

A. Allerdings; zweifeln Sie aber an den feindlichen Absichten Oesterreichs gegen Frankreich?

B. Keineswegs, sobald Sie mir darthun, daß Oesterreich Grund hatte, feindliche Absichten zu hegen.

A. Gründe genug gibt der Neid gegen einen so mächtigen Nachbar, die Bestechungen des englischen Cabinets.

B. Lassen wir die Bestechungen, bis einmal vorzugsweise von England die Rede ist. Sollte denn aber Oesterreich, wenn England nicht da wäre, in gar keine Berührung, keinen Streit mit Frankreich kommen können; bedarf es immer dieser äußern Anreizung?

A. Keineswegs; Staaten von solcher Größe, die zum Theil mit einander grenzen, die auf die Angelegenheiten von ganz Europa Einfluß haben, können auf tausend verschiedene Weisen in Zwiespalt gerathen.

B. Also wenn z. B. des einen Einfluß so mächtig wäre, daß der andere nicht mit gleicher Stärke gegenwirken, den Zustand der Dinge erhalten könnte?

A. Sie setzen voraus, daß überall ein solcher Einfluß nicht strafwürdig ist, weil dies Wachsen oder die Abnahme desselben zu gegründetem Zwist Veranlassung geben soll. Ein solcher Einfluß widerspricht aber der schlechthin nothwendigen Unabhängigkeit der einzelnen Staaten.

B. Zugegeben; ist also Der strafwürdig, der seinen Einfluß auf unabhängige Staaten so ausdehnt, daß sie abhängig werden?

A. Gewiß, sobald Zwang dabei stattfindet.

B. Ferner hatten wir oben festgesetzt: strafwürdig sei Der, welcher den letzten ruhigen Zustand, den Frieden ändert.

A. Und das mit großem Recht; denn ein fester Punkt muß angenommen werden, sonst hätten wir ewigen Krieg.

B. Ist also der Einfluß von Frankreich oder von Oesterreich größer auf Spanien, Portugal, Italien, Holland, die Schweiz?

A. Von Frankreich.

B. Ist dieser französische Einfluß so groß, daß jene Staaten abhängig genannt werden müssen?

A. Freilich abhängig vom Mächtigeren; allein das ist zu ihrem eigenen Wohl.

B. Was hat Holland seit zehn Jahren für Vortheile vom französischen Schutz? Was hat Spanien erworben, Portugal für die schwer bezahlte Neutralität erhalten, der König von Neapel für die Beherbergung der französischen Heere?

A. Das sind weitläufige Dinge, lassen Sie uns nicht abspringen; ich behauptete, Oesterreich sei am Kriege Schuld.

B. In wie fern hat es den Zustand der Dinge seit dem letzten Frieden verändert, und so den Grund zum Kriege gegeben; denn äußerer Einfluß war, wie Sie behaupten, gering.

A. Es hat die venetianischen Staatsschulden nicht bezahlt.

B. Hat Frankreich die auf den abgetretenen deutschen Ländern ruhenden mit übernommenen Schulden auch nur verzinset?

A. Freilich nicht; allein Oesterreich vergrößert sich, nimmt Lindau weg.

B. Wollen Sie im Ernst diesen Erwerb gegen die von Frankreich seit dem Lüneviller Frieden vorgenommenen Veränderungen anführen? Vergessen Sie die Einnahme von Genua und Lucca, die Einverleibung Italiens, die Verheerung Neapels und so viele gleich wichtige Dinge?

A. Nein, ich will Ihnen zugeben, daß Frankreich den Zustand der Dinge änderte. Allein ich behaupte, dies sei nothwendige Folge der Macht eines solchen Staats; es ist unaufhaltbares Einwirken, was der Buchstabe des Friedensschlusses nicht begrenzt; es ist Gang des Schicksals, und der ein Thor, welcher sich dagegen auflehnt.

B. Sie verändern den Gesichtspunkt, ich will mich suchen zu orientiren. Der Friede ward von Frankreich nicht gehalten, es ward angreifend, ist also strafwürdig nach dem Obigen, von Ihnen Eingeräumten. Sie wenden sich itzt zu höhern Ansichten und nennen natürlich, nothwendig, nicht strafbar, nicht zu hindern, das was ein Staat vermöge seiner gesammten Verhältnisse unternimmt, ausführt.

A. Sie haben mich verstanden.

B. Sie gestehen doch jedem Staate dies Recht zu?

A. Allerdings.

B. Man kann also sagen, die Unternehmung, welche dem Staate gelingt, ist aus allen seinen Verhältnissen hervorgegangen, oder wenigstens seine Verhältnisse werden nicht zerrüttet, wenn er Unternehmungen glücklich ausführt?

A. Gewiß; darum ist für Frankreich der Krieg gerechtfertigt, für Oesterreich nicht.

B. Daß Frankreich viel erwarb, ist für dasselbe so natürlich und nothwendig, als daß andere Staaten weniger erwarben.

A. Ohne Zweifel.

B. Steht diese Vergrößerung mit jedem einzelnen Verhältnisse in Frankreich, z. B. zwischen einem Bauer und dem Andern als Schwiegervater und Schwiegersohn in so genauer Verbindung, daß man sagen könnte sie sei daraus hervorgegangen?

A. Keineswegs wirkt der Einzelne so bestimmt auf diese Ereignisse, keineswegs wird derselbe darüber befragt, ob er gleich zuletzt unsichtbar und unwissend auch dazu gehört.

B. Diese Verhältnisse erscheinen also nur dem Machthaber concentrirt, er allein läßt sie wirken?

A. Gewiß.

B. Die Erscheinung und die Wirksamkeit wird verschieden sein nach dem Grade der Einsicht und der Thätigkeit des Machthabers?

A. Ohne Zweifel.

B. Jene gerühmte Natürlichkeit und Nothwendigkeit hängt also ab von der Klugheit des Einzelnen.

A. Der Einzelne ist der Schlußstein der Verhältnisse.

B. Wenn nun der Einzelne lediglich die Ausführbarkeit der Unternehmungen berücksichtigt, so nennen wir ihn klug; wenn zugleich die Rechtlichkeit, so ist er auch gut und gerecht.

A. Gern gebe ich dies zu.

B. Der Machthaber, welcher nun auf Gerechtigkeit nicht sieht, sondern nur auf Ausführbarkeit ohne Gerechtigkeit, der sich nicht durch den Buchstaben des Friedens beschränken läßt, die sittliche Nothwendigkeit der äußern Möglichkeit unterwirft, steht doch geistig niedriger als der Andere, der dies allgemeine Gute, wobei Jegliches in seinem Wesen besteht, sich erhält, damit zu verbinden weiß, der dies unbedingt verehrt.

A. So lange das Sittliche das Unbedingte ist, läßt sich dies nicht bestreiten.

B. So hätten wir also die Untersuchung nicht auf einen höheren Punkt gehoben, indem wir, das innere Gesetz vergessend, nur der äußeren Gewalt, dem Ereigniß unbedingt huldigen wollten?

A. Es scheint nicht.

B. Wir werden im Gegentheil doppelt überzeugt Den verdammen, welcher das Talent am Ungerechten übt, der, im Irdischen versunken, Nothwehr erzwingt und frech den Beleidiger nennt, den er zerstört.

Drittes Gespräch.

2.

B. Sie meinen, Bonaparte habe immer sein Wort gehalten?

A. Ja, wie jeder große Mann.

B. Z. B. er ordnete in Venedig eine Demokratie und versprach ihr ewige Dauer, während es schon an Oesterreich von ihm abgetreten war.

A. Ja, da hätte Oesterreich Mailand sonst nicht weggegeben, und das lag doch für Frankreich so gelegen.

B. Ferner, er versprach der Schweiz Neutralität, und schickte Emissaire, sie zu revolutioniren.

A. Das glaube ich nicht, denn ich war nicht dabei.

B. Er sagte in Aegypten, er komme, um Muhamed's Religion als eifrigster Bekenner zu befördern.

A. Das geschah, um sich Anhänger zu verschaffen.

B. Er war General des Heeres in Aegypten und verließ es eigenmächtig.

A. Da war nichts mehr für ihn zu holen.

B. Er hatte dem Directorium Treue geschworen, und stürzte es.

A. Die Kerle waren ja auch nichts nutz.

B. Er versprach, die Schweiz solle unabhängig sich eine Verfassung geben, und zwang ihr die selbstentworfene auf.

A. Vielleicht ist sie besser als die, welche Jene ausgesonnen hätten.

B. Er nahm gegen den Frieden Genua, Parma, Piacenza, besetzte Neapel, war im Begriff, die Schweiz mit Frankreich zu vereinigen.

A. Genua nahm er, um England zu schaden, Parma ꝛc. ist nicht der Rede werth, Neapel liegt ihm gelegen gegen Corfu, und mit der Schweiz, das hätte man abwarten können.

B. Er besetzte Hannover während des Friedens mit Deutschland.

A. Dadurch wollte er England zum Frieden zwingen.

B. Er brandschatzte die Reichsstädte.

A. Die haben doch noch Geld genug.

B. Er zwingt Portugal, große Summen für die zugesicherte Neutralität zu zahlen.

A. Besser, als wenn er es bekriegte.

B. Er ließ den Herzog von Enghien gegen alle Rechte gewaltsam aus Deutschland holen und erschießen.

A. Was hatte der Narr so nahe an der Grenze zu thun?

B. Er verletzte Preußens Neutralität gegen das Versprechen in Anspach.

A. Ja, Das war dumm.

Viertes Gespräch.

3.

A. Es ist doch unausstehlich! welche Schmähungen über alle Mächte, die nicht Englands Sklaven sind, von englischen Journalen mit giftiger Zunge verbreitet werden.

B. In welchen englischen Journalen finden sich diese Schmähungen?

A. Zum Beispiel im Courier de Londres.

B. Sie wollen, daß Englands Regierung dem Unwesen steuere?

A. Allerdings; welche Macht kann sich so etwas gefallen lassen?

B. Die Engländer selbst lassen es sich gefallen; denn in den englischen gegen die englische Regierung gerichteten Blättern finden sich gleiche Ausfälle.

A. Das ist Misbrauch der Censurfreiheit.

B. Sie wollen also, daß die Engländer ihre Censurgesetze um der Fremden willen ändern und die Druckfreiheit so beschränken, wie diese Fremden?

A. Allerdings.

B. Welche fremde Nation soll hier das Muster abgeben, da die Censurgesetze in Preußen, Oesterreich, Frankreich nicht gleich sind?

A. Die Preußen sollen Muster sein; denn deren Censurgesetze gefallen mir.

B. Wenn nun aber den Engländern die preußischen Censurgesetze so misfallen, wie Ihnen die englischen, aus welchem Grunde soll dann für jene ein Zwang zur Abänderung hervorgehen; können sie nicht ebenso gut verlangen, daß in Preußen die englischen Gesetze angenommen würden?

A. Das geht nicht und wäre ein Eingriff in Preußens Freiheit, darüber nach Gutdünken zu bestimmen.

B. So wie Jenes ein Eingriff in Englands Freiheit. Würden denn aber die anderen Mächte, welche strengere Censurgesetze haben, schon beruhigt sein wenn die preußischen in England angenommen würden? Hätte dann Oesterreich nicht Recht, hätte Frankreich nicht Recht, die Annahme der ihrigen zu verlangen?

A. Freilich.

B. Und so ein Recht, in allen Angelegenheiten, zur Vermeidung der Abweichungen, ihre Gesetze den Engländern aufzudringen?

A. Analog wäre das wohl.

B. Und so hätten die Engländer ein Recht, gegentheils die ihrigen den andern Mächten aufzudringen, so daß z. B. in Oesterreich englische und in England österreichische Gesetze gelten würden?

A. Ach, das ist ja nichts gesagt; Sie wollen nicht zugeben, daß man über englische Journalisten böse sei, und schelten doch täglich über die Ausfälle gegen andere Mächte im Moniteur.

B. Sie halten den Moniteur für das amtliche, von der französischen Regierung selbst besorgte Blatt, für die Hofzeitung?

A. Natürlich.

B. Den Courier de Londres aber nicht für ein amtliches englisches Blatt?

A. Keineswegs.

B. Kann man also Ausfälle, die im Moniteur stehen, mit denen im Courier de Londres oder in andern englischen Journalen vergleichen, oder müßte man das amtliche Blatt der englischen Regierung gegenüber stellen?

A. Allerdings das Letztere.

B. Hat also die französische Regierung die Ausfälle im Moniteur zu vertreten, keineswegs aber die in andern französischen Journalen, die sie nur duldet, nicht herausgibt?

A. Gewiß nur die erstern.

B. Warum gestehen Sie der englischen Regierung nicht gleiches Recht zu?

A. Freilich müßte man das wol.

B. Welche unschickliche Ausfälle stehen nun in den Amtsblättern der englischen Regierung?

A. Ja, die habe ich nicht gelesen.

B. So, — dann rathe ich Ihnen, auch nicht darüber zu sprechen.

Fünftes Gespräch.

H. Sie glauben nicht, daß England einzige Ursach ist, von allem dem Uebel, was Europa drückt?

B. Wenn Sie mir für solchen Glauben den Beweis geben, herzlich gern; — denn dadurch werden wir Alle ja unverhofft von jeder Mitschuld befreit.

H. So haben Sie nicht gehört, nicht gelesen die vielfachen, die gründlichen Auseinandersetzungen; — aber freilich, hier liegt eine Decke auf den Augen so Vieler, welche wegzuziehen vergebliche Bemühung wäre!

B. Nun, nun, ich bin gelehrig, lassen Sie Ihr Licht leuchten über mich Ungerechten, daß ich so gerechtfertigt werde, wie Sie es durch die unbekannte Lehre bereits sind: England ist also — wollen Sie nicht anheben?

H. Wol will ich um der Sache willen: England ist der Feind von ganz Europa; mit seinen Producten und Fabricaten überschwemmt es das feste Land, entzieht ihm seine Kräfte, schickt dann sein schnödes Gold zurück, damit die Regenten todt schlagen lassen ihre Unterthanen um Englands willen. Unbekümmert sitzen die stolzen Insulaner, auf das Meer vertrauend, das ihre Züchtigung verzögert; allein die Zeit wird kommen, da dies Land untergeht zur allgemeinen Freiheit, welches itzt Alles in Bewegung setzt zur allgemeinen Zerstörung.

B. Gott gebe, daß bald Ihr Wunsch in Erfüllung geht, wenn England so heilloser Art ist.

H. Wol heilloser Art: das Gold ist sein Gott, damit besticht es alle Cabinette und das Parlament, Alles ist feil; ja ich glaube, die Minister bestechen sich selbst, um nur, der Nationalsitte gemäß, dem Golde den Vorrang über Alles einzuräumen.

B. Sollte das möglich sein?

H. Alles ist solchen Leuten möglich; bald werden sie, den letzten Groschen an sich ziehend, uns der gräulichsten Noth überlassen, dem Hungertode, dem gelben Fieber; denn die abscheuliche Krankheit wird doch auch nur zu Schiffe hergebracht!

B. Mein Gott, welche Aussichten!

H. Leider, leider, das macht der Handel, diese Geißel der Menschheit! Das Meer sollte lauter Ackerland oder Forstgrund sein, da würde sich das Alles legen.

B. Wie Sie sagen! welche neue, große Ansichten! allein Sie verzeihen, daß ich so schnell mich darin nicht finden kann, über jedes Einzelne um Erläuterung bitte.

H. Sonnenklar läßt sich das Alles darthun.

B. Also, Sie sagten gleich anfangs: England sei der Feind von ganz Europa.

H. Allerdings von ganz Europa.

B. Es hat ja aber blos Krieg mit Frankreich?

H. Diese Frage ist nur auf dem niedrigsten Standpunkte möglich; wenn England auch nicht allen Mächten offenbaren Krieg erklärt hat, so bekriegt es dieselben doch heimlich, da es allen schadet.

B. Wie schadet es denn?

H. Es schadet, indem es ganz Europa zwingt, seine

Waaren zu kaufen, dadurch das Geld ins Ausland zu senden, selbst zu verarmen.

B. Wie zwingt es denn?

H. Wie es zwinge? Nicht mit Schlagen und Stoßen.

B. Ei, das wäre auch sehr hart.

H. Sondern durch heimliche Verführung, Ueberredung.

B. Woher kommt es denn, daß den Engländern das Verführen, Ueberreden so gelingt?

H. Weil Jeder von ihren Waaren haben will, und doch könnte man inländische Fabricate kaufen.

B. Sind die gut und wohlfeil, so wird man es sicher thun; oder wenn das Vorurtheil für englische Waaren dennoch überwöge, so wird der verschlagene Kaufmann die inländischen für englische ausgeben und absetzen.

H. Da liegt das Uebel; nicht bloßes Vorurtheil ist es, die englischen Waaren sind wirklich besser und wohlfeiler, als die hier verfertigten.

B. Besser, wohlfeiler; woher denn das? Schon um des Transports willen müßten sie theurer sein.

H. Freilich; aber die Regierung gibt in England das Geld her, damit die Kaufleute unter dem Preise verkaufen können.

B. Und dadurch gewinnen die Engländer?

H. Allerdings, wie die Erfahrung zeigt.

B. Warum ahmen wir denn dem Beispiele nicht nach, warum gibt die Regierung kein Geld, damit der hiesige Kaufmann in England unter dem wahren Werthe losschlage und so jenes stolze Land zu Grunde richte?

H. Ja das geht nicht sogleich.

B. Warum nicht?

H. Es würde der Regierung zu viel kosten.

B. Wenn es aber wahr ist, daß man dadurch gewinnt, so kann es nicht zu viel kosten; denn je mehr es kostet, desto mehr gewinnt man. Deshalb würde ich vorschlagen, den Engländern unsere Waaren ganz umsonst zu geben, desto eher ist es aus mit ihnen.

H. Ah, das ist zu viel!

B. Viel hilft viel, sagt das Sprichwort.

H. Woher soll die Regierung das Geld nehmen?

B. Daher, woher es die englische Regierung nach Ihrer Versicherung erhält, von dem Gewinn, den die Fabrikanten beziehen, wenn sie unter dem Preise verkaufen.

H. Die Fabrikanten gewinnen nicht; denn die Regierung gibt blos so viel, als nöthig ist, den Ausfall zu decken?

B. Wovon leben denn die Fabrikanten?

H. Vom inländischen Verkauf, wobei sie Gewinn haben.

B. Dann würde ja dem Auslande, oder ganz Europa nichts entzogen?

H. Die Regierung entzieht es, um sich die Auslagen zu ersetzen.

B. Hat denn die Regierung Einnahmen außer von den eigenen Unterthanen?

H. Nein.

B. Was also diese nicht einnehmen, können sie der Regierung nicht wiedergeben?

H. Keineswegs.

B. Wenn sie also keinen Gewinn am Handel mit dem Auslande haben, können sie davon nichts abgeben.

H. Nein, davon nicht.

B. Die Regierung kann also die Auslagen nur dadurch ersetzen, daß sie den eigenen Unterthanen vom Gewinn über eigene Unterthanen etwas entzieht?

H. Freilich wol nur auf diese Weise.

B. Sie entzieht dies, um dem Ausländer die Waaren wohlfeil verkaufen zu können?

H. Ja.

B. Also hat der Inländer davon Schaden; denn der Gewinn über seine Mitbürger wird ihm genommen und dem Ausländer gegeben, von dem nichts zu gewinnen ist. Also muß die Regierung und die Nation banquerott machen, die dem Fremden Waaren unter dem Preise verkauft.

H. Freilich, wenn man es so nimmt.

B. Da nun England nicht banquerott ist, sondern, wie Sie versichern, sich bei seinem Handel sehr wohl steht, so kann es nicht wahr sein, daß die Regierung Geld zu obigen Zwecken verwendet.

H. Aber mein Gott, wie kann man daran zweifeln, da es allgemein gesagt wird?

B. Wenn das Sagen nur den Beweis begründet, so muß er aufgehoben erscheinen, sobald das Gegentheil, wie itzt von mir, auch nur gesagt wird; wenn Sie dagegen auch prüfen, wenn Sie den unermeßlichen Umfang des englischen Handels bedenken, die Ideen über den Verkehr überhaupt aufklären: so wird Ihnen offenbar werden, wie abgeschmackt die gerühmten Behauptungen sind; wie, abgesehen von der Thorheit der Maßregeln selbst, die englische Regierung in jeder Beziehung außer Stande ist, in den Gang der einzelnen Geschäfte so einzugreifen, wie kleine Behörden in kleinen Reichen bei

gar kleinem Handel wohl thun — und allemal auf eine schädliche Weise thun. Bleiben Sie übrigens nach dem Ausgeführten noch der Meinung, daß die englischen Waaren wohlfeiler und besser sind, als die hier verfertigten?

H. Auf jeden Fall kann kein Raisonnement diese Erfahrung umstürzen, die den Grund zum Untergang unserer Fabriken legt. Es mögen andere Ursachen dieser Erscheinung vorhanden sein; aber sie selbst ist gewiß.

B. Sollten ihre Maschinen, ihr großer Fleiß, ihre größern Capitalien, womit sie das Gewerbe betreiben, ihr verbreiteter Absatz, der leichte Transport zu Wasser nicht diese Erscheinung begründen?

H. Es komme woher es wolle, genug in England werden Fabrikanten reich, hier arm.

B. Also ist es wol nicht rathsam, hier Fabriken anzulegen?

H. Keinem Menschen will ich es rathen.

B. Aber unsere Leinwandfabriken sollen doch in gutem Zustande sein?

H. Ausnahmen gibt es Gottlob noch.

B. Also überhaupt noch Gewerbe, wobei die verwandten Capitalien gute Zinsen tragen?

H. Ohne Zweifel.

B. Sie rathen also, nur an solche Gewerbe das Geld zu verwenden?

H. Allerdings; und noch immer ist nicht genug Geld vorhanden, diese nutzbaren Gewerbe auf den höchsten Gipfel zu bringen.

B. So wäre es ja Thorheit, sein Geld da anzulegen, wo es keine Zinsen trägt; es wäre Thorheit von Seiten des Staats, Anstalten zu treffen, die das Vermögen in Kanäle leiten, welche es nur verzehren?

H. Gewiß; so z. B. hat der Seidenbau noch nie in nördlichen Ländern den geringsten Ueberschuß gewährt, sobald man alle Ausgaben mit Einschluß aller Unterstützungen und aller sonstigen Kosten abzieht.

B. Und so hat ein Gewerbe stets geringere Zinsen gebracht, als ein zweites, und so haben wir nicht Grund dem Engländer die Fabriken zu beneiden, die uns wohlfeilere und bessere Arbeit liefern, als wir selbst fördern können; so sind wir Thoren, Geld da anzulegen, wo es nur geringen Gewinn bringt, und es den Gewerbszweigen zu entziehen, welche ohne beschränkende Concurrenz mit bedeutenderem Vortheil betrieben werden können.

B. Wovon leben denn die Fabrikanten [illegible] ...nch, zu fehe[illegible]

H. Vom inländischen Verkauf, wobei sie [illegible] so viel unnüt

B. Dann würde ja dem Auslande [illegible] amilien zu Grund
nichts entzogen?

H. Die Regierung entzieht es, [illegible] Kauf zwingen?
ersetzen.

B. Hat denn die Regierung [illegible] oder die des Eng-
eigenen Unterthanen?

H. Nein. [illegible] er veranlaßt sie doch.

B. Was also diese [illegible] wegen seines Fehlers da-
gierung nicht wiedergeben [illegible] gebe?

H. Keineswegs.

B. Wenn sie [illegible] damit, daß in der Welt viel ge-
Auslande haben, kö[illegible]n

H. Nein, [illegible]

B. Die Regie[illegible] in der Welt gar nicht mehr gekauft
ersetzen, daß [illegible]
gene Unterthanen [illegible] sollte es nur kommen, dann wäre die

H. [illegible] der Patriarchen, der wahre Stand der Un-

B. [illegible] fern. *)
wohlfeil [illegible] Jeder muß für alle Bedürfnisse selbst sorgen,
[illegible] weben, färben, schneidern u. s. w.

[illegible] nicht; aber der auswärtige Handel ist überflüssig.

[illegible] z. B. für die Stadt Hamburg?

[illegible] Nein, solche Stadt könnte ja ohne Zufuhr aller Art
[illegible] geben!

B. Oder für das Churfürstenthum Sachsen?

H. Das ginge eher.

B. Woher soll es aber z. B. sein Quecksilber zur Schei-
dung der Metalle im Erzgebirge nehmen?

H. Das könnte als Ausnahme eingeführt werden.

B. Also bliebe es nicht ganz ohne auswärtigen Handel; aber Rußland könnte doch nicht ganz ohne ausländischen Handel bestehen?

H. O ja.

B. Allein woher die Weine, die Südfrüchte nehmen?

H. Das ist ein fataler Punkt, an dem wol der folge-

---

*) I 'th commonwealth, I would by contraries
Execute all things, for no kind of traffic
Would I admit etc.

Shaksp. Tempest. 2. 1.

chteste Philosoph im folgerechtesten seiner Bücher *) den Hals
chen könnte, wie viel weniger meine unphilosophische Person.
Also nicht Schaden zu nehmen, will ich mich lieber bei
zurückziehen und nichts vorschlagen, wobei das Kind
mit dem Bade verschüttet wird. Allein leugnen können Sie
daß der Handel viel Böses mit sich führt, Betrug,
Gewinnsucht u. dergl.

B. Ich will das Kleine nicht leugnen; allein lernen Sie auch das Große einsehen, daß die Wechselwirkung aller Kräfte auf dem Erdboden, die allgemeinste Benutzung, die allgemeinste Kenntniß desselben durch den Handel herbeigeführt wird; daß Handel und Verkehr im großen Sinne des Worts alle Cultur, alle Steigerung der Cultur begründet; daß das einzeln erscheinende Verkehrte nicht das Allgemeine, Umfassende, Große aufhebt, daß der seinen Krämergeist an den Tag legt, der nur überall Krämerei und Hökerei sieht.

H. Nun so lassen wir den Handel, wie er ist; aber daß England das dadurch gewonnene Geld zum Bestechen verwendet, ist doch arg und schändlich.

B. Die Regierung gibt sich doch nur mit Bestechen ab, oder auch jeder Einzelne?

H. Die Regierung.

B. Wer ist denn die Regierung?

H. Der König.

B. Also besticht der König zunächst seine Minister?

H. Nein, der König und die Minister sind die Regierung und bestechen zunächst das Parlament.

B. Auch die im Parlamente, welche wider die Minister stimmen?

H. Nein, nur die, welche für sie stimmen.

B. Die Minister selbst sind also doch nicht bestochen, sondern folgen ihrer Ueberzeugung?

H. Ich weiß freilich, wie gesagt, nicht eigentlich, wer sie bestechen sollte; allein da sie immer Unrecht haben und Unrecht thun, wie im Moniteur bewiesen ist, so glaube ich kaum, daß sie nach ihrer Ueberzeugung handeln können.

B. Wenn sie also dem Moniteur zu Willen handelten, thäten sie dann recht?

H. Vielleicht.

B. Sie handelten aber nach französischem Bedünken?

H. Gewiß.

---

*) Fichte's Handelsstaat.

H. Bei alle Dem bleibt es [illegible] von Fra[illegible] wie die Engländer unser Geld erhal[illegible] Waaren aufhängen, Luxus [illegible] Böses thun. richten. [illegible] auch bestoch[illegible]

B. Kann der Engländ[illegible]?

H. Wir lassen uns [illegible]

B. Ist das unsern [illegible] eine gewisse bestimmt[illegible] länders? [illegible] unveränderliche Zah[illegible]

H. Freilich unsere [illegible]

B. Kann [illegible] mit entschuldigen, [illegible] daß der Minister bald

H. Nein. [illegible] Seite hat, ja trotz aller

B. Der [illegible] abdanken muß? Warum [illegible]kauft werden [illegible] daß es auf Lebenszeit vorhält?

H. [illegible] gescheiter.

[illegible] Oder [illegible] daß es ihm am Willen fehlt, dies [illegible]

[illegible] denn wer einmal zu solchen Mitteln [illegible] dem kommt es auf etwas mehr oder we[illegible] [illegible] an.

[illegible] es ihm an Gelde?

[illegible] wäre das möglich, da ihm unendliche Summen [illegible]?

[illegible] Wenn es ihm also nicht am Willen fehlt, nicht an [illegible], diesen Willen durchzusetzen: so muß es doch wahr [illegible] das gerühmte Bestechungsmittel nicht bewährt ist, daß [illegible] Leute bei der Hand sind, die sich bestechen lassen [illegible] Glauben Sie aber, daß Der, welcher sich einmal be[illegible] läßt, immer feil ist, sobald die geforderte Geldsumme [illegible] versagt wird?

H. Allerdings glaube ich das aus den schon für den um[illegible] Fall aufgestellten Gründen.

B. Nun, und das Ergebniß unserer Verhandlung ist?

H. Daß es mit dem Bestechen wol nicht so sein kann, [illegible] gesagt wird. Allein woher kommt es denn, daß der Mi[illegible]ster stets die mehresten Stimmen für sich hat; ist dies nicht [illegible] Beweis seiner Uebermacht, Beweis, daß es mit dem gan[illegible]zen Parlament, der gerühmten Verfassung nichts auf sich hat?

B. Sie verschütten das Kind schon wieder mit dem Bade und vergessen die Warnung, welche diese populäre Redensart Ihnen oben schon einmal gab. — Behalten die Kaiser von Frankreich, Rußland u. s. w. nicht auch immer Recht, wird nicht Alles nach ihrem Willen, oder nach dem Willen Desjenigen, dem sie die Gewalt übertragen, ausgeführt?

H. Freilich geht es nicht besser in Monarchien; aber in England, behauptet man ja, sei das viel trefflicher eingerichtet.

B. Sie wünschen also, daß mannichmal das Gegentheil von dem, was jene Herrscher wollen, gewaltsam durchgeführt werde, zum Beweis der Freiheit der Untergebenen?

H. Allerdings wäre dies Beweis der Freiheit; allein er wird nicht geführt.

B. Sie glauben doch, man dürfe nicht stehlen, rauben, morden u. s. w.

H. Ohne Zweifel; allein wie kommen Sie auf diese Frage?

B. Meinen Sie sich selbst zu tyrannisiren, wenn Sie nicht stehlen?

H. Keineswegs.

B. Wollen Sie aber nicht zum Beweis Ihrer Freiheit einmal stehlen, rauben oder sonst dergleichen unternehmen?

H. Behüte, die Herrschaft der Begierde würde die eigene Sklaverei beweisen.

B. Erscheint Ihnen also das freie Handeln als etwas Willkürliches, oder als das Nothwendigste?

H. Nicht als Willkürliches, wenn ich es richtig fasse.

B. Glauben Sie noch, daß ein Volk durch Willkür seine Freiheit beurkunden könne?

H. Keineswegs; nur scheint mir es übel, wenn der Herrscher Willkür statt Freiheit übt.

B. Dem wäre wol abgeholfen, wenn er sich nach der öffentlichen Meinung richten müßte?

H. Es scheint.

B. Die öffentliche Meinung ist aber doch nur die Meinung der Guten?

H. Gewiß.

B. Das Gute siegt aber um so gewisser über das Nicht-Gute, die Erkenntniß über die Unwissenheit, je offenbarer Beides sich zeigen darf, je öfter Sinn und Wort darauf gerichtet wird?

H. Freilich; aber wie sehr wird Sinn und Wort beschränkt, wie sehr fürchtet man sich, die verkehrte Ansicht werde triumphiren!

B. Gewiß mit Unrecht. In welchem Staate wird nun aber öffentlicher und mehr verhandelt und gesprochen über das, was für den Staat gut sei, als in England?

H. Freilich nirgends.

B. Wenn auch im andern Staate das Gute einmal dem Regierer dargeboten wird, allein eine Unfähigkeit oder ein böser

Wille ihn befangen hat, läßt sich das Ziel leicht durch neue Versuche erreichen?

H. Schwer sind diese Versuche, oft unmöglich während der Lebensdauer des Herrschers.

B. Wenn dagegen in England ein neuer Minister auftritt, der nicht nöthig hatte, den Tod des Vorgängers zu erwarten, läßt sich dann ein neuer Gang der Dinge einschlagen?

H. Sehr gut geht dies an.

B. Der Minister hält sich, wie wir sahen, nicht durch Bestechungen, er hält sich nur durch die öffentliche Meinung, die in England richtiger sein mußte als anderswo; er wird verdrängt, so bald er die öffentliche Meinung verläßt; was folgern Sie daraus?

H. Daß es gut sei, einen Stellvertreter der öffentlichen Meinung zu haben, gut, ohne tiefere Zerstörung im erforderlichen Fall mit den Machthabern wechseln zu können, nothwendig, daß der Minister stets die meisten Stimmen für sich habe, und so vieles Andere, was nicht zu leugnen ist.

B. Sie sind so geschickt im richtigen Folgern als im unrichtigen Voraussetzen.

H. Mag sein, spricht und hört man doch dabei; aber ein Punkt bleibt noch zu berühren, über den ich gern Ihre Meinung wüßte. Wenn auch das englische Parlament nicht bestochen ist, sondern die öffentliche Meinung concentrirt darstellt, die durch den Minister wirkt: so hört man doch, daß das englische Cabinet andere Regierungen besticht, so Rußland, Oesterreich u. s. w. Zweifeln Sie auch an der Wahrheit dieser Behauptung, da selbst in englischen Zeitungen die Geldsummen aufgeführt sind, welche nach dem festen Lande gebracht werden?

B. Wenn sie eine gerechte Sache auszuführen hätten, und bedürften Hülfe durch körperliche Thätigkeit oder durch geistige Darstellung, und ich wäre im Stande, sie zu geben, wäre es da nicht meine Schuldigkeit, sie darzubieten?

H. Allerdings.

B. Wenn die Sache mich zugleich mit beträfe, und ich weigerte dennoch den Beistand, würden Sie mich nicht so thöricht als ungerecht nennen?

H. Ohne Zweifel.

B. Wäre es nicht so gerecht als klug, daß Jeder von uns Beiden die Kräfte zur Erreichung des Ziels anwendete, die ihm zu Gebote stehen?

H. Und keinen Vorwurf hätte er deshalb zu befürchten.

B. Wenn sich also darthun läßt, daß die Sache, für

welche die Engländer ihr Geld, — einen Theil ihrer Kräfte, hergeben, gerecht ist, daß sie die Andern gleichfalls betrifft: so kann man Jenen die Verwendung dieser Kräfte so wenig zum Vorwurf machen, als den Andern die Annahme der Hülfe?

H. Keineswegs.

V. Sie werden nicht behaupten, daß die Engländer gleich vornehmen Kaufleuten nur ihr Geld, nicht aber Leib und Leben an etwas wagten?

H. Dagegen sprechen ihre Siege.

V. Die Annahme der Subsidien ist also nur ungerecht, wenn höhere Pflichten dadurch verletzt werden, wenn ich nur Hülfe leisten könnte durch Unrechtthun?

H. Allerdings.

V. Es läßt sich aber nicht behaupten, daß Subsidien allemal lediglich zum Vortheil des Zahlenden Statt finden; oder meinen Sie, Friedrich der Zweite, der im siebenjährigen Kriege von England Geld erhielt, habe blos für England und nicht um sein Selbst willen gefochten?

H. Wie könnte ich dies behaupten; allein Sie setzen immer voraus, der Staat, welcher Subsidien empfängt, sei an sich von der Gerechtigkeit der Sache überzeugt, und nicht durch Geld erst zu diesem Glauben gebracht worden.

V. Finden Sie die Antwort auf dieses Bedenken nicht vollständig in dem, was wir über die Bestechung des Parlaments festsetzten?

H. Sie mag darin liegen; allein nicht bestimmt erscheint sie mir in diesem Augenblick.

V. So will ich sie Ihnen nochmals zusammenfassen: der Sinn, welcher im Handel und Verkehr nur Uebervortheilung und Prellerei sieht und voraussetzt; in moralischer Darstellung nur Heuchelei; im wissenschaftlichen Streben nur Bemühen der Eitelkeit; in den großen historischen Ereignissen überall nur Eigennutz und Selbstsucht, — ist einer und derselbe; ist tief versunken in Sklaverei, vereinzelt in Finsterniß, befangen vom Bösen, unfähig des Heiligen und Großen.

Sechstes Gespräch.

V. So hätte ich Ihnen kürzlich den Inhalt unserer Gespräche mitgetheilt.

K. Und einverstanden bin ich mit Dem, was Sie als Ergebniß aufzeigen. Doch lassen Sie uns aus dem uner-

schöpflichen Vorrathe wenigstens Einiges gleich itzt noch vollständiger bauen und bilden, dann ein andermal wiederum ein Anderes. Die große Bedeutung des Handels ist mir nicht fremd, die Verkehrtheit, jedes Gewerbe an jedem Orte haben zu wollen, sehe ich ein; allein Sie haben bei der obigen Untersuchung fast nur von Fabrikaten gesprochen, nicht von Producten. Erst wenn wir über beide etwas festgesetzt haben, können wir auf Englands Welthandel kommen und dessen Bedeutung erwägen.

B. Sehr richtig; Sie wollen nämlich bemerkbar machen, daß zwar nicht jede Fabrik überall bestehen kann, aber erst dann die Ansicht des Gewerbes und Verkehrs vollständig wird, wenn wir auch wissen, welche Producte in einem Lande mit Vortheil erzeugt werden können, oder nicht. Vielleicht wird dann der Reichthum der Production Schwierigkeiten der Fabrication ausgleichen. Meinen Sie aber, daß es Länder gibt wo beide Zweige gleich sehr beschränkt sein müssen, und also kein hoher Grad des Flors erzeugt werden kann?

K. Gewiß sind die kältesten und die heißesten Länder in dieser Lage.

B. Da also die Production durch die natürliche Beschaffenheit der Länder mehr beschränkt wird, als die Fabrication, so läßt sich dabei wol noch weniger erkünsteln?

K. Allerdings; wir können keine Colonialwaaren hier erzeugen, es wäre Beschränkung, deshalb ihren Gebrauch zu verdammen; im Gegentheil kommt es nur darauf an, uns in den Stand zu setzen, für alle Zeiten sie gegen andere Waaren von Werthe anschaffen zu können.

B. Die deutschen Länder scheinen ihnen doch keineswegs von Natur so stiefmütterlich behandelt zu sein, daß für sie kein Zweig nutzbarer Production vorhanden wäre?

K. Sobald dem Volke die Thätigkeit nicht fehlt, wird die Natur reichlich darbieten.

B. Hat Deutschland z. B. nicht in den vorletzten Jahren gewaltige Summen von England für Getreide bezogen, womit lange Zeit Colonialwaaren bezahlt werden können? Läßt sich nicht behaupten, ähnliche Ereignisse werden von Zeit zu Zeit wiederkehren?

K. Welches ist wahr; allein erinnern Sie sich, daß so Viele darin den Grund des größeren Uebels, der jetzigen Theurung sehen wollen.

B. Haben wir nicht Geld genug erhalten, das Getreide Colonialwaaren theurer zu bezahlen, sowie der Engländer bezahlen mußte?

K. Gewiß; allein dies Geld erhielten nicht unmittelbar die Aermeren, welche durch die Theurung hauptsächlich gedrückt werden, sondern reiche Pächter und Gutsbesitzer.

B. Die Bemerkung ist richtig; der Tagelöhner, und noch mehr der Besoldete fühlt jede Preisveränderung bei den Ausgaben am drückendsten, weil bei der Einnahme nicht sogleich die Erhöhung eintritt. Lassen Sie uns aber, um den Grund des Uebels besser auffinden zu lernen, den Weg einschlagen, der oben die Untersuchung über die Entstehung des Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich erleichterte; lassen Sie uns annehmen es gebe kein England; könnte alsdann nicht irgend ein Staat des festen Landes solchen Getreidemangel haben, daß beträchtliche Zufuhr aus anderen Staaten für ihn nothwendig würde?

K. Allerdings.

B. Er wird also in fremden Landschaften aufkaufen, den Mangel ersetzen wollen?

K. Natürlich.

B. Allein um so viel, als er aufkauft, wird der Vorrath in jenem zweiten Staate geringer, der eigene Mangel wahrscheinlicher; deshalb wird man den Aufkauf untersagen, denn jeder ist sich selbst der Nächste, sagt das Sprichwort.

K. Freilich hat jeder Staat die Verpflichtung, zunächst für seine Bürger zu sorgen.

B. Die Bürger des Mangel leidenden Staates werden aber nothwendig verhungern, wenn die Sperrung, wie man doch will, recht streng eintritt?

K. Man hätte von Seiten des Staates für solche Fälle sorgen und Magazine anlegen sollen.

B. Davon nachher. Wenn ferner zu einer anderen Zeit die Bürger jenes sperrenden Staats selbst in Mangel gerathen, und der zweite nunmehr schon der Wiedervergeltung halber auch sperrt: so ist die Reihe des Verhungerns an jenen, mithin sind bei einem folgerecht durchgeführten Sperrungssysteme unter verschiedenen Staaten, diese sämmtlichen Staaten in Gefahr binnen mehreren Jahren auszusterben.

K. Gewiß; allein man sperrt in der Regel nur von Zeit zu Zeit und läßt gern ausfahren, wenn der Gewinn reichlich war.

B. Gut, so wollen wir diese verschiedene Maßregel auch aus einem anderen Gesichtspunkte prüfen. In jedem Jahre wächst auf dem ganzen Erdboden ein gewisses Quantum Getreide, aber nicht in jedem Jahr genau dieselbe Menge, noch gleich viel in jedem Bezirke.

K. Ganz gewiß.

B. In einem kleinen Bezirke ist die Größe des in verschiedenen Jahren gewonnenen Quantums ungleicher, als in ausgedehnteren Landschaften, z. B. ein kleiner Acker kann in einem Jahre das zehnte Korn tragen, im zweiten verhageln und keinen Ertrag geben; so kann aber in einem ganzen Lande nicht das eine Jahr zehnfach lohnen, das zweite gar nichts ertragen.

K. Ohne Zweifel; und die Verschiedenheit zwischen dem Ertrage des einen Jahres und dem des andern ist am geringsten bei Vergleichung des Gewinns auf dem ganzen Erdboden.

B. Sehr richtig; und so würde auch ein Vergleich der Jahre für den ganzen Erdboden, das eine nicht als bedeutend trockener oder näßer erscheinen lassen.

K. Freilich; obgleich ein Land überschwemmt und das andere ausgetrocknet sein mag.

B. Wenn man aber den Fluß des Wassers nicht beschränkt, so wird es unaufhaltsam zum Gleichgewichte, zum richtigen Maße streben.

K. Allerdings.

B. Wenn man ferner auch den Abfluß des Getreides nirgends beschränkte, so würde dies am sichersten dahin eilen, wo Mangel sich fände. — Jede Waare dringt zum Käufer, befördert durch überall sich findende Verkäufer; aber sie gelangt um so schwerer dahin, wenn tausend Hindernisse in den Weg geworfen werden, die den Verkäufer verwirren, den Käufer dem Mangel aussetzen.

K. Sehr wahr scheint mir diese Ansicht; allein es ist nicht zu erwarten, daß sie so bald allgemein werden wird.

B. Mag wol sein; allein haben denn die seit so manchen Jahren eingetretenen Sperrungen die Preise in einem Ländchen bedeutend niedriger gehalten als im andern?

K. Ich wüßte wenigstens kein Beispiel.

B. Die Meinung wäre also ungegründet, daß ein Staat gegen den andern durch Beschränkung des Verkehrs mit Getreide gewönne. Hat man denn aber auch wenigstens eingesehen, daß die Beschränkung des Gewerbes im Innern schädlich sei?

K. Es scheint, da man den Verkauf an jeden aus der ersten Hand begünstigt, alle Aufkäuferei aber, die das Gewerbe in einzelne Hände bringt, zu hindern sucht.

B. Ist denn das Bedürfniß jedes Bedürftigen gleich groß?

K. Keineswegs.

B. Es wird sich also kein Maß angeben lassen, wie viel jeder Einzelne kaufen dürfe?

K. Nein.

B. Der Bäcker wird mehr kaufen, als der Schneider, und ein Bäcker mehr als der andere.

K. Allerdings kann die Beschränkung des Aufkaufens nicht darauf gehen, daß jeder Einzelne ohne Rücksicht auf Bedarf und Gewerbe stets ein gleiches Quantum anschaffe.

B. Werden Sie, oder irgend ein Beamter, ein Künstler, ein einzelner Mann, den Bedarf an Brodkorn auch selbst aufkaufen, verwahren?

K. Nein, diesen Bedarf nehme ich vom Bäcker, der beim Ankaufe schon auf diesen und ähnlichen Absatz gerechnet hat.

B. Wird der Bäcker, der nun einmal als nothwendiger Aufkäufer erscheint, nicht ferner bedenken, daß die Preise verschiedener Jahre nicht gleich sind, wird er, so bald ihm das erforderliche Vermögen nicht mangelt, im wohlfeileren Jahre selbst für mehrere folgende Vorrath anschaffen?

K. Allerdings; denn woher sollte in unfruchtbaren Jahren das Getreide kommen, hätte man es nicht aufbewahrt.

B. Vortrefflich; also lediglich durch Aufkaufen und Verwahren läßt sich die Theurung abwehren?

K. Gewiß; allein ich will nicht, daß dies durch Aufkäufer geschehe, die nur auf ihren Vortheil bedacht sind und das Getreide zurückhalten, um die höchsten Preise zu erzwingen.

B. Früher ward schon einmal bemerkt, daß man nur vom niedrigsten Standpunkte aus im Handel das Verkehrte, Schädliche vorzugsweise gewahr werde; dies gilt auch für diesen einzelnen Zweig des Handels. Ich behaupte nicht, jeder einzelne Getreidehändler beabsichtige nur das Heil seiner Mitbürger, — wie das auch bei anderen Gewerben selten gesagt, wie viel seltener gethan wird; — sondern indem er selbst nach dem eigenen Gewinn trachtet, befördert er nothwendig das Heil des Ganzen.

K. Wie wollen Sie dieses Paradoxon beweisen?

B. Angenommen es sei Jemand im Stande, ganz allein alles Getreide im ganzen Lande aufzukaufen, den man nicht zum Verkauf zwingen könnte, würde dadurch das Getreide theuer werden oder wohlfeil?

K. Theuer.

B. Wenn ferner Jemand zwar nicht alles Getreide aufkaufen könnte, aber doch die Gewalt hätte, jeden Dritten vom Getreidehandel auszuschließen, was würde daraus folgen?

K. Daß Jener ein Monopol besäße, dessen Folge stets Theurung ist.

B. Wenn endlich Jemand selbst gar nicht aufkaufte, aber doch alle Andern hindern könnte, Getreide in Vorrath anzuschaffen, was ginge aus diesen Verhältnissen hervor?

K. Daß überall in unfruchtbaren Jahren kein Vorrath vorhanden und die Theurung am höchsten sein würde.

B. Lassen Sie uns nun die umgekehrten Fälle betrachten: wenn nicht Einer, nicht Zwei, sondern Jeder, der Kraft und Lust dazu hat, mit einer Waare handeln kann, findet dann ein Monopol Statt?

K. Keineswegs, wie sich von selbst versteht. Die Concurrenz der Verkäufer dient zum Vortheil der Käufer, ohne ihnen den billigen Gewinn entziehen zu können.

B. Wäre es aber nicht besser, einen wohlhabenden Kaufmann vor solcher Concurrenz zu schützen, dagegen aber verbindlich zu machen, stets die Waare in hinlänglichem Vorrathe zu bewahren und für gewisse annehmliche Preise zu verkaufen?

K. Keineswegs; denn einmal ist das Vermögen eines einzelnen Kaufmanns nicht so groß, daß er eine viel gebrauchte Waare hinlänglich für ausgedehnte Landschaften herbeischaffen kann; oder ist es auch groß genug in einem Augenblicke, so kann man es nicht als sicher für alle Zeiten betrachten. Dann würde der Kaufmann gezwungen sein, durch viele Gehülfen den Mangel eigener Kräfte zu ersetzen, welche aber ohne genaue Aufsicht und eigenes Interesse das Gewerbe weder am besten noch am wohlfeilsten betreiben würden. Ferner kann ein einziger Kaufmann nicht dafür einstehen, daß die Waare überall durch seine Bemühungen ganz sicher und hinlänglich nach dem Bedürfniß vertheilt werde; und endlich stört die Feststellung der Preise so ganz das Gewerbe, daß der Kaufmann zu Grunde gehen, oder nothwendig der Verpflichtung uneingedenk das Publicum als Monopolist drücken muß.

B. Wenn nun aber der Staat diesen Kaufmann vorstellen will? Gedenken Sie z. B. der Tabaksadministration im Preußischen, um weitere Erläuterungen zu sparen.

K. Der Staat wird bei seiner Macht stets als Monopolist handeln.

B. Sehr richtig; er wird ferner noch mehr Unkosten haben, als jeder Privatmann, der nicht lediglich durch angestellte Beamte, sondern aus eigenem Betrieb dem Gewerbe vorsteht.

K. Allerdings; und dann erwägen Sie die Thätigkeit

der Unterthanen, wenn ihnen der Staat die Gewerbszweige entzieht!

B. Also mit vollem Rechte behaupten wir, der Staat soll gar nicht Handel treiben. Nicht allein die bereits angeführten Uebel entstehen daraus, sondern der ganzen Idee des Staats widerstrebt solch unnatürlicher Zustand, und die Vorliebe für den erkorenen Wechselbalg verblendet über das Interesse der wahren Kinder.

K. Sehr richtig und nicht zu bezweifeln.

B. Lassen Sie uns also das Festgesetzte mit Bezug auf den Getreidehandel nochmals zusammenfassen: Der Staat soll nicht handeln, so wenig mit Getreide, als mit andern Dingen, er wird Monopolist, hat die größten Kosten, muß deshalb am theuersten verkaufen; will er dies nicht, so muß er den Ausfall durch andere Auflagen ersetzen, oder durch gewaltsam festgesetzte Preise beim Einkaufe den ersten Verkäufer drücken. — Hindert er den freien Handel der Untergebenen, so wird die Stockung Mangel mit sich führen, im Gegentheil die Concurrenz steten Vorrath herbeischaffen, mäßige Preise bewirken, und der Einzelne, welcher in der theuersten Zeit mit dem meisten Gewinne verkauft, auch dem dringendsten Uebel abhelfen und der größte Wohlthäter sein. Geben Sie dies zu?

K. Ich wüßte nichts dagegen einzuwenden; allein nähere Erläuterungen werden das Ganze noch mehr begründen.

B. Sehr wahr; in dem Gesagten möchten jedoch die Andeutungen zur vollständigen Ausführung für den Kundigen liegen; und ist nicht das Ganze eine unnütze, bereits zu lange Abschweifung von den Gegenständen, die wir besprechen wollen?

K. Die Hungersnoth gehört wahrlich so sehr mit zur Tagesgeschichte, daß Gespräche darüber gar nicht fehlen dürfen.

B. Abgesehen davon, haben wir noch ein bedeutendes Ergebniß aus dem Verhandelten zu ziehen, wenn wir es auch nur als interessantes Beispiel betrachten, das für alle Fälle gelten soll.

K. Wie so?

B. Vom Handel, seiner Nothwendigkeit, seinem Werthe war schon gesprochen, wir haben die Idee höher gehoben, vervollständigt; denn für den nur einigermaßen Selbstdenkenden ist nunmehr die Nothwendigkeit des freien Handels bereits hinlänglich entwickelt. Viel wäre auch hier noch zuzufügen, hielte ich es nicht für Zeit, England, dessen Existenz wir zeither suspendirt hatten, nunmehr die Rechte des Daseins wieder zuzubilligen.

K. Eine schlechte Geburtsstunde für England, da eben vom freien Handel so andächtig gesprochen wird.

B. Warum soll England hiebei so ganz besonders Schmerzen empfinden?

K. Drückt sein Handelsmonopol nicht ganz Europa?

B. Handelt die Regierung etwa in England auch mit Tabak, oder Holz, oder Salz und dergleichen?

K. Keineswegs.

B. Also träfen wenigstens die Vorwürfe nicht Englands Regierung, welche wir manchen andern Kram- und Handelsreichen darüber machen müßten. Itzt fragt sich weiter: in welchem Lande ist der Handel der Unterthanen unter sich, oder gar mit dem Auslande frei, wo ist keine Contrebande, wo sind keine Mauthbediente?

K. Die finden sich überall.

B. Also mit dem freien Handel steht es überall noch schlecht, und in England gar nicht schlechter, als in den anderen Ländern, wie Sie meinten. Oder haben Sie nur sagen wollen, England handele mehr als die meisten anderen Länder?

K. Dies bleibt freilich der richtigere Sinn.

B. Sonderbar ist es aber, daraus einen Vorwurf zu bilden; auf gleiche Weise könnte man den Fleißigen tadeln, daß er dem Faulen zuvoreile, den Klugen, daß er nicht dumm sei, den Schönen, daß er nicht häßlich erscheine.

K. Allerdings wären diese Vorwürfe ungerecht; allein wir wollen auch nur Antheil haben an dem Fleiße dem Gewerbe, der Klugheit.

B. Werden Sie dadurch fleißig, weil ein Anderer faul ist, oder klug, weil ein zweiter dumm ist?

K. Keineswegs.

B. Sondern der Fleiß, die Klugheit eines Anderen ist Ihnen Sporn und Antrieb.

K. Gewiß.

B. Und dieser Fleiß, diese Klugheit ist etwas Gutes, und das Gute soll nicht zerstört werden.

K. Sehr übel wäre dies.

B. Wie ist es möglich, bei dieser Gewißheit das eigene Gewerbe, den eigenen Fleiß immer nur durch Englands Untergang begründen zu wollen? Wie kann etwas gewonnen werden, wenn dagegen anderswo ebenso viel zerstört wird? Ist diese örtliche Ansicht nicht die gemeinste, niedrigste?

K. Freilich wohl.

B. So wollen wir nochmals von andern Punkten aus

die Untersuchung anheben, da hier gewaltig der zügellose Fortschritt gehemmt ward. Wir setzten fest: die Production sei noch weniger zu erzwingen als die Fabrication, wir wollten deshalb die Benutzung des ganzen Erdbodens nicht aufgeben. Es fragt sich, wollen wir Colonialwaaren (um ein Beispiel fest zu halten) zur Ersparung nicht unmittelbar vom Producenten beziehen?

K. Allerdings würden wir dann den Gewinn des Zwischenhändlers selbst behalten.

B. Dieser erhielte freilich nichts; allein damit ist noch nicht bewiesen, daß wir wohlfeiler kaufen könnten.

K. Wie so nicht?

B. Weil andere Unkosten diese Ersparniß übersteigen können. Z. B. warum wollten Sie oben nicht die wenigen Scheffel Getreide zu Ihrem jährlichen Bedarf selbst einkaufen und verwahren?

K. Weil ich dazu besonderen Gelaß haben, selbst säuren und backen müßte; und dies würde mir allerdings mehr Kosten verursachen, als der Gewinn beträgt, welchen der Bäcker als Zwischenhändler nimmt.

B. Wenn Sie ferner Ihren Bedarf an Kaffee selbst aus Surinam verschreiben sollten?

K. Auch dies würde sehr hoch zu stehen kommen; dazu ist der Kaufmann.

B. Glauben Sie aber wol, daß der Unterschied zwischen Ihrem Bedarf und dem des Materialisten nicht so groß ist, als der Unterschied zwischen dem Bedarf des Letzteren und des Großhändlers?

K. Ich bin überzeugt, daß dies allerdings der Fall ist.

B. Soll also der Materialist selbst den Bedarf aus Surinam beziehen?

K. Er allein kann kein Schiff befrachten; einer Gesellschaft Materialisten würde es erst möglich sein.

B. Diese müßte doch einen Schiffer annehmen, ihn besolden, vorher aber das Schiff bauen, Matrosen miethen, die Gefahr tragen, müßte die Güte der rohen Waare, die billigsten Verkäufer, die Zeit des besten Einkaufs kennen, müßte zum Umladen der Waare andere Stromschiffe bereit halten und darauf Acht haben lassen, genaue Erkundigung über den Ertrag und das Bedürfniß ganzer Jahre einziehen. Sie müßte — sagen Sie selbst, was alles erforderlich ist:

K. Sie müßte Schaden haben, damit wir mit dieser klaren Sache bald fertig werden; der Zwischenhandel ist gerecht-

fertigt, beschränkt den freien Handel nicht, er mag und muß bleiben.

B. Wir sind wieder um einen Schritt vorwärts gekommen, wir wollen fremde Waaren nicht entbehren — keineswegs aber alle unmittelbar selbst beziehen.

K. Sehr richtig; allein wir wollen sie nicht von Einem beziehen, und diesem Monopolisten unverhältnißmäßigen Gewinn zahlen; so erneuert sich der Vorwurf gegen England.

B. Wir wollen es deshalb nicht eiligst zerstören, sondern nach dem früheren Vorsatze ruhig prüfen. Jene Behauptung also enthält zweierlei: einmal, daß England den Alleinhandel habe, und zweitens auf eine solche Weise, daß wir deshalb die Waaren theurer bezahlen müßten.

K. Folgt Eines nicht nothwendig aus dem Andern?

B. Wir wollen sehen. Der Handel Englands ist doch nicht so ausschließend, daß Dänen, Schweden, Amerikaner u. s. w. gar nicht handelten?

K. Nicht so ausschließend, wol aber überwiegend.

B. Ganz allein können die Engländer den Preis deshalb immer nicht bestimmen.

K. Nicht ganz allein, aber doch hauptsächlich.

B. Ich will Ihnen mehr zugeben, als Sie verlangen können, daß nämlich die Engländer einzige Verkäufer der Waaren sind, die wir hier nicht erzeugen können. Kauf und Verkauf ist aber ein Vertrag, zu dem Zwei gehören, ein Verkäufer und ein Käufer.

K. Ohne Zweifel.

B. Also macht der Verkäufer nicht allein den Preis, sondern mit diesem der Käufer; nicht allein der Engländer, sondern auch Alle, die von ihm kaufen.

K. Richtig; die Waare wollen wir indeß nicht entbehren, das weiß der alleinige Verkäufer; seine Forderung wird also kein Dingen und Bieten bedeutend ermäßigen können.

B. Es gibt doch aber Preise, die von der großen Zahl der Käufer nicht zu erschwingen wären; z. B. wenn das Pfund gewöhnlichen Kaffees einen Thaler gölte, so müßte die gemeine Classe der hiesigen Bewohner aufhören ihn zu trinken.

K. Allerdings; und solche Preise kann der Verkäufer nie setzen, ohne sich den Absatz ganz zu verderben.

B. Die Verhältnisse des Käufers werden also immer eine bedeutende Beschränkung für den Verkäufer bleiben; er wird besonders bei Gegenständen, die nicht zu den durchaus unentbehrlichen Bedürfnissen gehören, nie nach eigener Willkür allein verfahren können. Wir wollen itzt sehen in wie fern

nicht die Käufer, sondern auch die Verkäufer selbst, das vorgebliche, nachtheilig gescholtene Monopol Englands beschränken. Wenn sie in einer kleinen Stadt wohnten, wo nur ein Kaufmann ansässig wäre, in der Nähe aber keine andere Stadt, aus welcher Sie Waaren könnten holen lassen, was würde daraus entstehen?

K. Ich würde die Waaren theuer bezahlen müssen und mit Recht wünschen, daß ein zweiter Kaufmann sich ansetze, um mich der Willkür des ersten zu entziehen.

B. Richtig; allein wenn der Absatz in jenem Orte so gering wäre, daß kaum Ein Kaufmann von dem hohen Gewinne leben könnte, und Ihr Wunsch ginge dennoch in Erfüllung.

K. So würden beide Kaufleute entweder die Preise noch erhöhen, um bei größerem Gewinne bestehen zu können, oder der eine würde banquerott, und wir wären auf der alten Stelle.

B. Wenn Sie nun aber in einer großen Stadt, z. B. in Berlin, lebten, würden Sie auch da Grund haben, die Ansetzung eines neuen Materialisten zur Ermäßigung der Preise zu wünschen?

K. Keineswegs; die Concurrenz ist bereits so groß, daß dadurch keine sichtbare Wirkung zum Vortheil des Käufers entstehen kann.

B. Werden Sie aber nicht die Waaren aus anderen Städten, z. B. aus Potsdam, Frankfurt u. s. w. kommen lassen?

K. Keineswegs; die Kosten würden sich dadurch nur erhöhen.

B. Im Fall es aber nicht möglich, noch räthlich ist, dies zu thun, so übt doch die Berliner Kaufmannsgilde ein Monopol über alle Berliner aus, erhöht dadurch die Preise?

K. Dies kann ich nicht zugeben; denn durch den Zutritt anderer Gilden würde so wenig als durch den Zutritt eines einzelnen neuen Gliedes eine Abänderung des Preises entstehen, und die Concurrenz mehrerer Hundert Kaufleute setzt den Preis so fest, daß er natürlich genannt werden muß, gestattet dabei nur den unentbehrlichen Gewinn, und nirgends zeigen sich Spuren eines drückenden Monopols.

B. Vortrefflich! Wenn also die Concurrenz einiger Hundert Verkäufer den Käufer vor allen nachtheiligen Folgen sichert, wie kann man von dem schädlichen Handelsmonopol Englands sprechen; wird die Concurrenz von Millionen, denen das Gewerbe offen steht, nicht unendlich sicherer jene Wirkung hervor-

bringen; wird in Hinsicht des Preises für den Käufer irgend ein Gewinn entstehen, wenn ein Einzelner oder eine neue Gilde, eine neue Handelsstadt sich hinzuthut?

K. Wahrlich, der Beweis läßt sich nicht umstoßen; allein Sie müssen doch zugeben, daß alle Waaren itzt theurer sind als sonst; woher kommt dies, wenn Englands Handel nicht die Schuld trägt, wie sich klar ergeben hat?

B. Alle Waaren sind theurer; also auch Getreide, Holz, Talg, Flachs und andere Gegenstände, die nicht England ausschließlich verführt, vielmehr einkauft?

K. Freilich auch diese Waaren; was ist aber der Grund der Theurung?

B. Zu sehr würde uns diese interessante Untersuchung abführen; aber mehr als die Hälfte haben Sie sich erklärt, sobald Sie die Idee durchführen, das metallne und papierne Geld sei Waare, die gewöhnlich sogenannten Waaren aber Geld.

K. Die nähern Erläuterungen geben Sie mir ein andermal. Glauben Sie denn aber, daß der jetzige Zustand der Dinge der allein richtige sei, daß England immer mehr und mehr ausschließlich handeln solle?

B. In wie fern der Zustand itzt der richtige, ja der wünschenswerthe sei, geht nur aus dem Beschauen aller Verhältnisse Europas hervor, und da möchte noch mehr aufzuräumen sein, als bei der Ansicht des Handels, ehe der wahre Standpunkt gewonnen würde. Wir sahen, daß über den Handel nichts gescheites festgesetzt werden kann blos vom Standpunkte des Käufers, blos vom Standpunkte des Verkäufers. Das Dritte, was allein vermag noch thörichter zu sein, wollen wir nicht ganz übersehen; wenn nämlich ein anmaßlicher Staatsmann auftritt, und jene beiden vergessend, den Käufer und den Verkäufer, das Gewerbe nur wie eine Kuh betrachtet, die Milch geben soll, ohne Futter zu bekommen, der es für höchste Weisheit hält jegliche Belästigung zu steigern, so lange nur nicht gänzliche Unmöglichkeit des Betriebs eintritt.

K. Welche unendliche Entfernung von hier aus zum freien Handel ist, vermag jeder einzusehen.

B. Und wer nicht vermag einzusehen, daß der freie Handel die höchste Idee ist, der wird auch nichts von freier geistiger Thätigkeit überhaupt begreifen — er lasse sich anderwärts belehren.

K. Würde aber der freie Handel nicht gewaltige Umwälzungen in den Verhältnissen der gebildeten Welt herbeiführen?

B. Allerdings; denn jetzt ist der Handel in Beziehung auf das rein Physikalische am lebendigsten in Gegenden, die

von Natur keineswegs die am meisten begünstigten sind. Bei einer gänzlichen Freiheit des Gewerbes, beim Aufheben aller künstlichen Hülfsmittel, ihn in diesen Gegenden zu erhalten, würde er sich südlicher ziehen; die Regionen des mittelländischen Meeres, Kleinasien, würde seine alte Wichtigkeit wieder erhalten, anderer Gegenden nicht zu gedenken, für welche gleiche Verhältnisse eintreten.

K. Klima und Boden bestimmen aber doch nicht allein das Ergebniß; und so lange die Bewohner jener milderen Gegenden träg und lässig bleiben, ist die Natur vergeblich für sie vorhanden, vergeblich die Möglichkeit des Verkehrs.

B. Sehr wahr; — wäre indessen ihr Geist so lebendig, als die Natur, bald würde es vergeblich erscheinen, im hohen Norden, bei größeren Unkosten des Materials, der Verarbeitung und des Existirens selbst, mit ihnen zu wetteifern. Erst wenn höherer Flor den ganzen Erdball umfinge, würde neue Wärme, neues Leben auch in diese Zonen sich wieder hindrängen, verbreiten; aber die Zeiten sind fern, der Zerstörung zu viel.

K. Sie tadeln also die beschränkenden Maßregeln nicht, welche Staatsmänner für die hiesigen Gegenden festsetzten?

B. Der Maßregeln sind so viele, oft so widersprechende, daß ich darüber so kurz weg weder lobend noch tadelnd zu urtheilen vermag.

K. Sollte sich von der Idee des nothwendigen künstlichen Festhaltens des Verkehrs und aller Cultur in den weniger von der Natur begünstigten Gegenden nicht eine Rechtfertigung für manches gegen England zu Sagende ableiten lassen?

B. Wiederum eine nicht durch bloßen Ausspruch zu beantwortende Frage. Unwiderleglich gewiß ist indessen, daß von der eigennützigen Idee der Käufer, am Preise zu gewinnen, von der neidischen Ansicht des Trägen, von der thörichten Bemühung des Gewerbe Erkünstelnden nicht ausgegangen werden kann, kein Versuch zu machen ist, gegen England und über England, irgend etwas Tüchtiges zu sagen. Die eigene Verkehrtheit des Verstandes und der Gesinnung muß jedesmal bei gründlichem Bemühen beschämend hervorgehen. Eine kindische Angst, aus Mangel an Beherrschung der Begierden, die irdischen Güter zu verlieren, ergreift die Einzelnen, ergreift die Staaten. Vom Concurse der Gläubiger sich zu retten, will man nicht die eigenen unendlichen Kräfte in Thätigkeit setzen, sondern jene zerstören, als wäre damit der Zügel gegeben für die Zukunft, der Keim der inneren Zerstörung erstickt.

Wenn mein Blick die Geschichten der Welt durchläuft, lerne ich Britannien würdigen. Nimmer war so würdige Wirk-

samkeit aller Kräfte, solche Beherrschung und eben dadurch solche Einigkeit mit der Natur, solche Tiefe des Sinns, solche Behendigkeit der Anwendung, solche Gestaltung der Verfassung, welche nur unsinnige Thorheit zu lästern vermag. — Weg mit dem Einwurfe, es fehle dem Volke, dem Einzelnen dies oder jenes; denn Zeit sollte es doch sein, die Individualität der Völker anzuerkennen und zu verehren, wie man anfängt die Einzelnen verständig zu schätzen.

Was auch die Zeit für Ereignisse herbeiführen mag, groß wird allein England erscheinen in dem Kampfe gegen eine Uebermacht, welche die Staaten, wie die Einzelnen zur Nichtigkeit führt. Unselige Verblendung, erzeugt durch unendliche Schlaffheit, wagt es, Englands Flotten gefährlicher zu schelten, als Frankreichs das Innere durchwühlende Heere. Mit Englands Untergang ist Europas gänzliche Sklaverei gegeben, und wehe Denen die so Herrliches zerstören, wehe Denen die solches dulden, wehe den Völkern, die vom Zügellosen, Verbildeten sich zur höheren Stufe sollen bilden lassen. Dahin ist es gekommen, daß der Geist der Bürger sich vom Guten, oder vom Vaterlande losreißen muß. — Entnervung und Weichlichkeit hat Männer wie Thermopyles Helden zu Narren gestempelt, ihre Grabschrift für dummes Gewäsch erklärt. Es werden aber einzelne Künsteleien und Spielereien das Todte nicht ins Leben zurückrufen, es wird verwesen, und dann in anderen Zeiten junges Leben hervorquellen. Mit dem Leben des Staats stirbt das Leben des Volkes, des Gemeinsamen, der Sittlichkeit, der geistigen Ausbildung; denn der Staat soll sein das Verknüpfende eines Jeglichen, das Positivste, nie das Negative, Beschränkende. Was soll aber der Einzelne beginnen in solcher Zeit? — Er soll nicht vom Einzelnen aus ganz veränderte Erscheinungen erwarten, nicht feig durch eigene Zerstörung sich dem Anblicke entziehen wollen, als wäre damit etwas geändert oder gewonnen; sondern erkennen jeglichen Frevel, jegliche Bosheit, jegliche Dummheit, nicht von Einem — nein von Allen. — Damit ihn aber die Erkenntniß nicht zerstöre, heilige er sich selbst. Dann wird hervorbrechen unendliche Klarheit, überglänzen, vernichten alles Vereinzelte, Störende; einzig und einig ihm erscheinen das Universum, der Inbegriff alles Göttlichen; und nur so sein Leben göttlich sein und selig, denn er ist inne geworden, „daß wir in Gott sind, und Gott in uns.“ *)

*) 1 Joh. 4, 13.

2.

Ueber den Indult, dessen Fortdauer oder Aufhebung in der preußischen Monarchie.

(Mai 1811.)

Alle Stimmen sind darin einig, daß ein Indult in rechtlicher Hinsicht eine offenbare Verletzung der Verträge in sich schließe, in staatswirthschaftlicher Hinsicht die Industrie und den Verkehr auf die schädlichste Weise lähme; also nur durch die außerordentlichsten Umstände, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen sei. Deshalb haben selbst Mehrere behauptet, der Indult hätte nie bewilligt werden sollen, und nur sehr Wenige gewagt, dessen unbedingte Fortdauer zu verlangen. Aber unter Denen, welche einer Verlängerung des jetzigen Zustandes widersprachen, herrschte wiederum nicht bloße Verschiedenheit, sondern die schärfste Entgegensetzung der Wünsche und der Grundsätze.

I. Eine Partei stimmte für die unbedingte Aufhebung des Indults.

II. Eine zweite (welche jedoch darin keineswegs eine unbedingte Fortsetzung des Indults sah) verlangte, daß man alle auf Grundstücke ausgeliehenen Capitalien auf ewige Zeiten für unablöslich erkläre, in beständige Renten verwandele, das Recht der Kündigung nur dem Schuldner, nicht dem Gläubiger, verstatte, und die Zinsen der auf Landgüter geliehenen hypothekarischen Schulden im Verhältniß der Roggenpreise herabsetze.

III. Die meisten Stimmen endlich erklärten sich zwar für die modificirte Aufhebung des Indults, allein auch unter diesen zeigten sich die bedeutendsten Abweichungen.

Ich werde diese Vorschläge der Reihe nach genauer darlegen und prüfen, und wende mich zuerst zu dem

I. Antrage, den Indult unbedingt aufzuheben.

Dafür ward angeführt:

1) dem gegebenen königlichen Worte gemäß, darf der Indult nicht länger fortdauern. Alle Gründe, welche ihn herbeiführten, sind verschwunden und der natürliche Zustand der Dinge ist wieder eingetreten. Wenn uns dieser natürliche Zustand drückender erscheint, als der außerordentliche unmittelbar nach dem Kriege, so dürfen wir uns deshalb nicht der Täuschung überlassen, er sei blos vorübergehend; sondern wir müssen Maßregeln ergreifen, um alle Hindernisse wegzuräumen, welche die neue Ordnung der Dinge nur aufhalten und erschweren. Alle künstlichen Mittel, den Werth beweglicher oder unbeweglicher Dinge festzustellen, sind daher fruchtlos und verwerflich; es ist verwerflich den Eintritt des Rechtszustandes in dem Staate von Ereignissen abhängig zu machen, welche gar nicht in seiner Gewalt stehen, z. B. von Schließung des See-Friedens, u. s. w.

2) Der Indult begünstigt den Schuldner gegen den Gläubiger; da doch beide Personen, oder, allgemein ausgedrückt, das Interesse der Land- und Geld-Besitzer (landed and monied interest) dem Staate gleichviel werth sind.

3) Nur durch unbedingte Aufhebung des Indults wird der vollkommene Rechtsstand hergestellt und gleichmäßig für beide Theile gesorgt; nur so wird das Vertrauen, der Glaube, der Verkehr wieder geweckt; die theilweise Fortdauer dagegen erzeugt Aengstlichkeit, Mangel an Zutrauen, und erhöhet die unnatürliche Kränklichkeit weit mehr, als sie in den wirklichen Verhältnissen begründet ist. Durch den wiederauflebenden Credit wird sich Jeder, der nicht ganz bankerott ist, helfen können; für Solche aber, welche nichts mehr besitzen, keine Zinsen zahlen und über die hypothekarische Sicherheit hinaus verschuldet sind, zeigt auch der Indult keinen Ausweg, und der Staatsmann kann dies auch nicht einmal wünschen: denn dadurch bleiben die Grundstücke nur in den Händen solcher Personen, welche kein Betriebscapital haben und die Cultur nur untergraben können. In den bestehenden allgemeinen Gesetzen sind rechtlichen Schuldnern durch Moratorien u. s. w. Mittel genug gegeben, sich vor unverschuldetem Untergange zu schützen, und es bedarf keiner

Ausdehnung derselben, welche nur die Leichtsinnigen auf Kosten besserer Mitbürger schützen würde.

4) Die für eine theilweise Aufhebung des Indults aus dem Mangel an Metallgelde hergenommenen Gründe sind unzureichend: denn
   a) man hat nicht bewiesen, daß weniger Geld im Lande sei, als vor dem Kriege; und zugegeben, daß dies wirklich der Fall wäre, so ist doch anzunehmen, daß das jetzige Geldquantum zu dem jetzigen Bedarf sich nicht geringer verhalte, als das frühere Geldquantum zu dem frühern Bedarf. Ueberdies erfolgt ja die Zahlung nicht allein in baarer Münze, sondern in jedem geldwerthen Gegenstande, und dasselbe Metallgeld leistet diesen Dienst unzählige Male.
   b) Solange der Indult auch nur theilweise fortdauert, wird kein Ausländer Geld hieher leihen; dagegen kann kein Indult den Abfluß des Geldes zum Lande hinaus hindern, sobald dazu zwingende Zahlungsgründe vorhanden sind.
   c) Es wird aber nach Aufhebung des Indults auch nicht mehr Geld aus dem Lande gehen, als Zahlungsverpflichtungen obwalten; und ohnehin bleibt ja immer nur so viel Geld hier, als zur Belebung des Verkehrs nöthig ist.
   d) Der Geldvorrath und Geldzufluß ist also (wie Spanien im Vergleich mit England beweiset) das Unbedeutende; der lebendige Umtrieb, die rasche Wechselwirkung dagegen Quelle und Beweis des Reichthums. Je langsamer producirt, je seltener bezahlt wird, desto größere Geldvorräthe sind zur Ausgleichung und zum Umsatze nöthig, weshalb verhältnißmäßig in Polen das meiste, in England das wenigste Geld war. Da also der lebendige Verkehr erst das Geld gewissermaßen erzeugt und jede Hemmung desselben es vermindert und wegtreibt, so wird eine gänzliche Aufhebung des Indults weit vortheilhafter wirken, als eine theilweise. So gewiß die Hemmung aller Zahlungen der Gipfel der Verlegenheit und des Verderbens sein würde, so gewiß ist die Aufhebung aller Hemmungen der Gipfel der Rechtmäßigkeit und des Heils.

5) Wird nur eine theilweise Kündigung erlaubt, so kann auf Jahre hinaus Niemand sichere Plane machen. Es ist dem Geldeigenthümer, welcher zu neuen Unternehmungen das Ganze bedarf, nicht geholfen, und eben so wenig

dem Grund-Eigenthümer: denn, wenn von dem gegebenen Ganzen nur eine Quote in Bewegung gesetzt wird, so ist es nicht minder schwer, diese Quote herbeizuschaffen, als das Ganze, — wenn das Ganze zu Markte kommt. Ja, die Verhältnisse werden dadurch noch ungünstiger: denn die theilweise Aufhebung des Indults erzeugt kein Vertrauen, wol aber einen Reiz die erlaubte Quote zu kündigen, und nicht etwa diese wieder auszuleihen, sondern in Sicherheit aufzubewahren; sodaß hiedurch offenbar verhältnißmäßig mehr gekündigt und weniger ausgeliehen, der Zustand der Schuldner also verschlimmert wird. Das Geld und der Zinsfuß ist dann am wohlfeilsten, wenn keine Gesetze die Schaltung über dasselbe beschränken, und es künstlich vom allgemeinen Markte, vom raschen Umlaufe hinwegdrängen. Der Indult dagegen verursacht das Sinken des Werths des Grundvermögens und das Steigen des Geldpreises.

6) Nach unbedingter Aufhebung des Indults wird also entweder wegen der Herstellung des Vertrauens, oder wegen der Unsicherheit einer anderweitigen Benutzung des Geldes wenig gekündigt, und dann ist kein Grund vorhanden, große Umwälzungen zu besorgen; oder aber es wird viel gekündigt und viel wieder ausgeliehen, und dann ist die Gefahr nicht größer.

7) Schon der weise König Friedrich II. war dieser Meinung und sagt in seinen Werken (Thl. 5. p. 104 kleine Ausgabe): La justice accorda à la noblesse des lettres de répit pour deux ans, afin qu'ayant le tems de remettre leurs terres en valeur, ils se trouvassent en situation de payer au moins les intérêts; ces lettres de répit achevèrent de perdre le crédit de la noblesse.

8) Die Grundsätze der Mathematik, der unorganischen und der organischen Natur, stimmen, wie Beispiele zeigen, mit jenen Grundsätzen der Staatswirthschaft überein.

a) In der angewandten Mathematik ist das Gegebene, die Masse und die bewegende Kraft. Eins ist nichts ohne das Andere und nur durch die freieste Wechselwirkung entstehen die bewundernswürdigsten Erscheinungen. Die Masse ist der Grundbesitz, das Geld die bewegende Kraft.

Das Indultgesetz hat nur für die Masse wirken wollen und sich nicht um die minder sichtbare Kraft bekümmert, als sei diese entbehrlicher. Dadurch ist

die Masse allmählich erstorben, ja sie müßte bei ganz folgerechter Befolgung jener Ansichten ganz dem Tode anheim fallen und werthlos werden. Das Grundvermögen kann nicht im Preise steigen, wenn man alle Gegengewichte, durch die es steigen soll, hinwegnimmt.

b) Ein mit befruchtenden Theilen geschwängertes Wasser bewässerte die großen Besitzungen zweier Eigenthümer. Sie ließen sich bereden, es würde die heilsamsten Folgen haben, wenn sie das Wasser auf einen geringen Bezirk eindämmten, es daselbst tiefer stehen und den übrigen Theilen nichts zukommen ließen. Beide erkannten ihren Irrthum. Der Eine ließ rasch an allen Seiten den Damm wegnehmen, man erschrak, als das Wasser hinwegströmte; man fürchtete, der eingedammte Bezirk werde vertrocknen; bald aber stellte sich Alles ins Gleichgewicht; nirgends zeigten sich Löcher, nirgends war es zu feucht oder zu trocken. Der zweite wollte allmählich bessern und ließ an einer Stelle den Damm durchstechen. Da blieb es im Innern noch zu naß, an anderen äußern Stellen zu trocken; vor der Oeffnung aber entstand ein gewaltiger Durchbruch, ein nie auszufüllender Abgrund.

c) Zwei Männer hatten durch schwere Wunden großen Blutverlust erlitten. Sie dachten also, wir hatten vor der Verwundung kaum Blut genug, wie soll es jetzt für den ganzen Körper reichen? Wir wollen nur sorgen, daß der Ueberrest im Herzen bleibe; ob wir jetzt in den Beinen Blut haben oder nicht, ist ziemlich gleichgültig, besonders, da uns doch jetzt die Lust zum Gehen vergangen ist. Sie unterbanden die Beine und lagen still; gewahrten aber dann bald ihren Irrthum. Die Bluterzeugung blieb aus und Beide beschlossen Abstellung des Uebels, jedoch nicht auf gleiche Weise. Der Eine sprach: ja, wenn ich das Unterbinden gleich anfangs unterlassen hätte, so wäre der natürliche Zustand geblieben, aber nach solchem Misgriff ihn durch plötzliche Lösung herstellen zu wollen, erscheint thöricht; erst allmählich darf sich der Blutvorrath verbreiten und den edleren Theilen entzogen werden. Er legte die Binde einen Zoll weiter abwärts und nach bedeutender Frist wieder einen Zoll abwärts —: und sah am Ende nicht allein, daß er um so länger hatte still liegen müssen, sondern, daß

überhaupt die Beine das Gehen verlernt hatten; sie erhielten nie wieder die dazu gehörige Kraft. Der Zweite dagegen nahm kühn alle Binden hinweg; fünf Minuten lang fiel er in Ohnmacht, dann sprang er auf und war frisch und gesund.

II. Diese Gründe scheinen den Vertheidigern einer bedingten Aufhebung des Indults nicht überwiegend, sondern sie behaupten:

1) Alle Gesetze haben ihren innern Werth nicht dadurch, daß sie einst ausgesprochen wurden; und der Glaube des Gesetzgebers, sein Werk werde nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt, oder über einen gewissen Zeitpunkt hinaus Kraft haben, ist kein Bestimmungsgrund, diese Kraft gegen die natürlichen Verhältnisse zu tilgen oder zu erhalten.

Die Verpflichtung des Herrschers, als Gesetzgebers, geht allein dahin die zweckmäßigsten Gesetze zu erlassen, die unzweckmäßigen aufzuheben.

Wenn nun zugegeben wird, daß der neue Zustand der Dinge dauernd, und daß er drückender sei als der unmittelbar nach dem Kriege, so muß die Hülfe zwar nicht von unzuverlässigen Ereignissen abhängig gemacht werden, aber sie muß eine allmälige Cur sein, und nicht eine solche, bei welcher für Alle in der Krisis Todesgefahr eintritt.

2) Die Grundbesitzer und die Capitalisten verdienen zwar auf gleiche Weise den Schutz des Staats, allein da jene
   a) vorzugsweise an den Staat gefesselt und zur Tragung aller Lasten verbunden sind,
   b) da sie durch den Krieg und durch die Grundsätze des Beitrages zu den außerordentlichen Abgaben äußerst gelitten und zu außerordentlichem Erwerb keine Gelegenheit gehabt haben, während die Capitalisten ihre Ansprüche unverkürzt behielten; so muß der Staat jetzt auch vorzugsweise für die Grundbesitzer Sorge tragen.

3) Die unbedingte Aufhebung des Indults kann kein Vertrauen erzeugen, weil sie nicht zu verwirklichen ist: man müßte denn das Sprichwort fiat justitia et pereat mundus in höchster Strenge zur Anwendung bringen wollen. Die Ueberzahl der entstehenden Subhastationen wird den Glauben an den Werth des Grundvermögens und den Credit vollends vernichten, und die gewöhnlichen gesetzlichen Mittel können die Meisten nicht gegen jene Gefahr

schützen. Es ist verkehrt zu glauben, daß alle Diejenigen, welche in dem Grundvermögen jetzt nicht sogleich hinreichende Zahlungsmittel finden, Wucherer und Schwindler gewesen sind. Nachdem an vierzig Jahre lang die Güter immerfort im Steigen waren, konnten auch sehr rechtliche und vorsichtige Männer veranlaßt werden Speculationen zu machen, deren Mislingen vor wenigen Jahren auch der eigensinnigste Tadler nicht vorausgesagt haben würde. Diese sehr zahlreiche und achtungswerthe Classe kann nur durch modificirte Maßregeln gerettet, nur dadurch eine allgemeine Umwälzung alles Eigenthums vermieden werden, welche der Ruhe und Zufriedenheit der Personen nicht minder verderblich wird, als der Cultur.

4) Die Gründe für die unbedingte Aufhebung des Indults lauten gut und sind wissenschaftlich hergeleitet; allein wirklich vorhandene Umstände sprechen gegen sie. So ist es

   a) Thatsache und durch kein Raisonnement hinwegzuleugnen, daß das Geld, aus mehreren Gründen (worunter schon die Contributionszahlung an Frankreich höchst bedeutend erscheint) im Preise gestiegen, das Grundvermögen und die Erzeugnisse dagegen sehr gefallen sind; es ist Thatsache, daß ohne sehr hohe Zinsen kein baares Geld zu bekommen, und Vielen die Zinsenzahlung, wie vielmehr die Capitalzahlung, fast unmöglich ist; es ist Thatsache, daß der Staat seine Schulden noch nicht bezahlen und keine Kündigungen annehmen kann. Es wird aber aus diesen Gründen, und deshalb viel gekündigt werden, weil

   b) die Gesetzgebung durch den Indult selbst dahin gewirkt hat, daß auf einen Augenblick zusammengedrängt erscheint, was ohne jene Bestimmungen sich vertheilt hätte.

   c) Das allgemeine Suchen des baaren Geldes muß den Preis desselben hinauftreiben; und wiederum, weil das Geld einen höheren Preis hat und höher als zu gewöhnlichen hypothekarischen Zinsen genutzt werden kann, wird unfehlbar gekündigt werden.

   d) Wenn nun die Capitalien nicht geschafft werden können, oder nur dadurch, daß man Papiere und Güter zu jedem Preise losschlägt, und das Nationalvermögen einem großen Theile nach vernichtet; so folgt, daß der Staat, die Inhaber der Papiere, die Schuld-

ner und die Gläubiger bei der unbedingten Aufhebung des Indults nicht gewinnen, sondern daß Alle leiden, und eine bedeutende Anzahl der letzteren leer ausgehen werden.

e) Man hoffe nicht, daß die Gläubiger nicht kündigen werden, sobald sie einsehen daß dadurch ihre Sicherheit leidet: denn es ist hiebei kein allgemeiner, von der Weisheit, sondern nur ein besonderer, von der Noth eingegebener Beschluß zu erwarten; es entsteht ein Ausfall aller nachstehenden hypothekarischen Gläubiger zum Besten der kündigenden vorausstehenden hypothekarischen Gläubiger.

5) Mit Aufhebung des Indults wird nicht sogleich eine große Leichtigkeit eintreten, Capitalien auf Grundstücke zu erhalten, denn

a) die Besorgniß vor einer ähnlichen Maßregel dauert fort, und in höherem Grade bei einer unbedingten, als bei einer theilweisen Aufhebung des Indults. Denn bei dem Bestehen aller echten Ursachen, welche für denselben je gesprochen haben, muß der plötzliche Uebergang in das ganz entgegengesetzte System als Mangel an Consequenz erscheinen und die Meinung erregen: so wie der Staat dadurch erkläre, früher ohne hinreichende Begründung einen außerordentlichen Nothstand erzeugt zu haben, so möge ein neuer Wechsel der Maßregel auch leicht wieder eintreten.

b) Die Capitalisten glauben, in den politischen Verhältnissen, oder in den Vermuthungen über etwa noch von Seiten des Staats aufzustellende Besteuerungsgrundsätze hinreichende Gründe zu finden, ihre Gelder nicht auszuleihen, oder doch so zu benutzen, daß theils der Betrag derselben nicht leicht zu übersehen ist, theils die Disposition nicht auf lange Zeit oder durch gerichtliche Formen gehemmt werden kann. Will aber der Capitalist dennoch sein Geld auf Grundstücke anlegen, so thut er am besten sich mit Vortheil anzukaufen.

c) Die milden Stiftungen und öffentlichen Körperschaften, sowie die eigentlichen Rentenirer haben durch den Krieg so viel verloren, daß sie zur Bezahlung dringender Schulden oder zur Befriedigung der nächsten Bedürfnisse kündigen müssen. Es ist dagegen nicht möglich gewesen, in den letzten Jahren viel Capitalvermögen zu ersparen und anzuhäufen; mithin stellt

sich auch hier das Verhältniß ungünstig für den Schuldner.

d) Angenommen, daß so viel Geld ausgeboten als gekündigt wird, so geschieht dies doch bei der Ungewißheit der wirklichen Beitreibung des Gekündigten nicht zu gleicher Zeit, und dieser interimistische Zustand, wo alle Forderungen wenigstens ein halbes Jahr früher eintreten, als die Anerbietungen, muß für die meisten schlechthin verderblich werden.

6) Die Aeußerung des großen Königs über den Indult beweiset nur, daß man ihn damals vielleicht nicht hätte bewilligen sollen, keinesweges aber, daß er jetzt unter so ganz eigenthümlichen Verhältnissen plötzlich aufzuheben ist.

7) Auf die mathematischen und naturhistorischen Beispiele wird erwiedert,

a) daß Maschinen, welche still gestanden haben, nur allmählich in Bewegung zu setzen sind, wenn die Räder nicht brechen sollen.

b) Daß der Damm, welcher von allen Seiten hinweggenommen werden müßte, die Continental-Sperre ist, über welche wir keine Gewalt haben.

c) Daß die vom Blutverlust Ermatteten die Binden nicht plötzlich abreißen, und nicht vom Stillsitzen zum Tanzen übergehen dürfen.

In diesen Ansichten und Antworten stimmten größtentheils sowol diejenigen zusammen, welche eine bedingte Aufhebung des Indults verlangten, als auch die, welche auf Unablöslichkeit der Capitalien drangen. Die letzteren aber suchten

III. diese vorgeschlagene, künftig gesetzliche Unablöslichkeit und die Herabsetzung des Zinsfußes nach Verhältniß der Roggenpreise als das einzige, die Tiefe des Uebels gründlich bessernde Mittel noch durch folgende Gründe zu unterstützen.

1) Wird durch diese Bestimmung jedem Wucher auf einmal Einhalt gethan, welches bisher durch kein Gesetz erreicht werden konnte.

2) Liegt darin das beste und einzige Mittel, den Capitalisten, dessen Interesse bisher dem allgemeinen Besten feindselig entgegenstrebte, an den Staat zu fesseln und sein Interesse mit dem der übrigen Staatseinwohner innig zu verbinden.

3) Nur auf diese Weise kann den Grundbesitzern diejenige Ruhe und Sicherheit verschafft werden, welcher sie be-

dürfen, um ihrem Gewerbe völlige und ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen und durch sorgfältige Verbesserungen, wozu die meisten Güter so günstige Gelegenheit darbieten, den Ertrag der letztern und ihren Wohlstand zu vermehren.

4) Das Grundeigenthum wird dadurch künftig ganz schuldenfrei und den jetzigen Besitzern der Weg versperrt, künftig aus Leichtsinn neue Schulden zu machen. Die Capitalisten müssen streben sich anzukaufen und eine der Industrie vortheilhafte Theilung größerer Besitzungen muß allmählich daraus folgen. Besonders wird

5) der Werth des Grundeigenthums erhalten, und die Concurrenz der Käufer von Domainen vermehrt.

6) Das ganze landschaftliche Creditsystem, welches sich bisher so schädlich bewährt hat, indem hauptsächlich dadurch die übermäßigen Verschuldungen des Grundeigenthums veranlaßt und möglich gemacht worden sind, wird gestürzt.

7) Die vorgeschlagene Maßregel ist rechtlich, weil
   a) dadurch das verdeckte, jedoch allein wahre Verhältniß des hypothekarischen Gläubigers (der nichts anderes, als ein Miteigenthümer pro rata ist) auf natürliche und rechtliche Weise hervortritt und ausgesprochen wird.
   b) Weil nur dadurch der gänzliche Ausfall zurückstehender hypothekarischer Forderungen verhindert werden kann;
   c) weil die Gläubiger dem Grundbesitzer, der während des Kriegs ihr Miteigenthum vertreten, und für die Erhaltung desselben sich aufgeopfert hat, dadurch den angemessensten Schadenersatz leisten;
   d) weil der Sachwerth des Geldes und nicht der Nennwerth entscheidet, mithin ein Gläubiger, der die Zinsen in Metall empfängt, jetzt mit einem Drittel oder der Hälfte so viel Lebensbedürfnisse kaufen kann, als vor dem Kriege mit dem ganzen Betrage; also durch den mäßigern Zinssatz nicht schlechter, sondern nur dem Verhältnisse des Schuldners angemessen gestellt wird.

8) Die vorgeschlagene Maßregel ist politisch nothwendig, weil es kein anderes Mittel gibt, der Creditlosigkeit des Staats und der, das Dasein des letztern gefährdenden Verwirrung vorzubeugen, wovon die unvermeidliche Folge ein, vielleicht selbst bei theilweiser Aufhebung des In-

dults eintretender allgemeiner Concurs der Grundbesitzer sein würde. Die Regierung kann wegen dieser Maßregel nicht angeschuldigt werden, da ein unabwendbares Schicksal sie herbeigeführt hat, und jetzt blos der vorhandene Zustand als der gesetzliche ausgesprochen wird.

IV. Auf diese Gründe für die Unablösbarkeit der Capitalien und die Herabsetzung der Zinsen ward aber Folgendes erwiedert:

Zu 1 und 2. Zwischen den ursprünglichen Eigenthümern solcher Capitalien, die auf Grundstücke noch vor dem Kriege geliehen worden sind, und solcher, welche Grundeigenthümer erst während oder nach dem Kriege geborgt haben, bestehet ein wesentlicher und in Ansehung der Bedingungen beider Arten von Anleihen bedeutender Unterschied. Jene Capitalien gehören nämlich in der Regel achtungswerthen Menschen. Sie sind in den meisten Fällen ererbtes Eigenthum oder Ersparnisse von Personen, welche durch Verhältnisse, Staatsbedienungen u. s. w. von bürgerlichen Gewerben ausgeschlossen, das zum Besten ihrer Familien und Nachkommen ersparte Geld weder eigener noch fremder Speculation anvertrauen wollten, sondern, mit einem mäßigen Gewinne sich begnügend, es auf die sicherste Art zu nutzen suchten. Zahlreiche Personen vom Adelstande, Witwen, Minderjährige gehören zu dieser Classe der Gläubiger. Ihnen kann kein Wucher vorgeworfen werden; aber die Entziehung der Disposition über ihre Capitalien durch das Indultgesetz trifft Viele von ihnen unendlich hart, weil sie im Gedränge der Zeitumstände, zu ihrer Erhaltung und zur Deckung von Ausfällen, welche durch Entziehung von Besoldungen und Pensionen u. s. w. oder durch das Sinken der Credit-Institute und Staatspapiere entstanden, Geld zu hohen Preisen aufzunehmen gezwungen wurden, während sie sich mit einem ungleich (in den meisten Fällen drei- bis vierfach) geringeren Ertrage ihres Eigenthums begnügen mußten.

Anders verhält es sich mit den Gläubigern solcher Capitalien, welche Gutsbesitzer während und nach der Kriegsperiode aufgenommen haben. Von diesen Capitalien müssen gewöhnlich höhere Zinsen bezahlt werden, weil nur für solchen Preis diejenigen, in deren Händen baares Geld war, die Möglichkeit einer höhern Benutzung desselben auf anderem Wege aufopfern konnten. Darin liegt an und für sich aber ebenso wenig etwas Unbilliges, als daß z. B. ein Gutsbesitzer, ohne Rücksicht auf die Erhaltung zurückgekommener Tuchmacher, seine Wolle zu dem höchsten Preise verkauft. Auf jeden Fall müßte man jene

erste Classe der Gläubiger von der letzten trennen; aber es ist auch nicht einmal genügender Grund vorhanden, diese letzte ungünstig zu behandeln: denn Niemand verstößt, wie gesagt, gegen die Gerechtigkeit, wenn er sein Eigenthum so hoch nutzt, als er kann, und es ist gleich verkehrt durch Gesetze (nur die Freiheit kann es) ein Maximum der Getreide- oder Geldnutzung feststellen zu wollen. Mithin war es gleich unüberlegt und unrecht, alle Grundbesitzer vor fünf Jahren Kornjuden zu schimpfen, und jetzt die Capitalisten als Wucherer zu bezeichnen und den Zinsfuß auf unnatürliche und gewaltsame Weise durch Gesetze herabzuzwingen.

Es läßt sich indessen mit Gewißheit behaupten, daß die Zinsen von neuerlich auf Grundstücke geliehenen Capitalien weit geringer stehen würden, wenn nicht die Ausdehnung des Indults auch auf diese Forderungen befürchtet worden wäre.

Capitalisten, in dieser Eigenschaft unbedingt gedacht, sind selten; öfter besitzt eine Person sowol Grund- als Capitalvermögen; sehr häufig hat Jemand erste und zweite Hypotheken. Für alle diese Fälle setzt der natürliche Gang der Dinge die Ausgleichung fest, welche kein Gesetz angemessen regeln kann. Das Interesse der Capitalisten für den Staat wird aber unstreitig sicherer durch Aufrechthaltung von Treue und Glauben befestigt, als durch Begünstigungen des Schuldners, welche die Heiligkeit der Verträge verletzen.

Wer Geld auszuleihen hat, wird es lieber andern Staaten zuwenden, in welchen die gesetzlichen Folgen der Darlehnsverträge mit aller Strenge aufrecht erhalten werden.

Zu 3. Der Zweck der Gesetzgebung kann so wenig der sein, alle Grundbesitzer als alle Kaufleute zu erhalten. Viele der letzteren sind bankerott geworden, ohne daß der Staat deshalb den Rechtszustand allgemein ändern wollte oder konnte. Aber selbst die vorgeschlagene gewaltsame Maßregel kann Diejenigen nicht retten, welche über die hypothekarische Sicherheit hinaus gegen Pfand oder Wechsel verschuldet und nur als bloße Verwalter ihrer Güter zu betrachten sind.

Zu 4. Gutsbesitzer erhalten übrigens dadurch, daß man die Rückzahlung ihrer Schulden lediglich ihrer Willkür überläßt, noch kein Betriebscapital in die Hände. Ihr Credit wird vielmehr durch die vorgeschlagene Begünstigung völlig zerstört, und eine zweckmäßige Veränderung der Wirthschaftsarten so lange unmöglich gemacht, bis einmal wieder Zeitumstände eintreten, wo sie bei der einmal bestehenden Bewirthschaftungsart z. B. durch bloßen Getreidebau in Verhältniß zu dem festgestellten Zinsfuß, d. h. auf Kosten ihrer Gläubiger, gewinnen.

Ohne disponibles Capital sinkt die Cultur, und jenes vermindert sich, wenn sich der Capitalwerth des Grundvermögens mindert. Es kommt also nur darauf an, den frühern Werth der Grundstücke herzustellen; die vorgeschlagenen Hülfsmittel müssen aber gerade das Gegentheil bewirken.

Wie ferner durch Ausführung derselben eine Theilung der größern Besitzungen herbeigeführt werden solle, ist nicht abzusehen; sie wird vielmehr verhindert, weil — wenn die Gläubiger nicht gefährdet werden sollen — ohne ihre Einwilligung oder theilweise Befriedigung, der Grundbesitzer künftig keinen Theil seines Eigenthums veräußern dürfte.

Zu 5. Dadurch, daß die Capitalien für immer der Schaltung der Eigenthümer entzogen werden und zum Theil in den Händen bankerotter Personen bleiben, die sie am wenigsten zu benutzen wissen; dadurch, daß der Geist des Volkes für bloßen Rentenkauf- und Verkauf gar nicht empfänglich ist (denn selbst die besten hypothekarischen Forderungen finden auf dem Markte keine Liebhaber), würden die Schuldforderungen nicht einmal den alten Werth behalten, sondern außerordentlich sinken, zugleich aber der Werth des Grundvermögens; welches für den Gläubiger und den Schuldner auf gleiche Weise nachtheilig erscheint. Es ist ungleich wichtiger den frühern Capitalwerth der Grundstücke möglichst zu erhalten, als die augenblicklichen Zahlungsverpflichtungen des Besitzers zu ermäßigen: denn mehr, als derselbe auf dem letzten Wege durch Zinsermäßigung gewinnt, verliert er am Capitalwerthe. Die Unablöslichkeit erregt Stockungen des Verkehrs, und dann erscheint allemal Geldmangel.

Zu 6. Der Sturz der Credit-Institute wäre unbesonnen und ganz zweckwidrig; vielmehr erscheint es als nothwendig, solche um jeden Preis zu erhalten. Sie sind jetzt unentbehrlich, und mit ihrem Falle würden auch größtentheils alle Finanzplane des Staats und gerade die achtungswerthesten Grundbesitzer sinken. Die Credit-Institute, die Pfandbriefe genießen noch immer des größten Zutrauens: denn das Sinken derer, von welchen Zinsen gezahlt werden, entsteht nicht durch Mistrauen, sondern durch den jetzigen hohen Preis des Geldes. Nur die Credit-Institute halten den Werth der Grundstücke noch in der Höhe, welche irgend die Verhältnisse erlauben; so wie sie fallen, ist dem Sinken kein Ziel abzusehen. Sie müssen aber bei jeder Ersparniß an den Pfandbriefszinsen fallen: denn sobald man amtlich erklärt, aus einem Grundstück könne nur halb so viel herausgewirthschaftet werden, als sonst, fällt der Capitalwerth um die Hälfte; und, was noch schlimmer ist,

der Personalcredit fällt tiefer, weil das Vertrauen auf die geschlossenen Verträge geschwunden ist und die Furcht vor neuer Zinsermäßigung nicht getilgt wird. Es ist eine ungegründete Hoffnung, daß er sich durch Zerstörung des Real-Credits mächtiger und trefflicher und noch obendrein wohlfeiler erzeugen werde: denn einmal stehen jene beiden gar nicht in umgekehrtem Verhältnisse, und zweitens ist nicht abzusehen, warum man Zinsen von Personalschulden der Grundbesitzer, die aus gleichen Unmöglichkeitsgründen nicht bezahlt werden können, unermäßigt lassen wollte? wenigstens muß jeder Gläubiger diese Furcht hegen. Die Unablöslichkeit der englischen Stocks ist durchaus anderer Art. Wir erinnern jetzt nur an einen höchst wichtigen Umstand, daß sie nämlich zu einer gegebenen Zeit gleichen Werth haben, hier aber jede einzelne Privatobligation ungleichen, verschiedenen Werth hat und haben müßte.

Beispiele aus dem Alterthume von ähnlichen Maßregeln finden hier keine Anwendung: denn dort war es ganz gelegen, die Bürger creditlos zu machen, und von Staatscredit war nie die Rede; jetzt aber wird der Einzelne und der Staat ferner borgen müssen, und ein Todtschlag des Credits ist nichts Anderes als eine Auflösung der wichtigsten Verhältnisse. So kann man nur mit Aufopferung des jetzigen Geschlechts revolutioniren. Der Fall eines Credit-Instituts würde übrigens auf alle Andern höchst nachtheilig zurückwirken. Darum müssen sich Alle ohne Vorurtheile, gleichmäßig unterstützen und erretten; dann wird bei der Unsicherheit der übrigen Gewerbszweige jeder sein Geld am liebsten in Pfandbriefen anlegen.

Zu 7 a. Das Verhältniß des Gläubigers ist nicht richtig angegeben. Er ist nicht gezwungener Miteigenthümer auf alle Zeit ohne Kündigungsrecht; man hat ihm in früherer Zeit bei steigenden Kornpreisen nie mehr gezahlt, und aus den unten angegebenen Gründen läßt es sich für die Zukunft nicht berechnen, wie seine Quote steigen oder fallen müßte. Was würde man gesagt haben, wenn 1805 die Gläubiger, als Miteigenthümer, auf Realtheilung angetragen hätten? Niemand wollte bei Schließung des reinpersönlichen Leihcontracts sich bloße Renten stipuliren, und der Zinsfuß war größtentheils aus dem Grunde so gering, weil der Gläubiger die freie Schaltung über sein Capital behielt. Ist der hypothekarische Gläubiger Miteigenthümer, so setze man ihn in Besitz, kürze aber nicht die Zinsen einseitig, wenn einige ungünstige Jahre kommen, behandle Den, welcher durch die Hypothek mehr Sicherheit gewinnen wollte und zeither gesetzlich fand, nicht ungünstiger, als Personal- und Wechsel-Gläubiger. Man bedenke, daß als-

dann nur noch Anleihen gegen Pfand, Wechsel und Wucher möglich bleiben.

Zu 7 b. Es ist kein rechtlicher Grund abzusehen, die zurückstehenden Hypothek-Gläubiger auf Kosten der voranstehenden zu begünstigen; auch führt jene Maßregel nicht einmal zu diesem Ziele, denn beim Sinken des Capitalwerths der Grundstücke gewinnt zuletzt weder der Besitzer, noch der erste, noch der zweite, noch der letzte Gläubiger.

Zu 7 c. Die Voraussetzung des größeren Verlustes der Grundbesitzer ist unerwiesen, da das Sinken und der Verlust an allen Obligationen und Capitalforderungen mit dem Verluste an Grundvermögen gleichen Schritt gegangen ist, und die Prüfung nicht einseitig; nach einem oder dem andern Gesichtspunkte vorgenommen werden darf, sondern alsdann ein agrarisches Gesetz folgerichtig und wahrlich nicht zum Vortheil der Gutsbesitzer durchzuführen wäre.

Sind aber die Grundeigenthümer bei den Kriegslasten zu hart mitgenommen worden, so begründe man die Ausgleichung nicht durch den Umsturz alles Rechtes, sondern auf andere Weise, etwa durch Besteuerung, doch mit der vorsichtigen Behandlung, welche überhaupt das bewegliche Capitalvermögen erfordert.

Zu 7 d. Nur Getreide gilt auffallend weniger Geld, als vor dem Kriege, und Getreide macht keineswegs das alleinige Lebensbedürfniß der Gläubiger aus. Ja, mit Weglassung aller übrigen Producte und Fabrikate, stehen selbst alle übrigen Erzeugnisse der Landwirthschaft, Schlachtvieh, Butter, Fleisch, Wolle u. s. w. noch in demselben oder gar in ungleich höherem Geldwerthe. Gutsbesitzer, deren meiste oder einzige Einnahme auf der Viehzucht ruht, kennen daher die Verlegenheit nicht, welche den blos Getreidebau treibenden Besitzer trifft. Diese und vor Allen Diejenigen, welche noch jetzt wohlhabend sind, welche es mit Hülfe des Geldes ihrer Gläubiger in besseren Zeiten geworden sind, welche das Geld oft zu ihrem Vergnügen verwandt haben, würden sich also durch die vorgeschlagene allgemeine Begünstigung, durch Herabsetzung des Zinsfußes auf Kosten der Gläubiger durchaus widerrechtlich bereichern. Es ist übrigens unmöglich bei den unzähligen Zweigen der Einnahmen und Ausgaben, deren Qualität und Quantität für jeden Einzelnen verschieden ist, einzig und allein aus den augenblicklichen (an sich nicht unerhörten) Roggenpreisen, durch ein bloßes Exempel der Regel de tri zu bestimmen, über wie viel mehr oder weniger Geld, Naturalien, Fabrikate u. s. w. der Grundeigenthümer und der Capitalist disponire. Und wie kann man Verstand, Einsicht, Gesinnung, kurz die Persönlich-

keit da aus der Berechnung weglassen, wo eben diese für die Zukunft, ohne Hypothek, als das Wichtigere bezeichnet wird? Wie soll es mit allem Grundvermögen gehalten werden, was nie Getreide trägt und tragen kann? Welche Maßregeln sollen wegen der Häuser in den Städten ergriffen werden, für welche bei oft noch dringenderer Noth aus jenen Grundsätzen nichts herausgefolgert werden kann?

Zu 8. Es bedarf keiner besondern Auseinandersetzung der Unhaltbarkeit eines Grundes, der schon durch die Erinnerungen zu 1, 2, 5 und 6 hinlänglich widerlegt ist. Zu erwähnen ist nur noch Folgendes:

A. Daß, wegen der Herabsetzung der Zinsen und der solcher Gestalt aus Capitalien in bloße Renten verwandelten Forderungen fremder Personen an diesseitige Grundbesitzer, Repressalien anderer Personen und Staaten gebraucht würden. Es ist nicht darauf zu rechnen, auch nur noch einen Thaler aus dem Auslande geliehen zu erhalten, und an dem dadurch wachsenden Mangel der Betriebscapitale würde man den Misgriff bald spüren.

B. Die niedrigen Preise des Getreides haben ihren Grund nicht blos in der Seltenheit des Geldes, sondern auch in der Menge der in den zwei letzten Jahren gewonnenen Erzeugnisse dieser Art. Der reichlichere Ertrag deckt also großentheils den geringeren Geldpreis. Dieses Verhältniß ist dem Landmanne allemal vortheilhaft, und weit mehr, als wenn (wie vor einigen Jahren der Fall war) schlechte Ernten ungewöhnliche Theuerung hervorbringen: denn Miswachs zwingt zur Beschränkung des Viehstandes, reichliche Ernten machen Vergrößerungen desselben möglich — und die Viehnutzung liefert jetzt denselben oder größeren Geldgewinn, wie vor dem Kriege.

C. Der augenblickliche Geldpreis des Getreides kann keinen richtigen, keinen ausschließenden Maßstab für das Steigen und Fallen der Zinsen abgeben, weil sich

1) für kurze Perioden die Preise aller übrigen Dinge keinesweges darnach regeln, und weil
2) die Getreidepreise selbst sich schnell nach der gewonnenen Quantität und der Nachfrage ändern und in verschiedenen Gegenden einer Landschaft sehr verschieden stellen. Auch würde dadurch bei dem Kauf und Verkauf der Renten aus einer Provinz in die andere die Ausgleichung erschwert werden, und von dem Ertrage solcher Grundstücke, die man auf andere Weise als zum Ackerbau bewirthschaftet, das Anrecht der Gläubiger ganz unbestimmbar bleiben. Endlich

D. müßte der Eigenthümer, sobald er sein Gut durch ei-

nen Pächter bewirthschaften läßt, diesem den Vortheil zufließen lassen, welcher aus der Herabsetzung der Zinsen nach den Getreidepreisen erwächst: er dagegen würde ganz allein denjenigen Schaden leiden, welcher aus dem daraus nothwendig folgenden Sinken des Capitalwerths der Güter entsteht.

V. Aus diesen verschiedenen Darstellungen scheinen folgende Resultate hervorzugehen:

1) Die unbedingte Aufhebung des Indults würde bei dem niedrigen Werthe der Producte, dem hohen Preise des Geldes, dem Mangel an Lust und Vermögen zur Ausleihung von Capitalien, zu allgemeinen Subhastationen, d. h. zur bedeutenden Verminderung des Nationalvermögens und zur Bevortheilung der Gläubiger nicht minder, als der Schuldner führen.

2) Die Unablöslichkeit der Capitalien wäre eine überaus große Verletzung aller Rechtsverhältnisse, mit nicht geringerer Erniedrigung des Nationalvermögens verbunden. Sie zerstört auch für die Zukunft den Credit, ohne dafür hinreichenden Ersatz darzubieten.

3) Die Herabsetzung der Zinsen durch ein allgemeines Gesetz ist nicht allgemein begründet, mithin eine willkürliche Verletzung der Rechte. Wo das Gesetz die gleiche Zahlungsunfähigkeit für die verschiedensten Verhältnisse nicht voraussetzt, sondern eine außerordentliche Thatsache wirkliche Zahlungsunfähigkeit herbeigeführt hat, da weisen die schon vorhandenen Gesetze nach dem Beweise dieser Thatsache auch die Rettungsmittel nach. In staatswirthschaftlicher Hinsicht entziehet die Herabsetzung der Zinsen dem Grundeigenthümer mehr am Capitalwerth als er an der laufenden Zahlungsverpflichtung erspart, und er thäte besser, einen geringen Theil des Capitals aufzuopfern, um dieser Verpflichtung zu genügen, als auf umgekehrtem Wege sich zu täuschen und bei größerer Ungerechtigkeit in größeren Verlust zu gerathen. Diese Ergebnisse haben jedoch noch nicht über die Hälfte des Weges hinausgeführt, denn wenn man sich jetzt auch im Allgemeinen für eine

VI. bedingte Aufhebung des Indults erklärte, so fragte sich doch wiederum, welche Bedingungen sollen eintreten: A. in Hinsicht auf den Umfang des Indults, B. in Hinsicht auf die Dauer des Indults, C. in Hinsicht auf die zu kündigenden Theile, die Kündigungsfristen und die Reihefolge der Gläubiger und D. in Hinsicht auf die Zahlungsmittel.

Zu A. In Hinsicht des Umfangs des Indults ist vorgeschlagen worden

a) ihn auch auf die Capitalien verhältnißmäßig auszudehnen, welche während des Indults, selbst unter ausdrücklicher Entsagung der Einwirkung desselben, aufgenommen worden sind, und

b) ihn für den Käufer eines subhastirten Grundstücks, welcher die Capitalien mit übernimmt, ganz oder zum Theil ebenso, wie für den Verkäufer, stattfinden zu lassen.

Hierbei ist zu bemerken:

Zu a) Diese Bestimmung würde den Glauben noch mehr verletzen, als der früher allgemein erklärte Indult. Niemand würde noch Geld anders, als gegen Pfand, ausleihen.

Zu b) Es verdient allerdings eine ernstliche Prüfung, welche lindernde Bedingungen den Käufern einzuräumen sein dürften, weil das Verlangen vollständiger Auszahlung die Gebote auf die subhastirten Güter äußerst herabdrücken dürfte.

Zu B. Mehrere, welche zwar einer unbedingten Verlängerung des Indults durch die Unablöslichkeit der Capitalien widersprachen, oder auch in Hinsicht auf die Kündigungstheile oder Zahlungsmittel, Bedingungen zuließen, glaubten dennoch, daß die Dauer des Indults von verschiedenen Ereignissen abhängig erklärt werden müsse. Man möge ihn aufheben

1) ein, zwei oder drei Jahre nach dem Seefrieden,
2) zwei Jahre nach aufgehobener Handelssperre,
3) im Jahre 1814,
4) wenn der Staat seine sämmtlichen Gläubiger bezahle,
5) wenn die Pfandbriefe wieder voll gelten u. s. w.

Hierbei ist zu erinnern,

a) daß, wie schon oben zu I. 1. bemerkt ward, der Staat die Frage über die Rückkehr des Rechtszustandes nicht unentschieden beseitigen und nicht von einem Ereigniß abhängig machen darf, welches ganz außer seiner Gewalt stehet und vielleicht sehr spät, vielleicht nie eintritt. Die Fortdauer des Ungesetzlichen und Finanzwidrigen müßte zuletzt gewiß Alles untergraben und die Rückkehr in den natürlichen Zustand unmöglich machen.

b) Es ist durchaus nicht bewiesen, daß die Zahlungsfähigkeit oder Unfähigkeit allein von einem jener Ereignisse abhänge, damit verschwinde oder wiederkehre; ja, es läßt sich sogar umgekehrt behaupten, daß eben

die Fortdauer des Indults selbst das Eintreten einiger der genannten Ereignisse, z. B. des vollen Werthes der Pfandbriefe ganz unmöglich mache.

Zu C. Die mehresten Stimmen vereinigten sich endlich für eine theilweise Aufhebung des Indults und für Kündigungen auf gewisse Antheile und binnen gewisser Fristen. Ueber die nähern Bestimmungen fanden sich indessen wieder viele abweichende Vorschläge, bis zuletzt folgender den meisten Beifall erhielt, nämlich in jedem Jahre ein Fünftel der Schuld zu kündigen, also binnen fünf Jahren den Indult gänzlich aufzulösen, hievon aber die Creditsysteme in der Art auszuschließen, daß diese zwar ihren Gläubigern, die Gläubiger aber bis auf weitere Bestimmung jenen nicht kündigen dürften. Die Frage: ob man nicht für verschiedene Landschaften verschiedene Fristen und Theile festsetzen solle, ist verneint worden, weil es nicht gut sei, ein allgemeines Gesetz im Einzelnen so sehr zu bedingen, weil die Verhältnisse ebenso wie bei den Provinzen im Ganzen, so auch bei einzelnen Theilen derselben und bei den Personen wiederum sehr verschieden wären, und die gesuchte Vollkommenheit also immer nicht erreicht werden könne. Wenn der allgemeine Grundsatz auch hie und da eine, unmöglich zu vertilgende Unbilligkeit zeige, so sei doch der Vortheil einer Gleichstellung sämmtlicher Glieder des Staats in ihren Privat- und öffentlichen Verhältnissen zu groß, als daß er nicht überwiegend erscheinen sollte.

Streitig blieb, ob man die Kündigungsfrist von einem halben auf ein ganzes Jahr ausdehnen solle? Doch ward bemerkt, dies sei nichts als eine unbedingte Verlängerung des Indults auf ein halbes Jahr, und erscheine im Widerspruch mit dem ausgesprochenen Hauptzwecke, wenn man anders nicht etwa alsdann einen größern Theil des Capitals zu kündigen erlauben wolle. Es ward hierbei des leichtern Geldumsatzes willen gewünscht, die Kündigungen nur auf vier feste Quartale zu erlauben, aber die Zahlungszeit auf vier Wochen auszudehnen; denn nur alsdann würden sich mit denselben Zahlungsmitteln mehre Umsätze machen lassen.

Bei Erörterung der Frage:

in welcher Ordnung soll die theilweise Kündigung von Gläubigern geschehen können?

ging die eine Meinung

a) dahin, daß die Kündigung keineswegs von jeder schuldigen Summe, wo sie auch eingetragen sei, erfolgen dürfe, sondern das zu kündigen erlaubte Viertel oder Fünftel aus der ganzen Summe der eingetragenen Schul-

den zwar zu berechnen, dann aber nicht allen Gläubigern ein verhältnißmäßiger Theil, oder gar den ersten Hypothekarien der Kündigungsvorzug einzuräumen sei; vielmehr das Kündigungsrecht allein den letzten hypothekarischen Gläubigern ertheilt werden müsse, bis es jenes von den zuletzt eingetragenen Summen rückwärts zu zählende Viertel oder Fünftel erschöpfe.

b) Der zweite Vorschlag dagegen verlangte, daß jedem Gläubiger, ohne Rücksicht auf die Ordnung der Eintragung, die theilweise Kündigung zu verstatten sei.

Für den ersten Antrag ward angeführt:

a) Der Grundbesitzer wird alsdann nur der Kündigung solcher Gläubiger ausgesetzt, deren Interesse mit seiner Erhaltung am meisten verbunden ist, die also am ersten Nachsicht üben und den für sie gefährlichen Weg des strengen Rechts vermeiden; im umgekehrten Falle wird dagegen die Kündigung aller ersten Hypotheken, mithin die Subhastation und alles daraus folgende Uebel nicht unterbleiben.

b) Es bringt dem Schuldner Vortheil, daß er alsdann nur mit wenigen Gläubigern zu thun bekommt, und nicht alle gleichzeitig auf ihn eindringen, um ihren Mitgläubigern bei den Kündigungen keinen Vortheil zu gestatten.

Dem Schuldner bleibt übrigens seinerseits unbenommen den ersten Hypothekarien, wenn es sein Vortheil erheischt, die Capitalien zu kündigen.

c) Der Vorschlag ist übereinstimmend mit der Behandlung der Credit-Institute, wo die Gläubiger, eben der größeren Sicherheit wegen, sich eher beruhigen und warten können und sollen.

Behauptet wurde dagegen:

a) Entweder die letzten Hypothekarien kündigen, oder sie kündigen nicht. Im ersten Fall ist es bei der gleichen Größe der Zahlungen für den Schuldner gleich, ob er an diesen oder an jenen zahlt; im zweiten müßte das Kündigungsrecht doch auf die besser gestellten Gläubiger übergehen, wenn für diese nicht der Indult auf ewig verlängert werden soll. Der jetzt verstattete Widerspruch der letzten Hypothekarien gegen den Zuschlag bei Subhastationen hemmt nicht allein allen Verkehr, sondern es entstehen Scheingeschäfte, Einsprüche u. s. w., wonach niemals die Kündigung auf die ersten Hypothekarien mit Erfolg übergehen kann.

Dies Uebel müßte nach jenem Vorschlage allgemein werden.

b) Die Untersuchung, ob und was gekündigt und an wem die Reihe sei, wäre höchst verwickelt und müßte allen Gläubigern die Gelangung zu ihrem Rechte aufs äußerste erschweren.

c) Die Pfandbriefe der Credit-Institute finden ihren Markt und einen Curs; für andere hypothekarischen Forderungen kann man dagegen nur mit der größten Mühe und Einbuße Abnehmer auftreiben.

d) Es ist durchaus unbillig den ersten Hypothekarien (meist Pupillen, milde Stiftungen und rechtliche uneigennützige Männer), welche größere Sicherheit und besseres Anrecht, oft gegen geringere Zinsen, suchten, jetzt alle Schaltung über ihr Vermögen vorzuenthalten; und diese dagegen solchen einzuräumen, welche geringeres Anrecht haben, und es auf eigene Gefahr und oft gegen höhere Zinsen wagten, die letzte hypothekarische Stelle einzunehmen. Am wenigsten dürften Diejenigen jenen Vorschlag vertheidigen, welche es auf lange Zeit hinaus für unmöglich halten, daß das Grundvermögen den alten Werth wieder gewinne; denn alsdann führt die volle Befriedigung der letzten Hypothekarien offenbar dahin, die ersten ganz um das ihrige zu bringen.

Wenn also auch diese Gründe nicht hinreichend erscheinen möchten, den ersten Hypothekarien, anstatt den letzten, ausschließlich das Kündigungsrecht des in Beziehung auf die gesammte eingetragene Schuldenmasse berechneten Antheils zuzusprechen, so müßte doch den sämmtlichen Gläubigern die Kündigung nach Verhältniß jeder einzelnen Forderung verstattet werden.

Zu D. Größerer und noch wichtigerer Streit entstand bei der Frage über die Zahlungsmittel; denn Diejenigen, welche nach vorstehendem Abschnitt für die theilweise Kündigung sprachen, verlangten Zahlung in baarem Gelde oder Papieren nach dem Curse; eine andere Partei dagegen vertheidigte die Annahme von Papieren nach dem Nennwerthe, und folgerte von hier aus ganz im Allgemeinen gegen die Theorie, daß jene theilweise Aufhebung des Indults ein gründliches Heilmittel sei.

a) Die Vertheidiger der baaren Zahlung äußerten:

1) Wie man den Vorschlag der Papierannahme auch wende, immer läuft er darauf hinaus, daß der Schuld-

ner ermächtigt werde, wirklich weniger zu zahlen, als er schuldig ist, statt des Ganzen nur gewisse Procente. Ein solcher allgemeiner Bankerott der Grundbesitzer ist aber nicht begründet; er widerspricht durchaus und gänzlich jedem Rechtsprincipe und untergräbt den Credit aufs äußerste.

2) Die Behauptung, daß der Gläubiger bei einer Zahlung in Pfandbriefen in der Regel so viel erhalte, als seine Hypothek werth sei, fällt dahin, da die Hypothek für die Darleihung der Valuta nicht das ganze Recht des Gläubigers erschöpft, sondern nur einen Theil desselben, nämlich das Pfandrecht, seine Befugniß auf volle Zahlung aber darüber hinausgeht.

3) Die Zahlung in Papieren zum Nennwerthe wird eben so wirken, wie die allgemeine Zinsenherabsetzung, und noch ärger, da hier der Verlust unmittelbar und nicht blos mittelbar das Capital trifft.

b) Zur Widerlegung dieser Gründe ward behauptet:

1) Die Annahme der Papiere zum Nennwerthe ist das natürlichste und zweckmäßigste Mittel, den größern Schaden auszugleichen, welchen der Grundbesitzer im Verhältnisse zu dem Capitalisten getragen hat, und wenn man jetzt um höherer allgemeiner Zwecke willen kein Bedenken trägt, die Vorrechte der Grundbesitzer zu beschränken, so ist nicht abzusehn, warum das den Gläubigern zustehende buchstäbliche Recht als heiliger erscheinen soll?

2) Abgesehen aber von diesem Grunde kann die Zahlung mit einem Papiere, welches zehn bis zwanzig vom Hundert verliert, bei dem jetzigen hohen Sachwerth des Geldes noch für voll gelten.

3) Besteht man auf baarer Zahlung, so wird diese unmöglich werden; Subhastationen werden eintreten, und dann der Schuldner weit mehr verlieren, als wenn er ein sicheres Papier angenommen und den leichtesten Weg eingeschlagen hätte, allmählich aus dem Nothstande in den Zustand des strengen Rechts überzugehen.

4) Die Zinsenermäßigung erniedrigt den Stand der Papiere; die Erlaubniß, damit nach dem Nennwerth zu bezahlen, erhöhet ihn: denn eine Maßregel, welche das Zutrauen zu der Sicherheit der Papiere befestigt,

verursacht, daß sie allgemein gesucht werden, um damit zu bezahlen.

5) Endlich (und das ist das Wichtigste) erscheint es als inconsequent, über den Eingriff in das Recht bei Annahme der Papiere zu schreien, und nicht in den festgesetzten theilweisen Kündigungen eine gleich große Beschränkung zu sehen. Ist denn etwa hier der Zeitverlust nicht sehr oft mehr werth, als dort der Procentverlust; und nehme ich dem Gläubiger, indem ich ihm dort die Schaltung über sein Vermögen auf lange Zeit entziehe, nicht weit mehr Kraft, als ich ihm hier in dem wenigen baaren Gelde zu geben hoffen darf? Weit besser dürfte es also sein, die Papier-Annahme zu gestatten, aber das Kündigungsrecht auf eine größere Quote fürs nächste Jahr auszudehnen, keinesweges aber auf fünf Jahre hinaus ohne Vorbehalt etwas zu bestimmen, was jetzt weder auf einen solchen Zeitraum irgend verständig begründet, noch bei etwa veränderten Verhältnissen sicher gehalten werden kann. Es fragt sich aber weiter:

c) welche Papiere sollen an Zahlungsstatt gegeben werden dürfen?

Wollte man allen Staatspapieren dies Vorrecht einräumen, so würde, bei dem niedrigen Curse so vieler, kein Gläubiger zu kündigen wagen, und der Wahrheit nach der Indult unbedingt verlängert erscheinen; wollte man es jeder ersten Privathypothek verstatten, so würde dadurch die Unsicherheit des Werths nur noch wachsen: deshalb dürfte es wol am besten sein, nur Pfandbriefe anzunehmen, welche einen sichern Curs und eine angemessene Hypothek haben. Zwar liegt darin gewissermaßen ein begünstigendes Monopol für die Credit-Institute; allein einmal ist ihnen dies bei der Wichtigkeit ihrer Erhaltung für jetzt zu gönnen, und dann werden auch Andere dieses Vortheils durch Ankauf derselben theilhaft.

Ferner blieb zu entscheiden, ob man jede Landschaft auf ihre eigene Pfandbriefe beschränken, oder die Wahl zwischen allen in der Monarchie umlaufenden zugestehen, oder vielleicht nur für die höher im Curs stehenden die allgemeine Annahme aussprechen wolle? Für die Sonderung der Landschaften sprach der Umstand, daß der Curs der verschiedenen Pfandbriefe

ziemlich richtig ihren innern Werth und ihre wirkliche Sicherheit ausspreche, eine vermischte Annahme also die Gläubiger und die besser eingerichteten Credit-Institute beeinträchtige. Dieser Grund schien dadurch, daß die allgemeine Annahme die Zahlung erleichtere, und die vorstehende Folgerung keineswegs auf Schulden der Hausbesitzer passe, nicht aufgehoben zu werden; der Vorschlag einer Bestimmung über die höher im Curs stehenden Pfandbriefe aber überflüssig zu sein, da Niemand diese in Zahlung angeben werde, solange er noch wohlfeilere haben könne.

Nach diesem blieb noch zu untersuchen,

VII. welche Gläubiger sollen auf die theilweise Kündigung keinen Anspruch haben?

In dieser Hinsicht kommen die Verhältnisse der Credit-Institute um so mehr zur nähern Untersuchung, da die unbedingte Fortdauer des Indults für dieselben bei der gänzlichen Unmöglichkeit, die Zahlung zu leisten, verlangt, und im äußersten Falle vorgeschlagen worden ist, erst nach fünf Jahren die Kündigung auf ein Fünftel zu verstatten.

a) Gegen diesen Antrag ward Folgendes erinnert:

1) Man betrachtete zeither die Credit-Institute viel zu wenig aus dem rechtlichen Gesichtspunkt, viel zu sehr aus dem bloßen finanziellen, ohne zu bedenken, daß die Zurücksetzung des ersten auch den letzten verrückt und untergräbt.

Die Gutsbesitzer, auf deren Güter die einzelnen Pfandbriefe eingetragen worden, sind die besonderen Privatschuldner der einzelnen Pfandbriefe. Die Vereinigung Vieler geschah nicht um die einzelnen Schuldner gegen die Gläubiger zu schützen, sondern um ihnen durch die solidarische Vereinigung größern und leichtern Credit zu verschaffen. Je allgemeiner nun der Grund ist, weshalb der Gläubiger die Zahlung vom Schuldner selbst verlangen muß, desto dringender ist es, daß sowol die einzelne als auch die solidarische Sicherheit wirksam werde, desto eher kann der Gläubiger strengere Erfüllung des Rechts, der Schuldner desto weniger Nachsicht fordern. Sobald man diesen Hauptgrund und ersten Stützpfeiler der Credit-Institute umwirft, sobald sinkt auch der allein darauf gegründete Credit.

2) Nur durch Gleichstellung mit allen übrigen Schuldnern

können die Pfandbriefsschuldner Vertrauen erwarten und dann dürften die Kündigungen nicht zu häufig sein. Sollte aber die strenge Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten dennoch wirklich die allmählige Auflösung der Credit-Institute herbeiführen, so entstehet durch den Fall des an sich Unhaltbaren kein Nachtheil für das Ganze, und der anderweitige hypothekarische oder persönliche Credit wird desto umfassender werden.

3) Ueberdies ist die Erhaltung des Credits der Pfandbriefe auch keineswegs ein so allgemeines Interesse der Verbindungen, daß man von dieser Seite her mit voller Gewißheit die zweckmäßigsten Maßregeln erwarten darf. Nur die Nothwendigkeit, dem Rechte sich zu unterwerfen, nur die volle Wirksamkeit der Justiz wird die Handlungen der Credit-Directionen und der einzelnen Schuldner in den Verbindungen gehörig leiten.

4) Die Masse der Pfandbrief-Schuldner ist keinesweges bedeutender, als die der übrigen hypothekarischen Schuldner, mithin kein Grund vorhanden, Jene, die in ihrem Vereine noch eher Rettung finden, als Diese, milder zu behandeln.

5) Wenn die Schulden mit Pfandbriefen nach dem Nennwerthe bezahlt werden dürfen, so ist kein Grund vorhanden, den Indult hier fortdauern zu lassen; denn sobald ein Gutsbesitzer über den Pfandbriefwerth seines Grundstücks verschuldet ist (und dies wäre der einzige Fall, wo er außer Stand erschiene zu bezahlen), so kann er bei den jetzigen Preisen selten als Eigenthümer, sondern nur als Administrator erscheinen, und es ist ungerecht, die Gesetze nach seinem auf nichts zurückgebrachten Antheil, nicht aber nach dem den Gläubigern gehörigen, vollen Werthe zu regeln.

6) Nur die baare Zahlung der gekündigten Quote könnte die Credit-Institute in Verlegenheit setzen; nimmt man aber den Vorschlag an, in Pfandbriefen nach dem Nennwerthe zahlen zu dürfen, so werden keine Kündigungen Statt finden, weil der dargebotene Pfandbrief mit einem andern vertauscht werden würde. Da dies nun nichts anders heißt, als der Gläubiger erhält den Curswerth, so könnte man freilich auch die Kündigung der Pfandbriefe untersagen, und jedem Einzelnen überlassen die baare Realisirung durch Verkauf auf dem Markte zu suchen; allein da dies keine wirkliche Hülfe mit sich führt, so ist

es besser, den Grundsatz der bedingten Aufhebung ganz allgemein auszusprechen.

b) Angenommen also, daß der Vorschlag durchgeht, in Pfandbriefen nach dem Nennwerthe zu bezahlen, so ist es nicht nöthig, für die Fortdauer des Indults in Hinsicht der Credit-Institute, die Gründe näher zu entwickeln, welche sich nur bei dem Verlangen der baaren Zahlung ergeben.

Dagegen bedürfen mehre dahin gehörige und wichtige Maßregeln noch einer näheren Erörterung.

Zunächst fragt es sich, wie soll es mit der Ausfertigung neuer Pfandbriefe gehalten werden?

Es wird behauptet,

daß man diese Ausfertigung, doch nur unter bestimmten Vorkehrungen für ihre Tilgung, erlauben müsse, weil sonst unbedenklich alle Schuldner, welche keine Pfandbriefe auf ihren Gütern hätten, schlechter gestellt und der Herbeischaffung der gesetzlichen Zahlungsmittel beraubt würden.

Dagegen aber wird angeführt:

a) Der Schuldner, welcher Pfandbriefe auf sein Gut hat ausfertigen lassen, ist nicht besser daran, als der, welcher keine hat ausfertigen lassen; denn er ist ja nicht in Besitz derselben (was eigentlich nur hieße, er sei nichts schuldig), sondern er muß sie ankaufen und damit zahlen, so wie dies Derjenige zu thun genöthigt ist, welcher Privathypotheken zu bezahlen hat. Diese Privathypotheken, wenn sie innerhalb der Pfandbriefssicherheit stehen, sind aber nicht geringer denn Pfandbriefe zu achten und werden deshalb nicht mehr gekündigt werden, als diese.

b) Der Vortheil, den in diesem Augenblick der Zahler hat, liegt in der Verschiedenheit des Curses und Nennwerths der Pfandbriefe. Mindert sich diese Verschiedenheit, so wird der Vortheil für den Schuldner nur scheinbar geringer, der Wahrheit nach aber bessert sich der Credit, und wenn man erst Papiere überall zum vollen Werthe verkaufen kann, gibt man sich nicht die Mühe sie zu kündigen.

c) Soll der Vorschlag, die Annahme der Pfandbriefe nach dem Nennwerthe zu erlauben, nicht aus einer erleichternden Bestimmung in offenbare Prellerei für die Gläubiger ausarten, so darf die Masse jener nicht ins Unendliche vermehrt und ihr Werth dadurch fast vernichtet wer-

den. Denn wollte man auf einmal verstatten, den taxmäßigen Pfandbriefswerth auch nur der adelichen Güter (und die gesammten Grundbesitzer und alle Hauseigenthümer wären auf gleiche Weise dazu berechtigt), in Pfandbriefen darzustellen, so ist zwar nicht in mathematischer, wol aber in finanzieller Hinsicht eine Mehrung ins Unendliche vorhanden. Es ist ganz thöricht zu hoffen, daß die zum Grunde liegende Hypothek die gänzliche Werthlosigkeit aufhalten werde. Eine solche Mobilisirung und geldartige Darstellung alles Werthes ist an sich schon unausführbar, und überdies kann jetzt nicht die Hälfte von dem versucht werden, was einst möglich war. Wie dürfte man also die Grundsätze noch ausdehnen?

d) Abgesehen aber, daß es als eine nicht zu rechtfertigende Willkür erscheinen würde, erst ein Papier zum gesetzlichen Zahlungsmittel zu erheben, und es dann durch Vermehrung werthlos zu machen, so ginge aus dieser Vermehrung für die Masse der Grundbesitzer kein Vortheil hervor; denn wenn z. B. die Ausfertigung von 300,000 Rthlr. neuer Pfandbriefe die auf 30 Millionen abzuschätzende Masse alter Pfandbriefe einer Provinz auch nur um eins vom Hundert hinabdrückt, so verlieren die Grundbesitzer, ja die ganze Nation in diesem Augenblicke ein Capital von 300,000 Rthlr. Sinkt der Curs mehr, so wird der allgemeine Schade noch größer und der Werth des Grundeigenthums immer geringer. Von hier aus ist aber gegen die Annahme der Papiere überhaupt noch auf folgende Weise geschlossen worden:

α) Darf der Grundbesitzer durch neue Pfandbriefe sich Mittel zur Ablösung der hypothekarischen Schulden verschaffen, so hilft ihm dies mehr als die Papierannahme bei dem eintretenden Verbote jener Ausfertigung.

β) Die Gläubiger werden nach dem verschiedenen Stande der Pfandbriefe verschieden verkürzt, und die Schuldner in Landschaften, wo jene hoch stehen, gezwungen, höhere Zahlungsmittel anzuschaffen, wozu kein hinreichender Grund vorhanden ist.

γ) Sinken die Pfandbriefe sehr, so geht die Verkürzung des Gläubigers in bloße Willkür über; steigen sie, so werden die Schuldner nicht erleichtert: und insbesondere ist allen Denjenigen, welche keine Pfandbriefe besitzen, ferner allen Hausbesitzern, die auf dem Markt Zahlungspapiere kau-

fen müssen, durch die Papierannahme nur scheinbar geholfen.

δ) Uebrigens wird die Vermehrung der Pfandbriefe ihren Werth nicht herabdrücken, wenn mit den neu verfertigten eine gleiche Summe hypothekarischer Forderungen getilgt wird.

Welche Ansicht man auch hierüber gelten lasse, immer ist darin ein Hauptmangel der Credit-Institute gefunden worden, daß für die Tilgung der Schulden gar nicht gesorgt wird. Diesem Mangel muß, sobald es die Verhältnisse irgend erlauben, abgeholfen werden, vielleicht am besten durch Einforderung höherer Zinsen zur Bildung eines Tilgungsfonds. Bei der Nothwendigkeit, diesen Gegenstand getrennt näher zu prüfen, wird hier nur vorläufig erwähnt, daß dem Vorschlage, die Pfandbriefe nicht durch Aufkauf, sondern durch Verlosung und Auszahlung nach dem Nennwerthe zu tilgen, äußerst wichtige Bedenken entgegenstehen dürften.

Einverstanden dagegen sind Alle, daß man die Credit-Institute unter eine nähere Aufsicht stellen, und, ohne Beeinträchtigung der in der Natur der Dinge liegenden, örtlichen Maßregeln, ein gleichförmiges Verfahren einführen, und den Misbräuchen vorbeugen müsse, welche zum guten Theile an dem eingebrochenen Verfalle mit Schuld sind.

Der unter Nr. VII. aufgestellten Frage, welche Gläubiger nicht auf theilweise Kündigung Anspruch haben sollen, steht die jetzt zu erörternde entgegen:

VIII. Welche Schuldner können auf die theilweise Fortdauer des Indults keinen Anspruch machen?

Alle Stimmen sind darin einig, daß diejenigen Schuldner, welche nicht die laufenden Zinsen zahlen, der theilweisen Fortdauer des Indults verlustig gehen und nicht gegen den Antrag der Gläubiger im Besitz geschützt werden können; nur dürfte die Zahlung der rückständigen Zinsen nicht auf einmal zu verlangen, sondern in geräumigern Fristen zu verstatten sein. Zu näherer Erläuterung der darüber vorhandenen und zur Anwendung kommenden Gesetze ist ferner vorgeschlagen worden, Folgendes festzusetzen, daß

a) das Theil I. Tit. 47 §. 40 der allgemeinen Gerichtsordnung vorgeschriebene Verfahren beobachtet werde, da die Verlustigerklärung in Rücksicht der Gläubiger, welche darauf antragen, nur ein Special-Moratorium zum Gegenstande hat;

b) daß das abgefaßte Resolut also auch nur in Rücksicht der Gläubiger von Wirkung sei, die darauf angetragen haben;
c) daß, wie von dem Justizministerio schon am 24sten Julius 1809 angenommen worden, der Schuldner noch bis zu dem, nach Vorschrift der Proceßordnung anzuberaumenden Termin, den Verlust des Moratoriums durch Bezahlung der Zinsen abwenden könne;
d) daß von der Publication des Resoluts an erst die Befugniß des Gläubigers zu kündigen anfange, da dieses doch erst den Verlust des Moratoriums wirklich mache.

IX. In Hinsicht auf die gegen säumige Schuldner zu ergreifenden Maßregeln ist bemerkt worden,

a) daß das Bestreben der Justiz, die Geldwerthe der Güter dadurch zu erhalten, daß deren Veräußerung unter einer gewissen Quote der nach ehemaligen Abschätzungsgrundsätzen angefertigten Taxen nicht wider Willen des Eigeners oder aller Realgläubiger nachgegeben werden solle, eitel und fruchtlos sei. So wenig man das Publicum zwingen könne, den Roggen, der auf den preußischen Märkten 9 bis 13½ Groschen gilt, jetzt nach dem dreißigjährigen Durchschnittspreise der Provinz mit 1⅓ Reichsthaler Courant zu bezahlen, so wenig könne man es auch zwingen, Güter nach einer Taxe zu kaufen, die jetzt von allem Grunde entblößt ist. Ein längeres Beharren bei diesem Verfahren würde eine klare Versagung der Execution der Erkenntnisse gegen die Schuldner und eine weit gefährlichere Verletzung des Rechtsverhältnisses sein, als selbst der Indult: denn dieser ließ noch Execution zu gegen Schuldner, die nicht Sicherheit stellen konnten, nicht Zinsen zahlten, oder wegen Schulden, die erst nach Erlassung des Indults eingegangen waren; jene Bestimmung aber macht alle Execution so lange unbedingt fruchtlos, als der wirkliche Gutswerth so beträchtlich unter dem vormaligen steht.

Dagegen hat man aber andererseits behauptet, daß die Taxen keineswegs so ganz täuschend und unwahr wären, sondern noch immer wenigstens einen Grund hätten; daß ohne einen Leitfaden weder der Gläubiger noch der Schuldner, noch der Richter wüßten welchen Weg sie einzuschlagen und was sie zu fürchten, oder zu erwarten hätten. Wenn also auch nicht ganz die alten Abschätzungsgrundsätze zu erhalten wären, so müsse man doch deshalb nicht alle Taxen verwerfen, sondern sie höchstens den Verhältnissen mehr anpassen.

Oben ist ferner schon bemerkt worden, daß der Widerspruch gegen den Zuschlag dem nachstehenden Gläubiger nicht länger zu gestatten sei, wenn man anders nicht den Indult mittelbar unbedingt verlängern, Scheingeschäfte begünstigen und die ersten Hypothekarien ganz um jede Zahlung bringen wolle.

b) Ob und wie weit man die bei Subhastationen vorgeschriebenen Grundsätze vereinfachen, die Fristen abkürzen solle u. s. w., darüber sind verschiedene Ansichten vorgetragen worden, die jedoch erst näher zu prüfen sein dürften, sobald die von dem Justizministerium darüber versprochenen umständlichern Vorschläge eingehen. Die langen Fristen, und die lange Dauer der Subhastationsprocesse und Sequestrationen ist von allen Seiten als höchst verderblich dargestellt worden.

X. Die bisherige Darstellung dürfte die Hauptansichten und die Hauptpunkte enthalten, welche zur Entscheidung zu bringen sind. Einzelne Festsetzungen und nähere Bestimmungen, welche besonders in juridischer Hinsicht nöthig erscheinen möchten, werden sich nachher daraus leicht ergeben. Mehre andere bei dieser Gelegenheit geäußerten Vorschläge, welche mit der Hauptfrage nicht in nächstem Zusammenhange stehen (obwol an sich wichtig und ernstliche Prüfung verdienend), müssen in diesem Augenblicke um so mehr übergangen werden, weil jene nothwendige Prüfung noch nicht von allen Seiten und von allen Behörden angestellt worden ist.

3.

Ueber die Verfassung der Behörden im preußischen Staate.

Die Verfassung eines Staats hat den bestimmtesten Einfluß auf die Bildung der verwaltenden Behörden, und es ist ein falsches Beginnen, Grundeinrichtungen für die letzten vorzuschlagen, ohne jene dabei aufs genaueste zu berücksichtigen. So wenig es eine, für jeden Ort und für jede Zeit unbedingt passende Staatsverfassung gibt, ebenso wenig gibt es eine solche Behördenverfassung, und die venetianischen Quarantien sind so wenig mit der preußischen Staatsverwaltung vereinbar, als ein unumschränkter König mit der Staatsverfassung Venedigs. Nicht minder einflußreich auf die Bildung und den Wirkungskreis der Behörden ist die Macht, der Umfang, die innere und äußere Lage des Staats; wenn also der Fürst von Anhalt-Cöthen für sein Ländchen alle Einrichtungen des französischen Kaiserreichs nachäffte, so war dies nicht viel klüger, als wenn es dem Senat in Bern eingefallen wäre, eine ostindische Handelsgesellschaft zu stiften.

Je weniger übrigens die Verfassung eines Staates vollendet ist, um so mehr muß die Bedeutung der verwaltenden Behörden heraustreten: daher sind Viele von der englischen Verfassung unterrichtet, welche das Einzelne in der dortigen Verwaltungsart nicht kennen; daher hat sich umgekehrt die Aufmerksamkeit mancher auf dänische oder preußische Behörden gerichtet, weil die eigentliche Verfassungsurkunde hier nur verneinende Ergebnisse zeigte. Der Friede von Tilsit änderte nichts in der Verfassung, wol aber sehr viel in dem Umfange und den inneren Verhältnissen des preußischen Staats, und man mußte um so mehr neue Bestimmungen über die Bildung der Behörden erwarten, als die alten, einst gesunden Einrichtun-

guten Theils ausgeartet waren. Ueber Diese *) müssen wir ein Wort voranschicken. Die Ministerien des Kriegs, der Justiz, der geistlichen und der auswärtigen Angelegenheiten waren seit langer Zeit bald vier Ministern, bald nach gewissen Unterabtheilungen mehren Männern anvertraut. Aber die Veränderungen, welche in Hinsicht der Behandlungsart dieser Gegenstände eingetreten sind, erscheinen weit weniger wichtig und anziehend, als diejenigen, welche die Form der Behörden für die Finanzen, Polizei, Gewerbe, kurz für eigentliche Landesregierung erfahren hat. Deshalb wird in der folgenden Darstellung und Prüfung vorzugsweise von ihnen die Rede sein.

Friedrich Wilhelm I. legte den Grund zu der bisherigen Einrichtung dieser Behörden, indem er die früher getrennte Domainen- und Landesverwaltung vereinte, aus den Amtskammern und dem Kriegscommissariate sogenannte Kriegs- und Domainen-Kammern bildete, und sie dem neuen Generaldirectorium unterordnete; wo ein Minister mit wenigen Räthen diejenigen Angelegenheiten jeder Art bearbeitete, für welche diese höhere Instanz festgesetzt war. Wir sagen bedächtig jeder Art, weil die Abtheilungen des Generaldirectoriums durchaus nicht nach Gegenständen, sondern nur nach Landschaften abgegränzt waren, und der Wirkungskreis jedes sogenannten Provinzialdepartements sich innerhalb einer Landschaft auf Alles und Jedes erstreckte, was nicht reine Justizsache war, oder technisch für einen der oben genannten Minister gehörte. Es trennten aber diese Provinzialdepartements das Generaldirectorium durchaus nicht in mehre Behörden, sondern alle Minister waren für alle Geschäfte in allen Landschaften verantwortlich; Jegliches wurde also eigentlich in voller Sitzung, in pleno, verhandelt, und Jedem stand Urtheil und Einrede frei, ja er war dazu verpflichtet. Der König hatte den Vorsitz im Generaldirectorium, und wenn auch nicht eigentlich immer in Person, doch durch sehr genaue Einwirkung, selbst durch Einsicht der Acten, welches bei dem damaligen Umfange des Staats allerdings möglich war.

Als sich unter Friedrich II. die Geschäfte außerordentlic[h] erweiterten und vermehrten, als besonders die Kriege seine öf[...] tere und längere Abwesenheit vom Sitze der Behörde na[...]

---

*) Siehe meine Recension des Publicandums vom 16. Dec. 18[..] über die Einrichtung der obersten Staatsbehörden. Heidelb. Jahrb. [..] rispr. und Staatswissenschaft Jahrg. II. Heft 4. S. 145.

sich zogen, so konnte er nicht mehr hausväterlich Alles selbst besehen und beschreiben; anstatt aber mit den Ministern da, wo es möglich erschien, unmittelbar zu arbeiten oder sich mündlich vortragen zu lassen, zog er vielleicht zu oft den Weg schriftlicher Berichterstattung und schriftlicher Beantwortung vor. Doch war der Schreiber solcher Beantwortungen damals bei der großen geistigen Ueberlegenheit und der rastlosen Thätigkeit Friedrichs, nicht sehr bedeutend. Unter ihm erlitt indessen die Verfassung des Generaldirectoriums schon wichtige Abänderungen.

Bei dem größeren Umfange des Staates hielt man die Abtheilung der Departements nach Landschaften für zu vereinzelnd; manche Zweige schienen einer allgemeinern, raschern, durch besondere Kenntnisse geförderten Bearbeitung zu bedürfen, und so entstanden Abtheilungen nach Gegenständen, neben den Abtheilungen nach Provinzen. Doch war die erste Lösung gering, denn der z. B. für die Fabriken angesetzte Minister sollte eigentlich, nach des Königs Absicht, sein Gutachten, ohne irgend eine getrennte Bearbeitung der Sachen selbst, nur dem Gutachten des Provinzialministers zugesellen. Etwas bedeutender war schon die, durch Einführung der Regie entstehende Vereinzelung des Accisedepartements, vorzüglich aber suchte der Minister von Hagen die Errichtung solcher Abtheilungen nach Gegenständen durchzusetzen, um Einfluß zu gewinnen, auch sah man allmählig ein Bergwerks-, ein Forstdepartement u. s. w. entstehen. Ganz natürlich folgte nun aus diesen Sonderungen und Abgränzungen unter den landschaftlichen und sachlichen Departements eine Vereinzelung der Geschäfte selbst; allein der große König wußte dem Uebel Maß zu setzen und erklärte (der Idee des Generaldirectoriums treu bleibend) wiederholt: er wisse von keinen und dulde gar keine Grundabtheilungen im Generaldirectorium, sondern werde sich, ohne Rücksicht auf daher geholte Entschuldigungen, wegen jeglichen Versehens, an alle Minister halten, sie Alle als gleich und für Alles verantwortlich betrachten.

Unter Friedrich Wilhelm II. zerfiel aber das Generaldirectorium ganz eigentlich in so viele einzelne Verwaltungsbehörden, als es Departements gab, und diese neue Unform erhielt allmählich immer größeres Ansehn, sodaß die erste Instruction von 1724 und alle gemeinsame Ansicht und Bearbeitung ganz vergessen ward. Diese Trennung der Verwaltung der in einer Landschaft zur Sprache kommenden Gegenstände, erzeugte nun beim Mangel eines Mittelpunkts die größten Weitläufigkeiten, Widersprüche, monopolischen Geist u. s. w. Wenn zum Bei-

spiele einem Amte durch Beilegung eines geringen Forstbezirks großer Nutzen gestiftet werden konnte, und das Provinzialdepartement auf den Bericht der Kammer den Vorschlag genehmigt hatte, so widersprach das Forstdepartement, und die Sache blieb liegen, oder gab zu Zänkereien Veranlassung. Angenommen, der Plan ward zuletzt nach Verlust von Zeit und Vortheil doch durchgesetzt, so mußte die etwaige Einnahme von der neuen Wiese oder dem Waizenlande dennoch im Forstetat als Forsteinnahme, zur Verwirrung aller staatswirthschaftlichen Uebersichten stehen bleiben; — damit es heiße, so viel hat der Forstminister Ueberschüsse geliefert! Man war nahe daran, alle älteren Rodungen in dieser Hinsicht noch als Forst zu betrachten und zu behandeln.

Ein anderer Fall: der Betrieb der Torfstiche ward zum Theil vom Provinzial-, zum Theil vom Bergwerks-Departement geleitet; — einer der größten war durch Ausgrabung eines Flusses, durch Verlegung einer Mühle, mit großen Kosten in Stand gesetzt worden; allein die Bequemlichkeit eines niedern Beamten wußte die verkehrteste, alle obigen Maßregeln vereitelnde, kostspielige Betriebsart Jahre lang durchzusetzen, weil er wechselsweise seine verschiedenen Oberen überredete, der Eine oder der Andere wolle es nicht: — weil diese sich nie darüber unmittelbar verständigten, weil der Höhere fehlte, der schnell entschieden hätte.

Friedrich Wilhelm II. war von diesen vereinzelten Maßregeln Manches zu Ohren gekommen; er hatte zu oft Streitigkeiten der Departements entscheiden sollen, und befahl deshalb erzürnt aufs ernstlichste, daß alle zweifelhaften und wichtigen Sachen vor allen Ministern in einem gemeinsamen Vortrage verhandelt und entschieden werden sollten. In der, nach dieser Vorschrift gehaltenen, ersten Sitzung kam die einzige Frage zur Sprache: ob ein ausgewanderter französischer Kutscher im Reiche geduldet werden dürfe oder nicht; bei der zweiten Sitzung ward bemerkt, es sei nichts vorzutragen; eine dritte ward nicht gehalten, und damit blieb Alles auf der alten Stelle; — so eingewurzelt zeigte sich das Uebel und die Sucht, mit Zurücksetzung des allgemeinen Besten, in seinem Bezirke allein Herr und Meister zu bleiben.

Man sprach zwar jetzt auch viel von einem hievon noch getrennten Generaldepartement, allein dies war ein Schatten ohne Wirksamkeit, und deshalb ist es nicht nöthig, sich dabei aufzuhalten. Gleichzeitig mit dieser Zerrüttung des Generaldirectoriums mehrte sich der Einfluß der Cabinetsräthe, ja zu-

letzt vieler ganz unbefugten Personen, welche des Königs schwache Gesundheit zu ihrem eigenen Vortheil misbrauchten.

König Friedrich Wilhelm III. bezeigte bei seinem Regierungsantritte den eifrigsten Willen, die fehlerhafte Behördenverfassung, besonders bei der Finanzverwaltung, in Ordnung zu bringen. Er errichtete deshalb nach einer eigenen Anweisung, welche auf eine Umgestaltung des letzten Zustandes des Generaldirectoriums hinauszugehen schien, eine besondere Finanzcommission, von welcher die ältesten Minister und eine kleine Zahl geheimer Finanzräthe Mitglieder waren. Allein die Besorgniß der Minister, den abgesonderten Wirkungskreis zu verlieren, hemmte bald ihre Thätigkeit, und eine nicht lange nachher ausgewirkte einstweilige Instruction für das Generaldirectorium, welche die bisher nur als Misbrauch bestandene Departementsverfassung förmlich nachwies, schien unerwartet dem Unwesen eine echte Beglaubigung zu geben. Die einzelnen Minister hielten getrennte Sitzungen in ihren Häusern; der eine erlaubte, was der andere verbot, die verschiedenartigsten Grundsätze kamen in den nächsten Bezirken zur Anwendung, und der Name des Generaldirectoriums war zur Satyre geworden. Gern kann man zugeben, daß die alte Gestaltung nicht mehr unbedingt tauglich war, aber warum dachte Niemand (anstatt nur einzelne Misbräuche, z. B. das Forstdepartement, aufzuheben) an eine gründliche allgemeinere Besserung?

Freilich ward dafür die neue Generalcontrole der Finanzen ausgegeben; allein der Minister (Schulenburg), welcher sie einrichtete, steckte sich den echten Zweck nicht einmal vor, viel weniger daß er ihn erreicht hätte. Er selbst übertrat sogleich die meisten Punkte seiner Dienstanweisung und die ganze Anstalt lief nur darauf hinaus, ihm einen Einfluß auf alle Zweige der Verwaltung zu verschaffen, damit er sich so mittelbar und unbemerkt in den ersten Minister verwandeln könne. Den Anderen entging dieser Plan nicht, und er scheiterte weil auf einer Seite größere Thätigkeit und Nachdruck, auf der andern gutwillige Nachgiebigkeit fehlte. Auch hatte den Wirkungskreis, welchen jener zu erhalten strebte, der That nach und mit mehrerer Geschicklichkeit, schon ein Anderer eingenommen, nämlich der Kabinetsrath. Dieser trug dem Könige alle Berichte der Minister vor, und je mehr Einsicht und Willenskraft er besaß, desto mehr Einfluß mußte er natürlich gewinnen. Wirklich hielt nur er die einzelnen Departements noch einigermaßen in Ordnung, — er konnte das Ganze besser übersehen und richtiger urtheilen, als jeder Minister aus seinem gesonderten Standpunkt —: allein diese heilsame Einwirkung minderte sich be-

trächtlich, weil der Kabinetsrath nicht vom Gange der Geschäfte unterrichtet war, sondern nur erfuhr was ihm auf amtlichem oder nicht amtlichem Wege vorgelegt wurde, oder was er erfragte; ferner, weil er nicht die Stelle und Verantwortlichkeit eines ersten Ministers hatte, sondern bald in der That so auftrat, bald dann sich blos als mechanischen Verkündiger höherer Befehle darstellte, und die Minister, gleichfalls in ungewissem Verhältniß, sich bald zu stolz bald zu demüthig gegen ihn benahmen.

Bei diesen Verhältnissen war es vorauszusehen, daß die Wiedergeburt des preußischen Staats, welche man nach dem Tilsiter Frieden verkündigte, sich nothwendig auch auf die Gestaltung der Behörden erstrecken würde, und so erschienen:

1) das Publicandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden in der preußischen Monarchie, in Beziehung auf die innere Landes- und Finanzverwaltung, vom 16. December 1808.

2) Die Instruction für die Oberpräsidenten in den Provinzen, vom 23. December 1808.

3) Die Verordnung wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialpolizei und der Finanzbehörden, vom 26. December 1808.

4) Die Geschäftsinstruction für die Regierungen vom 26. December 1808.

Jenes erste Publicandum äußert sich über die Hauptrichtung und den Hauptzweck der Veränderungen, in der Einleitung auf folgende Weise:

„Wir haben beschlossen, den obersten Verwaltungsbehörden für das Innere und die Finanzen eine verbesserte, den Fortschritten des Zeitgeistes, der durch äußere Verhältnisse veränderten Lage des Staates, und den jetzigen Bedürfnissen desselben angemessene Geschäftsführung zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammenzufassen, und die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Weise in Anspruch zu nehmen. Die Regierungsverwaltung geht zu dem Ende künftig von einem dem Oberhaupte des Staats unmittelbar untergeordneten obersten Standpunkte aus. Es wird von demselben nicht allein das Ganze übersehen, sondern auch zugleich unmittelbar auf die Verwaltung gewirkt. Eine möglichst kleine Zahl höchster Staatsdiener steht an der Spitze einfach organisirter, nach Hauptverwaltungszweigen abgegrenzter Behörden; im genauesten Zusammenhange mit dem Regenten, leiten sie die öffentlichen Geschäfte, nach dessen unmittelbar ihnen ertheilten Befehlen selbständig und selbstthätig, mit voller

Verantwortlichkeit und wirken so auf die Verwaltung der untergeordneten, in gleicher Art gebildeten Behörden kräftig ein. Die Nation erhält eine ihrem wahren Besten und dem Zwecke angemessene Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung; und dem ausgezeichneten Talente in jedem Stande und Verhältniß wird Gelegenheit eröffnet davon zum allgemeinen Besten Gebrauch zu machen."

Jeder wird mit dieser Richtung, diesen Zwecken einverstanden sein, wenn er auch gegen die Angemessenheit einzelner Mittel Zweifel hegen sollte. Für die Sache selbst setzt nämlich jene Verordnung fest:

1) die oberste allgemeine Leitung der ganzen Staatsverwaltung vereinigt sich im Staatsrathe unter des Königs unmittelbarer Aufsicht.
2) Das Ministerium besteht aus fünf Ministern: dem Minister des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Krieges, der Justiz.
3) Das Ministerium des Innern begreift die ganze innere Landesverwaltung im ausgedehntesten Sinne des Worts, mit Ausnahme der eigentlichen Finanz-, Militair- und Rechts-Angelegenheiten, und zerfällt in folgende Abtheilungen: a) für allgemeine Polizei, b) für Gewerbepolizei, c) für den Cultus und öffentlichen Unterricht, d) für allgemeine Gesetzgebung, e) für Medizinalsachen, f) für die Angelegenheiten des Bergbaus, der Salzfabrikation, Porzellanmanufactur, Münze u. s. w. Die erste Section steht unter der unmittelbaren Leitung des Ministers; besondere Sectionschefs oder Dirigenten sind einer oder mehreren von den übrigen Sectionen vorgesetzt.
4) Das Ministerium der Finanzen leitet und verwaltet die gesammten Staatseinnahmen, sie bestehen aus Domainen oder Steuern. Die Staatsausgaben werden nur in so weit von dem Departement bestritten, als sie die Finanzverwaltung selbst veranlaßt, wogegen der Minister der Finanzen die Bedürfnisse der übrigen Verwaltungszweige den einzelnen Departementschefs, nach einer gemeinschaftlich mit ihnen vorgenommenen Ausmittelung des Bedarfs, in voller Summe anweiset. Diese, sowie die ihnen untergeordneten Sectionen, entscheiden über die weitere Verwendung. Zu dem Finanzministerium gehören a) die Section des General-Bank-, Kassen-, Seehandlungs- und Lotterie-Wesens mit den natürlich zugeordneten Unterbehörden, b) die Section für Domainen

und Forsten, c) die Section der directen und indirecten Abgaben. Unter der Leitung des gesammten Staatsraths, und vorerst des Ministerii, steht die Oberrechnungskammer und das Plenum der technischen und wissenschaftlichen Deputationen. Die Sectionen verfügen in ihrem Namen, die Minister auf Spezialbefehl. Bei Gegenständen, die in den Wirkungskreis mehrerer Ministerien oder Abtheilungen eingreifen, verfahren sie gemeinschaftlich. Die Minister sind als Departementschefs übrigens so befugt als verpflichtet, die Geschäftsverwaltung der einzelnen ihnen untergeordneten Abtheilungen zu beobachten, den Vorträgen in denselben beizuwohnen, und sich von dem Einzelnen der Verwaltung zu unterrichten u. s. w.

Jedem leuchtet ein, wie viele und wie große Veränderungen in der Verfassung der obersten Staatsbehörden durch dies Gesetz eingetreten sind, und manche dieser Veränderungen (z. B. die Minderung der Zahl der Justiz- und Finanzminister) sind unleugbar als Verbesserungen zu bezeichnen; andere Punkte verdienen eine nähere Beleuchtung. Dahin rechnen wir zunächst die Aufhebung der Provinzialdepartements und die Errichtung der Abtheilungen nach Gegenständen. Sowie sich bei der Lehre von den Verfassungen beweisen läßt, daß die höchste Gewalt ungetheilt, aber nicht in Einer Hand sein müsse (sobald man anders nicht von aller Form absehen und blos persönlichen Eigenschaften vertrauen will), so bedarf jeder größere Staat getrennte Behörden. Nur wenn bei der Staatsverfassung von Körperschaften die Rede ist, welche n e b e n e i n a n d e r zu stellen sind, so muß hier hauptsächlich von U n t e r o r d n u n g gesprochen werden: denn die Nothwendigkeit, die Rechts- und Finanzverwaltung u. s. w. zu trennen, welche noch Niemand bezweifelt hat, bedarf keiner Erörterung; wol aber, wie Orts-, Provinzial- und Reichsbehörden über einander zweckmäßig aufzubauen sind. So wenig eine Mauer Haltung und Festigkeit gewinnt, wo Stein auf Stein so gelegt wird, daß Fuge auf Fuge trifft, so wenig Tüchtigkeit hat ein bloßes Uebereinanderschichten der Behörden. Man soll nicht wähnen, daß größere oder kleinere Massen des Gleichartigen, bloße Variationen der Geschäftsbezirke und Geschäftsrechte hinreichen, höhere und niedere Behörden zu sondern und selbständig zu erzeugen. So wenig in Frankreich auf solche Weise durch die Bildung des Raths der Alten und der Fünfhundert, bei innerer Aehnlichkeit der Bestandtheile, eine wahre Entgegensetzung und dauernde Staatsverfassung entstand, so wenig läßt sich auf sol-

chem Wege eine echte Behördenverfassung herbeizwingen. Wenn also den Regierungen, wie wir unten sehen werden, durchaus zweckmäßig die Verwaltung aller Gegenstände zugewiesen ward, die innerhalb einer Landschaft an eine Staatsbehörde gelangen können, so durfte die höhere Behörde durchaus nicht auf einer ähnlichen geographischen Abgrenzung beruhen; im Gegentheil wird deren Sonderung nach Gegenständen, statt einer mechanischen Aufschichtung, nun eine organische Gliederung zeigen, und die Rücksichten auf das Oertliche und auf das Allgemeine, das Wohl der Landschaft und das Bedürfniß des ganzen Staats, gleichmäßig hervortreten, — mithin das echte Ziel eher als auf eine andere Weise erreicht werden. Man muß also jene Veränderung der alten Verfassung des Generaldirectoriums dem Umfange und den Zwecken des Staats angemessen finden, und die neue Bildung der Reichsbehörden in dieser Rücksicht billigen. Doch bleiben einige andere Bedenken:

1) die fünf Minister stehen mit gleichen Rechten neben einander, keiner hat dem andern zu befehlen, keiner will sich vom andern befehlen lassen; woher kommt die Entscheidung? Antwortet man: vom Könige, so läßt sich entgegnen, dies war auch bei mehreren Ministern möglich; und ist man nach dem erzwungenen Abgange des Freiherrn von Stein wirklich aus inneren Gründen von der Ueberzeugung abgegangen, daß ein erster Minister für die augenblicklichen Verhältnisse nöthig sei, welcher alle Zweige der Verwaltung übersehe und vereine?
2) Nur bei einer solchen Vereinigung dürften die Weitläufigkeiten sich vermindern lassen, die aus der Trennung des Ministeriums der Finanzen und des Innern nothwendig entstehen; wenigstens war es der Form nach ein Fehler, daß an die Stelle gemeinsamer Sitzungen und Berathungen über Gegenstände, die den Wirkungskreis zweier oder mehrerer Ministerien betrafen, ein umständliches schriftliches Abstimmen Gebrauch ward, wobei Jeder in dem Maße fester bei seiner Meinung beharrte, als er ehrlich und redlich von deren Richtigkeit überzeugt war. Aber darüber blieben die Sachen auf der alten Stelle.
3) Das Verhältniß der Sectionen zum Minister ist durch das Gesetz nicht deutlich ausgedrückt, und bald zeigten sich hiebei Mängel, von welchen die Rede sein wird, wenn vorher von den Oberpräsidenten und den Regierungen gesprochen worden ist.

Die Anstellung dieser Oberpräsidenten erscheint Vielen, ungeachtet der gegebenen Beweise, überflüssig und nachtheilig. Sie sagen: als man früher beim Generaldirectorium sogenannte dirigirende geheime Finanzräthe anstellte, welche gewisse Gegenstände, nach der Bestimmung des Ministers, ohne seine Theilnahme, mit den übrigen Räthen bearbeiten sollten, so unterstützte man diese Maßregel durch den Grund: daß der Minister nicht Alles übersehen könne, bisweilen abwesend sei u. s. w. Besonnene Männer — und von diesen schlugen Zwei jene Stellen aus, weil sie von der Nutzbarkeit derselben nicht überzeugt waren — entgegneten: sei der Minister tüchtig, so könne er unbezweifelt alle Sachen übersehen (Kleinigkeiten sollten gar nicht an die höchste Behörde gebracht werden) — und dann erscheine der dirigirende geheime Finanzrath als Null; erhalte er dagegen durch Bequemlichkeit des Ministers einen größern, obgleich stets unsichern Wirkungskreis, so entstehe eine Art von überflüssiger Mittelbehörde, und es zeige sich ein nachtheiliger Unterschied der Ansichten und der Behandlungsart der Gegenstände von Seiten des Ministers und des dirigirenden geheimen Finanzraths. Wollten wir nun die Sectionschefs diesen dirigirenden Räthen etwa gleichsetzen, so bleiben die Oberpräsidenten immer noch übrig. Die Anstellung derselben, nach alter und neuer Weise, hatte größtentheils ihre Wurzel in der Sucht mehr zu hemmen und zu controliren, als zu fördern; ja, von dieser Sucht waren alle ältern oberen Behörden angesteckt, und die neuen haben, wie wir sehen werden, nicht überall lange genug Quarantaine gehalten. Man nahm nicht an, daß die angestellten Räthe in den Kammern ihre Sachen gut, sondern daß sie sie schlecht abmachen würden, und der vorgesetzte geheime Finanzrath, der doch nicht immer Ja sagen wollte, suchte oft vorsätzlich bis er etwas zu erinnern fand, worüber nicht selten die heilsamsten Sachen aufgehalten wurden oder liegen blieben. In den Kammern zeigte sich dagegen oft eine Gleichgültigkeit gegen den Gang der Geschäfte. Wenig bekümmert über die Folgen, berichtete man zur Entscheidung, hielt sich im Fall der Genehmigung von aller Verantwortlichkeit befreit, und freute sich wol obenein, wenn die hohen Herren ein übles Versehen begangen hatten. Dagegen halfen die alten und neuen Oberpräsidenten nichts. Jener konnte nicht an den drei bis vier Orten gegenwärtig sein, wo die ihm untergeordneten Kammern waren; er wohnte den Sitzungen nicht bei, und hatte keine vollständige Uebersicht der Geschäfte; ihm blieb also nur das Recht einzufragen und einzureden, gewöhnlich zu einer, in der That blos unnützen Mehrung der Arbeit. Zum Beispiel: es

ward Jemand von der Kammer über einen Gegenstand beschieden, welcher unbedingt zu ihrem Geschäftskreise gehörte; er klagte beim Oberpräsidenten; dieser forderte Bericht, war anderer Meinung, und die Kammer mußte ihren Bescheid ändern. Der Bittsteller ging jetzt zum Provinzialminister; hierauf ein zweiter Bericht und eine dritte Meinung, mit welcher sich die Kammer zum dritten Male blosstellen mußte und in der so nothwendigen Achtung mehr verlor, als der ganze Gegenstand des Streites werth war. Oder, der Bittsteller übersprang den Oberpräsidenten, und versuchte erst sein Heil bei ihm, wenn der Minister schon entschieden hatte; jener forderte Bericht, die Kammer erstattete ihn, aber die Sache blieb ungeändert u. s. w.

Die neuen Oberpräsidenten sollten:

1) „den Geschäftsgang in den Provinzen beleben;" sind aber die Regierungen und das Ministerium gehörig besetzt, so ist das echte Leben vorhanden, und der dazwischentretende Oberpräsident kann nur die Kreise verwirren.
2) „sie sind keine Zwischeninstanz;" — dies waren die alten eigentlich auch nicht, sie mußten es aber nothwendig werden, oder gar nichts von sich hören lassen.
3) „sie sind immerwährende Commissarien der Minister, um in ihrem Namen an Ort und Stelle eine genaue und lebendige, nicht blos formale Controle nicht so wol über die öffentliche Verwaltung an sich, als über die Treue und Dexterität der Beamten zu führen." Dagegen läßt sich aber einwenden:
   a) Sie können nicht an Ort und Stelle z. B. in der Kurmark, der Neumark und Pommern zu gleicher Zeit sein; also ist die Controle nicht genau.
   b) Sie haben keinen Antheil an dem Einzelnen der Verwaltung, können also dadurch, daß sie von Zeit zu Zeit die Acten oder die Menschen besehen, weder von den Sachen selbst, noch von der Treue und Gewandtheit der Beamten eine genügende Einsicht gewinnen: dies Alles muß die wirklich vorgesetzte, in steter und genauer Verbindung bleibende obere Behörde ungleich besser kennen.
   c) Je lebendiger ihre Controle ist, desto mehr unnütze Arbeit. Da sie keine Instanz sind, und bei dieser Einrichtung im echten Sinne des Worts nicht sein können, so werden ihre, oft aus unvollständiger Uebersicht der Verhältnisse entstehenden Einwendungen nur

zu Streitigkeiten führen, die von den vorgesetzten Behörden entschieden werden müssen;

4) „Sie haben die Aufsicht über die ständische Verfassung;" allein diese kann, wenn überhaupt das Verhältniß der Stände nicht berichtigt wird, vom Regierungspräsidenten oder vom Sectionschef füglich übernommen werden.

5) „Sie sollen Geschäften vorstehen, die einen größern Vereinigungspunkt bedürfen, als ein Regierungsbezirk, z. B. Vorkehrungen wegen Viehseuchen u. s. w.:" dies ist aber bis jetzt, ohne solche Dazwischenkunft, durch unmittelbares Zusammentreten der Regierungen, unter Leitung der vorgesetzten Behörde, sehr gut geschehen, und diese Mehrung des Schreibens nur verzögernd. Genug, der Oberpräsident oder der Regierungspräsident ist überflüssig; dagegen der Bleibende, welcher wirklich einer Provinz vorsteht, wichtiger als je, weil er nach der Einführung der sachlichen Abtheilungen in den obern Behörden das örtliche Landinteresse aufrecht halten und der allgemeinen sachlichen Betrachtungsweise gegenüber stellen muß. Er steht an der Spitze der Regierung, deren Wirkungskreis sich über eine ganze Landschaft erstreckt, und durch die Verordnung vom 26. Dec. 1808 dem Inhalte nach sehr erweitert ist.

Die ältern Kriegs- und Domainen-Kammern, an deren Stelle der zweckmäßigere Name von Regierungen getreten ist, waren fast nur Behörden für die Verwaltung der polizeilichen Angelegenheiten, der directen Steuern und der Domainen. Jetzt ist den Regierungen zugewiesen:

1) die allgemeine Landespolizei in ausgedehnterer Bedeutung des Wortes, so wie ein großer Theil der Landeshoheitssachen;
2) Medizinalwesen, Handels- und Schiffahrtssachen, Chaussee- und Bau-Sachen, Landarmenwesen, die polizeiliche Aufsicht über Post-, Gestüte-, Lotterie-, Bergwerks-Sachen;
3) die polizeiliche Aufsicht über die ständische und Gemeine-Verfassung;
4) die Geistlichen- und Schul-Angelegenheiten;
5) die Accise- und Zoll-Sachen;
6) die Magazinangelegenheiten.

Dagegen ist der Regierung abgenommen:

a) die Verwaltung des gesammten Communal-, Societäts- und Corporations-Vermögens, so wie aller

zu solchen Genossenschaften gehörigen Angelegenheiten;

b) die bei Finanz- und Polizei-Angelegenheiten stattgefundene besondere Rechtspflege; mithin gehen die bisher von den Kammerjustizdeputationen verhandelten Sachen zu den Oberlandgerichten über.

Die Regierungen erhielten zur Bearbeitung der Geschäfte folgende Abtheilungen oder Deputationen:

1) für das Polizeiwesen;
2) für den Gottesdienst und öffentlichen Unterricht;
3) für das Finanz- und Kassen-Wesen, welche Abtheilung, des großen Umfangs wegen, gewöhnlich in die für Domainen und in die für Steuern jeder Art getrennt ward,
4) für das Militairwesen.

Eine oder mehrere Abtheilungen erhielten besondere Directoren; ein Präsident ward, wie gesagt, an die Spitze des Ganzen gestellt; und das Plenum aller Abtheilungen sollte alle gemeinsame Angelegenheiten behandeln, die engste Verbindung zwischen den Deputationen erhalten und allem ehemaligen Schriftwechsel ein Ende machen.

Schon diese kurze Uebersicht zeigt genügend, daß es Hauptzweck war, alle Zweige der Verwaltung innerhalb einer Landschaft schlechterdings Einer Behörde anzuvertrauen und alle bisherigen Spaltungen aufzuheben. Die Consistorien, Accise- und Zoll-Deputationen, Chausseeämter, Landarmendirectionen u. s. w. vereinten sich in dem großen Körper einer Regierung. Sie behielten durch die Abtheilungen so viel eigene Selbständigkeit, als es die Natur der Dinge zu verlangen schien; es waren so viele Vereinigungspunkte nachgewiesen, daß die Nachtheile einer gänzlichen Vereinzelung nicht mehr befürchtet werden konnten.

Da indessen das Vorstehende genügt, um von den hierher gehörigen Gesetzen des Jahres 1808 einen Ueberblick zu erhalten, so ersparen wir unsere Bemerkungen über diese Einrichtung der Regierungen bis auf den Zeitpunkt, wo sehr heftige Einwürfe dagegen gemacht worden sind, und kehren jetzt zur Darlegung dessen zurück, was ferner in Hinsicht der obersten Reichsbehörde geschah. Entscheidend wichtig ist hiebei das Gesetz vom 27. October 1810 über die veränderte Verfassung derselben; und so unangenehm auch das Verändern des eben erst Veränderten auffällt, so läßt sich doch so wenig leugnen,

daß dies Gesetz Fortschritte zum Bessern nachweiset, als daß die spätern Veränderungen fast nur als Rückschritte bezeichnet werden können.

An der Spitze der gesammten Verwaltung finden wir jetzt den Staatskanzler, und dieser neue Vereinigungspunkt mußte, abgesehen von allem Persönlichen, in unsern Verhältnissen als Gewinn erscheinen; obgleich damit für jeden Ort und jede Zeit keineswegs die Nothwendigkeit eines ersten Ministers behauptet wird. Es ließ sich doch erwarten, daß ein Mann von so entscheidendem Einfluß auf alle Angelegenheiten, ein bestimmtes System bei sich überlegen, beschließen, folgerecht durchführen werde, was bis jetzt bei so widersprechenden Ueberzeugungen der verschiedenen Minister ganz unmöglich erschien; was bei neben einander geordneten Männern immer unmöglich bleiben wird, solange nicht alle Stellen der höhern Verwaltung, auf englische Weise, mit Männern besetzt werden, welche sich über ihre Grundansichten vereinigt haben, und sie mit gemeinsamen Kräften zu behaupten entschlossen sind.

Ferner war es Gewinn, daß das Kabinet durch jenes Gesetz eine Stellung erhielt, wo es, nicht wie sonst, bald zu viel, bald zu wenig wirksam sein kann; daß die Instanz zwischen den Sectionen und Ministern wegfiel; daß die Oberpräsidenten aufgehoben wurden, mithin die oben gerügten Uebel aufhörten, daß die Errichtung eines Staatsraths näher nachgewiesen ward u. s. w. Wir dürfen, um übermäßige Weitläufigkeiten zu vermeiden, nicht die einzelnen Veränderungen in Hinsicht der Stellung, des Wirkungskreises, des Geschäftsganges unter den verschiedenen Ministerien und Sectionen nachweisen, und geben nur Bemerkungen über einige mehr oder minder wichtige Punkte, welche die Aufmerksamkeit gleich anfangs erweckten, oder im Ablauf der Zeit als merkwürdig heraustraten.

1) Der Staatsrath besteht aus den königlichen Prinzen, dem Kanzler, den Ministern, dem Staatssecretair, und aus Personen, welche der König mit besonderem Zutrauen für gewisse Gegenstände und auf gewisse Zeit beruft. Er versammelt sich wöchentlich, kein Mitglied soll fehlen, alle Abänderungen alter Gesetze, alle neuen Gesetze kommen darin zum Vortrag, sowie ferner die, mehrere Ministerien betreffenden Angelegenheiten, die jährlichen Darstellungen der Minister über ihre Verwaltung u. s. w.

Nach einem solchen Staatsrathe haben sich Viele gesehnt, als wie nach einer Universalmedizin; und dennoch, seit drei Jahren hat er sich nie versammelt; weder alte, noch neue Ge-

setze, weder schriftliche noch mündliche Darstellungen sind vorgetragen, und der Staatssecretair hat bis auf den heutigen Tag noch nichts geschrieben! Woher nun jene Sehnsucht, jene feierlich gesetzliche Errichtung, und wiederum dieses kühne Beiseitsetzen des Wunsches und des Gesetzes? Es erscheint gleich irrig jene Sehnsucht als einen bloßen Irrthum zu bezeichnen, und für dieses Beiseitsetzen nur schlechte persönliche Gründe anzunehmen. Der Staatsrath besteht aus Männern, welche theils mit den Geschäften unbekannt sind, theils, wie wir schon bemerkten, entgegengesetzte Ansichten haben. Wenn nun jedem Mitgliede eine entscheidende Stimme zusteht, so wird bald diese, bald jene Ansicht überwiegen, und die buntscheckigste Gesetzgebung entstehen, oder die Sachen in Stocken gerathen. Erst wenn durch Kraft und Einsicht die Grundlagen einer allgemeinen Gesetzgebung für die Finanzen und das Innere festgestellt, und den Gliedern des Staatsraths dadurch unwandelbare Gesichtspunkte gegeben sind, können Willkür und Widersprüche vermieden werden. Jeder, welcher an der Spitze der Geschäfte steht, und irgend einen umfassenden, in einander greifenden Plan durchzuführen gedenkt, wird sich der Gefahr nicht aussetzen wollen, ihm im Staatsrathe zerbröckeln zu lassen; er wird die Stellung, wo er allein Herr ist, nicht aufgeben, um eine andere einzunehmen, wo er den Uebrigen fast gleichgestellt ist. Es fehlt an aller innern Nöthigung, sich in diese Abhängigkeit hinein zu begeben; denn der bloße Buchstabe eines neuen selbstgeschaffenen Gesetzes kann nicht als dazu genügend betrachtet werden, sobald einmal erhebliche Zweifel gegen den Nutzen der Befolgung entstanden sind.

Hierauf erwiedert man aber, mit nicht geringerer Wahrheit: Dadurch, daß der Staatsrath nicht in Wirksamkeit getreten ist, sind wir keineswegs vor einer Menge Gesetze bewahrt worden, welche in sich Widersprüche zeigen, und sich nicht aus einem festen wissenschaftlichen oder Erfahrungs-Stundpunkte erklären lassen. Die allgemeinen Grundlagen einer würdigen Gesetzgebung werden besser durch gemeinsame Berathung der höchsten Staatsbeamten aufgefunden und festgesetzt, als durch die vereinzelte Denkkraft auch des talentvollsten einzelnen Mannes. Nur zu leicht gewinnt ein oder der andere Beamte bei dem ersten Minister überwiegenden Einfluß, und dann entstehn einseitige Gesetze; oder, was noch weit gefährlicher ist, es drängen sich Männer hervor, welche nie Geschäfte führten, aber behaupten, alle Zweige der Verwaltung mit angeblicher Genialität durchdrungen zu haben, während sie doch, der Wahrheit nach, nur mit bequemer Oberflächlichkeit daran herumspielten. Durch

solche Männer, welche weder Sachkenntniß noch Uebersicht des Ganzen haben, weder Verantwortlichkeit tragen noch die Ausführung übernehmen, ist in unseren Staaten schon eine unzusammenhängende Winkelgesetzgeberei entstanden; welches zuletzt immer dahin führte, daß die Gesetze so schnell wieder aufgehoben als gegeben wurden, und dem ersten Machthaber, ohne Rücksicht auf seinen guten Willen, aller Tadel allein aufgehäuft ward. Schon die gewöhnliche äußerliche Klugheit führt also zu der Ueberzeugung: daß für gemeinsame Beschlüsse die Vertretung leichter sei, und daß die, welche, gegen ausdrückliche Bestimmung der Gesetze, über die Gesetze nicht gehört sind, sie in der Regel ungern und ungeschickt ausführen. Die Furcht vor zu kühnen Widersprüchen der Abhängigen kann den Machthaber an der Spitze einer durchaus ruhigen Verwaltung nicht schrecken, wenn er Festigkeit mit Einsicht verbindet, und weises Hören fremder Meinungen und leichte Aenderungen, wie sie die Verhältnisse verlangen, vom Nachgeben gegen muthwillige Einreden und vom Untergraben der Grundzüge eines selbstentworfenen großen Plans zu unterscheiden weiß. Freilich wollte er es Allen recht machen, Jedem etwas nachgeben, Vielen gefallen, — das wäre schlimm für ihn und die Sache, und nicht weniger schlimm mit, als ohne Staatsrath.

Aber, hörte man von einer dritten Seite her, all dem Uebel könnte und sollte ja die Abtheilung für die allgemeine Gesetzgebung abhelfen. In ihr sitzen, den ursprünglichen Bestimmungen gemäß, Männer, welche fern von allen Geschäften nur der echten Theorie nachdenken, nie durch praktische Arbeiten das Licht der reinen Wissenschaft getrübt haben; welche als Rathgeber a priori, ganz getrennt von der Verwaltung, ja zu den gewöhnlichen Beamten in dem Verhältniß der Reinen zu den Unreinen stehen; denen alle Gesetze vorgelegt werden, damit sie die Schlacken, welche das tägliche Bedürfniß einer niederen Ansicht aufgedrängt hat, davon losschlagen, und so mit Allgewalt alle Verhältnisse zu dem Ideale hinantreiben, was ihnen wie ein Eldorado vor Augen schwebt.

Schade nur, daß die Section für allgemeine Gesetzgebung, aus Gründen die den obigen verwandt sind, wenige Gesetze vor dem Abdrucke in der allgemeinen Gesetzsammlung zu sehen bekommen hat: — oder vielmehr nicht Schade; denn so laut auch das Gold jener Versprechungen sich ankündigt, so erscheint es doch nur als lärmendes täuschendes Knistergold. Und wenn es auch zehn Gesetze aussprächen, so soll man doch nie der großen Lüge glauben, daß Theorie und Praxis feindselig gegenüber stehen, und jemals die eine ohne die

andere Bedeutung habe. Es ist ein grundverkehrtes Bemühen, die lebendige Menschennatur erst künstlich in eine theoretische und eine praktische chemisch zu zersetzen, und sich dann einzubilden, wenn man die Bestandtheile aneinander klebe, stehe der vollendete Staatsmann, wenn auch nicht mit Armen und Beinen da, so doch dessen wahrer geistiger *) Ferver, seine Quintessenz, in einem auf grauem Papier mit matter Dinte zusammengestümperten, zehnmal durchgesehenen, hundertmal hin und her geänderten, berichtigten, ausgestrichenen und wieder darüber geschriebenen Gesetze!

Was bloße Theoretiker durch Verachtung aller Erfahrung, durch diese Ertödtung ihres halben Wesens hervorbrachten, hat die französische Revolution gezeigt; was bloße Nachahmung des geschichtlich Gegebenen, des Atheniſchen, Römischen, Brittischen u. s. w. erzeugt, ist nie ganz so arg, aber immer noch nicht das Rechte. Ein jedes Gesetz soll aus dem Sinne, den Sitten, den Bedürfnissen der Nation örtlich und zeitlich sich entwickeln; so entsteht historisch ein Gesetz, was fast allemal von dem verschieden sein muß, was rein theoretisch als das beste Gesetz erscheinen mag. Von solchen todtgeborenen Verfassungs- und Verwaltungsgesetzen gibt es eine Unzahl; aber sie finden sich sogar in der privatrechtlichen Gesetzgebung, z. B. die Lehre vom Erbschatze und der Ehe zur linken Hand.

Also nicht dadurch entsteht eine tüchtige Gesetzgebung, daß man sogenannte Theoretiker und Routiniers in gewissen rationalen und irrationalen Verhältnissen zusammenwürfelt und zu jenem Geschäft einsperrt; nicht dadurch, daß man aus Büchern und Acten ein mittleres Recept zusammenquacksalbert: sondern dadurch, daß man den Gelehrten nicht vom Staate absondert, den Beamten nicht durch eine unbillige Last gewöhnlicher Geschäfte ausdörrt, vielmehr Einer wie der Andere im Geschäft auf die Wissenschaft, in der Wissenschaft auf die lebendige, sich gestaltende Welt hinblicken. Staatsmänner, in welchen die Wissenschaft und das Leben sich durchaus nicht durchdrungen haben, sind durchaus unbrauchbar; je mehr dies dagegen der Fall ist, desto größer und vollendeter erscheint ihre Natur und ihre Wirksamkeit. Wir erinnern zur weitern Würdigung an Sully, Colbert, Turgot, Necker, Walpole, Chatham, Pitt, Burke; wir erinnern an die Dürftigkeit unserer deutschen theoretischen Lehrbücher, an die Seltenheit deutscher Staats-

*) Heeren's Ideen II. 202.

männer, welche in der Wissenschaft irgend eine Erwähnung verdienten.

Trotz aller Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen findet sich doch darin eine gleiche Ueberzeugung, daß die Form unserer Gesetzgebung mangelhaft sei, und dies ist auch außer allem Zweifel; nur scheint jene verneinende Ueberzeugung noch nicht die nöthige Klarheit, nicht die genügende Einsicht über die größeren Grundmittel erzeugt zu haben. Alle nur von verwaltenden Personen ausgehende Gesetzgebung bleibt unvollkommen; gegen diese Unvollkommenheit sind aber nicht die etwa neben der Verwaltung und außerhalb des Volks stehenden Theoretiker ein Heilmittel, sondern eine echte, besonnene Nationalrepräsentation. Erst wenn ein solches Plenum, ein solcher würdiger Rath des Nationalwillens und der Nationalansichten entstanden ist, wird auch ein Plenum der verwaltenden Weisheit im Staatsrath nöthig und wirklich werden, Theoretiker und Praktiker werden in dem Einen oder dem Andern eine angemessene Stelle finden, und die ersonnene Gesetzcommission als ein unbedeutendes hors d'oeuvre ausscheiden. Da von der Nationalrepräsentation und den Ständen anderwärts umständlich die Rede ist, so kehren wir zu jenem Gesetz über die obersten Staatsbehörden zurück, und berühren

2) das Plenum der wissenschaftlichen Deputationen, wobei sich Irrthümer hervorthun, die mit den gerügten verwandten Ursprungs sind. Es sollte, gleich vornehm, wie die nicht vorhandene Gesetzcommission, dem nicht vorhandenen Staatsrath untergeordnet werden, und den Bestimmungen des Jahres 1808 gemäß aus den Mitgliedern aller der einzelnen wissenschaftlichen Deputationen bestehen, welche man zu dem Zwecke errichten wollte, die wissenschaftlichen Männer und die Beamten in nähere Verhältnisse zu bringen, und die Hülfe und den Rath der ersten den letztern zugänglicher zu machen. Daß diese Deputationen, welche mit den zur Prüfung von Schulmännern angeordneten nicht zu verwechseln sind, dem Staate eine bedeutende Ausgabe verursachen würden, war sogleich klar; ob aber aus solchen mechanischen Mischungen eine echte Wahlanziehung und Durchdringung jener entstehen könne, schien wenigstens sehr zweifelhaft. Wenn nicht tiefere Gründe die angeblich Gesonderten zu einander führen, so dürften es die zersplitterten kleinen Gehalte nicht erzwingen. Für gewisse Zweige der Verwaltung müssen dauernd Sachverständige angestellt werden, z. B. Forsträthe, Bauräthe u. s. w.; in andern Fällen ist nur von Zeit zu Zeit amtlich eine Berathung mit wissenschaftlichen Personen nöthig, und diese findet man unter gebildeten Männern, zunächst in den Universitäten und Akade-

mien. Ist also nur davon die Rede, für die Wissenschaft äußerlich etwas zu thun, so wende man das Geld an diese Anstalten, und bilde nicht daneben Mittelinstitute ohne bestimmten anhaltenden Beruf und Zweck. Freilich gibt es Fälle, wo die Behörden einen Arzt, einen Apotheker u. s. w. befragen müssen, und dafür eine Vergütung bewilligen, und gegen diese alte naturgemäße Einrichtung richten sich diese Einwendungen nicht, sondern zunächst gegen jenes Plenum aller Deputationen. Die Forstmänner, Apotheker, Bergleute, Aerzte, Prediger, Landwirthe, Chemiker u. s. w. neben einander gesetzt zum Sprechen und gemeinsamen Berathen, hätten entweder eine Akademie gebildet, welche schon einmal vorhanden war, oder nur ein entbehrliches verwirrtes Gespräch geführt, wofür der Staat nichts ausgeben wollte. So ist die Bildung jenes Plenums späteren Befehlen gemäß mit Recht ganz unterblieben.

3) Die Oberrechenkammer ist, als Revisionsbehörde für alle Rechnungen und Etats über alle und jede landesherrliche Einnahmen und Ausgaben, dem Staatskanzler untergeordnet. Es hat keinen Zweifel, daß sie von den einzelnen Ministern, deren Verwaltungsrechnungen zu prüfen sind, keine Befehle annehmen konnte, auch ist ihr Wirkungskreis richtig bezeichnet. Aber mit Unrecht hat man früher und später diesen oft verkannt und verändert; man hat vergessen, daß sie nur revidirende, nie providirende, nur prüfende, nie anordnende Behörde sein solle; daß sie schlechthin nur mit der Form, nie mit dem Inhalt der Rechnungen zu thun hat. Der Inhalt ist durch die verwaltenden Behörden bestimmt, und das Recht sachliche Ausstellungen zu machen, würde die Oberrechenkammer in die höchste Instanz verwandeln, wozu sie, ihrer ganzen Stellung und Besetzung nach, durchaus nicht bestimmt ist. Dagegen wird es ein Hauptgeschäft des Finanzministers bleiben, eine allgemeine Prüfung des Inhalts aller Verwaltungen in Hinsicht auf alle Einnahmen und Ausgaben herbeizuführen, für das Vereinzelte einen Mittelpunkt aufzustellen, damit sich in jedem Augenblicke übersehen lasse, welche Kräfte hat der Staat, wie sind sie verwendet, was hat die Verwendung genutzt, geschadet, in welcher Richtung muß mehr oder weniger gewirkt werden u. s. w.

4) Die Abstufung der Behörden schien jetzt so einfach zu sein als möglich. Ueber den landschaftlichen Regierungen standen einfache Reichsbehörden, welche im Kanzler, als erstem vortragenden Rathe des Königs, ihren unentbehrlichen Mittelpunkt fanden. Der Wirkungskreis jeder Behörde war so sehr erweitert, als es die Verhältnisse erlaubten; kurz, ihre Verfas-

fung hatte sich sehr der Vollkommenheit genähert. Bald aber schlichen sich große Mängel ein, wie es zu geschehen pflegt, wenn man nicht mit steter Aufmerksamkeit (wie Macchiavel verlangt), jede Einrichtung immer auf ihre ersten Grundsätze reinigend zurückführt. Wir erwähnen nur einzelne zum Theil noch fortwirkende Uebelstände.

a) Die Hebung der Staatseinkünfte zerfiel in die Abtheilung für die Steuern und in die für die Domainen und Forsten. Jeder ward ein Director mit entscheidender Stimme gegen die Räthe, beiden Abtheilungen aber ein geheimer Staatsrath als gemeinsames Haupt vorgesetzt. Es fehlte nun an Vorschriften über die Verhältnisse des letzten zu den Directoren und den beiden Abtheilungen; sie wurden erbeten, entworfen, aber nie erlassen, und dadurch mehrte sich natürlich die Ungewißheit und das Uebel. Es schien so einfach, daß der geheime Staatsrath Präsident jeder Abtheilung sei, den Vorträgen beiwohne und entscheidende Stimme selbst gegen den Director habe, diesem aber freigestellt bleibe, in erheblichen Dingen bei abweichender Meinung die Entscheidung des Staatskanzlers einholen zu dürfen. Es schien so einfach, eine Sonderung der Gegenstände anzuordnen, welche dem geheimen Staatsrath vorzulegen oder vorzutragen wären, sobald es einem Manne unmöglich erschien, sich mit Allem zu befassen. Statt dessen kam Dieser gar nicht in die Vorträge, änderte aber doch häufig die vorgelegten Bescheide oder Berichte, welches, da ihm die Acten und die mündlichen Erörterungen unbekannt blieben, nicht selten zu Misgriffen führen mußte. Um aber der Abwesenheit bei den Vorträgen eine förmliche Rechtfertigung zu geben und die Idee eines ununterbrochenen thätigen Vorsitzes zu entfernen, ward die Erfindung gemacht, daß die oben genannten Sectionen bloße Sectionen wären, von ihnen abgesondert aber nothwendig ein eigenes Departement für die öffentlichen Einkünfte gedacht, also auch geschaffen werden müsse. Dies Departement hatte denn seine eigene Registratur, seine Kanzlei und einen besonderen Departementsrath; es zog an sich, was es wollte, wies zurück, was es nicht wollte, verfügte oft das Gegentheil von dem, was die Sectionen verfügt hatten, kurz, war die allerüberflüssigste Instanz, die nur aufgefunden werden konnte, und das zuletzt ohne die wahre Macht und Bedeutung des geheimen Staatsraths im mindesten zu erhöhen. Als die Sectionen zweifelten, ob ein einzelner Beamter solche Grundveränderungen königlicher Gesetze machen dürfe, ward ihnen eine fiscalische Untersuchung angedroht, die aber wol einen günstigen Ausgang für sie hätte haben müssen, da gleichzeitig der Justizminister

ganz mit ihren Ansichten übereinstimmende Beschwerden einreichte. Bei den Abtheilungen für den Cultus, den öffentlichen Unterricht und die Gewerbe hatte der allein vorsitzende geheime Staatsrath die obigen einfachen Vorschläge mit dem besten Erfolge selbst ausgeführt, welches wir als Bestätigung ihrer Richtigkeit anführen dürfen.

b) Andere Uebelstände zeigten sich bei den drei Abtheilungen 1) für die Generalkassen, die Generalbuchhaltung und das Etatswesen, 2) für die Bank, die Lotterien, Münze u. s. w., 3) für die Seehandlung, die Staatsschulden und das Salzwesen. Jeder dieser Abtheilungen war ein geheimer Staatsrath als Director vorgesetzt, welche drei unter dem Vorsitz des Finanzministers, ein Plenum zur Berathung über alle wichtigen Gegenstände bilden sollten. Weil aber der Finanzminister fehlte, und der Staatskanzler unmöglich Zeit hatte, auf das Einzelne einzugehen, so war jenes Plenum Gleichberechtigter hauptlos; und es blieb unbestimmt, wer entscheiden dürfe, wie weit der Eine sich um den Andern bekümmern müsse, oder nicht bekümmern dürfe u. s. w. Den daraus entstehenden großen Uebelständen und Verwirrungen sollte eine Verordnung vom 24sten April 1812 ein Ende machen. Die Abtheilung für die Kassen u. s. w. erhielt ein selbständiges Haupt, und es ward zweckmäßig entschieden, daß die Verwaltung und Bestimmung der den übrigen Abtheilungen der Ministerien etatsmäßig zugewiesenen Gelder diesen allein zustehe. Desto weniger läßt sich aber darin eine Verbesserung erkennen, daß die Leitung und Verwaltung der beiden andern Abtheilungen einer Behörde von fünf gleichberechtigten Männern anvertrauet wurde. Diese fünf an Charakter, Kenntnissen und Grundsätzen verschiedenen, bald gegenwärtigen bald abwesenden Männer konnten unmöglich einiger und zweckmäßiger verfahren, als vorher eine geringere Zahl. Die Entscheidung von oben ward entweder nicht eingeholt, und dann blieben die streitigen Sachen liegen, oder sie wurden schief vermittelt, oder der Eine oder der Andere sagte sich von Verantwortlichkeit los u. s. w. Auf schnelle Entscheidungen durfte man indeß nicht hoffen, und der Zeitverlust ward nie hoch genug angeschlagen. Die Wechselwirkung zwischen der ersten Abtheilung und dieser Finanzbehörde hatte zu sehr gelitten; die größere Zahl der Verwalter konnte das Vertrauen der Nation nicht erwecken; und in diesen endlich allgemein als sehr nachtheilig anerkannten Verhältnissen erscheint die Ernennung eines Finanzministers unbedenklich als Gewinn.

c) Ein Beweis, daß der durch das Gesetz vom 24. April

1812 angeordnete neue Geschäftsbezirk in den Abtheilungen für die Polizei und die Gewerbe mangelhaft sei, wäre wol sehr leicht zu führen; da sich aber vermuthen läßt, daß nur Verhältnisse des Augenblicks und ganz persönliche Rücksichten dazu Veranlassung gegeben haben, so scheint eine sachliche Prüfung überflüssig. Man wird gewiß bald auf das Richtige zurückkommen.

d) Schwerer möchte das Uebel vertilgt werden, welches aus der Einrichtung des Büreaus des Staatskanzlers hervorzugehen scheint. Er hatte sehr richtig eingesehen, daß, zu seinem Wohl und zum Wohle der Sachen selbst, kein Dritter zwischen ihm und dem Könige nach Weise des ehemaligen Cabinetsraths eintreten dürfe, daß der unmittelbare Vortrag sein Recht und seine Pflicht sei; aber dieser richtige Grundsatz hätte, bei durchaus ähnlichen Verhältnissen, auch wol in Beziehung auf die Vorsteher der höchsten Behörden zur Anwendung kommen sollen. Die geheimen Staatsräthe waren die natürlichen geborenen Räthe des Kanzlers. Sie mußten ihm in bestimmten Sitzungen alle Sachen vortragen, welche an den König gelangen sollten (wenn anders dieser Vortrag nicht in Gegenwart des Königs beliebt ward); alle Zweifel mußten sogleich mündlich aufgeklärt und die übeln Folgen einer unnützen Instanz auf diese Weise ganz vermieden werden. Statt dessen berichteten die geheimen Staatsräthe vielfach schriftlich an den Kanzler und erhielten schriftliche Bescheide. Dies vermehrte die Arbeit, es entstanden Reste, und anstatt dem Uebel dadurch beizukommen, daß man nicht mehr über unzählige Dinge Bericht erforderte, jeder Behörde ungestört ihren Wirkungskreis beließ, alle Kleinigkeiten aber ohne Bescheid zur gesetzlichen Behörde wegsandte, — wurden im Büreau des Kanzlers mehr Männer angestellt, welche gern thätig sein wollten, und die Spitze der Pyramide aller Behörden dadurch so breit machten, daß sie, unnatürlich, weit mehr Nummern und Steine zählte, als die niedern Lagen. Die Glieder des Büreaus hatten den Vorträgen in den Abtheilungen des Ministeriums nicht beigewohnt; sie kannten die Acten nicht, und hatten so zwischen zwei Uebeln die Wahl: entweder auf gut Glück eine Entscheidung zu ertheilen, oder zur Mehrung der schon unermeßlichen Schreiberei wiederum und wiederum Auskunft zu verlangen. Es erhielt also der geheime Staatsrath gar nicht die Wichtigkeit, welche er schlechterdings in der regelmäßigen Abstufung der Behörden haben muß: denn etwanige persönliche Gründe verdienen keine Berücksichtigung, weil es dagegen persönlich anzuwendende Mittel gibt, und die Bil-

dung einer besondern Instanz im Büreau des Staatskanzlers damit nicht gerechtfertigt wird. Ja, aus dieser einen entbehrlichen Instanz, würden gar zwei entstehen, wenn einzelne Räthe im Büreau einmal in ihrem Namen verfügten, ein andermal den vielleicht damit nicht übereinstimmenden Willen des Kanzlers aussprächen. Beide Instanzen fallen glücklich dahin, wenn Dieser auf den Vortrag der geheimen Staatsräthe sogleich die Entwürfe der Verfügungen und Gesetze vollzieht, oder dem Könige zur Vollziehung vorlegt. Außer den niedern Beamten, Schreibern, Boten u. s. w., scheint uns der Kanzler nur eines gebildetern Gehülfen zu bedürfen, dem er den Zutritt zu den eben erwähnten Sitzungen erlauben, zu wichtigen Arbeiten gebrauchen mag, der aber für sich nie selbständig als gesetzliche oder amtliche Behörde auftreten soll, nie die unmittelbarsten vielfachsten Berührungen mit den Häuptern aller Verwaltungszweige hindern darf.

Im Widerspruch mit der gerügten Zurücksetzung der geheimen Staatsräthe, sagt das Gesetz vom 20. März 1813 über die Aufhebung des Continentalsystems: „Unserem geheimen Staatsrath von Heydebreck ertheilen wir die unumschränkte Vollmacht, die im Ganzen bestehenden Sätze des vorbemerkten temporellen Eingangsimposts da, wo er es nöthig finden wird, näher zu normiren und in ein richtiges Verhältniß zu setzen, auch für diejenigen Gegenstände, wo die gleichzeitige Erhebung der Consumtionsaccise neben dem Eingangsimposte den einheimischen Verbrauch zu sehr drücken könnte, die Consumtionsaccise nach Befinden zu ermäßigen, oder aber ganz zu erlassen, da, wo das Gegentheil stattfindet, solche hingegen nach Billigkeit zu erhöhen.“ Herr von Heydebreck, dem hierdurch der König und der Staat wenigstens in einem Punkte die gesetzgebende Gewalt abgetreten hatte, machte hierauf löblich bekannt, was als allgemeine Regel gelten sollte; nach dem Buchstaben jener Vollmacht, durfte man ihn aber nicht tadeln, wenn er für jede Stadt, für jeden Kaufmann, nach Verhältniß des Vermögens, des etwa erlittenen Verlustes, der glücklichen Speculationen und nach andern leicht aufzufindenden Billigkeitsgründen, einen besonderen Tarif heute aufgestellt und morgen wieder geändert hätte. — Es gibt Abkürzungen des Geschäftsganges, die so viel wegschneiden, daß keine wahren Geschäfte und kein echter Gang derselben übrig bleibt; solcher Art ist die vorliegende, und es erscheint gleich sehr irrig, vom Monarchen zu viel, als zu wenig entscheiden zu lassen. Dort werden die vom höchsten Orte ausgehenden Erscheinungen kleinlich, der Blick und die Kraft vom Wichtigen abgewendet und zer-

streut, die Wirkung im Einzelnen hindernd oder zerstörend; hier erzeugt sich Willkür, Einseitigkeit; es geht die Achtung vor der Wichtigkeit und Heiligkeit des Ausgesprochenen verloren, und der Bürger fürchtet, sein Wohl und Wehe werde ein Spielwerk untergeordneter Beamten.

Es sollte am Schlusse dieser Darstellung über die obersten Behörden, vielleicht noch manche einzelne von diesen abgelösete Commission, z. B. zur Veräußerung von Domainen, zur Hebung von Steuern u. s. w., erwähnt werden, da dies indessen bequemer einst bei Erörterung dieser Gegenstände selbst geschehen kann, so genügt es hier ganz im Allgemeinen, die vorwaltende Neigung zu tadeln, erhebliche Geschäfte besondern Commissionen anzuvertrauen. Der Vorwand einer schnelleren und geschickteren Bearbeitung reicht nicht aus, sobald die förmliche Stellung und Abgrenzung der Behörden tüchtig, die persönliche Besetzung vortrefflich ist. Beides aber soll sein, und jene Commissionen sind kein gründliches Mittel etwa obwaltende Mängel zu vertilgen, sondern ein Mittel sie zu mehren; indem sie das Ansehen der Behörden und das Zutrauen zu ihnen herabsetzen, die Uebersicht der Verwaltung unmöglich machen, den Geschäftsgang auflösen, und eine oberflächliche Behandlungsart nur zu oft an die Stelle gründlicher Bearbeitung unterschieben.

Diejenigen, welche die höchsten Behörden, des schnellen und genialen Geschäftsbetriebs halber, gern in Commissionen unter der Leitung eines Machthabers auflösen möchten, müssen an der Einrichtung der Regierungen, welche wir oben kürzlich darlegten, ein noch größeres Aergerniß nehmen. Deshalb wollen wir jetzt

I. die Einwendungen gegen die Verfassung der Regierungen aufzählen;

II. darlegen, welche Versuche gemacht worden sind, sie umzugestalten, und

III. an die Prüfung dieser Versuche einige Bemerkungen über die monarchischen und republikanischen Formen der Behörden anreihen.

Zu I. ward behauptet:

a) Der Zweck, in jeder Landschaft nur eine verwaltende Behörde zu haben, ist nicht vollkommen erreicht worden, da das Postwesen, die Lotteriesachen, die Berg- werks- und Hütten-Verwaltung u. s. w. davon getrennt geblieben sind. Eben diese fortdauernde Trennung beweiset aber schon, daß man sich jenen Zweck gar nicht hätte vorstecken sollen. Eine Anhäufung fremd-

artiger Bestandtheile und Geschäftsbezirke gibt keine wahre Einigung und Durchdringung, und der gemeinschaftliche Name Regierung kann so wenig, als die gemeinsame Sitzung aller Abtheilungen, das Ganze als ein Ganzes zusammenhalten. Auch ist diese Sitzung des Plenums keineswegs, wie man vermuthen sollte, sehr anziehend (denn gewöhnlich kommen gemeinsame Sachen der Art vor, ob ein Invalide durch diese oder jene Abtheilung versorgt werden könne u. dergl.), oder bei wahrhaft wichtigen Dingen gibt es nur ein Hin- und Hersprechen, wie beim Thurme zu Babel, weil der geistliche Rath nichts vom Bauwesen versteht, der Baurath nichts von Steuern, der Steuerrath nichts von Taufen und Trauen u. s. w.

b) Die Regierungen sind durch diese Einrichtungen so unbehülfliche Körper geworden, daß sie sich in neue Ideen gar nicht zu finden wissen, überall Schwierigkeiten machen, ihre Eigenschaft als rein verwaltende Behörde oft vergessen, und in der Langsamkeit ihres Geschäftsgangs, wo-nicht dahin sterben, doch einschlafen.

c) Nicht allein der sachliche Wirkungskreis der Regierungen ist falsch gestellt (Steuern und Schulden sollten zum Beispiel getrennter bleiben), sondern auch die geographische Abgrenzung ist tadelnswerth und für die Potsdamer und Breslauer Regierung viel zu groß. Die Mitglieder derselben lernen Land und Volk viel zu wenig kennen und treten in keine lebendige Verbindung mit demselben, sondern sind (wenn nun gar nach dem Domainenverkauf das Umherreisen ganz aufhört) blos schreibende Maschinen, welche die untergeordneten, ähnlicher Vollkommenheit nachstrebenden, Schreibmaschinen nie von Angesicht zu Angesicht kennen lernen. Das gibt denn freilich große Kopfkissen von Acten, auf denen sich gut ruhen läßt, aber die armen Bürger und Bauern, welchen die Behörde ein gutes Lager bereiten sollte, leiden desto mehr an Schlaflosigkeit.

d) In einer Monarchie muß die Abstufung der Behörden auch auf monarchischen Grundsätzen beruhen, und Körperschaften, welche, wie die Regierungen, eine Art von republikanischem Charakter annehmen, sind zweckwidrig, fremdartig. Die Kraft der monarchischen Regierung stützt sich auf die Einfachheit und auf die schnellen Bewegungen der Staatsmaschine, weshalb

das altfränkische knarrende Räderwerk der breiten Behörden als untauglich weggeworfen werden muß. Von Frankreich, von allen einer einfachen Verwaltung nachstrebenden Staaten, sollte man lernen; man sollte überall dem guten Willen, dem Geiste, der Kraft einzelner Männer vertrauen, und Einzelnen in allen Abstufungen der Behörden entscheidende Gewalt überlassen: denn nur Einzelne wird man wahrhaft tüchtig finden, von Einzelnen allein volle Verantwortlichkeit verlangen, mit Hülfe Einzelner allein die Schnelligkeit und den unwiderstehlichen Nachdruck in die Maßregeln des Staats bringen können, welche wir anderwärts mit zu trägem Staunen bewundern, ohne rastlos zu gleicher Vollendung hinzusteuern.

Diese und ähnliche sachliche Gründe (denn auf blos persönliche können wir nicht Rücksicht nehmen), in welchen das Wahrste und Verkehrteste durch einander gewürfelt erscheint, hörte man gegen die Regierungen vorbringen, und sie führten

II. zu drei Hauptversuchen, sie im Einzelnen oder im Ganzen umzugestalten, nämlich:

A) durch die Errichtung von Generalcommissariaten und Landesökonomiecollegien, zufolge des Gesetzes vom 26. Sept. 1811 über die gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, durch die Instruction für die Generalcommissarien vom 17. Oct. 1811, und die Verfügung an dieselben vom 19. Oct. 1811.

B) Durch die Cabinetsordre vom 1. August 1812.

C) durch das Gesetz über die Gensd'armerie vom 30. Julius 1812.

Zu A. Jenen Gesetzen zufolge, sollte in jeder Landschaft ein Generalcommissariat für die Anordnung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, und ein Oekonomiecollegium zur Beförderung der Landescultur und der Gemeinheitstheilungen errichtet werden. Das letzte bleibt unter dem Vorsitz des Generalcommissars von der Regierung unabhängig und wird außerdem vollständig mit einem Director, Oberforstmeister und Räthen aller Art besetzt, die man jetzt zum Theil aus der Regierung nimmt, welche künftig aber bloße Techniker sein sollen, denen das große Examen zu Rathsstellen erlassen ist. Der Generalcommissar erhält, für sein erstes Büreau, Büreaukosten im Allgemeinen, und wird es zweckmäßig besetzen und beschäftigen. Zu den neuen Behörden gehen von den Regierungen über:

1) alle Landesculturangelegenheiten,

2) Gemeinheitstheilungen,
3) Abbaue und Zerschlagung größerer Güter,
4) Verwandlung von Diensten in Abgaben,
5) Abfindung von Servituten,
6) Vorflut- und Entwässerungsangelegenheiten,
7) Landesmeliorationen.
8) Die Verwaltung und Veräußerung von Domainen, und die land- und forstwissenschaftliche Polizei. (Doch behält die Regierung alle die Theile der Domainenverwaltung, welche nicht technisch sind, und sobald diese technischen Zweige, z. B. Verpachtung, Veräußerung, Baue, Dienstaufhebungen besorgt worden sind, kehrt auch die übrig bleibende Verwaltung an die Regierung zurück.)
9) Remissionssachen und Vertheilung der Steuern beim Anbau von Grundstücken.

Eine in Berlin zu errichtende Immediatcommission wird die höhere Instanz für die neuen Behörden; alle niedern Beamten sind dieser ebenso untergeordnet, wie den Abtheilungen der Regierung. Der Generalcommissar hat in den neuen Behörden entscheidende Stimme, wird aber durch die Verfügung vom 19. Oct. 1811 angewiesen: „aus der Fülle seines Herzens das Gelübde abzulegen, sich niemals durch eine Nebenrücksicht leiten zu lassen.“

Der sachliche Inhalt des Gesetzes über die bäuerlichen Verhältnisse kann hier nicht geprüft werden. Nur folgende Bemerkungen über diese neue Form der Behörden dürften hieher gehören:

1) Zu den keineswegs aufgehobenen Abtheilungen in der Regierung gesellen sich zwei neue Behörden, welches Niemand für eine Vereinfachung halten wird.
2) Sie trennen den Geschäftskreis auf eine zweckwidrige Weise, und erzeugen eitel Stückwerk; dahin rechnen wir:
   a) Die Trennungen der Kassen, Etats, Registraturen u. s. w. fast nach der verkehrten Art der Domainenverwaltungscommission.
   b) Wenn die drei Behörden nicht an einem Ort sind, so wachsen die Kosten der Verwaltung und die nutzloseste Schreiberei, und Jenes werde doch zum Theil in der Kurmark und in Schlesien der Fall sein.
   c) Was heißt eine Landesmelioration? und was wird dadurch der neuen Behörde zugewiesen? Gehört dahin schon einen Graben ziehen, einen Schweinstall bauen? Wo gibt es eine größere Verbesserung ohne alle Ver-

waltung? und doch soll das Oekonomiecollegium jenes, die Regierung dieses übernehmen; doch bleiben Deichsachen bei dieser, während man die Verwallungen jenem überweiset, doch versucht man die landschaftliche Polizei von der Handhabung der verwandten Gegenstände zu trennen.

d) Die größte Verwirrung zeigt sich bei den Domainen, wo die Erhebung und Verwaltung der Amts= und Forsteinnahmen den Regierungen verbleiben soll, untrennbare Sachen aber davon losgerissen werden; oder wie will man das Forstrechnungswesen von der Forstverwaltung trennen, wie die Kreisremissionen, welche der Regierung bleiben, von dem Domanialcasse, wie die Ablösung der Geldabgaben von den Ablösungen anderer Lasten, wie die Verpachtung von den Bestimmungen, welche dabei über die Verwaltung eintreten? Wenn man ein Amt veräußern wollte, sprang es zum Oekonomiecollegium über, aber die alten Ansprüche des Beamten aus der Verwaltung beurtheilte die Regierung. Nach angemessenem Gebote bei der Versteigerung fiel das Amt an diese zurück; zahlte der Bieter aber nicht gehörig, so ging es von Neuem in die Hände des Oekonomiecollegiums. Niemand übersah das Ganze, ob und was, und wie man veräußern könne; die neben einander stehenden Behörden mußten in Zwist gerathen, die untergeordneten, welche zweien Herren dienen sollten, in Verwirrung u. s. w.

3) Nahm man blos Räthe der Regierung in die neuen Behörden auf, so war es nur ein Verwechseln der Plätze; überwog dagegen die Ansicht, bloße Techniker anzustellen, und ihnen die unerläßlichsten Forderungen, die wissenschaftlichen, zu erlassen, so mußte eine oberflächliche Behandlungsart einreißen. Wir stimmen ganz der Aeußerung eines der ersten Staatsbeamten bei, lieber ohne alle Techniker, als mit bloßen Technikern zu verwalten. So wenig ein guter Regierungsrath darum ein guter Oekonomiebeamter ist, ebenso wenig ist ein guter Oekonomiebeamter deshalb ein guter Regierungsrath. Der letzte weiß vielleicht nicht ob die Schafe unten oder oben Zähne haben, wie man den Pferden die Schwänze abschlägt, oder einem Ochsen den Trokar in den Leib stößt, aber dafür weiß Jener auch nichts von dem kleinen Dienste des Geschäftslebens. Und von der großen Kunst wahrer Staatsverwaltung sollte man doch nicht so gering=

fügig denken, als lerne sich diese nebenbei auf der Tenne, oder am Weberstuhle. Jeder bleibe seiner Natur, seiner Bildung, seiner Thätigkeit getreu; dann wird Jeder am glücklichsten, am würdigsten, am nützlichsten sein. Das haben gescheite Landwirthe eingesehen, und sich nicht durch Eitelkeit verleiten lassen, ihre Meisterschaft aufzugeben und an anderer Stelle Pfuscherei zu beginnen.

4) Die neuen Behörden können aber auch nicht einmal mit den Regierungen in aller Stille zusammenschmelzen; denn jene sind von den übrigen Abtheilungen der letzten unabhängig; die Vermittlung des Plenums findet keine Anwendung, und der Commissar, welcher seine Mitarbeiter selbst wählt und überall entscheidende Stimme hat, paßt schlechterdings nicht in die Verfassung der Regierungen.

In der Kurmark, wo man sich vielleicht am ehrlichsten abmühte, das Gesetz bestmöglich in Ausübung zu bringen, kam der Commissar zuletzt auf die ganz richtige Meinung, daß die Trennung der Geschäfte nach obigen Vorschriften ganz unmöglich, also das Klügste sei, die neuen Behörden durchaus mit der Regierung zu vereinigen. Freilich hieß dies aber mittelbar: es sei am besten Alles beim Alten zu lassen. Und in der That erfolgten von allen Seiten so viele Widersprüche, daß die Errichtung jener Behörden, und der in die Verfassung der obern Behörden ebenso nachtheilig einwirkenden Immediatcommission größtentheils unterblieb. Wir ersparen uns also jeden Versuch umständlicherer Prüfung, und können blos bedauern, daß die übereilte Besetzung vieler hieher gehörigen Stellen dem Staate eine bedeutende unnütze Last aufbürdete, und den Beamten selbst das drückende Gefühl erwecken mußte, Sinecuren zu besitzen.

Ungeachtet dieses ganz verunglückten Versuches, die Regierungen umzugestalten, dauerten obige Klagen fort; und sonderbar genug wurden sie hauptsächlich gegen die Unthätigkeit der Abtheilung für Domainen gerichtet, welche sich offenbar durch Thätigkeit auszeichnete. Wir führen hier nur als Beweis für diese Behauptung an, daß z. B. in der Kurmark veräußert waren, vor Trinitatis 1809, 33 Vorwerke, nach Trinitatis 1809, 47 Vorwerke. Ohne die Bepfandbriefung der Domainen, und die Ansprüche S. K. Hoheit des Prinzen Ferdinand auf mehre derselben, würden die Fortschritte noch schneller gewesen sein. Von Trinitatis 1809 bis zum November 1811

waren in der Kurmark aufgehoben 56,797 Spanndienst-Tage, 81,657 Handdienst-Tage u. s. w.

B. Der zweite Versuch, die Regierungen umzugestalten, geschah durch die Cabinetsordre vom 1. August 1812, welche, statt der oben aufgeführten fünf Abtheilungen, nur drei Departements aufstellte:

1) für Militair- und Polizeisachen,
2) für die Gewerbe,
3) für die Finanzen.

Diese neue Eintheilung zeigt einmal keine wahre Verminderung der Geschäfte, dann ist sie unlogischer, als die ältere, und setzt an die Stelle natürlicher Abgrenzungen künstliche Vereine oder unangemeßnes Absondern. Zum Beweise Folgendes:

a) Wo es die Masse der Geschäfte erlaubte, hat schon ein Director mehren Abtheilungen der Regierung vorgestanden; die ganze Aenderung in der neuen Einrichtung liefe also darauf hinaus, daß man unter eine Sache, die von Verpflegung der Reiterei handelte, sonst Militairdeputation der Regierung schrieb, jetzt Militair- und Polizei-Departement, unter eine Sache über die Rindviehpest sonst Polizei-Deputation schrieb, jetzt Militair- und Polizei-Departement schreiben mußte.

b) Bei jener ersten Abtheilung soll der polizeiliche Theil der Kirchen- und Schul-Sachen bearbeitet werden, wogegen dem technisch-wissenschaftlichen Theil derselben nicht die Ehre widerfährt, sich in ein Departement verwandeln zu dürfen. Im Gegentheil dauert dafür eine Deputation in der Regierung fort, wodurch sich von den zwei der Abkürzung halber ausgemerzten Abtheilungen, eine durch die Hinterthür ganz unverändert einschliche, wenn man nicht den unbedachten oder bedenklichen Zusatz läse: „Diese Deputation soll jedoch in Hinsicht des Personals dergestalt besetzt werden, daß die Mitglieder derselben dahin wirken, der Bildung der Jugend diejenige Richtung zu geben, welche sie für das praktische Leben brauchbar machen kann.“

Wenn dieser Zusatz sich auf die niedern Schulen bezieht, so erscheint er unbedacht; denn Niemand hat dort Transcen-alphilosophie oder Analysis des Unendlichen lehren wollen, en lesen, schreiben, das Einmal Eins, und — die wahre lage des niedrigsten wie des höchsten praktischen Lebens: liche Religion. Bezieht der Zusatz sich auf die höheren ulen, so erscheint er bedenklich, weil er von der Praxis so

einseitige Ansichten verräth, als oben in Hinsicht einseitiger Theorie getadelt worden sind. Die Oberflächlichkeit und Unwissenheit möchte sich nur zu gern hinter dem hochtönenden Worte Praxis verstecken, und das Ding nicht mit dem wahren Namen nennen. Aber so, wie man in einer andern Wissenschaft gegen Pepinieren von Routiniers, das heißt, gegen Schulen von und für Pfuscher, sich verwahrt hat, so muß dies in Beziehung auf jede Richtung der menschlichen Ausbildung geschehen und besonders die Ansicht mancher Staatsbeamten verworfen werden, welche, milde gegen sich und Andere gesinnt, wissenschaftliche Studien und eine große wissenschaftliche Prüfung laut verwerfen.

c) Da also Kirchen und Schulen zu bescheiden unter anderer Firma angesiedelt sind, da sich die Regierungsdeputation für die Domainen unter dem Titel einer Haupt-, Forst- und Domainen-Direction wieder einfindet, so hätte man ja die ganze alte Regierung ohne irgend eine wesentliche Verbesserung wieder beisammen. Der einzige Gewinn möchte darin bestehen, daß das noch nicht vollständig geborene Oekonomiecollegium, bei Nr. 2 dem Gewerbedepartement wieder untergesteckt, also ohne vieles Geräusch wieder aus der Welt geschafft würde. Leider tritt nur nach so vielen Umschüttelungen dieser Art statt der weinigen Gährung oft die saure und für die Sachen die faulige ein. Diese und ähnliche bedenkliche Einreden haben verursacht, daß die Cabinetsordre vom 1. August 1812 nicht zur Ausführung gekommen ist, und von den Abänderungen, welche sie in Hinsicht der Stellung der Präsidenten, Räthe u. s. w. bezweckte, werden wir sprechen, sobald wir

C. des Gesetzes vom 30. Julius 1812 über die Gensd'armerie erwähnt haben. Niemals hat wol der Titel eines Gesetzes weniger dem Inhalte entsprochen: denn der Abschnitt von der Gensd'armerie ist eine wahre Kleinigkeit, im Vergleiche mit dem, was durch jenes Gesetz theils angekündigt, theils schon umständlich vorgeschrieben wird, — eine neue Landes- und Kreis-Eintheilung, die Aufhebung des größten Theils der Städteordnung, die Aufhebung der bisherigen niedern Behörden, die Errichtung von Kreisdirectorien an die Stelle der Landräthe, die Umgestaltung der bisherigen Kassenverwaltung, des Executionsverfahrens, die wiederholte Ankündigung einer Nationalrepräsentation u. s. w. Es war gewiß nicht zweckmäßig, die wichtigsten Dinge, unter so geringer Firma, gleichsam auf Nebenwegen, in die Welt hineinzuschicken, und noch weniger

ist Das, was über jene Gegenstände gesagt wird, klar, genügend, und eine reife Frucht. Im Gegentheil ist hier, sowie in vielen neueren Gesetzen, nur davon die Rede, dies oder das vorläufig, interimistisch einzuführen, was zuletzt immer den Mangel eines umfassenden Plans, oder des Muths zur Ausführung nachweiset; was die Ehrfurcht vor den Gesetzen, den Glauben an ihre Wichtigkeit und Nothwendigkeit schwächt, die Formen der Verwaltung wandelbar, und die verwaltenden Personen gleichgültig macht. Dies überall hervortretende Interimistische, Provisorische könnte an eine verwandte *) Bemerkung über die französische Gesetzgebung unter Ludwig XV. erinnern: nous employons si souvent la formule sans tirer en conséquence, qu'à la fin tout sera sans conséquence. Gottlob, die Siege unserer Heere haben verhindert, daß der Staat nicht ein bloßes Interimisticum und Provisorium geworden ist; sie legen aber nun auch den Staatsmännern überlaut die Pflicht auf, von jenem auch in den übelsten Lagen nie vollkommen zu rechtfertigenden Verfahren abzulassen. Doch jenes Gesetz ist nicht einmal provisorisch ausgeführt, sondern, mit Ausnahme des Abschnitts von der Gensd'armerie, das meiste so geblieben, als wenn es — nicht gegeben wäre. Theils deshalb, theils weil eine gründlichere Umarbeitung sehnlichst erwartet wird, kann hier die Darlegung und Prüfung des Einzelnen unterbleiben. Im Allgemeinen wird ohnedies Niemand die Bemerkung entgangen sein, daß man die Pyramide der Behörden von oben zu bauen angefangen, und mehre male angefangen hat; was einerseits gewiß die falsche Weise ist, andererseits aber gewiß weniger Gefahren hat, als ungeschicktes Rütteln und Künsteln an der großen Grundlage des Volks. Dennoch wäre eine Ordnung für die Dorfgemeinden, welche nicht sowol neuerte, als dem alten Guten sich anschlösse und vorsichtig nachhülfe, eine Umgestaltung der so überaus verwickelten und kostspieligen Polizeibehörden, eine sehr wünschenswerthe Sache; und daran würden sich die Kreiseintheilungen, kurz alle Abstufungen der niedern verwaltenden Behörden, leicht anschließen. Mannigfaltige hierher gehörige Arbeiten sind schon seit langer Zeit zur Seite gelegt worden, und so passen die Reichs-, Landschafts- und Ortsbehörden nicht auf einander und zu einander. Die eine trägt noch den alten Rock, die zweite einen neuen, die dritte einen neuen, den man aber schon gewandt und zurückgewandt hat.

*) Duclos Memoir. II. 173.

Wir sahen, daß die auf den Grund obiger Einreden gegen die Regierungen gemachten Versuche, sie umzugestalten, misglückt sind, dies führt uns:

III. auf die Prüfung dieser Einreden selbst, und auf einige allgemeine Schlußbemerkungen.

a) Daraus, daß einzelne, rein technische Gegenstände, wie z. B. das Bergwesen, nicht unbedingt mit der Regierung vereinigt wurden, folgt keineswegs daß das alte System gänzlicher Trennung der verwaltenden Behörden in einer und derselben Landschaft das richtige sei; und hört man nicht oft sogar den Wunsch, daß manche Postbeamten etwas abhängiger von den landschaftlichen und Orts-Behörden (wäre es auch nur zur Beföderung guter Lebensart) sein möchten? So wenig als sich übrigens eine Polizeisache in eine Schulsache verwandeln kann und soll, so wenig konnte es Zweck sein, daß sich die Abtheilungen der Regierung in einander auflöseten, bis alle Spur der Verschiedenheit und Selbstständigkeit verschwände. Das gäbe in der That kein lebendiges organisches Ganze, sondern nur eine todte Masse. Kleinigkeiten, in oder außer dem Plenum vorgetragen, sind immer wenig anziehend; aber es scheint doch unleugbar besser zu sein, sie vor allen Räthen, von einem Rathe, einmal, als in fünf Abtheilungen, von fünf Räthen, fünfmal vortragen zu lassen. Freilich würde eine babylonische Verwirrung in Worten und Sachen entstehen, wenn der Steuerrath über die Liturgie, der geistliche Rath über Veranschlagungen, der Medicinalrath über Steuern entscheiden wollte; aber diese Uebelstände können bei den darüber bestimmt lautenden Vorschriften des Gesetzes gar nicht eintreten. Warum sind dagegen die Vortheile verschwiegen, welche unleugbar entstehen, indem jene Männer durch Ort, Zeit, Geschäfte u. s. w. näher verbunden wurden? Ehemals sah Jeder in seinem eng abgeschlossenen Wirkungskreise die Welt; nie blickte er darüber hinaus; nur seinen Ansichten und Absichten legte er die höchste Würdigkeit bei; jetzt überzeugt sich sehr heilsam der Steuerrath, daß eine gute Kinderzucht auch auf gute Zahlung der Abgaben einwirkt, und sehr lehrreich erfährt der geistliche Rath, daß das Steuersystem oft nicht minder die Menschen bildet, als die Fibel. Wir möchten die Wechselwirkungen um Vieles nicht vertilgt wissen, welche nothwendig

nach und nach höhere und richtigere Ansichten vom Staate erzeugen müssen; wir würden den wesentlichsten Verlust darin sehen, wenn auf die oben getadelte Weise obere, mittlere und niedere Behörden ausschließend nach Gegenständen gebildet oder vielmehr zerrissen würden.

b) Durch das engere Verband der einzelnen Abtheilungen hat der schwerfällige Schriftwechsel aufgehört zwischen Kammern, Consistorien, Accisedeputationen u. s. w.; in den einzelnen Abtheilungen ist der Geschäftsgang so einfach, oder noch einfacher, als vorher, mithin der Tadel unrichtig, daß sie unbehülfliche Körper geworden sind. Dieser von der oberflächlichsten Betrachtung hergenommene Schein verschwindet, wenn man die erleichterte Bewegung des Ganzen, die ungestörte der einzelnen Abtheilungen gründlicher ins Auge faßt; auch beweisen die Nachweisungen der Reste bei den alten Kammern und Accisedeputationen, daß die Sachen jetzt nicht langsamer, sondern eher schneller, als sonst, bearbeitet werden. Freilich ist noch ein großes Uebel vorhanden, aber dies liegt gar nicht da, wo man es sucht, nicht in den Grundformen, nicht in der collegialischen Gestaltung der Regierung, sondern darin: daß diese zu viel nach unten verfügen will, zu viel nach oben berichten muß. Diesem Uebel kann sehr zweckmäßig abgeholfen werden, ohne zu den heillosen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, von welchen wir sogleich sprechen müssen. Ebenso wenig können wir in der Form der Regierungen einen Grund entdecken, warum sie nicht sollten im Stande sein, sich in neue Ideen zu finden. Dies kann nur an den Personen, nur daran liegen, daß sie zu wenig klug, oder zu gescheit sind. In jenem Fall muß die höhere Behörde andere Männer anstellen, in diesem sich hüten, Grillen für neue Ideen auszugeben.

c) Wenn der geographische Wirkungskreis einer Regierung unangemessen erscheint, so berichtige man ihn; man hebe das bunte Quodlibet der überall von einander abweichenden Bezirke der untern Behörden auf, welches den Geschäftsgang unendlich erschwert. Jetzt hat der Landrath, der Superintendent, der Bauinspector, der Arzt, der Richter u. s. w., es hat jeder einen eigenen, oft durch gar keine inneren Gründe gerechtfertigten, abweichenden Bezirk. Auf der andern Seite aber

müssen wir vor dem falschen Eifer warnen, die angestammte Haltung und Festigkeit einer Behörde, die alte Verbindung und Anhänglichkeit der Einwohner einer Landschaft, muthwillig zu untergraben und aufzulösen, blos um der leeren Träumerei eines Rechenexempels von Quadratmeilen und Seelenzahl, um der Grille von natürlichen Grenzen, um des Vorurtheils willen, was Dieser für die eine, Jener für die andere Figur eines Verwaltungsbezirks hat. Das geistige, das historische Band, was sich scharfen Augen überall offenbart, ist hiebei unendlich wichtiger als die Hexenformel, die Alles über einen Leisten schlagen will, und für welche sich die beschränktesten Köpfe gewöhnlich am leichtesten und heftigsten begeistern. Der dem Ganzen nachtheilige, eigennützige, beschränkte Sinn, welcher sich in so manchen Provinzialeinrichtungen und Ansichten ausspricht, muß allerdings gezügelt werden, aber es bedarf weiser Vorsicht, nicht vorwitziger Kühnheit, damit das damit verbundene Gute erhalten und keineswegs vernichtet werde.

d) Der letzte angeblich nur gegen die Regierungen gerichtete Einwand hat, der Wahrheit nach, eine unendlich größere Bedeutung, und höchst gefährlich ist der Schein, welcher ihn umgibt. Denn wenn wir diesen Schmeichelreden folgen, so wird nicht blos eine, sondern jede Behörde umgestaltet, die Staatsverfassung erhält einen andern Charakter, und auf alle geselligen Verhältnisse, auf jeden Einzelnen in der Nation müßte es nachtheilig zurückwirken. Woher ist es zuvörderst bewiesen, daß in der Monarchie Alles nur durch Einzelne in strenger Unterordnung bewirkt, jede Spur des Republikanischen, des Collegialischen in der Verwaltung vertilgt werden müsse? Die Theorie, welche solches festsetzte, verdiente den Vorwurf der dürrsten Aermlichkeit, und die Geschichte widerspricht durchaus jener Behauptung. Oder hat man den Muth, uns die Einrichtungen des verfassungs- und sittenlosen römischen Kaiserreichs als höchstes Muster vorzustecken? Ist man so alles Scharfsinns beraubt, unsere Lage mit der des benachbarten, aus der wildesten Anarchie durch harte Zucht zum Gehorsam darniedergezwängten französischen Reichs gleich zu stellen? Am wenigsten sollte man aber, auf bloses Hörensagen von Präfecten und schneller Verwaltung, unvorsichtig nachahmen, und ohne ge-

nügende Kenntniß die Vorbilder überbieten, welche man sich gar nicht hätte vorstecken sollen.

Man vergleiche: der Generalcommissar hat nach den oben dargelegten Gesetzen fast ausschließlich das Recht, seine Gehülfen zu ernennen; er hat entscheidende Stimme über Gemeinheitstheilungen, Absindungen von Servituten, Dienstaufhebungen u. s. w.; er, der Adliche, als unmittelbar oder standesmäßig interessirte Partei, die alleinige Entscheidung gegen die Bauern.

In Frankreich dagegen setzt der König die vom Präfecten unabhängigen Präfecturräthe. Ohne die Präfecturbehörde (conseil de Préfecture) darf der Präfect weder Steuern ermäßigen noch absetzen, noch über Gemeindelasten, noch über Dienste, noch über Gemeindegüter, noch über Gemeinheitstheilungen u. s. w. entscheiden; ja der Präfect hat in jener Behörde, in jenem Rathe, nicht die allein entscheidende, sondern nur gleich den übrigen, eine Stimme. Er wird außerdem durch die Departements- und Municipal-Räthe von der repräsentativen Seite her genau controlirt; eine sehr nutzbare Einrichtung, die uns noch ganz fehlt. In gleichem und würdigem Sinne äußert sich der Code administratif auf folgende Weise. „Die niederschlagende Abhängigkeit, in welche man die Beamten gesetzt hat, kann dem gemeinen Wesen nicht nützlich sein; im Gegentheil bedarf der Mensch des Zutrauens zu der Gerechtigkeit Anderer, um seinen Talenten den gehörigen Schwung zu geben, vorzüglich aber seine Tugenden auszubilden, damit er so viel Gutes wirke, als ihm irgend möglich ist. Man sieht nicht ein, warum die Gesetzgeber bis jetzt aus dem Stande eines Beamten den eines Sklaven gemacht haben, anstatt ihm die Würde einzuräumen, welche die öffentliche Verwaltung erfordert. Man darf nicht erwarten, daß sich männliche und große Ideen aus einem durch die Sklaverei geschwächten Kopf oder erniedrigten Sinn entwickeln. Einen Beamten durch Pflicht leidend gehorsam machen, heißt: ihn gleich geschickt zum Bösen, wie zum Guten, machen wollen. Findet sich in Einigen der tugendhafte Muth, dem ersten zu widerstehen, so werden sie unfehlbar weggejagt; die Andern, von dringenden Bedürfnissen für sich, ihre Frauen, ihre Kinder geängstet, geben der grausamen Nothwendigkeit nach, zu Ungerechtigkeiten mitzuwirken, und von dem Augenblick an werden sie unfähig die Regierung, von welcher sie gefesselt sind, zu lieben und beliebt zu machen, unfähig dem Staate, der nur durch Gerechtigkeit gedeihen kann, weiter zu nützen."

Da dies in Paris gedruckt worden, so wird man diese Kritik, diese Vertheidigung der Landesbehörden nicht zu eifrig finden. Bis jetzt mußten sie guten Theils die Repräsentation,

ja selbst eine eigentliche Staatsverfassung ersetzen. Nur in diesen Körperschaften war noch Haltung, Zusammenhang, Festigkeit; sie sprachen, sie sorgten für das Volk, und sobald auch sie so untergraben, so zerbröckelt sind, als leider die Stände, bleiben nur Einzelnheiten und Persönlichkeiten übrig. In ihnen bildete sich ein Geist, der sich des Bösen schämte; man hielt auf Ehre; Einer zügelte, Einer förderte den Andern. Der Jüngling sah einen edeln Wirkungskreis, ein schönes Ziel der Thätigkeit. Der Präsident regierte, wenn er tüchtig war; aber wie in einem freien Staate, nicht wie ein gesetzter Tyrann. Seine Einsicht, seine Gründe wurden freiwilliges Gesetz; seine Willkür, seine Verkehrtheit, seine Einseitigkeit konnte es nicht werden.

War es Schuld der Regierungen, daß sie langsam verfuhren, wenn Eine jährlich sechs- bis achttausend Rescripte von den höhern Behörden erhielt? Waren die Schwierigkeiten, welche sie gegen manche (und wie die Rücknahme beweiset, übereilte) Plane erhoben, ein Uebel, das man vertilgen, oder vielmehr ein Gut, das man hätte pflegen sollen? Freilich hört man auch wol Freunde der Despotie über die Schwierigkeit und Langsamkeit des englischen Parlaments klagen; aber dieser Widerstand, dieser Zusammenhang, dies freie Leben ist mehr werth, als die Raschheit und der Sturz der Despotie.

Jene leere Floskel über die Nothwendigkeit rein despotischer Abstufungen in einem Königreiche ließe sich weit eher umkehren und behaupten: die Monarchie erhalte erst ihre höchste Trefflichkeit, wenn ihr republikanische Formen zugesellt werden. Diese republikanischen, collegialischen Formen, an welche der Einzelne, das Volk, die Deutschen gewöhnt sind, müssen als ein kostbares Palladium zum Wohle des Königs und der Nation festgehalten werden: denn so weit Jener von einem römischen Tyrannen entfernt ist, so weit Diese vom Sklavensinne. Die üble Laune, welche sich über die Abwesenheit des letzten ärgerte, oder gar die Frevelei, welche ihn herbeiführen möchte, beweisen nur daß sie nicht regieren können oder sollen, und es wird hoffentlich nie gelingen dem Höchsten oder den Niedrigsten einzubilden: es sei ein Gewinn, wenn man für jede Provinz einen Präfecten gefunden habe, der sich von oben herab völlig tyrannisiren lasse, weil man ihm erlaubt, nach unten zu tyrannisiren. Welche Thorheit wäre es, nur Knechten befehlen zu wollen, welche Aussichten wenn die Knechte, naturgemäß, dereinst an die Stelle der ausscheidenden Herren in die höchsten Aemter einrücken! Recht und Eigenthum sollte nie von dem Willen eines Einzigen abhängen, weil sich dieser Wille fast immer in Willkür verwandelt; und wenn auch die Vollziehung mancher Beschlüsse besser

Einem anvertraut wird, so darf doch die Freiheit der Berathung nicht vertilgt werden. Wollte man den Regierungsräthen ihr Stimmrecht nehmen, wie es die Staatsräthe bereits verloren haben, wollte man die Beamten, in Ansehung ihrer Gehalte, wie es angedroht worden, willkürlich behandeln, wollte man sie ohne Kündigungsfrist, ohne Bericht, ohne höhere Entscheidung durch blos handschriftliche Ministerialbemerkungen aus ihren Wirkungskreisen entfernen; — was könnte anders die Folge sein, als daß da, wo man keinen Vertrag, keine wechselseitigen Rechte anerkennt, der Natur irdischer Verhältnisse nach, auch keine heiligen Pflichten vorhanden sein könnten, daß allgemeines Mißvergnügen und allgemeine Gleichgültigkeit gegen die Geschäfte täglich mehr überhand nehmen müßte. Es ist deshalb hohe Zeit sich vollkommen klar zu machen: daß sich in einem Volke ohne Stände und Repräsentation, und mit einer in strenger Unterwürfigkeit abgestuften Verwaltung, weder echte Talente zum Regieren, noch der richtige Sinn für den nothwendigen und heilsamen Gehorsam ausbilden können, und der Form nach nichts dem Einbruche der Tyrannei entgegensteht. Durch die günstige Persönlichkeit einzelner Häupter kann das Uebel zwar für den Augenblick gehemmt und versteckt werden; aber auf die Dauer gibt diese Persönlichkeit, ohne gute unwandelbare Gesetze, keine vollkommen genügende Sicherung und Gewährleistung für die Tüchtigkeit bürgerlicher und öffentlicher Verhältnisse.

4.

Ueber die preußische Städteordnung, nebst einem Vorworte über bürgerliche Freiheit nach französischen und deutschen Begriffen. 1828.

In meiner Schrift: „Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik“ habe ich S. 141 gesagt: „Vernunft und Freiheit können gar nicht anders als in individueller Gestalt erscheinen (daher im Alterthume die Frage nach Aemtern und Stimmrecht, im Mittelalter die Bildung der Stände, zur Zeit der Reformation der Kampf um Glaubensfreiheit, in England der Nachdruck auf Steuerbewilligungen gelegt u. s. w.); wer den allgemeinen Begriff davon geltend machen will, geräth gerade in das Gegentheil, in den ärgsten Despotismus.“

Die Geschichte der neuesten Zeit bestätigt diese Behauptung auf mehrfache Weise. Als nämlich die französischen Politiker während der Revolution, alle Geschichte und Erfahrung verschmähend, die Freiheit an sich festhalten und darstellen wollten, ohne Rücksicht auf Zeit, Volksthum, Herkommen, Neigung oder Abneigung, ward ihnen der Begriff ganz negativ, bestimmungslos, und nur zu leicht füllte sich die leere Form mit der positivsten Tyrannei. Dieser Irrweg wird jetzt so allgemein von allen Besonnenern als ein solcher anerkannt, daß es nicht nöthig ist, sich hier umständlicher darüber auszulassen. Betrachtet man nun aber, leere Abstractionen abweisend, den Gedanken der bürgerlichen Freiheit in den eigenthümlichen concreten Gestalten, welche in verschiedenen Zeiten und Völkern geltend waren, so fragt sich

Erstens: ob diese Gestalt eine bloße Mißgestalt, oder der Begriff der Freiheit wirklich in einer seiner mannichfachen Seiten darin ausgeprägt war?

Zweitens: Welchen Werth diese Seite in Beziehung auf das Volk hatte, das sie ergriff und ausbildete?

Drittens: Wie sich der relative und absolute Werth dieser Seiten und Volksthümlichkeiten gegen einander verhält?

Es würde sich in Folge solcher Untersuchungen z. B. ergeben: ob unbedingte Aufrechthaltung nur einer Art des Gottesdienstes in einem Staate die religiöse Freiheit selbst ist, oder diese ausschließt; ob die bürgerliche Freiheit in dem Maße wächst, oder nicht wächst, als mehre Personen an der Regierung Theil nehmen; ob sie mehr in der Verfassung oder der Verwaltung beruht; ob die alten oder neuen Staaten freier waren? Diese, und unzählige andere sehr wichtige und anziehende Fragen lassen wir indeß hier unbeantwortet, um in aller Kürze wenigstens anzudeuten: wie sich die französische und deutsche Ansicht von bürgerlicher Freiheit, sowol theoretisch als praktisch, zu einander verhalten.

Sehr oft muß man in Paris die Bemerkung hören: wir leben in einem constitutionellen Staate, Sie aber, mein Herr —. Trotz des höflich verschwiegenen Nachsatzes heißt dies nichts anders, als: wir sind frei, ihr aber noch Knechte und einer unbeschränkten Tyrannei unterworfen. Ob dem so sei, ob wirklich Deutschland so zurückgeblieben, in Paris aber ein in allen Theilen nachahmungswerthes Vorbild aufgestellt worden ist, ob wir in der That nackt und bloß sind und unsere Blöße allein mit französischen Fabrikaten zudecken können: das zu untersuchen, lohnt der Mühe, und je tiefer man in die Sachen eingeht, desto mehr dürfte sich diese Mühe in Freude verwandeln.

Beginnen wir unsere Betrachtung von oben. Was das Haupt für den lebendigen Leib, ist der König für den monarchischen Staat. Wir fühlen, wir begreifen, wir wissen in Preußen, daß unser König eben der unsere ist und kein anderer es sein könne, es jemals werden dürfe; Haupt und Glieder sind Eins, untrennbar zu Leben und zu Sterben. Diese Gewißheit, die so groß ist als die des eigenen Daseins, läßt es gar nicht zu Spaltungen und Entgegensetzungen kommen; und es braucht keiner Zeitungsartikel, ob man gerufen oder nicht gerufen: es lebe der König! um daran einen Lebens- und Liebemesser zu haben. Diese Ruhe und Einfachheit des Daseins und Wechselverhältnisses ist eben der preiswürdige Zustand der Gesundheit selbst; doch gibt es Augenblicke und soll sie geben, wo man zu bestimmtem Bewußtsein hingeführt und lautes Zeugniß über den vorhandenen Zustand abgelegt wird. Wie edel und allgemein offenbarte sich Freude und Mitgefühl, als

der König das fünfundzwanzigste Jahr seiner Regierung vollendet hatte; wie innig war die Theilnahme, als ihn im vergangenen Jahre ein bedeutender Unfall traf. Gar viele Zeitungsblätter hätten gefüllt werden können mit Nachrichten, wer sich täglich, bis auf Deputationen der Schulkinder hinab, nach seinem Wohlergehen erkundigt habe; aber gottlob! wir bedürfen des Papiers nicht, um die Spalten und Ritzen unsers Wohnhauses damit zu verkleben.

Wir haben gelernt, fremde Tyrannen zu hassen, begreifen aber für unser Vaterland auf keine Weise, wie der einheimische König fremd erscheinen könne. Und doch ist dies noch leichter und natürlicher, als die Gleichgültigkeit, welche ohne Gedanken und Gefühl von Tag zu Tag lebt und meint, es komme gar nicht darauf an, ob ein Haupt, und welches vorhanden sei. Wenn Ehegatten, wenn Aeltern und Kinder in solchem Zustande gegenseitiger Gleichgültigkeit leben, ist das Band der Familie in der That aufgelöset; und es wäre anders im Staate? Anstand und Mitgefühl erlauben nicht, die Wunden Frankreichs weiter aufzudecken, auch sind wir davon weit entfernt, eine Krankheit als Verbrechen zu bezeichnen. Sollte aber geleugnet werden, daß die Krankheit eben eine solche sei, dies wäre gewiß Zeichen und Beweis ihrer Größe und Allgemeinheit.

Wenn in einem Staate die persönliche Liebe, das unentbehrliche Band zwischen Regierern und Regierten, wenn dieser edelste Inhalt fehlt, oder doch mangelhaft ist; so muß man natürlich mit doppeltem Eifer Hülfe in der Form, zunächst in der Verfassung suchen. Und hier meinen nun die Franzosen uns so weit voranzustehen, daß gar nicht von einer Vergleichung, sondern nur von dem Gegensatze des Freien und Unfreien die Rede sein könne, und alle sonstigen Mängel vor diesem unendlichen Vorzuge verschwänden. Unter Verfassung verstehen sie zunächst, oder eigentlich ausschließlich, die Charte und den Reichstag in Paris. Jene ist, nach so vielen völlig unbrauchbaren Gesetzen, unbedenklich ein besseres, ohne sie würde die französische Revolution staatsrechtlich fast mit einem vollständigen Schiffbruche endigen *). Ob aber das Brett, welches Alle nach ausgestandener Sturmesgefahr, und mit Recht, behufs ihrer Rettung ergriffen, nun wirklich in ein treffliches Linienschiff verwandelt, ob es, ohne andere Hülfsmittel, fähig sei das französische Volk in einen vollkommenen Hafen zu führen,

---

*) Von den Veränderungen, die hinsichtlich des Privatrechts, der Steuern u. dgl. eintraten, ist hier nicht die Rede.

oder ob gar andere Völker, die sich nicht auf diese Weise einschifften, im Sande festgefahren sind? Das ist eine große, zu bestreitende Frage.

Zuvörderst möchten wir behaupten: die Anhänglichkeit der Franzosen an die Charte sei mehr eine negative, als eine positive; sie fürchten mehr das größere Uebel, was nach ihrem Vernichten einbrechen dürfte, als daß sie dieselbe für genügend hielten, alle Aufgaben der bürgerlichen Gesellschaft zu lösen. Oder meinen ihre verschiedenen Lobredner etwa nicht, sie biete hier zu viel, dort zu wenig? Gehen nicht die Einen so darauf aus, sie zusammenzuziehen, wie die Anderen, ihren Inhalt zu erweitern?

Daß ein Staat wie Frankreich, dessen Theile schon so lange beisammen sind und untereinander überwiegende Aehnlichkeiten zeigen, einen Mittelpunkt, einen allgemeinen Reichstag haben könne, leidet keinen Zweifel; darauf kommt indeß sehr viel an, wie er gebildet werde, und wie er auf die übrigen Theile wirke, sie gestalte, stütze und von ihnen modificirt und wiederum gestützt werde. Gegen die Bildungsweise wenden wir ein:

1) Daß das Geld fast ganz ausschließend bestimmt, wer wählen darf, und wer wählbar ist. Es scheint uns gleich einseitig, man mag zur Abstufung politischer Rechte nur die Köpfe, oder nur die Thaler, oder nur die Ahnen zählen. Dazu kommt, daß durch die strengen Bestimmungen der Wahlgesetze von zweiunddreißig Millionen Franzosen überhaupt nicht hunderttausend, und für die Departementscollegien nicht zwanzigtausend Personen Wahlrechte ausüben, alle übrigen aber zu gar keiner öffentlichen Thätigkeit kommen. Fast unausbleiblich dürfte aber, über kurz oder lang, zwischen jener ungeheuern Mehrzahl und dieser oligarchischen Minorität böse Spaltung entstehen, und die Form der Verfassung, wenn nicht verhaßt, doch Vielen gleichgültig werden.

2) Die Art, wie die Minister und die gesammte Beamtenwelt zeither nur zu oft auf die Wahlen einwirkten, oder gar wählten und gewählt wurden, hebt den Begriff einer unabhängigen Volksvertretung größtentheils auf, und die meisten Glieder der Kammer werden dadurch leicht von denen ganz abhängig, die sie controliren sollen. So saßen, nach französischen Zählungen, in der vorletzten Kammer dreihundertundzweiundzwanzig, es sitzen in der jetzigen zweihundertundsechs absetzbare Beamte und Militairpersonen. Und nicht minder tadelnswerth ist oft auf der entgegengesetzten Seite die Art, wie, der Regierung

widersprechend, wenige Journalisten sich demagogisch herausnehmen, die öffentliche Meinung zu leiten, ja zu despotisiren.

3) Eine durch die Art ihrer Entstehung und Zusammensetzung wesentlich von den Ministern abhängige Kammer gewährt keine Bürgschaft der Freiheit, sondern nur eine bequeme Sanction des von oben ausgehenden guten oder bösen Willens; und ebenso gefährlich ist es, wenn die Kammern in Augenblicken erregter Leidenschaft das Ministerium über den Haufen werfen.

4) Weil das Wählen und Gewähltwerden nur eine Operation, ein Spiel mit unbenannten Zahlen ist, so weiß man nicht, ob Geistliche, Landleute, Städter, Fabrikanten, Advocaten, Gelehrte u. s. w. aus der Wahlurne herausspringen werden, und die Gefahr, welche in der Unsicherheit des Ergebnisses einer solchen Lotterie liegt, zwingt fast die Regierung zu Eingriffen, um Nieten und Verlust abzuhalten.

5) Die politische Thätigkeit besteht also in Frankreich darin, daß von zweiunddreißig Millionen Menschen wenige Tausende der reichsten Leute alle fünf oder sieben Jahre sich einen Tag lang, unter mancherlei Sorgen vor Ministern und Journalisten, mit dem gar beschränkten Wahlgeschäfte befassen. Hiemit ist aber auch alle Thätigkeit und Einwirkung zu Ende, und zwischen dem himmelhohen Reichstage in Paris und jener Ebene, wo die zweiunddreißig Millionen sich umtreiben, gibt es gar keine Stufen, keine Mittelglieder, keine Wirkungskreise; das papierne Constitutionsdach schwebt, nur von Federn und Bleistiften gestützt, in der Luft, ohne Fundament, Seiten- und Zwischenmauern.

Alle hier gerügten Mängel finden sich bei den süddeutschen Verfassungen nicht: weder Oligarchie des Geldes, noch übermäßige Einwirkung der Minister oder Journalisten, noch das Vorwalten unbenannter Zahlen. Ob in einem Staate, der aus so verschiedenen Bestandtheilen besteht, wie der preußische, ein allgemeines Dach von derselben Höhe natürlich und nützlich sei, kann hier nicht untersucht werden; doch steht fest, daß ein von unten regelmäßig aufsteigender Bau verständiger ist, als einer, welcher die Spitze der Pyramide zuerst und in der Luft befestigen will *).

Wenn nun genügende Bürgschaft für die Trefflichkeit und

*) Hieraus folgt indeß nicht: daß man irgend einen Bau halb vollendet lassen solle, oder das, schon in gesetzlicher Form Dastehende aus bloßer Willkür wieder einreißen dürfe.

Festigkeit der öffentlichen Verhältnisse in Frankreich weder in dem Verhältnisse zur königlichen Familie, noch in der zweiten Kammer, noch in der sonderbar zusammengesetzten und erweiterten Pairskammer, noch in den, nicht vorhandenen Provinzial- und Communaleinrichtungen liegt, so fragt sich: ob etwa Philosophie und Religion auf geistigere, jedes Innere durchdringende Weise jene Trefflichkeit erzeugen und jene Bürgschaft gewähren? Ohne Zweifel hat die atheistische Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich an Credit verloren, und die Sitten haben sich (da Wollust und Blutdurst nicht mehr herrschen) bedeutend gebessert. Aber von einer positiven, mit der Religion Hand in Hand gehenden, den Menschen in ein höheres Dasein hineinführenden Philosophie gewahren wir nur wenig Spuren. Ein Inbegriff gewisser anständigen, mit Egoismus jedoch wohl verträglichen Lebensregeln möchte wol den Meisten noch itzt Philosophie heißen, und den deutschen Schulen, trotz mancher Widersprüche und schroffen Seiten, der Vorzug gebühren.

Die Rückkehr Frankreichs zur christlichen Religion wäre ohne Zweifel der größte und wesentlichste Vorzug; allein die einseitige bigotte Weise, mit der eine Partei diesen Zweck betreibt und andere Absichten damit in Verbindung setzt, erzeugt in gewissen Gegenden und Verhältnissen nur zu leicht Heuchler; während die Mehrzahl, durch solche Uebertreibungen abgeschreckt, in die alte Abneigung oder doch Gleichgültigkeit zurückfällt und darin verharrt. Größere kirchliche Freiheit und Duldsamkeit findet sich in Deutschland, ohne daß dadurch die Tiefe des religiösen Gefühls und der religiösen Einsicht gelitten hätte, und jede Regierung könnte sich die preußische in der Art zum Muster nehmen, wie sie (wenigstens bis jetzt) die verschiedenen christlichen Religionsparteien nicht blos duldet, sondern für sie, ihre Geistlichen und Schulen, gleichmäßig sorgt und ihren Bekennern Zutritt zu allen öffentlichen Aemtern gestattet.

Nach den bisherigen meist verneinenden Ergebnissen, können wir endlich für Frankreich die beste Bürgschaft und Haltung in der Verwaltung suchen. Man rühmt, wie rasch, folgerecht, ineinandergreifend diese sei, wie das savoir faire die Franzosen in dieser Beziehung über alle Völker erhebe. Da aber Raschheit und Consequenz Eigenschaften sind, die sich mit der Tyrannei wohl vertragen, und das savoir faire, wie Deutschland leider erfahren, über den Werth des Gethanen nichts festsetzt, so ist mit jenem Lobe nur wenig gesagt. Ja, es verschwindet ganz vor der lauten, allgemeinen Klage, welche über die ganze Beamtenwelt vom Minister abwärts ertönt, und das Wohl des

Volkes und die Thätigkeit der Beamten überall in schroffen Widerspruch stellt. Daß diese Klage durch die vorhandenen Formen einen ganz andern Grund bekomme, als bisher bei uns, leidet keinen Zweifel. Denn

Erstens werden alle Stellen lediglich von oben herab besetzt;

Zweitens kann der Minister jeden Beamten (nur mit Ausnahme der Richter), vom höchsten bis zum geringsten, ohne Angabe eines Grundes, ohne rechtliches Verfahren, in jedem Augenblicke nach Belieben verabschieden! Und dies geschieht nicht selten Ursachen halber, die mit der eigentlichen Dienstführung gar nicht im Zusammenhange stehen, oder (z. B. bei der Leitung der Wahlen) über die Kräfte des Beamten zweifelsohne hinausreichen.

Drittens hat die Form der Alleinherrschaft (Präfecten, Unterpräfecten u. s. w.) fast jedes republikanische Element, fast alles Genossenschaftliche, Collegialische vertilgt.

Hieraus folgt nothwendig, daß die Beamten muthlos nach oben und tyrannisch nach unten sind, daß sie in Knechte verwandelt und vom Volke gehaßt, oder doch als ein unabwendbares Uebel betrachtet werden. Bei uns dagegen gesellt sich zu dem Monarchischen das Republikanische in den Wahlen der Landräthe, Bürgermeister, Stadtverordneten und in der collegialischen Stellung der Behörden. Ihre Unabhängigkeit erhält sie bei männlicher Kraft, sie sind sehr oft Vertreter ihrer Landschaft im besten Sinne und hassen den Minister nicht, weil sie nicht nöthig haben, ihn zu fürchten. Nur sorgsam gebildete, durch unabhängige Beauftragte streng geprüfte Männer darf der Minister bei uns anstellen; er darf nicht den Geringsten ohne zureichende Gründe (über deren Werth er nicht entscheidet) entlassen, und ein Beamter, der seine Pflichten erfüllt, lebt bis an seinen Tod in größter Sicherheit, während er in Frankreich zu jeder Stunde fürchten muß, aus seiner Bahn herausgeworfen zu werden.

Alle Franzosen, die wir hierüber sprachen, gaben zu, daß es in diesem Bezirke an aller wahren Freiheit mangele; alle aber behaupteten: es müsse so sein und bleiben, weil kein Ministerium, von welcher Partei es auch sei, mit unabhängigen, fest oder gar lebenslänglich angestellten Beamten verwalten könne. Niemand würde alsdann gehorchen und Alles sich in Anarchie auflösen. Kann man denn aber da von einer freien Verfassung reden, wo die zweite untrennbare Hälfte, die Verwaltung, despotisch ist und angeblich bleiben muß, und kann das Volk frei sein, wo seine Obrigkeiten, laut Gesetz und Her-

kommen, willkürlicher behandelt werden dürfen, als das Gesinde. Ein tüchtiger Minister würde sich bei uns schämen, wenn er nicht das Größere verstände, mit unabhängigen Beamten zu verwalten, und diese üben einen edleren Gehorsam, weil er sich mit der Freiheit verträgt, ja aus ihr erst hervorgeht. *)

Nur in den Kammern und den Tagesblättern zeigt sich ein Schein von Freiheit; sie richten sich aber (ein ungesunder Zustand), fast lediglich gegen die Verwaltung, während Beide, Reichstag und Verwaltung, wie gesagt, der besten Stützen, des politischen Lebens in den Landschaften, Städten, Gemeinen entbehren, wodurch, statt einiger Tausend Wähler, hundertmal so viele, in eine ihren Neigungen und Fähigkeiten zusagende Thätigkeit gesetzt werden, das Republikanische überall Wurzel faßt und mit dem Monarchischen in einer Eintracht lebt, wovon die Franzosen keinen Begriff haben. Als wir in Paris einem sehr gescheiten Manne unsere darauf Bezug habenden Einrichtungen erklärten, erstaunte er, daß die preußische Monarchie so viel des Collegialischen und Republikanischen in sich schließe und doch so geräuschlos und gut regiert werde; er rief aus: „Sie haben die Sache, und wir den Schein!"

Nach so vielen theoretischen Erörterungen und praktischen Erfahrungen der neuern Zeit ist es für jeden Privatmann leichter als je, sich von einseitigem Götzendienste mit dem unbedingt Monarchischen oder Republikanischen los zu machen; sehr schwer aber bleibt es für einen König, hier zur rechten Einsicht zu kommen, und den Entschluß zu fassen, sie geltend zu machen. Ohne Gewalt, Unrecht, Blutvergießen, mit einem Worte, ohne alle Revolution, sind wir aber unter der Regierung unseres Königs durch freiwillige Verträge, durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Weisheit, auf der Bahn der wahren Freiheit und des echten Gehorsams weiter gekommen als unsere Nachbarn.

Die vorstehenden abgerissenen Bemerkungen, welche durchaus keinen Anspruch machen, für einen vollen Beweis dieser Behauptung zu gelten, sollen zunächst nur den, oft aus Unkenntniß über das eigenthümlich Deutsche, ausgesprochenen Tadel abweisen. Dasselbe soll und wird sich allmählig noch weiter entwickeln, es werden sich über alle Willkür erhabene, förmliche Bürgschaften dafür auffinden lassen. Zum Beweise jedoch, daß in dieser Beziehung schon viel geschehen sei, und unsere obigen Behauptungen sich wol näher darthun ließen, wollen

*) Leider hat sich in dieser Beziehung Manches geändert und verschlechtert.

wir heute das Verhältniß der Städte, Magistrate und Bürger, so wie es im Preußischen die Städteordnung vom 19. November 1808 feststellt, näher ins Auge fassen. Diesen, durch Weisheit und Gnade eines Königs hervorgerufenen, mit echter Monarchie wohlverträglichen, republikanischen Elementen haben die Franzosen nichts entgegenzustellen, und ihre Städte und Gemeinen werden so lange in völliger Nichtigkeit gehalten werden, als man ihr selbständiges Dasein fürchtet und auch leider wol zu fürchten Ursachen hat.

Um Sinn, Inhalt und Werth der Städteordnung besser zu verstehen, ist es nöthig, mit wenigen Worten an die früheren Einrichtungen zu erinnern. Die Magistrate ergänzten sich in einigen Orten durch eigene Wahl, meist wurden sie höhern Orts ernannt, und die Bürgerschaft hatte, besonders seit der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, weder hiebei, noch hinsichtlich der Steuern, Rechnungen u. s. w., irgend einen erheblichen Einfluß. So zerfiel die Stadt in zwei ganz unverbundene Theile: die ganz Zurückgesetzten gehorchten ungern und sahen (nicht selten mit Recht) in den Magistraten nur einseitige, eigennützige Gegner; und diese scheinbar Unbeschränkten wurden doch auch ihrer Allmacht keineswegs froh. Denn erstens galten die Stellen vieler Bürgermeister, Kämmerer, Rathsherren u. s. w. oft für eine bequeme Versorgung invalider Feldwebel und Unteroffiziere, welche, ohne Rücksicht auf Fähigkeit oder Unfähigkeit, in die Magistrate hineingeschoben wurden; zweitens standen diese unter strengster Vormundschaft der Regierungen, ohne deren Zustimmung kaum das Unbedeutendste beschlossen und vollzogen werden durfte. Außerdem waren fast alle Städte der näheren Aufsicht eines Steuerraths untergeordnet, d. h. eines Mannes, der laut seines Prüfungszeugnisses oft nicht Regierungsrath werden konnte, aber doch für tauglich galt, zehn bis zwölf Bürgerschaften zu regieren. Wenn Einige diesen Zustand, weil er einmal auf eine kurze Zeit so dagewesen, vorzugsweise den historischen nennen und für immer herstellen möchten; so beweisen sie nur, daß sie nicht wissen was Bürgerthum und was Geschichte ist, und wie diese als Lehrerin für die Folgezeit benutzt werden soll.

All jenen Einrichtungen machte die Städteordnung mit einem male ein Ende. Es ist nothwendig, ihren wesentlichen Inhalt hier in Erinnerung zu bringen, damit Lob und Tadel verständlicher werde, und sich ergebe, ob und welche Aenderungen des Gesetzes nöthig, entbehrlich oder unheilbringend sind.

Erstens: dem Staate bleibt das Recht der höchsten Auf-

sicht und Einwirkung, jedoch (wie sich gleich näher ergeben wird) mit Ausschluß all der Vielregiererei von oben herab, welche eine Zeit lang für den Inbegriff der höchsten Staatsweisheit galt.

Zweitens: die Städte werden, nach der Volkszahl, in große, mittlere und kleinere, und jede wiederum in Bezirke getheilt. Der ganzen Stadt ist ein Magistrat, und jedem Bezirke ein Bezirksvorsteher vorgesetzt.

Drittens: die Einwohner theilen sich in Bürger und Schutzverwandte. Aller bisherige Unterschied zwischen den Bürgern wird aufgehoben. Keinem ansässigen, unbescholtenen Manne darf das Bürgerrecht versagt werden. Stand, Geburt, Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien und überhaupt persönliche Verhältnisse machen bei Gewinnung des Bürgerrechts keinen Unterschied. Jeder, der städtische Gewerbe treibt und Grundstücke besitzt, muß Bürger werden und alle Bürgerpflichten übernehmen. Alle persönlichen Befreiungen hören in dieser Beziehung auf.

Viertens: die Bürgerschaft wird in allen Angelegenheiten durch die, von ihr auf drei Jahre erwählten Stadtverordneten vertreten. Deren Zahl beträgt, nach Maßgabe der Städte, mindestens vierundzwanzig, höchstens hundertundzwei; die Wahl erfolgt durch alle stimmfähigen Bürger, welche nach Stadtbezirken versammelt werden und nach Köpfen abstimmen. Stimmfähig und auch wahlfähig sind (mit Ausschluß der Magistratspersonen) in der Regel Alle, deren reines Einkommen in kleineren Städten über hundertundfunfzig Thaler, in größeren über zweihundert Thaler beträgt. Zwei Drittel der erwählten Stadtverordneten sollen mit Häusern in der Stadt angesessen sein. Nur in dem Bezirke, in welchem er verzeichnet ist, darf der stimmfähige Bürger gewählt werden. Jährlich scheidet ein Drittel der Stadtverordneten aus. Der Magistrat veranlaßt die Wahlversammlungen und leitet sie durch den Bezirksvorsteher oder einen besonders Beauftragten. Jeder stimmfähige Bürger darf einen Candidaten vorschlagen und empfehlen.

Fünftens: die Stadtverordneten erwählen einen Vorsteher aus ihrer Mitte auf ein Jahr; sie erwählen die unbesoldeten Magistratspersonen, die Oberbürgermeister, Bürgermeister und Kämmerer, aus der Bürgerschaft auf sechs Jahre, die übrigen besoldeten Beamten dagegen auf zwölf Jahre. Die Oberbürgermeister bestätigt der König, alle übrigen erwählten Beamten die Regierung.

Die eigentliche Verwaltung ist allein dem Magistrate, die Controle der gesammten Verwaltung den Stadtverordneten zugewiesen; manche Geschäfte werden in gemischten Deputationen

verhandelt. Außerdem ist den Stadtverordneten ein wesentlicher Antheil an allen allgemeinen Beschlüssen, an der gesetzgebenden Gewalt zugestanden, und die Bewilligung der Steuern (jedoch mit Rücksicht auf das allgemeine System des Staats), der Ausgaben, Zulagen u. s. w. in ihre Hände gelegt. Das Nähere über diesen und einige andere Punkte wird sich besser weiter unten beibringen lassen.

Ehe wir aber genauere Prüfung des Einzelnen versuchen, müssen wir der Einwendungen erwähnen, welche noch heutiges Tages hie und da gegen das ganze Gesetz ausgesprochen werden: Sie lauten etwa:

Wenn eine Monarchie in sich Einheit, Haltung, Zusammenhang haben soll, so müssen alle untergeordneten Kreise der Verfassung und Verwaltung lediglich nach demselben monarchischen Grandsatze abgestuft und eingerichtet sein; mithin ist die Städteordnung, in welcher lediglich das demokratische Princip herrscht, schlechthin verwerflich. Oder wenn es sich auch entschuldigen läßt, daß man zur Zeit ihrer Abfassung einen fieberhaften Zustand hervorbringen wollte; so ist es doch ganz thöricht noch itzt darauf hinzuarbeiten, gegen demagogische Mißbräuche die Augen zu verschließen und den Werth stiller Ruhe und Ordnung zu verkennen. — Auf diese allgemeine Anklage zur Antwort: Royalisten, welche königlicher sein wollen, als der König, erwachsen in der Regel auf weltlich- oder geistlich-oligarchischem Boden und vergessen, daß ihre Mehrheit nach obiger Lehre so wenig in die Monarchie hineinpaßt, als die bürgerliche Vielheit. Es bleibt auf diesem Wege folgerecht nichts übrig, als ein Sultan und Paschas von mehr oder weniger Roßschweifen; also eine Tyrannei statt der Monarchie, und, bei ähnlicher Behandlung der entgegenstehenden Form, statt der Republik nur eine Ochlokratie. Diejenigen, welche die Möglichkeit und Heilsamkeit der Verbindung monarchischer und republikanischer Bestandtheile leugnen, haben noch nicht das ABC des Staatsrechts begriffen und könnten eben so gut behaupten: weil der Mensch nur einen Kopf habe, müsse er auch nur einen Arm, eine Hand, einen Finger haben u. s. w. Uebrigens herrscht das demokratische Princip keineswegs ausschließend in der Städteordnung, und die wahre oder erheuchelte Furcht, von ihr aus werde die Monarchie umgestürzt werden, ist um so lächerlicher oder sträflicher, da in fast zwanzig Jahren gerade in den großen Städten nicht der geringste erhebliche Mißbrauch aus diesem Boden erwachsen ist*), und kleine Zän-

*) Die Unruhen entstanden im März 1848 nicht durch die Städteordnung.

kereien in ganz unbedeutenden Orten zwischen zehn bis zwanzig Menschen doch in Ernst wol nicht mit revolutionairen Aufständen in Paris (wo übrigens eine Städteordnung fehlte) verglichen werden können.

Gleichen Tadel verdient der Ausdruck: man habe einen fieberhaften Zustand erzeugt oder erzeugen wollen; denn Fieber ist eine Krankheit, und Keiner hat dieselbe bezweckt, oder sie thöricht für Gesundheit ausgeben wollen. Jener Zustand der edelsten Begeisterung in Zeiten der Gefahr verdient nicht, daß ihn Leute aus sicherem Winkel schmähen. Sie sollen die, selbst von Feinden anerkannten Thaten des Heldenmuths, der Tugend und Aufopferung nicht als Ergebnisse sinnloser Fieberhitze bezeichnen, nicht prahlen, als könnten sie mit ihren vertrockneten Stäben größere Wunder verrichten, oder als sei es die erhabenste Erscheinung, wenn die Städte sich um den dunkeln Körper eines Steuerraths herumzudrehen gezwungen würden. Gottlob! diese frühere Leblosigkeit wird nicht wieder eintreten, und wenn ein glücklicher Friede auch nicht die äußersten Ansprüche an den Einzelnen zu machen nöthig hat, so bleiben doch Kreise genug offen, wo der Gemeinsinn sich zeigen kann und täglich zeigt.

Denen also, welche die Städteordnung überhaupt verwerfen, oder sie in ihren wesentlichen Grundlagen umgestalten wollen, müssen wir aufs Bestimmteste widersprechen; wogegen wir uns gern an Diejenigen anschließen, welche auf den Grund vielfachen Nachdenkens und einer fast zwanzigjährigen mannigfaltigen Erfahrung einzelne Abänderungen und nähere Bestimmungen für nothwendig halten. Es ist aber um so unerläßlicher, die Grundsätze, welche hiebei leiten sollen, einer strengen Prüfung zu unterwerfen, da itzt nicht blos von Berichtigung des Gesetzes für die älteren Theile des Reichs, sondern auch von seiner Einführung in neu gewonnene Landschaften die Rede ist. Wir wollen, mit Uebergehung kleinerer Punkte, unsere Betrachtungen auf die drei wichtigsten richten, nämlich:

I. das Bürgerrecht,
II. die Wahlformen,
III. das Verhältniß des Magistrats und der Stadtverordneten.

I. Vom Bürgerrechte.

Die alten, und sehr viele der neueren Freistaaten haben schon deshalb nicht den höchsten Grad politischer Freiheit errei-

chen und darstellen können, weil ihre Verfassungen immer Stadtverfassungen blieben und sich nie zu Staatsverfassungen erweiterten und erhoben. Wenigen Hochberechtigten standen sehr viele ganz Unberechtigte gegenüber, und es war sehr natürlich, daß jene ihre Vorzüge nicht Anderen ertheilen und dadurch verringern wollten. Oligarchien und Monopole solcher Art passen durchaus nicht mehr für die heutigen Staaten; nur ist man, wie es zu gehen pflegt, plötzlich in das entgegengesetzte Aeußerste übergesprungen und hat die richtige Mitte verfehlt. Deshalb mußte der Grundsatz unbedingter Freiheit der Niederlassung einigermaßen beschränkt werden, indem, anderer Uebelstände nicht zu gedenken, Gemeinen dadurch auf unerträgliche Weise mit Gesindel und Bettlern belästigt werden konnten. Nicht minder fühlte man: es müsse zwischen bloßer Ansiedelung und Bürgerthum ein Unterschied gemacht, es müßten für letzteres mehr charakteristische, positive Kennzeichen aufgefunden werden. Deren sind nun laut der Städteordnung zwei: erstens der Besitz von Grundstücken, zweitens der Betrieb städtischer Gewerbe. Für wen beide, oder auch nur eins dieser Kennzeichen eintrifft, muß Bürger werden; alle andern Einwohner fallen in die Klasse der Schutzverwandten. Ueber diese Bestimmungen erlauben wir uns Folgendes zu bemerken:

Erstens, liegt ein übertriebener Nachdruck auf dem Grundbesitze, während Capitalvermögen und Einkommen aus anderen Quellen (die gerade in den Städten so wichtig und ergiebig sind) ganz übergangen werden. Wenn der reichste Mann sein kleines Grundstück verkauft, geht dadurch, ohne Rücksicht auf sonstiges Eigenthum, sein Anrecht auf das Bürgerthum verloren; wogegen Derjenige, welcher für zehn Thaler ein altes Gebäude ersteht, jenes Recht erwirbt. Das Gesetz würde, wie eine einseitige Prämie, den Preis des Grundeigenthums erhöhen, wenn nicht (eine Folge mangelhafter Bestimmungen) das Bürgerthum eben so oft wie eine Last, denn wie ein Gewinn betrachtet würde.

Zweitens, hat der Gegensatz von städtischem und ländlichem Gewerbe itzt keine Bedeutung mehr. Die Eintragung in die Gewerberolle berechtigt zu dem darin bezeichneten Gewerbe und zum Bürgerthume. Nach unserer Ueberzeugung ist es aber mindestens sehr einseitig, Bürgerthum und Gewerbe, die sich stets wechselseitig bedingen, hiedurch ganz gleich zu stellen, zu identificiren, und das letzte alleinherrschend an die Spitze zu stellen, statt es als untergeordnete Erscheinung zu betrachten und einzupassen. Die Erlaubniß zum Betriebe des Gewerbes beweiset an sich, weder daß Jemand Vermögen habe, noch

wahrhaft das Gewerbe treibe; er kann dabei bettelarm und unbeschäftigt bleiben. Nun soll man zweifelsohne Niemandem die Möglichkeit nehmen, sich zu beschäftigen und zu nähren; hieraus folgt aber noch nicht das Recht zum Bürgerthume, und am wenigsten, seitdem das Gesetz alle Abstufungen innerhalb dieses Begriffs aufgehoben hat. An dieser Stelle entspringt.

Drittens, der Ausdruck Schutzverwandte, womit alle Einwohner bezeichnet werden, die das Bürgerrecht nicht gewonnen haben. Sucht man, statt dieser blos verneinenden Bezeichnung, dieser negativen Definition einen nähern Inhalt zu ermitteln, so ergibt sich, daß darunter das Verschiedenartigste begriffen ist: nämlich Leute, die das Bürgerrecht nicht erwerben wollen, und die es nicht erwerben sollen, die hier zu hoch, dort zu niedrig stehen, um in dies engere Verhältniß zur Gemeine zu treten. Hierin sehen wir aber einen wesentlichen Verlust, der, wo nicht feindliche Spaltungen, doch eine große Schwächung, eine Vereinzelung dessen herbeiführt, was ein ungetheiltes Ganze sein sollte. Ist die Verfassung angemessen gegliedert und abgestuft, so muß der Höchste wie der Geringste, der Reichste wie der Aermste, seine rechte Stelle finden; geht man aber von der willkürlichen Annahme aus, Grundbesitz und Gewerbe gäben die einzige und beste Qualification zu genossenschaftlichem und öffentlichem Leben, so ist Einseitigkeit keineswegs zu vermeiden. Nicht minder verwirrt sich Ansicht und Bahn, wenn man die Erfüllung gewisser Pflichten, oder vielmehr Dienstleistungen, als unerlässig, unübertragbar bezeichnet und um dieser erkünstelten Schwierigkeiten willen Viele vom Bürgerthume ausschließt. Solch eine Ausschließung gilt Manchem für ein glückliches Vorrecht; die Gesetze erscheinen aber mangelhaft, sofern der Bürger über die Last seines Bürgerthums klagt, und der Schutzverwandte frohlockt, daß ihm alles Städtische gleichgültig sein dürfe.

Stellt man beide Klassen hinsichtlich der Lasten ganz gleich, so sollte auch die Verschiedenheit der Rechte verschwinden; stellt man sie ungleich, so wird sich eine Hälfte immer beklagen, es sei wegen Uebermaß der Verpflichtungen, oder wegen Verkürzung der Rechte. Nur dann erscheinen solche Verschiedenheiten natürlich und gerechtfertigt, wenn sie eigenthümliche, concrete Gründe haben; während aber das Gesetz diese, durch Aufhebung der Unterschiede von Großbürgern und Kleinbürgern u. dgl., zur Seite wirft, ergreift es den viel bestimmungs- und inhaltsloseren Begriff der Schutzverwandten, welche ganz außerhalb des Bürgerthums stehen, anstatt daß jene Abstufungen nur verschiedene und verschieden in Thätigkeit gesetzte

Organe desselben Ganzen bezeichnen. Unsere Meinung geht also dahin:

Erstens: die durch erzwungene Aufnahme von Leuten aller Art gesunkene Würde und Wichtigkeit des Bürgerrechts muß dadurch gehoben werden, daß Eintragung in die Gewerberolle dasselbe nicht mehr allein verleiht, sondern daß auch auf andere Verhältnisse und Eigenschaften Rücksicht genommen wird; also auf Sitten, Thätigkeit, Kenntnisse, Vermögen, Steuern, Dauer des Aufenthalts, Bürgschaft von Mitbürgern u. s. w. Wie dies in nothwendigem Zusammenhange mit einer unentbehrlichen Gewerbeordnung steht, wollen wir weiter unten wenigstens andeuten.

Zweitens: nicht blos der Besitz von Grundvermögen gibt ein Anrecht zum Bürgerwerden, sondern, in irgend einem näher zu bestimmenden Verhältnisse, auch Vermögen und Einnahmen anderer Art. Insbesondere beruht die Ausschließung selbst der wohlhabendsten und gebildetsten Miether auf der einseitigen Ansicht: aus dem Besitze irgend einer Scholle wachse nothwendig und allein die Vaterlandsliebe hervor.

Drittens: man kann und soll zugleich als Staatsbürger und als Stadtbürger fühlen und wirken. Wer dies für ganz unverträglich hält, verkennt einen wesentlichen Fortschritt der neuern Zeit und läßt entweder den Staat in der Stadt, oder die Stadt im Staate zu Grunde gehen. Sobald man nur gewisse Modificationen über die persönlichen Verpflichtungen eintreten läßt, wird das Bürgerthum und der Staatsdienst fast nirgends im Widerspruche erscheinen. Ja, selbst Staatsämter und Stadtämter lassen sich oft vereinen, sofern nicht eins von beiden die Thätigkeit des ganzen Menschen in Anspruch nimmt, oder der Staatsbeamte zu einer der Bürgerschaft vorgesetzten Behörde gehört und seinen Einfluß auf nachtheilige Weise geltend machen könnte.

Viertens: die unbedingte Ausschließung der Geistlichen und selbst der Schullehrer von allem Einflusse auf die Angelegenheiten ihrer Gemeine ist vom Uebel und entsteht aus einer blos materialistischen Ansicht des öffentlichen Lebens. Wollt ihr sie, so hören wir einwenden, ihrer Würde und Stellung unangemessen, mit Handwerkern aller Art zusammenwerfen und an den Bau eines Reiches dieser Welt Hand anlegen lassen? Keinesweges; vielmehr richten sich unsere bisherigen und manche der folgenden Bemerkungen vorzugsweise gegen das irrige Gleichmachen des Verschiedenartigen. Wenn aber dies Verschiedenartige seiner innern Festigkeit und Eigenthümlichkeit halber jenen Versuchen hartnäckig widersteht, so sollte man es nicht kurzweg

(wie hier die Beamten, Geistlichen, Schullehrer) ganz unbenutzt zur Seite werfen, sondern die sich aufdringende höhere Aufgabe lösen, wie es, unbeschadet seiner Würde und Eigenthümlichkeit, eine angemessene Stellung und Einwirkung finden könne. Die genannten Personen, so klagt man, haben zu viel und allerlei Qualification, die sogenannten Patenter hingegen zu wenig, um Bürger sein zu können; und diese Doppelklage ist richtig, sobald man alle schlechthin auf dieselbe Linie stellen, ganz nach einem Leisten behandeln will, gegen welche Verfahrungsweise wir eben ankämpfen. Die katholische Kirche hat Mittel und Formen, sich als solche geltend zu machen, der protestantischen hingegen fehlen sie fast ganz; uns erscheint aber die Allmacht, nach welcher jene oft strebte, so sehr über das richtige Maß hinauszugreifen, als die Nichtigkeit der letztern dahinter zurückzubleiben. Ungegründet ist übrigens die Furcht, unsere Geistlichkeit werde in aller Eile ein Reich dieser Welt gründen, wenn man ihr Gelegenheit verschafft, darauf aufmerksam zu machen, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt. Die Einwirkung von der Kanzel herab ist nicht die einzige, und Kirchen- und Schulangelegenheiten würden in vieler Beziehung anderen Zwecken nicht so nachgesetzt werden, wenn mehr Wechselwirkung und Verständigung zwischen Geistlichen und Bürgern stattfände, als bisher.

Fünftens: zu den allgemeinen Bestimmungen eines Hauptgesetzes über all diese Dinge müssen nach Zeit und Ort nähere Vorschriften hinzutreten, und alsdann der städtischen Behörde so viel freie Hand als möglich gelassen werden, ohne jedoch die höhere Controle des Staats ganz auszuschließen.

II. Von den Wahlformen.

Die Bedenken, welche uns im vorigen Abschnitte aufstießen, wo wir den Bürger nur, wir möchten sagen, in seinem negativen oder doch politisch unwirksamen Dasein betrachteten, steigern sich ungemein, wenn wir ihn nunmehr in Thätigkeit setzen, ihm bestimmte öffentliche Geschäfte zuweisen. Jene Abwesenheit so vieler tüchtigen, wohlhabenden, kenntnißreichen Männer, die das Bürgerrecht nicht erwerben wollen und auch dazu nicht verpflichtet sind, wird erst hier recht fühlbar und wirkt so nachtheilig, als die Anwesenheit Anderer, die man aufnehmen mußte. Der Gesetzgeber hat dies auch bemerkt und deshalb

die unangesessenen Bürger von den Wahlgeschäften ausgeschlossen, sobald sie nicht in kleinen Städten hundertundfunfzig Thaler, in größeren zweihundert reines Einkommen besitzen. Allein diese Festsetzung ist ungemein niedrig, die Ausmittelung reinen Einkommens sehr schwer, und endlich zum Abweisen verschuldeter Grundeigenthümer keine Vorschrift erlassen. Zunächst würden wir also wünschen, daß diese Bestimmungen einerseits allgemeiner und andererseits mit genauerer Rücksicht auf die Oertlichkeit gefaßt wären. Außerdem gibt aber Theorie und Erfahrung zu folgenden Bemerkungen Veranlassung:

Erstens, ist laut der Städteordnung jeder Wählende auch wählbar. Zwischen dem einfachen Geschäfte des Wählens und den weit verwickelteren eines Erwählten findet aber ein so wesentlicher Unterschied statt, daß mit Recht in allen gebildeten Verfassungen der Kreis der ersteren weiter, und die an sie gerichteten Forderungen milder gestellt, der Kreis der letzteren aber bei strengeren Vorschriften enger gezogen ist. Will man hiebei nicht vorzugsweise Steuern (keineswegs blos die Grundsteuer) berücksichtigen, sondern Vermögen und Einnahmen verschiedener Art; so wäre es doch gewiß einseitig und wiederum eine übertriebene Begünstigung des Grundvermögens, wenn etwa achthundert Thaler Capitalwerth an Grundbesitz, oder zweiunddreißig Thaler Rente aus demselben, einer jährlichen Einnahme von vierhundert Thalern aus anderen Quellen, z. B. Zinsen von Staatsschuldscheinen, gleichgestellt würden.

Zweitens sind die Wahlen, insbesondere der Stadtverordneten für kleine Städte, keineswegs immer zweckmäßig ausgefallen, und es bieten sich allerhand Mittel zur Abstellung dieses Uebels dar, die wir kürzlich prüfen wollen:

1) „Man lasse die Stadtverordneten, statt auf drei, auf sechs Jahre wählen und jährlich ein Sechstel ausscheiden." — Für diesen Vorschlag spricht, daß Zeit und Uebung dazu gehört, übereilte, vorlaute Ansichten los zu werden und Geschäftskenntniß zu erwerben. Andererseits sind die hier zur Sprache kommenden Sachen in der Regel so einfach, daß Der, welcher sie gleich anfangs aus seinem Standpunkte als Bürger nicht begreift, durch Ablauf der Zeit ihrer schwerlich als Geschäftsmann Herr wird. Häufiger Wechsel ist in der Versammlung der Stadtverordneten überdies nicht unnatürlich, und die Erlaubniß des Wiederwählens, welche beim Mangel anderer tauglicher Personen zur Nothwendigkeit wird, führt von selbst zur Verlängerung der Amtszeit. Endlich werden sich, durch nähere Bestimmungen über die Eigenschaften der Wählbaren, Untaugliche eher als durch seltenern Wechsel der Erwählten

ausschließen lassen. Der Antrag, die Oberbürgermeister und Bürgermeister, statt auf sechs Jahre, auf zwölf mit Zusicherung gesetzlicher Pensionen zu wählen, hat Manches für sich, da die Hoffnung fehlgeschlagen ist, daß sehr bemittelte und gebildete Männer (welche nicht nöthig haben, oder darauf rechnen, blos vom Gehalte zu leben) jenes Amt gern und oft auf sechs Jahre annehmen würden. Gegen den Gedanken, jene Männer in der Regel wieder auf Lebenszeit anzustellen, müssen wir uns jedoch erklären, da alsdann nur zu leicht Lässigkeit einbricht, mit einem neuen Bürgermeister aber neues Leben wenigstens beginnen kann. In der Mitte zwischen ängstlicher, unwürdiger Abhängigkeit und stolzer Sicherheit liegt das Richtige, das Wohl der Einzelnen und des Ganzen am meisten Förderende.

2) „Man verringere die Zahl der Stadtverordneten, besonders für die kleineren Städte." — Würde jener erste Vorschlag einer Verlängerung der Amtszeit der Stadtverordneten angenommen, so läge darin schon mittelbar eine Minderung der Zahl der erforderlichen Personen. Ueberhaupt aber scheint es uns bedenklich, die Zahl der Stadtverordneten zu verringern und so wichtige Rechte, wie z. B. Bewilligung von Abgaben, in sehr wenige Hände zu legen. Es ist eben so irrig, alle Hülfe oligarchisch bei wenigen Reichen, als vor einiger Zeit demokratisch bei vielen Armen zu suchen. Eine genauere Abstufung der Zahl, nach Maßgabe der Bevölkerung und mit Zurücksetzen der ungenügenden Eintheilung in große, mittlere und kleine Städte, dürfte dagegen sehr zu empfehlen sein.

3) „Man errichte vor Anfange der Wahlen eine vorläufig berathende und belehrende Commission, oder man lasse durch den Magistrat eine Liste von Personen anfertigen, aus denen die Wahl nothwendig erfolgen muß." — Beide Vorschläge können wir nicht billigen: denn die erstgenannte Commission würde entweder ganz bedeutungslos werden, oder Widersprüche hervorrufen, oder durch Ränke und Nebengründe Einfluß gewinnen. Eine verpflichtende Wahlliste legt aber die Wahlen zuletzt ganz in die Hände der Magistrate, was dem Buchstaben und Sinne der Städteordnung durchaus widerspricht. Dasselbe gilt von dem Vorschlage, mehre Wahlstufen eintreten zu lassen, welche die Verbindung zwischen den ersten Wählern und den zuletzt Erwählten jedesmal ganz zerreißen.

Wenn man nach unseren Vorschlägen das Bürgerthum mehr zu Ehren bringt, das Vermögen nicht als einzige und allein gültige Eigenschaft betrachtet, sondern auch noch andere,

vor Allem für die Gewählten, fordert und berücksichtigt, so dürften sich die gerügten Uebelstände größtentheils verlieren.

Indeß werden wir an dieser Stelle noch zu einer andern allgemeinen Betrachtung veranlaßt. Die Städteordnung theilt, wie wir sahen, jede Stadt in Bezirke und schreibt vor, daß jeder Bürger nur in dem Bezirke, wo er verzeichnet ist, gewählt werden könne *). Der Bezirk ist also die einzige selbständige Gliederung, welche das Gesetz erlaubt und aufrecht hält; und dennoch sind gegen die obenerwähnte Wahlbestimmung die allgemeinsten Einwendungen erhoben, weil sie nur zu oft die tüchtigsten Männer ausschließe; man hat fast einstimmig gefordert, eine unbeschränkte Wahl aus der gesammten Bürgerschaft eintreten zu lassen. Also ist, dies könnte man auf den ersten Anschein folgern, das Gesetz noch nicht streng genug in Vernichtung aller Unterscheidungen gewesen, es hätte, nach preiswürdigem Aufheben all der kleinen Staaten innerhalb der Städte, nicht mit den Bezirken neue hervorrufen, sondern alles gleich und ungetheilt nebeneinander stellen sollen? — Wir können weder dieser unbedingten Fehde gegen die alten Gliederungen, noch der gegen die neuen Bezirke beitreten. Diese zuvörderst haben ihren bestimmten Eintheilungsgrund, nämlich Nähe und Entfernung, das Beisammenwohnen. Sie werden also, wo es mehr oder weniger hierauf ankommt, mit Recht berücksichtigt und in Thätigkeit gesetzt, also z. B. bei Wachtdiensten, Feuersgefahr, Anlegung von Schulen, Abgrenzung von Parochien u. s. w. Dagegen reicht jener Umstand des Beisammenwohnens innerhalb gewisser Straßen durchaus nicht hin, ist nicht inhaltsvoll, positiv und entscheidend genug, um, unter Verwerfung aller anderen Gliederungen, politische Rechte und Geschäfte lediglich darauf zu gründen. Vielmehr weiset die Untauglichkeit eines blos arithmetischen oder geometrischen Verhältnisses, zur Belebung und Ausfüllung aller öffentlichen Kreise, auf die Nothwendigkeit hin, noch andere mehr organische, an sich schon politische Elemente zu erschaffen oder wieder zu erwecken. Sehr natürlich fielen dem Gesetzgeber im Jahre

*) Doch werden die Stellvertreter der Stadtverordneten, nach Mehrzahl der erhaltenen Stimmen, ohne Rücksicht auf den Bezirk zugelassen; wobei nur zu erinnern ist: daß nicht die Zahl der überhaupt erhaltenen Stimmen, sondern das Verhältniß der Ueberzahl der Bejahenden über die Verneinenden den Vorrang geben sollte, weil sonst alle Stellvertreter leicht auf die Stadtbezirke fallen, wo die größte Zahl kleiner unbedeutender Wähler wohnt.

1808 vorzugsweise die übertriebenen Scheidungen und Hemmungen, die verrosteten Gelenke, die bewegungslose Verknöcherung in die Augen, welche nothwendige Fortschritte hinderten und den Staat bis an den Rand des Grabes brachten. Diese Bande zu zerbrechen, ein neues freies Leben zu entzünden, mußte ihm, und mit Recht, als ein höchst verdienstliches Werk erscheinen. Zu entschuldigen ist es ferner, daß die zur Rettung des Ganzen angewandte Arzenei manchem Einzelnen, besonders wenn er von Mitteln und Zwecken nichts verstand, bitter schmecken mußte. Seitdem hat indeß eine zwanzigjährige Erfahrung gezeigt, in welcher Richtung man Ueberreste alter Uebel, oder neu eintretende Mängel wohl zu beseitigen habe.

Hier erklären wir uns zunächst gegen die atomistische Ansicht, wonach der Staat aus lauter Einzelnen besteht und bestehen soll, und jede Gesellung, jede Genossenschaft als verdammlich bezeichnet wird. Diese Ansicht steht ganz auf derselben Stufe, als wenn man im lebendigen Leibe die Systeme der Muskeln, Adern, Nerven verwürfe und sie lediglich als Einzelne dulden und in Thätigkeit setzen wollte. Die einzelnen, oder vielmehr vereinzelten Staatsbürger liefen nach jener Theorie auf einer ebenen Fläche verwirrt durcheinander, bis es ihnen einkam, vermittelst der volonté générale auch einmal einen Thurmbau zu beginnen. Diese Methode (es wurden dabei zu Viele erschlagen) ist nun in Miscredit gekommen, den rechten Weg hat man aber wol noch nicht gefunden. Man sucht nämlich die Verkehrtheit nicht darin, daß man die Menschen als Atome und als ganz gleiche Atome hinstellt, sondern darin, daß diese sich zusammengefunden haben; sobald man dies verhüte, glauben Viele, sei alles Revolutionaire mit der Wurzel ausgerottet. Wir meinen hingegen: so lange Gesetz und Regel die Einzelnen nicht verbinde, sei man der Anarchie und Revolution am nächsten; mit Gesellung, Aneinanderschließen, Consolidiren nehme dagegen diese Gefahr ab. Auf jeden Fall ist es eine sonderbare Einseitigkeit, nur eine einzige Form des Gesellens, nur eine Art der Wahlanziehung zu gestatten und anzuerkennen, alle andern aber auszuschließen, oder bestimmt zu verdammen. Wie kann man das in der Regel ganz zufällige Beisammenwohnen für wichtiger halten, als tausend andere Gründe, welche die Menschen trennen oder vereinen; oder wie darf das Metall, die Zahl der Thaler, der Mammon, in der Lehre von den Verfassungen allein regieren?

Wir wenden uns indeß zurück zu dem eigentlichen Ziele dieser Abschweifung. Wenn die größte, ja fast die einzige Sorge daraus entsteht, daß so viele Bürger verschiedener

Beschaffenheit da sind, jeder aber einzeln und gleichartig in Thätigkeit gesetzt werden soll; so liegt die Frage ganz nahe: warum bildet man nicht aus mehren Einzelnen eine größere Einheit? Und wenn das Gesetz einen solchen Nachdruck auf das Gewerbe legt und jeden Gewerbtreibenden zum Bürger erhebt, warum verkennt es die Wahlanziehung, welche zwischen Gleichbeschäftigten stattfindet, warum entledigt es sich nicht der lästigen Menge, indem es dieselbe in engere Genossenschaften vereint?

Also, dies rufen uns Erzürnte entgegen, darauf läuft eure ganze Weisheit hinaus, die Zünfte mit allen ihren Thorheiten und Tyranneien herzustellen, die Gewerbefreiheit aufzuheben, Fortschritte unmöglich zu machen? — Wir müssen fürchten, auch die feierlichste Erklärung, daß uns dies Alles nicht einfalle, werde überhört werden, sobald wir nicht auch das Wort Zunft verbannen; und gern brauchten wir, um Vorurtheile zu beseitigen, ein anderes. Aber Innung, Zeche, Gewerk würde bald in gleichen Miscredit kommen, sobald man um Worte streiten und die Sachen vorsätzlich nicht sehen will. Auch haben die Worte: Freiheit, Verfassung, Frömmigkeit, Wissenschaft ähnliche Schicksale; sie können und sollen, von Mißverständnissen gereinigt, in Ehren und Würden bleiben.

Die Zunft hatte ehemals eine dreifache Bedeutung oder Wirksamkeit, eine gewerbliche, kriegerische und eine stadt- oder staatsrechtliche. In neuern Zeiten hat man fast nur die Mißbräuche im Auge behalten, welche sich der ersten Bestimmung anschlossen, die beiden andern aber vergessen, oder verworfen. Daß unser Kriegswesen jetzt nicht auf Zunftregimenter gegründet werden könne, muß jeder eingestehen; daß aber die Einrichtung deshalb bei ganz andern Verhältnissen durchaus thöricht gewesen sei, läßt sich nicht erweisen, vielmehr noch jetzt fragen: ob die Vertheidigung einer Stadt am Besten geführt werde, wenn man die Leute nach der Stellung ihrer Wohnungen dazu auffodert, oder wenn man Meister und Gesellen der Gewerke zusammenschaart, die sich kennen, antreiben, vor einander schämen u. s. w.

Die groben Mißbräuche der gewerblichen Seite müßten durch eine neue Handwerksordnung schlechterdings aufgehoben werden oder aufgehoben bleiben; also z. B. die Monopole, oder gar Hypotheken, gegründet auf dieselben, das Zurückweisen Gewerblustiger aus eigennützigen oder doch ungenügenden Gründen, Chicane bei Prüfungen, Tyrannei gewisser Häupter u. s. w. Wir treten also der freiern Gesetzgebung, auf welche Viele und mit Recht großen Werth legen, nirgends entgegen; behaupten

aber nachdrücklichst, daß in jenen allmälig eingeschmuggelten Mißbräuchen nicht das Wesen der Zunft bestehe, sondern dies Wesentliche durch Aufhebung derselben in Wahrheit nur gereinigt werde und alsdann aus doppelten Gründen Erhaltung verdiene.

Genossenschaftliches Aneinanderschließen Gewerbtreibender ist übrigens ein so natürliches Bedürfniß, daß troß aller widersprechenden Theorien und sehr gewichtigen Störungen, die meisten und wichtigsten Gewerke in einer Verbindung geblieben sind. Wenn sie alte Mißbräuche nicht mehr geltend machen können, so gereicht ihnen schon dies zum Vortheil; würde aber jene natürliche Erscheinung, die Genossenschaft, durch ein Gesetz geregelt, durch gewisse Formen bestimmter gestaltet, dann müßte, nach Verschwinden des Schwankenden und Willkürlichen, noch größerer Nutzen daraus hervorgehen. Dahin rechnen wir z. B. gegenseitige Mittheilungen über Stand, Fortschritte, Hindernisse, Bedürfnisse des Gewerbes, Controle der einwandernden Gesellen und leichteres Unterbringen derselben bei Meistern die ihrer bedürfen, Sorge für Arme und Kranke, Prüfung der Tüchtigkeit, Zurechtweisung der Faulen und Sittenlosen u. s. w.

Bei aller Hochachtung, die wir vor unseren Schulen haben, behaupten wir dennoch, daß die Körperschaft in vieler Beziehung anders, und besser, erzieht. Dort werden Schüler, ohne Rücksicht auf wesentlich verschiedene Lebensbestimmungen, nicht blos in demjenigen gleich behandelt, was für jeden Menschen gleichen Werth hat und haben soll, sondern auch in Dingen über einen Leisten geschlagen, die nur relativen Werth besitzen. Jahre gehen verloren um diese Dinge zu lernen, die hernach in wenigen Wochen vergessen und, selbst vom geistigen Standpunkte aus, für gewisse Arten von Schülern unbrauchbar zu nennen sind. Es ist Grundsatz geworden, daß die Schule sich ganz vom künftigen Leben trennen, darauf gar keine Rücksicht nehmen müsse, weil ihre Aufgabe sei, Menschen im Allgemeinen zu erziehen. Und nachdem man so den Begriff des Menschen aller inhaltsreichen Bestimmungen entkleidet, ihn so kahl hingestellt hat wie des Diogenes gerupften Hahn, werden ihm zu angeblich lebenslänglichem Schmucke einige lateinische und griechische Federn in seine deutsche Haut eingedreht, und ihm Accente und Circumflexe auf sein Schreibebuch gemalt, als gebe der Krimskrams ein dreifaches Erz um die Brust des künftigen Bürgers und Handwerkers, oder als mache dies den vollkommenen Menschen, den Menschen κατ' ἐξοχήν.

Ueberzeugt, daß Eines sich nicht für Alle schicke, erlaubte

und billigte man sonst, wenn ein Schüler, nach Maßgabe seiner Anlagen und seines künftigen Berufs, einem oder dem anderen Gegenstande mit besonderem Eifer oblag; jetzt dagegen heißt es: Alles ist für Jeden gleich wichtig, und kein Fortschritt in eine höhere Klasse erlaubt, so lange nicht das Wissen in allen Gegenständen gleichmäßig gewachsen ist. Diese Mechanik, vom Standpunkte untergeordneter, verneinender Abstraction für die höchste Weisheit ausgegeben, ertödtet in Wahrheit Lust, Liebe, Geist, Persönlichkeit und verschafft in der Regel Denjenigen das höchste Lob, die sich zu allen Gegenständen des menschlichen Wissens durchaus gleichmäßig verhalten, das heißt, den geborenen Philistern. Beharrt man fernerhin bei diesen pedantischen Grundsätzen, so wird die Spaltung zwischen dem, was die Zeit gebieterisch verlangt, und dem, was die Schule leistet, täglich wachsen, und dann in übertriebenem Eifer die klassische Bildung vielleicht auch da verworfen werden, wo sie in der That sehr heilsam, ja unentbehrlich ist.

Nur so viel sollte durch diese Abschweifung erwiesen werden, daß die Erziehung in der Körperschaft und durch dieselbe, itzt so nöthig oder noch nöthiger sein dürfte, als jemals. Das Verhältniß des Lehrlings, des Gesellen zu seinem Meister ist weit inniger, vielseitiger, durchgreifender, als das des Schülers zu seinem Lehrer. Dies erkennend, hatten unsere Vorfahren hierüber gar mannichfaltige, regelnde Bestimmungen erlassen, Aufsicht angeordnet, Hülfe nachgewiesen; itzt dagegen vernachlässigen die Gesetzgeber diesen hochwichtigen Gegenstand, während ihre Sorgfalt für die Schulen so weit geht, daß sie, vom allgemeinsten Standpunkte aus, auch das Einzelnste unfehlbar glauben vorschreiben und leiten zu können.

Prüfungen für Schüler sind in großer Zahl und mit vieler Aengstlichkeit angeordnet, obgleich in der Regel wenig daraus folgt; die bedeutendste Prüfung des Handwerkers aber ist als eine unnütze Schererei verworfen worden. Und doch ließe sich die Lehre von Anfertigung eines Meisterstücks schon aus dem Standpunkte rechtfertigen, daß es zur höchsten Anstrengung der Kräfte führte, viele treffliche Arbeiten erzeugte und zu fröhlichen Erinnerungen fürs ganze Leben Gelegenheit gab. Auch die Wanderung der Gesellen, diese ihre Universitätszeit, hat man übereilt verworfen, weil der Eine oder der Andere unterwegs einmal zu Schaden kommen oder Schaden thun könne; als wäre alle Weisheit im Geburtsorte zu finden, als solle der Mensch wie ein Pilz auf derselben Stelle bleiben und verkommen.

Sind nun die Gewerke, wie es ohne Zweifel möglich und

nöthig ist, aus ihrem anarchischen Zustande in einen den Bedürfnissen der Zeit angemessenen erhoben; so fragt sich: ob und wie ihre ehemalige dritte Seite, die politische, wieder neben der eigentlich gewerblichen, ins Leben zu rufen sei. Daß unsere Meinung nicht dahin gehen könne, die ganze Regierung der Stadt in ihre Hände zu legen, versteht sich nach dem Obigen von selbst; denn dies hieße den Begriff des Bürgers und des Gewerbtreibenden, nur unter einer andern Firma, nochmals gleichsetzen. Indeß ist die Veränderung der Firma allerdings nichts weniger als unwichtig: denn ohne Genossenschaft standen, um es zu wiederholen, die Menschen nur als Atome, als unbenannte Einer da, die man zusammenzählte, ohne alle Rücksicht auf ihre sonstigen, positiven Eigenschaften. Diese sind jedoch in allen lebendigen, menschlichen Verhältnissen vorzugsweise ins Auge zu fassen und abzuwägen, wenn man nicht bei einseitigen, windschiefen Ergebnissen stehen bleiben will. Arithmetisch ist ein Bettelmann, ein Bürger, ein Geistlicher, ein König immer ein Einer, nicht mehr und nicht weniger, und jene vier Einer zusammengezählt geben Vier; politisch dagegen sind es benannte Zahlen, welche die größte Verschiedenheit in sich tragen, und mit deren Addition so wenig etwas zu Stande gebracht ist, als wenn man sagt, ein Pfennig, ein Groschen, ein Thaler, ein Friedrichsdor machen zusammen Vier. In der Corporation erscheint also der Einzelne vermöge einer bestimmten Eigenschaft, er ist aus einer unbenannten eine benannte Zahl geworden, und die Zünfte sind nun Einer auf höherer Stelle, wie die Zehner, Hunderte, Tausende. Zu behaupten: diese oder andere höhere Einheiten ständen in keiner näheren Beziehung zu Stadt und Bürgerthum, ließen sich gar nicht benutzen und politisch in Thätigkeit setzen, widerspricht aller Theorie und Erfahrung. Ihr Nutzen zeigt sich vielmehr sogleich in einer doppelten Richtung: erstens findet die Ueberzahl kleiner Gewerbtreibenden, deren unmittelbare Einwirkung als Bürger von allen Seiten getadelt wird, in dem kleineren Kreise der Zunft eine angemessene Bedeutung und Wirksamkeit; sie gelten an dieser Stelle mit Recht für voll, wie an einer anderen für zu leicht. Zweitens verringert sich die Zahl der Personen, mit welchen man zu thun bekommt, durch die Corporationen; diese können daher leichter, öfter, bestimmter in Thätigkeit gesetzt werden, als die durch nichts verbundene oder charakterisirte Menge.

An dieser Stelle erneuen sich aber die Einwendungen. Entkleiden wir, so spricht man, eure Worte von dem nur scheinbar Neuen und Eigenthümlichen, so läuft alles darauf hinaus, daß die Schneider durch einen Oberschneider, die Bäcker durch einen

Oberbäcker, die Brauer durch einen Oberbrauer u. s. w. vertreten werden sollen; dies ist aber nichts anders, als dem Streite, dem Egoismus Thor und Thür öffnen, und das gemeine Beste darüber aus den Augen verlieren, ja zu Grunde richten. — Wäre dies wirklich, ja nothwendig der Fall, so müßten wir unseren Gegnern vollkommen Recht geben; da wir aber alle dasselbe gemeine Beste bezwecken, so halten wir eine nähere Verständigung für möglich. Das wahre Beste des Ganzen steht zuvörderst in keinem Widerspruche mit dem wahren Besten der einzelnen Theile; so wie die Gesundheit des ganzen Körpers die aller Glieder, und die aller Glieder wiederum die Gesundheit des Ganzen in sich schließt. Eine Gesetzgebung welche allein, oder doch vorzugsweise, den Vortheil eines Theils bezweckte, z. B. der Grund- oder Geldbesitzer, der Schuldner oder Gläubiger, der Reichen oder Armen u. dgl., wäre selbst ein Uebel und müßte Uebel erzeugen. Der Zweck der meisten Verfassungsformen geht dahin, jedem Theile, jedem Interesse Gelegenheit zu verschaffen, sich auszusprechen und geltend zu machen; man tadelt Einrichtungen, welche dies einseitig verhindern, oder ganz unmöglich machen. Hier aber gehen nun eben die Ansichten über Mittel und Wege auseinander. Die Einen sprechen nämlich also: der Egoismus wird um so gefährlicher, in je größeren Massen, mit je stärkerer Ueberlegenheit man ihn wirken läßt. Sobald viel Handwerker, viel Gelehrte, viel Adlige, viel Geistliche zusammentreten, geht alle Unbefangenheit verloren, sie verwandeln sich in eine Partei, und in eine unfehlbar egoistische Partei. Hiegegen gibt es kein Mittel, als daß man diese Wahlanziehung möglichst behindert, die Gleichgearteten von einander trennt, sie mit Anderen vermischt und so neutralisirt, unschädlich macht. Stelle ich nicht den Schuster zum Schuster, den Schneider zum Schneider, sondern Schneider, Schuster, Brauer, Lohgerber u. s. w. neben und durcheinander, so wird die beschränkte Ansicht der Einzelnen, es wird der Götzendienst mit Schneiderei, Schusterei u. s. w. verschwinden, und aus jener Mischung und Wechselwirkung weit etwas Besseres hervorgehen.

Wir entgegnen: erstens, sind jene Behauptungen unbedingt richtig, dann hat die Städteordnung, so sehr sie auch alle näheren, eigenthümlichen Bestimmungen zur Seite weiset, doch darin gefehlt, daß sie die Wohlhabenden, oder vielmehr die Grund- und Hausbesitzer, aussondert und in Thätigkeit setzt; sie hätte vielmehr dort die Armen, hier die Miether und Geldbesitzer gegenüberstellen müssen.

Zweitens, das Interesse des einzelnen Handwerkers und

der Zunft fällt keineswegs immer ganz zusammen, ja es kann in einzelnen Fällen sich widersprechen; der Einzelne wird also, nur seiner gedenkend, das Wohl des größeren Ganzen nicht geltend machen wollen. Er wird es aber auch nicht können, selbst wenn er wollte. Denn bei der Zufälligkeit des Wohnens hier oder dort, dem Lotteriespiele des Wählens aus unbenannten Zahlen, kann man des Erfolgs nie gewiß sein, und leicht ein ungebührliches Uebergewicht auf eine Klasse von Einwohnern fallen, während die andere ganz leer ausgeht und gar nicht vertreten wird.

Drittens, der Egoismus wird dadurch keineswegs vertilgt, daß ich Jeden auf seinen eigenen, rein persönlichen verweise; vielmehr ist dies der niedrigste, verwerflichste. Der Egoismus der Corporation, des Standes, scheidet hingegen die schlechtesten Bestandtheile aus, ergreift und bildet das Gemeinschaftliche, und zeigt dies als als ein unentbehrliches Organ des öffentlichen Lebens auf. Was vielleicht als Eigennutz zu diesem größeren Kreise hinzutrat, wird veredelt und geht als Standesehre aus dem Läuterungsprozesse hervor. So wie der Einzelne außer seinem allgemeinen Menschenthume auch noch ein bestimmtes Vaterland, einen bestimmten Beruf hat, so genießt er, außer der allgemeinen menschlichen Ehre, auch noch der, die sein Vaterland auf ihn zurückstrahlt, er bedarf der besondern Standesehre. Dadurch gilt der Offizier in seinem Regimente, der Geistliche in seiner Synode, der Adelige auf seinem Kreistage, der Gelehrte in der Universität, der Bürger in seiner Zunft. Fehlt diese Stellung im Stande, diese Standesehre, so fehlt eins der wichtigsten Mittel, tüchtig zu werden und sich tüchtig zu zeigen; es bleibt fast nur die negative, wirkungslose, vereinzelte Unbescholtenheit übrig, auf welche Jeder Anspruch macht, der nicht zu peinlicher Untersuchung gezogen ist.

Viertens, wollte man einzelnen Zünften, wie dies bisweilen geschehen ist, einen sehr überwiegenden Einfluß einräumen, so könnte Einseitigkeit freilich nicht ausbleiben: wenn man aber die Hoffnung hegt, das ganz willkürliche Durcheinandermischen von Einzelnen aller Art werde zu einem trefflichen Mittlern führen; warum sollen denn jene größeren Einheiten, in gebührender Ordnung zu einander gesellt, lauter Verwirrung anrichten? Wir glauben vielmehr, daß die einzelnen Handwerker nie aus ihrer beschränkten Einseitigkeit herauskommen, während das Zunftverhältniß sie schon erzieht, und die Wechselwirkung der Zünfte in noch höherem Verhältnisse die Ansichten berichtigt, die Forderungen ermäßigt und das Beste

der einzelnen Organe auch in dem Wohle aller Uebrigen erkennen läßt. Die von Einigen gehegte oder zur Schau getragene Furcht, als würden die Zunftstuben und Versammlungen zu unzähligem Aergernisse Veranlassung geben, erscheint uns um so wunderlicher, da sich der Einfluß gewisser Gewerke auch ohne diese Form geltend macht, und jene vor den täglich sich mehrenden Schenken gar keine Besorgniß hegen. So findet der Spiritus der Branntweinsblase, wegen Blasenzins und Maischsteuer, mehr Gnade vor ihnen, als der Geist bürgerlicher Genossenschaft.

Diesen, sofern er sich in Zünften offenbaren kann und soll, hätten wir hoffentlich im Allgemeinen hinreichend bezeichnet; ganz ins Einzelne gehende Vorschläge gehören nicht hieher. Den höchsten Behörden liegt, nach vorherigen Untersuchungen, ob, die allgemeinen Grundzüge und Regeln aufzustellen; den Landschaften und Städten dagegen, dem gemäß das Oertliche beizufügen. Wollten Jene auch Dieses in ein allgemeines Gesetz aufnehmen, es würde nur verwirren; wollten sie dasselbe verwerfen, so käme man zu einer noch unpassenderen Gleichmacherei des Verschiedenartigen. An Orten, wo z. B. nur ein oder zwei Meister eines Gewerks vorhanden sind, kann der Begriff der Zunft, als der höhern Einheit, keine Anwendung finden; in großen Städten dagegen, wo viele Hunderte eines Gewerkes wohnen, lassen sich vielleicht (diesmal mit Rücksicht auf District und Wohnung) mehre Körperschaften daraus bilden. Die Besorgniß, man werde hienach über tausend Städte- und Gewerksordnungen entwerfen müssen, ist übertrieben; die Zahl der nöthigen Hauptabstufungen und Verschiedenheiten kann nur gering sein, das ganz Oertliche wird sich leicht der Klasse anreihen lassen, und aus diesem Verfahren der große Gewinn hervorgehen, daß jede Stadt gehört, ihre Eigenthümlichkeit berücksichtigt und eine weit größere und allgemeinere Zufriedenheit begründet wird, als wenn man Alles kurzweg und gleichartig von oben herab anempfiehlt. Nicht minder ergibt sich nach dieser Weise, ob und welche Wahlrechte und Einwirkungen auf die Stadtregierung den Zünften einzuräumen sind. An und für sich ist es wenigstens nicht unmöglich, Wahlen nach Bezirken und nach Zünften neben einander hergehen zu lassen, oder Altmeister gewisser Zünfte den Stadtverordneten zuzugesellen, oder in gewissen Fällen Gutachten der Zünfte einzuholen u. dgl. In Frankreich wählen itzt die Leute, weil sie Geld haben, einmal, und dann Diejenigen, die noch mehr Geld haben, noch einmal, und aus dieser Oligarchie des Geldes soll die beste Vertretung aller Interessen hervorgehen!

Wenn man diese Form bewundert, sollte man andere, für welche theoretisch mehr zu sagen ist, und die eine unendlich längere Praxis in italienischen und deutschen Städten für sich haben, nicht kurzweg wie abgeschmackte Vorurtheile verdammen. Man sollte sich überzeugen, daß Beamte, Geistliche, Professoren, Schullehrer u. s. w., die itzt ganz zur Seite geworfen, oder vereinzelt und wirkungslos untergesteckt sind, leicht in Genossenschaften vereinigt und für das Ganze heilsam in Thätigkeit gesetzt werden können. Bevor dies geschieht, ist und bleibt das sogenannte Ganze nur Stückwerk, nur ein Theil des Ganzen.

Dies bestätigt sich noch aus einem anderen Standpunkte. Fast in allen älteren Stadtverfassungen bildete das Patriciat eine Mittelmacht zwischen Bürgern und Magistrat auf eine Art und Weise, die itzt nicht hergestellt werden kann und soll. Wol aber dürften Curiatstimmen, z. B. der wichtigsten Gewerke, der Schullehrer, Geistlichen, Universitäten u. dgl., den, durch Bezirkswahlen gefundenen Stimmen nutzbar zugesellt, und hiedurch eine bestimmtere und gewichtigere Vertretung der großartigsten Interessen bewirkt werden. In kleinen Städten, wo viele der bezeichneten Bestandtheile fehlen und alle Nachbarsleute sich kennen, haben bloße Bezirkswahlen ein inneres Leben, eine hinreichendere Begründung; in großen Städten hingegen, wo sich die nächsten Bewohner in der Regel ganz fremd sind, wird man aus verdoppelten Gründen zur Hinzufügung jener inhaltreicheren, eigenthümlichen Formen und Stimmen hingedrängt.

III. Von dem Verhältnisse des Magistrats und der Stadtverordneten.

Ueber das Verhältniß des Magistrats und der Stadtverordneten lassen sich zwei verschiedene Ansichten bis auf den Punkt der äußersten Entgegensetzung verfolgen. Wenn wir diese Uebertreibung näher betrachten, wird sich ergeben, ob die richtige Mitte bereits gefunden ist, oder durch genauere Bestimmung einiger Ausdrücke leicht gefunden werden kann.

Die erste Ansicht geht etwa dahin: jeder Bürger ist ein wesentlicher Theil der Stadt, alle Bürger zusammen bilden das Ganze, welchem, als solchem, die Leitung aller und jeder Stadtangelegenheiten zusteht. Dieses Recht Aller wird, größerer Be-

quemlichkeit halber, den Stadtverordneten übertragen, und diese erwählen wiederum, aus ähnlichen Gründen, Beamte zur Ausführung Dessen, was sie ihnen übertragen wollen. Nur durch das Verhältniß der Stadt zum Staate kann die Souverainetät der Stadtverordneten näher bestimmt und beschränkt werden; nicht durch das Verhältniß zu ihren Beamten, die gar nicht da sein würden, wenn jene es für gut fänden, deren Geschäfte selbst zu übernehmen. Bei den Stadtverordneten ist die gesetzgebende Gewalt, sie verleihen die ausübende, und können und müssen, wenn Einheit und Zusammenhang bleiben soll, den Magistrat schlechthin an ihre Entscheidungen binden. So wie der Papst, nach dem Ausspruche der großen Kirchenversammlungen des funfzehnten Jahrhunderts, nur das dienende Oberhaupt, das caput ministeriale der Kirche sein sollte, so der Magistrat nur das caput ministeriale der Stadt. Ist dieser Grundsatz ein für allemal unwandelbar hingestellt, so haben alle vielbeklagten Streitigkeiten zwischen Magistrat und Stadtverordneten ein Ende, alle künstlichen und doch unzureichenden Mittel, sie zu einigen, erscheinen entbehrlich, und noch weniger braucht man bei vorgesetzten Behörden einseitige Hülfe zu suchen.

So die Einen; die Beweisführung der Gegenpartei lautet aber so: Alles, was Leben hat, hat auch ein Haupt, so der Einzelne, die Gemeine, die Stadt, der Staat. Fehlt das Haupt, so ist der Leib todt; gehorchen die Glieder dem Haupte nicht, wollen sie die Geschäfte des Hauptes übernehmen, so ist, wie schon vor Jahrtausenden kluge Männer und lernfähige Völker einsahen, Krankheit und Wahnsinn eingebrochen. Das Haupt bedient sich der Glieder zu gewissen Zwecken, berathet über ihr Wohl, erkennt, wie dasselbe zu erreichen sei; nimmt aber keine Befehle von ihnen an und hat ihnen keine Rechenschaft abzulegen. Zur Festhaltung der unentbehrlichen Selbständigkeit und Macht war es in den meisten Städten dahin gekommen, daß sich der Magistrat durch sich und aus sich ergänzte; dieses natürliche und weise System ist durch die neue Wahlmethode wesentlich erschüttert worden und läßt sich nur einigermaßen herstellen, wenn man die vorlaute, unkundige, überall hemmende Versammlung der Stadtverordneten, nie anders als nach dem Befehle des Magistrats zusammentreten läßt und ihr nur eine berathende Stimme über Dasjenige einräumt, was die Obrigkeit ihr vorlegt. Das war der alte, richtige, bewährte Weg zur Erhaltung der Ordnung, und es ist grundverkehrt, erst mit neuerungssüchtigem Uebermuthe Schwierigkeiten zu erzeugen und dann das Uebel homöopathisch, durch Hin-

zufügung eines verwandten, noch größeren Uebels, heilen zu wollen.

Wenn Untersuchungen zu Ergebnissen ganz widersprechenden, sich untereinander aufhebenden Inhalts führen, kann man in der Regel annehmen, daß man nicht über den Standpunkt verneinender, ertödtender Abstractionen hinausgekommen sei, mögen diese nun auf ungründliche Speculation oder beschränkte Erfahrung gegründet werden. An ungenügende Theorien schließt sich die erste, an ungenügende Praxis die letzte Beweisführung an; sobald man beide von Mängeln und Uebertreibungen reinigt, hat ihre Aussöhnung keine Schwierigkeit.

Jene Vertheidiger unumschränkter Rechte der Stadtverordneten stützen sich, bewußt oder unbewußt, auf die Lehre von der Volkssouverainetät, deren Unbrauchbarkeit für die meisten Länder gründlicheres Nachdenken und gar mancher, sehr unglückliche Versuch dargethan hat. Um uns indeß nicht zu weit von unserer Aufgabe zu entfernen, beschränken wir uns auf nachstehende Bemerkungen:

1) Bei folgerechter Entwickelung jener Lehre kann keine Mehrzahl die Minderzahl verpflichten; Repräsentanten und Stadtverordnete sind vom Uebel: das liberum veto muß Jedem zugestanden werden; ohne Einstimmigkeit ergeht kein Beschluß, und zwar (wie schon die Ekklesiazusen des Aristophanes lehren) nicht ohne Einstimmigkeit auch aller Weiber.

2) Dadurch, daß man von Wenigen auf Viele oder Alle zurückgeht, wächst keineswegs in dem Maße der Zahl nothwendig die Weisheit, Wissenschaft und Tugend; vielmehr kann mit der Zahl auch Thorheit, Unwissenheit und Laster zunehmen.

3) Ein Volk ohne Regierung, Obrigkeit, Gerichte, Stände, Berufsarten ist eine formlose Masse; es ist ein wüster Gedanke daß diese Masse, der Souverainetät gegenüber, eine andere höhere besitze und ausüben könne. Daher sagte schon William Pitt (Speeches III, 60): „die falsche und gefährliche Posse (mockery) von der Souverainetät des Volkes ist in Wahrheit eines der hauptsächlichsten Elemente des Jakobinismus, eine der beliebtesten Betrügereien, den Verstand zu mißleiten und die Leidenschaften der Menge zu entflammen, welche nicht Gelegenheit und Geschick hat, jene Lehre zu prüfen und zu begreifen. Jeder Freund der bürgerlichen Ordnung, des Friedens, der menschlichen Glückseligkeit muß jene Lehre, bei welcher Gelegenheit und in welcher Gestalt sie auch erscheine, bekämpfen und ihr auf alle Weise widerstehen."

Daß diese Lehre, ungeachtet aller Beweise und Erfahrungen, immer wieder hervortritt und Beifall findet, hat hauptsächlich

zwei Gründe: erstens schmeichelt sie der Eitelkeit und Anmaßung vieler Menschen; zweitens verfahren nicht alle Bekämpfer derselben aufrichtig und ohne Nebenabsichten. Unbegnügt nämlich mit der richtigen Widerlegung, möchten manche gar zu gern bei dieser Gelegenheit die Despotie, als das alleinige Mittel gegen die Anarchie, einschmuggeln; und nicht unnatürlich fliehen die, welche Knechtschaft unter dem Zuckergusse gewahr werden, zu dem alten lang gehegten Irrthume zurück. Die Hülfe liegt indeß ohne Zweifel weder an der ersten, noch an der zweiten Stelle.

Ein anderer wichtiger Einwand gegen die Allmacht der Stadtverordneten (bei welcher Form wir stehen bleiben) liegt darin, daß jede Versammlung solcher Art, bei welcher ein regelndes, beschränkendes Gegengewicht fehlt, der Freiheit nachtheilig geworden ist und sich der Willkür hingegeben hat. So die athenische Ekklesia und die römische Volksversammlung, seitdem dort die Bedeutung des Raths der Fünfhundert, hier des Senats gesunken war; so das lange Parlament nach Zerstörung des Oberhauses; so die einkammerigen französischen Nationalversammlungen. Ferner ist in keiner einzigen italienischen oder deutschen Stadt jemals die Gewalt so in die Hand einer Körperschaft gelegt worden, wie oben verlangt wurde; selbst da, wo die Regierung am meisten demokratisch war, finden wir noch Gliederungen, verschiedene Organe mit eigenthümlichen Wirkungskreisen und ein Gleichgewicht, hervorgehend aus dieser Wechselwirkung.

Prüfen wir itzt die entgegenstehende Ansicht, so erscheint sie, zum Theil aus denselben Gründen, gleich einseitig und mangelhaft. Der Vergleich zwischen Haupt und Gliedern führt nicht weiter, als daß man ihre eigenthümlichen Fähigkeiten und Zwecke keineswegs durcheinanderwerfen und dem Einen zuweisen soll, was dem Andern gebührt. Auch ist wohl zu merken, daß die hier sogenannten Glieder ihre eigenen Köpfe haben, ohne deren Berücksichtigung selten in großen Kreisen heilsam gewirkt werden kann. Die Ergänzung des Magistrats durch sich selbst fand keineswegs überall statt, und führte oft zu einer nachtheiligen Herrschaft Weniger. Und diesen Wenigen standen immerdar hochberechtigte Körperschaften gegenüber, oder wo deren Bedeutung wesentlich beschränkt, oder gar vernichtet wurde, war auf keine Weise Einigkeit und Ordnung; es war in der Regel Unzufriedenheit, Zwist und Unordnung vorhanden.

Mit Recht hat also die Städteordnung auf diese beiden Systeme der entgegengesetzten Ultras, der Uebertreibenden, keine

Rücksicht genommen, sondern Rechte und Geschäfte zwischen Magistrat und Stadtverordneten getheilt. Manche Worte des Gesetzes erlauben indeß Zweifel und verschiedene Auslegungen, z. B. was es heiße: man dürfe nicht unbeachtet lassen, man müsse genau berücksichtigen u. dergl. Wir glauben allerdings, es sei möglich, sich schärfer und bestimmter auszudrücken, können aber die Besorgniß nicht verhehlen, es dürfte die neue Fassung ebenfalls verschiedene und von neuem störende Deutungen erlauben, und treten der Behauptung eines geistreichen Staatsmannes bei: daß Worte nie die Sachen erschöpfen und ein Spielraum bleiben wird, ja bleiben muß, um das Besondere, das Oertliche und Gegebene genauer anzupassen. Jene angestrebte Untrüglichkeit führt gar leicht zu einer leblosen Herrschaft des Buchstabens, mit welcher das unentbehrliche Vertrauen zur Vernunft und Gesinnung der lebendigen Menschen entweicht.

Noch wichtiger ist es aber allerdings, welchen Inhalt die neue Erklärung des neuen Gesetzes bekommen, worauf sie gegründet werden soll. Ohne Zweifel muß man zuvörderst dabei stehen bleiben, daß gewisse Rechte und Geschäfte dem Magistrate oder den Stadtverordneten ausschließlich zustehen, z. B. jenem die tägliche Verwaltung, diesen die Prüfung der Verwaltung. Wo nun aber die Kreise ineinandergreifen, Wechselwirkung stattfinden soll, können verschiedene Wege eingeschlagen werden. Der bequemste scheint der des Unterordnens, der Subordination. Man entwirft nach Willkür ein Verzeichniß der Gegenstände, die etwa zur Sprache kommen können, und sagt: entsteht Streit über diese Dinge, so hat allemal der Magistrat, entstehen Händel über jene Dinge, so haben allemal die Stadtverordneten Recht, und ihre Ansicht kommt zur Ausführung. Bei diesem Verfahren vergißt man ganz, daß zur Verfassung gehörige Körperschaften nie (wie Verwaltungsbehörden) einander untergeordnet sein dürfen; man verwandelt abwechselnd Magistrat und Stadtverordnete in unumschränkte Herren und willenlose Knechte, vermehrt den Streit durch diese Abwechselung, und die angeblich höhere Weisheit läuft darauf hinaus, bald das eine, bald das andere System jener entgegengesetzten Ultras für das rechte zu erklären und bei ihm Hülfe zu suchen. Der ganze Gewinn der Doppelstellung zweier Körperschaften geht dabei verloren, ja die Allmacht einer wäre noch besser als diese feindliche Spaltung und Entgegensetzung Dessen, was nur in Harmonie nutzbar wirken kann. Freilich erscheint das Coordiniren schwerer als das unbeschränkte Commandiren: daher die Klagen über Verfassungen, Stände, Städteordnung

u. dgl. im Allgemeinen; und doch ist ohne Mannichfaltigkeit der Organe kein Leben, keine Freiheit.

Die, welche den Magistrat nach einer Seite unbedingt den Stadtverordneten unterwerfen wollen, bezeichnen ihn nach der andern als blos gehorchendes Organ der Regierung für alles Das, was ein allgemeines Staatsinteresse hat. Bei der Unbestimmtheit des letzten Begriffs, oder vielmehr bei der Gewißheit, Alles und Jedes habe in gewissem Sinne ein allgemeines Interesse (z. B. Schulen, Armenwesen, Steuern), entsteht die Gefahr, daß, anderer Gründe nicht zu gedenken, ein sehr thätiger Minister dereinst immer mehr in seine Kreise ziehe, woraus aber die Tyrannei der Bureaukratie, welche zu zerstören ein Hauptzweck der Städteordnung war, nur zu leicht wieder erwächst. Selbst bei eigentlichen Staatsangelegenheiten, wo Gehorsam der Gemeine im Ganzen schlechthin nothwendig ist (z. B. Aufbringung von Kriegslasten, Lieferungen, Einquartirung), wird es nothwendig und nützlich sein, nicht allein von oben herab zu befehlen, sondern auch zu hören und mitwirken und die besten Mittel selbst finden zu lassen.

Wo nun (wir kehren zu Magistrat und Stadtverordneten zurück) zwei oder mehr Körperschaften neben einander in Thätigkeit gesetzt werden, entstehen sogleich die Fragen: von wem können die Anträge ausgehen, von wem können sie gehemmt werden, oder, um die technischen Ausdrücke zu gebrauchen: wer hat die Initiative, wer ein Veto? Daß jene dem Magistrate und den Stadtverordneten zuzutheilen sei, leidet keinen Zweifel; denn der erste hat durch den Gang der Geschäfte hiezu stete Veranlassung, und sie den zweiten untersagen, hieße es ihnen unmöglich machen, aus eigenem Antriebe nützliche Besserungen auf die Bahn zu bringen. Mit derselben Bestimmtheit nun, mit welcher wir behaupten, daß beiden Theilen die Initiative zustehen müsse, behaupten wir auch daß man beiden wider einander, in Gegenständen getheilten Wirkungskreises, ein Veto einräumen müsse. Das nur zu oft erhobene Geschrei: es werde dann gar Nichts zu Stande kommen, über Jegliches Streit entstehen, immer Nein gesagt werden, hat für den Kenner der Geschichte und der Wissenschaft gar keine Bedeutung. Diese lehren vielmehr, daß in den Verfassungen, wo die Selbständigkeit der organischen Glieder nicht so hoch gehoben ward, bald der Senat, bald die Volksversammlung, bald der engere Ausschuß einer Consulta, bald der zahlreiche große Rath, bald ein König, bald eine Nationalversammlung, der tyrannische Herr des Ganzen ward. Die großen, sichern, gegenseitigen Rechte führen erst zu Ruhe und Mäßigung, und Städte und

Staaten sind da am weisesten regiert worden, wo nach jenen Behauptungen gar nichts, oder nur Unsinniges hätte geschehen können.

Von keiner Seite her ist behauptet worden, die Rechte der Stadtverordneten seien zu gering; wohl aber haben sich mehre Klagen über den Mißbrauch ihrer Gewalt vernehmen lassen. Wir glauben nun, daß sich derselbe *ohne Minderung ihrer Rechte* abstellen läßt; würden aber in einer wesentlichen *Erweiterung* dieser eine dem Ganzen höchst nachtheilige Aufhebung des heilsamen Gleichgewichts sehen. In den Worten der Städteordnung liegt nicht daß der Magistrat, ohne alle Widerrede und gegen seine beste Ueberzeugung, Beschlüsse der Stadtverordneten ausführen müsse. Wenigstens haben diejenigen Landschaften, wo die Städteordnung die besten Früchte trug, und wo man sich am lebhaftesten für ihre Beibehaltung erklärte, jene Worte nicht so ausgelegt, dem Magistrate den Einspruch zugestanden und doch am wenigsten Klage bei den höchsten Behörden erhoben. Läge aber jene Deutung auch in den Worten, sie liegt nicht in dem Sinne der Städteordnung, und will man sie erläutern, so muß dies mit Rücksicht auf Sinn, Wissenschaft und Erfahrung geschehen.

Die größte Verwirrung in diesen Dingen rührt daher, daß die meisten Menschen nicht davon loskommen können, nur in *einem* Theile der Verfassung den wesentlichen Wächter und Bewahrer der Freiheit zu sehen, ihm die Weisheit, den andern die Thorheit, ihm die Uneigennützigkeit, den andern den Eigennutz u. s. w. zuzuweisen. Senat oder Volk, Oberhaus oder Unterhaus, Adel oder Bürger, Magistrat oder Stadtverordnete werden von vorn herein hier erhoben, dort verdammt, und nach solchen Vorurtheilen die Gesetzgebung zum Vortheile der einen oder andern Partei gemodelt, welches Verfahren schon Aristoteles in seiner Blöße und Thorheit darstellte. Die Stadtverordneten wählen den Magistrat und können und sollen deshalb Vertrauen zu ihm hegen; sie haben wesentlichen Antheil an der Gesetzgebung, und als Beisitzer der Deputationen auch an der Ausführung, sie leiten die Prüfung der gesammten Verwaltung, sind Herren des Geldes, so vieler andern Rechte nicht zu gedenken: will man nun den Magistrat ihnen gegenüber ganz willenlos machen, so wird dessen Eifer sich mindern, die Verantwortlichkeit wegfallen, der Tüchtige sich zurückziehen, und Tyrannei bald von da ausgehen, wo man irrig den Samen der Freiheit allein suchte. Dieses Bedenken wird um so erheblicher, da den Stadtverordneten gar keine Regel ihres Verfahrens vorgeschrieben ist. Wie leicht kann in solcher Lage

leidenschaftliche Meinung für wohlbegründete Ueberzeugung ausgegeben und durch raschen Beschluß ein, noch für kommende Geschlechter unersetzlicher Schade gestiftet werden. Soll die Versammlung der Stadtverordneten willkürlich die Ausgaben erhöhen, Zulagen oder Steuererlaß ertheilen, das Eigenthum verringern, Erinnerungen wegen Rechnungsführung niederschlagen, oder (dieser Fall ist nicht erfunden) beschließen dürfen, die Gemeinewaldung zu verkaufen und das Geld unter die Bürschaft zu vertheilen?

In den jetzigen Rechten der Stadtverordneten liegt die Bürgschaft, daß der Magistrat gut verwalte; in den unverkürzten Rechten des Magistrats eine Sicherung gegen Willkür der Stadtverordneten. Unbeschränkte Körperschaften messen nur zu gern ihr Recht lediglich nach ihrer Macht, als gäbe es über die Willkür hinaus keine Pflicht, nichts Unantastbares. Und gleich der gesammten Körperschaft bedarf die Mehrzahl innerhalb derselben ebenfalls einer regelnden Schranke, oder (um es noch anders auszudrücken): die gesetzgebende Macht bedarf noch weit mehr einer Beschränkung, als die ausübende. Denn mangelhaftes Verwalten zeigt Irrthum in einzelnen Fällen, irriges Gesetzgeben dagegen bildet unheilbringende Regeln, die eine Unzahl von einzelnen verderblichen Fällen nach sich ziehen.

Diejenigen, welche Magistrat und Stadtverordnete nicht selbständig neben einander stellen, sondern jenen zur Aufhebung des Gleichgewichts nach einer bis itzt ungebräuchlichen Weise in den wesentlichsten Punkten unterordnen wollen, müssen denn doch beharrliche Widersprüche seitens der Zurückgesetzten voraussehen, und es ließe sich zu ihrer Abstellung folgendes Mittel vorschlagen: der Magistrat wendet sich mit seiner Beschwerde an die Regierung. Wird sie hier begründet gefunden, so treten Magistrat und Stadtverordnete zu einer Körperschaft zusammen, und es wird durch heimliches Abstimmen nach der Kopfzahl über die streitige Sache entschieden. Sollten sich Versammlungen von Stadtverordneten Uebertretungen ihrer Pflichten zu Schulden kommen lassen, so können sie auf den Grund eines Berichts der Regierung ganz aufgelöset werden.

Wir würden diese Vorschläge, falls sie auch in der redlichsten Absicht geschähen, in allen Theilen als unangemessen und verderblich bezeichnen müssen, denn:

Erstens, lassen sie alle mildern und näher liegenden Mittel zur Seite und beginnen sogleich mit einer Beschwerde, die nur in äußersten Fällen die letzte Nothhülfe sein soll.

Zweitens, legen sie die Entscheidung, vor aller weitern Prüfung, in die Hände der Regierung, und mischen diese in

eine Menge Dinge, welche nach dem Sinne und bei einer vernünftigen Handhabung des alten Gesetzes gar nicht an sie kommen sollen. Wenn aber

Drittens, die Regierung die Sache nicht kurzweg entscheidet, so wird ein Verfahren eröffnet, welches man recht eigentlich eine Confusion nennen könnte. Zwei Körperschaften, ungleich an Zahl, zusammengesetzt aus ganz verschiedenartigen Theilen, berufen zu ganz verschiedenartigen Geschäften, werden hier plötzlich zusammengeworfen; ihr, auf obigen Gegensätzen beruhendes, daraus hervorgehendes Leben wird leichtsinnig ertödtet, um angeblich ein anderes, neues, für ein einzelnes Geschäft hervorzurufen; die eigenthümlichen Vorzüge der organischen Gestaltung schwinden in der unorganischen Mischerei, gleich als wenn ein kranker Kopf und ein krankes Herz dadurch geheilt würden, wenn ich sie ineinanderstampfen und aus dem mürben Brei zu irgend einer ungewöhnlichen Thätigkeit herstellen und neu bilden wollte. Aber nicht blos der höheren Einsicht in das Lebendige der Verfassungen entbehrt jener Vorschlag, sondern auch der leichteren, näher liegenden Kunde. Anstatt nämlich bei schwierigen Erörterungen von der größeren Zahl auf eine kleinere der anerkannt Redlichsten und Kenntnißreichsten zurückzugehen, durch auserwählte Schiedsrichter, oder auf ähnliche, inhaltreiche Weise den lauter werdenden Streit zu beschwichtigen, wird hier die Hülfe in der (obenein aller Physiognomie, alles Charakters beraubten) größeren Zahl gesucht, als wachse mit derselben Ordnung, Mäßigung und Weisheit. Darauf, wird man einwenden, soll das verdeckte Abstimmen hinwirken; allein zeigt denn dies nicht vielmehr den Glauben, es werde an jenen Tugenden mangeln, und ist es nicht verkehrt, ein Verfahren des argwöhnischen Venedigs, oder des ausgearteten Roms da nachzuahmen, wo das kräftige Wort hervortreten, und der ganze Mann mit Namen, Charakter und Persönlichkeit wirken und berücksichtigt werden sollte? Andererseits hilft das offene Geheimniß des Abstimmens zu nichts, man weiß ja im voraus, wie die Glieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung gestimmt haben und stimmen werden. Entscheidet nur die unbenannte Zahl, gilt eine Stimme soviel als die andere, so wird Jeder, der bis Hundert zählen kann, von vorn herein wissen, wie jedes Ergebniß dieses, angeblich tiefsinnigen Formenspiels sein wird. Da endlich die Zahl der Stadtverordneten fast überall die Zahl der Magistratsglieder vielmal übertrifft, so werden diese, selbst einschließlich der ihnen etwa beistimmenden Stadtverordneten, regelmäßig von ihren Gegnern überflügelt werden und immerdar Unrecht behalten,

mag die Regierung sie von vorn herein abweisen, oder zu dieser Mischcommission hinweisen.

Möchten sich die Stadtverordneten durch diese schmeichlerische Aussicht nicht verlocken lassen, Erweiterungen ihrer Macht das Wort zu reden; sie würden so wenig an wahrer Kraft zunehmen, indem sie den Magistrat schwächen, wie ein Mensch an Kraft und Gesundheit zunimmt, wenn sein Bauch wassersüchtig aufschwillt, die Beine aber dünn und hinfällig werden. Und wie leicht könnten, nach kurzer Freude, Gründe zu völliger Auflösung der Stadtverordneten laut jenes Vorschlages aufgesucht und gefunden werden!

Wenn man einen französischen Tageblattschreiber von dem geprüften Vorschlage in Kenntniß setzte, er würde ausrufen: „Hier sind gewiß Parteien oder Personen im Spiele, welche arglistig den Städten eine Grube graben wollen. Demagogische Thorheiten können nach den neuen Bestimmungen gar nicht ausbleiben, und aus den selbsterzeugten Uebeln wird man nachher den allgemeinen Beweis führen, die ganze Städteordnung sei mit monarchischen Einrichtungen unverträglich, also abzuschaffen." — Gottlob, daß in unserem Vaterlande ein solcher Argwohn verdammlich und unsinnig ist; um so eher aber darf man freimüthig daran erinnern: daß das Glänzende nicht immer Gold ist, und politische Gesetze solcher Art die allergewissenhafteste, vielseitigste Prüfung erfordern.

Was soll denn nun aber geschehen (diese Frage tritt nach Verwerfung jener Vorschläge allerdings ungelöset wieder hervor), wenn Magistrat und Stadtverordneten sich nicht einigen? Wir antworten: es soll alsdann nichts geschehen! Daß diese Antwort keinesweges so ganz unsinnig ist, wie sie auf den ersten Anblick erscheint, zeigen die gebildetsten Verfassungen Europas. Oder was geschieht denn, wenn sich Ober- und Unterhaus, Pairskammer und Deputirtenkammer nicht einigen? Bringt man sie etwa in einem Saale zusammen und läßt verdeckt nach Köpfen fortzählen und abstimmen? Keinesweges; man lebt der Ueberzeugung, die Zeit sei die beste Lehrmeisterin, man müsse die Ansichten erziehen, und es sei besser, ein Gesetz komme etwas später, als unverstanden und übereilt in die Welt.

In vorliegendem Falle können Abgeordnete beider Körperschaften die Verständigung versuchen; es können Bevollmächtigte des Magistrats seine Ansichten in der Versammlung der Stadtverordneten, und umgekehrt, entwickeln; es kommen durch Berichtigung der Wahlmethode und andere schon erwähnte Besserungen immer besonnenere, tüchtigere Männer ans Ruder, welche

nicht im Streite Bedeutung suchen, sondern in der Eintracht das allgemeine Heil erkennen. In den einzelnen seltenen Fällen endlich, wo gar kein Aufschub möglich und erlaubt erscheint, oder jene Mittel und eine mehrfache Berathung nach gewissen Zwischenräumen nicht zum Ziele geführt haben: da stehe die Berufung an die höhere Behörde frei, welche dann, mit Rücksicht auf die ganz besondern, örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, den besten Ausweg ergreifen und herbeiführen mag. Doch braucht dieser nicht überall derselbe und durch das Gesetz ganz allgemein und unbedingt vorgeschrieben zu sein.

Blicken wir itzt zum Schlusse dieser Abhandlung (welche sich mit dem Einzelnen gar nicht befassen wollte) auf das Ganze zurück, so ergibt sich, daß die Städteordnung in ihren wesentlichen Theilen als ein heilsames Gesetz aufrecht zu halten ist, und die erforderlichen näheren Bestimmungen nicht im Widerspruche mit der bezweckten Freiheit stehen, sondern nur eine weitere Entwickelung und Fortbildung des so schön und erfolgreich Begonnenen sein sollen. Uebel, welche hin und wieder die Städte drücken, sind nicht aus jener Verordnung hervorgegangen; sie hat überall gerechten Beifall und da am meisten gefunden, wo die bedeutendsten Städte sind und man an den, auch von uns vertheidigten Ansichten und Auslegungen festgehalten hat. Einzelne Widersprüche und Tadel aus denjenigen Landschaften, welche die Einrichtungen weder theoretisch noch durch die Erfahrung hinreichend kennen, sollen ihre heilsame, im Allgemeinen gewünschte Verbreitung nicht aufhalten, und kleine Städte (die oftmals am sorgfältigsten für Schulen, Bezahlung von Schulden u. dgl. wirkten) nicht um einzelner Mißstände willen von der Wohlthat ausgeschlossen bleiben. Eine Ordnung für die ländlichen Gemeinen, gleich weit entfernt von platter Gleichmacherei und schroffen Gegensätzen, von neuester Mode und veralteten Vorurtheilen, wird hoffentlich bald die hier noch gefühlte Lücke ausfüllen und die preußische Gesetzgebung in denjenigen Theilen, worauf die wahre Freiheit des Volks am wesentlichsten beruht, zur höchsten Vollkommenheit erheben!

Zur Rechtfertigung und Berichtigung meiner Schrift über die preußische Städteordnung. 1828.

Wer im britischen Parlamente einen Antrag macht, darf, sobald alle beistimmenden oder abstimmenden Reden darüber gehört sind, nochmals das Wort nehmen, um seine Ansicht in aller Kürze zu bekräftigen, oder zu berichtigen. Eine ähnliche Erlaubniß möchte ich mir erbitten, nachdem meine Abhandlung über die preußische Städteordnung zu mehreren, sehr lehrreichen Briefen, Beurtheilungen und Schriften Veranlassung gegeben, und wenigstens so viel erwiesen hat, daß es in unserem Vaterlande keineswegs an Theilnahme für die öffentlichen Angelegenheiten fehlt, sobald man erlaubt die Aufmerksamkeit von unbedeutenden Dingen hinweg und auf sie hinzulenken. In frühern Zeiten wußten sich freilich manche Geschäftsmänner viel mit sogenannten Staatsgeheimnissen, und die Oberforstmeister z. B. mußten beschwören, die Geheimnisse des Forstetats „in ihre Sterbegrube mit hinabzunehmen"; itzt hingegen zweifelt kein Verständiger mehr, daß Gesetze in dem Maße zweckmäßiger entworfen, gründlicher geprüft, richtiger erkannt und williger befolgt werden, als die Berathung vielseitiger ist und man einzelnen Personen nicht verstattet, eine Lieblingsmeinung übereilt als Gesetz in die Welt hineinzuschicken. — Wenn meine Abhandlung über die Städteordnung irgend ein Interesse hat, so dankt sie dasselbe vorzugsweise den Mittheilungen welche mir, in jenem richtigen Sinne, mit Erlaubniß der höchsten Staatsbeamten, gemacht wurden; denn Erinnerungen aus einer früheren mehrjährigen Praxis, sowie Bekanntschaft mit der Theorie, hätten allein nicht hingereicht ihr eine zeitgemäße Bedeutung zu geben.

Deßungeachtet konnten mancherlei Einwendungen nicht ausbleiben. Die erste betraf Titel und Einleitung meiner Schrift. Jener hätte allerdings mehr auf den vorhandenen Gegensatz deutscher und französischer Einrichtungen, als auf den zum Theil nur scheinbaren Gegensatz der Begriffe und Theorie hindeuten sollen; diese hätte umständlicher und erschöpfender sein können. Was ich in letzter Beziehung auf zwei anonyme Briefe antwortete (Blätter für liter. Unterh. Nr. 37), findet sich am Schlusse dieses Aufsatzes nochmals abgedruckt; hier bemerke ich, daß Herr Geheime Rath Streckfuß seitdem zu meinen Behauptungen neue lehrreiche Beweise gegeben, vor Allem aber die itzige französische Kammer in ihrer Adresse an den

König die Mängel der Wahlformen und Communalordnungen laut gerügt, ja der Finanzminister öffentlich eingeräumt hat, die unsichere Stellung und willkürliche Behandlung der Beamten sei ein Hauptgrund der schlechteren Verwaltung.

Mit Recht sind von Mehren in meiner Schrift die Ausdrücke getadelt worden, daß Jemand, der sein Grundstück verkaufe, sein Anrecht auf das Bürgerthum verliere, daß die Geistlichen und Schullehrer u. s. w. davon ausgeschlossen wären. Ich hätte sagen sollen: Jener hat keine Pflicht, länger Bürger zu bleiben, Diese haben keine Pflicht, Bürger zu werden, sondern leben (trotz der gesetzlichen Erlaubniß des Eintritts) in Wahrheit draußen, außerhalb des Bürgerthums. Daß mir der Buchstaben der Gesetze bekannt sein mußte, und der wesentliche Grund und Inhalt meiner Schlußfolgen durch jenen mangelhaften Ausdruck keineswegs dahin fällt, haben Andere wohlwollend vorausgesetzt und eingesehen. So äußert ein geistreicher Recensent (Berliner Conv.-Blatt 59), mich richtig deutend: „trotz dem, daß die Schutzverwandten das Bürgerrecht erwerben können, bleibt es indessen wahr und ist mit dem Verfasser zu bedauern, daß die Abwesenheit so vieler tüchtiger, wohlhabender, kenntnißreicher Männer, die das Bürgerrecht nicht erwerben wollen und auch nicht dazu verpflichtet sind, die Versammlung der Stadtverordneten nicht zu Dem hat gelangen lassen, was sie durch die Anwesenheit derselben durchaus hätte werden müssen." — Gleich wahr äußert Herr Regierungsrath Horn in seiner Schrift übet die Städteordnung: „Die Berechtigung zum Bürgerwerden ist nicht zu beschränkt, sondern die Verpflichtung dazu ist nicht ausgedehnt genug." Seine Bemerkungen über Bürgerthum und Schutzverwandten (S. 14), und die Erörterungen jenes Recensenten überheben mich um so mehr einer weitern Prüfung der Einwendungen des Herrn Geheimen Rath Streckfuß, da jene nothwendig in die Grundbegriffe von Staat, Stadt und Person eingehen, hier also zu weitläufig werden müßte.

Belehrender und richtiger scheinen mir die Bemerkungen des Herrn Geheimen Raths über den zweiten Abschnitt meiner Schrift. Insbesondere stimme ich im Ganzen Dem bei, was über die Dauer der städtischen Aemter, die Zahl der Stadtverordneten, die Wiederherstellung der Gewerbecorporationen gesagt ist. Auch gegen die vom Magistrate zu fertigenden Listen der gesetzlich Wählbaren habe ich nichts einzuwenden; mein früheres Bedenken richtet sich lediglich gegen willkürliche Empfehlungen ohne strenge Bezugnahme auf die Vorschrift der Gesetze. Nur das [illegible] der Beamten, Gelehrten, Geist-

lichen u. s. w. in die allgemeinen Stadtbezirke oder andere Gewerbecorporationen scheint mir nach wie vor unpassend und ungenügend, weil sie dadurch bei ihrer geringen Anzahl und solcher Zerstreuung alle Bedeutung verlieren und unwirksam bleiben. So z. B. würden gewiß die Professoren einer Universität oder der Gymnasien gemeinsam einen tüchtigen Mann zur Theilnahme an der Angelegenheit des Staats oder der Stadt erwählen; nach Wohnungen oder Stadtvierteln vertheilt, könnten ihre vereinzelten Stimmen nie zu einer bestimmten Wirksamkeit und Vertretung großer wissenschaftlicher Interessen hinreichen, ja es ist vorauszusehen, daß sie unter der großen Zahl der Uebrigen gar nicht würden beachtet oder erwählt werden.

Zu einer letzten Entscheidung über das Zunft- und Gewerbewesen sind die Acten und Berathungen noch nicht vollständig genug; doch scheint es mir außer Zweifel, daß eine neue, der Zeit angemessene Gewerbeordnung nothwendig ist, und die neuen Genossenschaften dann in irgend ein thätiges, aber vorsichtiges bestimmtes Verhältniß zu den Stadtangelegenheiten treten müssen.

Was Herr Geheime Rath Streckfuß (S. 69 u. f.) über die Verhältnisse des Magistrats und der Stadtverordneten beibringt, scheint genau den Gesetzen entnommen und deshalb über alle Zweifel erhaben zu sein. Wenn jedoch als letztes Ergebniß ausgesprochen wird: daß der Magistrat in allem Wesentlichen nur gehorchen und die Befehle der Stadtverordneten oder der Landesbehörden ausführen müsse, daß ferner der von mir angegriffene Vorschlag zur Ausgleichung von Streitigkeiten die Rechte der Stadtverordneten nicht erweitere, sondern verringere; so weicht dies allerdings sehr von meinen Ansichten ab, und ich sehe mich genöthigt, dieselben mit Bezug auf die Vorschriften der Städteordnung nochmals zu erörtern.

Ein Hauptgrund, weshalb Herr Streckfuß zu andern und wie ich glaube irrigen Ergebnissen kommt, liegt meines Erachtens darin, daß er diejenigen Punkte, worin die Stadtverordneten eine entscheidende Stimme haben, nicht hinreichend von denen trennt, wo sie als begutachtende oder controlirende Behörde auftreten.

Einer alleinigen Entscheidung der Stadtverordneten ist z. B. beigelegt: die Anordnung zu den Bürgerversammlungen zu den Wahlen (§. 63, 75 — 83), die Wahl der Magistratsmitglieder (47, 152), die Festsetzung ihrer Besoldung, ihre Entlassung und Pensionirung (183, 159), die Wahl der Mitglieder zu den Deputationen (175), die Bestimmung der

zum Staatshaushalt erforderlichen Summen (184) u. s. w. — Von diesen, durch unzweideutige Ausdrücke den Stadtverordneten allein zugewiesenen Dingen sondert das Gesetz ebenso unzweideutig andere Angelegenheiten, für welche sie als begutachtende und controlirende Behörden auftreten sollen. So heißt es z. B. im §. 173: über neue Einrichtungen im Gemeinewesen sollen die Stadtverordneten jedesmal mit ihrem Gutachten gehört werden, und §. 183 sagt: die Stadtverordneten controliren die ganze Verwaltung; sie sollen sich künftig über alle Gemeinegegenstände von Wichtigkeit zuvor erklären und ihre Erinnerungen genau berücksichtigt werden. So wenig nun Controliren der Verwaltung und Verwalten dasselbe ist, so wenig ist das Abgeben eines Gutachtens und das Erlassen einer zu befolgenden Vorschrift dasselbe. Die Urheber der Städteordnung wollten dem Magistrate offenbar in diesen Fällen eine eigenthümliche Theilnahme und Wirksamkeit zugestehen und ihn nicht, wie bei den oben aufgezählten Fällen, ganz ausschließen. Er darf keinen Schritt von Wichtigkeit thun, ohne vorher die Vertreter der Bürgerschaft darüber zu hören, deren Einwendungen zu erörtern und sie entweder zu widerlegen oder sich denselben anzuschließen. Müßte er sich jedesmal den Forderungen der Stadtverordneten schlechthin unterwerfen, so würde der Gesetzgeber nicht so sorgfältige Unterschiede zwischen Befehl, Gutachten und Controle gemacht, sondern kurzweg gesagt haben: der Magistrat führt aus, was die Stadtverordneten vorschreiben.

Auch erscheint allein bei meiner Erklärung des Gesetzes die Errichtung einer Behörde zur Ausgleichung von Streitigkeiten nützlich und nothwendig, sie ist bei der entgegenstehenden überflüssig und entbehrlich.

Nur die Frage kann an dieser Stelle hervortreten: ob es zweckmäßig ist, den Magistraten bei dem ihnen, nach richtiger Auslegung der Städteordnung, noch zustehenden Wirkungskreise eine selbständige Thätigkeit in der Verwaltung zu lassen? Ob man nicht befürchten muß, sie werden die Gutachten der Stadtverordneten wenig benutzen, das Beste der Stadt vernachlässigen und nur nach ihrer Willkür und ihrem persönlichen Interesse handeln? Diese Besorgnisse scheinen mir von keiner Bedeutung, denn:

Erstens besteht der Magistrat ja nicht aus lauter besoldeten Beamten (von denen Herr Streckfuß S. 80 jene Uebel befürchtet und weshalb er den Magistrat ganz der Stadtverordnetenversammlung unterordnen will), sondern nur aus einem Viertel, höchstens einem Drittel solcher Personen. Die übrigen drei Viertel, oder zwei Drittel sind unbesoldete, durch ihr Ver-

mögen oder ihr Gewerbe selbständige Bürger, welche den besoldeten Beamten zur Seite gestellt sind und mit ihnen gleiche Stimmen haben. Das Uebergewicht ist daher auch im Magistrate immer auf Seiten der eigentlichen Bürger, also der Nichtbeamten.

Zweitens sind sowol die besoldeten als unbesoldeten Mitglieder des Magistrats durchaus abhängig von der Bürgerschaft. Sie können nach Ablauf von sechs oder zwölf Jahren, mehre der bedeutenderen sogar ohne Pension, wieder entlassen werden, sie haben eine Verbesserung ihrer Lage lediglich von den Stadtverordneten zu hoffen. Weit eher könnte man von so gestellten Beamten fürchten, daß sie gegen die Wünsche der letzten zu nachgiebig sein, als daß sie durch Widerstreben sich um Amt, Aussicht und Brot bringen werden.

Drittens hat der Magistrat nur die obere Leitung der Geschäfte. Alle Gegenstände, womit eine Verwaltung oder fortlaufende Aufsicht verbunden ist, stehen unter besondern Deputationen, die (§. 174, 175, 179) größtentheils aus Stadtverordneten und Bürgern, geringerntheils aus Magistratsgliedern zusammengesetzt sind.

Viertens ist der Magistrat dadurch, daß jede Geldbewilligung lediglich durch die Stadtverordneten erfolgt, in Hinsicht aller bedeutenden Plane und Maßregeln immerdar von ihnen abhängig und genöthigt sich ihren Wünschen anzuschließen.

Fünftens, wird selbst Herr Streckfuß nicht in Abrede stellen, daß Leidenschaften, Vorurtheile, Eigennutz, Rechthaberei u. dergl. sich in allen menschlichen Verhältnissen, also bei Stadtverordneten wie bei Magistratsgliedern zeigen können, und die letzten (oder andere königliche Beamte) keineswegs um deswillen vorzugsweise damit behaftet sind, weil sie für ihre Arbeiten bezahlt werden. Bei Gründung einer Verfassung darf man (wie ich schon in meiner ersten Schrift behauptet habe) nicht annehmen, daß auf einer Seite nur guter, auf der andern nur böser Wille vorhanden sei. Von beiden Seiten kann das Rechte wie das Irrige hervortreten, und die Formen sollen dahin wirken, Jenes zu fördern, Dieses zu hemmen, von welchem Punkte es auch ausgehe.

Wenn Herr Streckfuß, indem er dem Magistrate fast keine Rechte, sondern nur die Pflicht zugesteht, den Willen der Stadtverordneten auszuführen, jenem, um sich Einfluß zu verschaffen (S. 89), unsern edeln König als Muster vorstellt, so finde ich dies sehr angemessen; nur könnte ein Anderer, welcher Lust hätte dem Magistrate, und nicht den Stadtverordneten, alle Gewalt zu übertragen, die letzten ebenso bequem auf

die dort genannten Tugenden verweisen. Davon ist ja aber hier zunächst gar nicht die Rede, sondern von gesetzlichen Formen, welche unser König in der Ueberzeugung erschuf, daß sich Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit dadurch erzeugen, befördern und erhalten lassen. Als er der Vielregiererei der Staatsbehörden (für welche jene Ermahnung auch paßt) ein Ende machte, sollte keineswegs (wie Herr Streckfuß will) alle entäußerte Gewalt ungetheilt den Stadtverordneten übertragen werden und der Magistrat bei der Erbschaft ganz leer ausgehn; vielmehr sollte jeder seinen angemessenen Antheil erhalten. Weder Bürgerschaft noch Magistrat blieben durchaus was sie waren, für Beide traten Aenderungen und zwar Machtvergrößerungen ein.

Uebrigens kann Herr Streckfuß unmöglich im Ernste glauben, daß eben die Gründe, welche ein Volk bestimmen den Befehlen seines Landesherrn willig zu gehorchen, für die Versammlung der Stadtverordneten vorhanden sind, sich den Vorschlägen der Magistrate zu fügen. Der erste ist mit erblicher Souverainetät bekleidet, steht als Gesetzgeber und Vollstrecker an der Spitze der kriegerischen und polizeilichen Gewalt, spendet Ehren, Gaben und Aemter, erscheint als Mittelpunkt der höchsten irdischen Macht. Ein Magistratsglied wird dagegen (wie gesagt) von den Stadtverordneten gewählt, besoldet und, wenn es ihnen behagt, nach wenigen Jahren entlassen. Er kann aus eigener Macht weder Geld einnehmen noch ausgeben, keine Ehren, Gaben und Aemter spenden, er muß (nach der Auslegung des Herrn Streckfuß) Alles ausführen, was nur die Versammlung der Stadtverordneten von ihm verlangt, wenn es auch gegen seine volle Ueberzeugung läuft. Sollte es nun solchen machtlos hingestellten Beamten so leicht sein wie einem souverainen König, sich Folgsamkeit zu verschaffen?

Der großen Gewalt, welche das Gesetz den Stadtverordneten beilegt, muß durch eine feste Stellung des Magistrats ein Gegengewicht gegeben werden, und meine bei dieser Gelegenheit angestellte Betrachtung über die Volkssouverainetät ist keineswegs so müßig, wie Hr. Streckfuß sie nennt. Denn obgleich jene Lehre in ihrer ungeschlachten jakobinischen Gestalt keine Vertheidiger mehr findet, weiß sie sich doch (dies sehen wir) in einer etwas verhüllten und wohlgezogenen Gestalt Eingang zu verschaffen. Denn eine Versammlung von Bürgern, Deputirten, Stadtverordneten — und selbst polnischen Edelleuten — ohne Gliederung und genügendes Gegengewicht hingestellt, [illegible] jedesmal so gewiß eine schädliche Souverainetät der [illegible] in sich, als ein Magistrat, Senat, Oberhaus, oder wie

es Namen habe, in ähnlicher, vereinzelt allmächtiger Stellung, ohne hinreichend berechtigte Stadtverordnete, zweite Kammern u. s. w. zur Tyrannei hinausführt.

Wollte man endlich, um das Uebel auf die höchste Spitze zu treiben, die Verwaltungsbehörde ganz von den Beschlüssen über Verwaltungsmaßregeln ausschließen (wie Herr Streckfuß S. 80 fordert), so wäre dies ganz dem leblosen, anatomischen Systeme von Theilung der Gewalten angemessen, dem, in diesem Sinne, selbst alle besonnene Franzosen längst als völlig unbrauchbar den Abschied gegeben haben. Die laufende Verwaltung gebührt ohne Zweifel dem Magistrat allein, und es ist mir nie eingefallen in dieser Beziehung einem Theile wider den andern ein Veto beizulegen. Daher muß ich auch die Furcht des Herrn Geheimen Rath, als werde nach meinem Vorschlage die ganze Verwaltung zum Stillstand kommen, völlig ungegründet nennen. Wohl aber hat es für mich keinen Zweifel, daß man die Gesetzgebung, welche allgemeine Regeln für die Verwaltung aufstellt, ohne nachtheilige Folgen, weder dem Magistrate noch den Stadtverordneten allein in die Hände geben darf.

Am eifrigsten hat Herr Geheime Rath Streckfuß den von mir angegriffenen Vorschlag über die Beseitigung der Streitigkeiten zwischen Magistrat und Stadtverordneten vertheidigt, meine Einwendungen jedoch weniger durch allgemeine Gründe als dadurch zu widerlegen gesucht, daß in Fürstenau, Frankfurt am Main und Hamburg Aehnliches zur Anwendung komme. Wäre dies wirklich der Fall, so könnte man allerdings noch den Beweis fordern, daß daraus Nutzen entstanden sei; solcher Untersuchung ist man aber ganz überhoben, da die Einrichtungen dieser Städte wesentlich von jenem Vorschlage verschieden sind und dessen Unbrauchbarkeit vielmehr bestätigen, als seine Trefflichkeit erweisen.

Daß die hannoversche Regierung vor nicht mehr als drei Monaten eine Einrichtung in Fürstenau (einem Städtlein von 181 Häusern und 942 Einwohnern) getroffen hat, ist wahrlich kein gewichtiger Grund, sie in allen Städten der preußischen Monarchie als bewährtes Vorbild zur Anwendung zu bringen. Jene Regierung hat aber dort keine Commission, sondern, wie Herr Streckfuß berichtet, ein Collegium gebildet, dessen Glieder an unsere besoldete und unbesoldete Magistratspersonen erinnern. Oder wäre jenes der Fall, so stünde das Verhältniß der Personen, aus dem Magistrate und der Bürgerschaft entnommen, wie Eins zu Zwei; während es Herr Streckfuß in den verschiedenen Städten unserer Monarchie (nach

Maßgabe der Anzahl von Magistratspersonen und Stadtverordneten) nicht blos zwischen eins und zwei, sondern willkürlich und ohne inneren Grund zwischen eins bis sechs auf- und abschwanken läßt.

In Frankfurt am Main, in Hamburg, ja man kann sagen in allen Reichsstädten, hat oder hatte nicht blos der Magistrat weit mehr Recht und Gewalt als ihm Herr Streckfuß beilegen will, sondern sogar weit mehr als ich für ihn in Anspruch nehme: daher scheint mir die Berufung auf jene Städte der unglücklichste Ausweg, den mein Gegner zur Vertheidigung seiner Ansicht nur ergreifen konnte. In Frankfurt am Main insbesondere ist die höchste Gewalt nicht bei zwei, sie ist bei drei Behörden, der gesetzgebenden Versammlung, dem Senate und dem ständigen Ausschusse, deren Wahlen, Rechte, innere Einrichtungen u. s. w. so sehr von den preußischen abweichen, daß für diese daraus nichts zu entnehmen, oder wenigstens der von mir angegriffene Vorschlag nicht zu rechtfertigen ist.

In Hamburg (sagt Herr Streckfuß) wird, wenn sich Magistrat und Bürgerschaft nicht vereinigen, aus beiden eine Deputation gewählt, und was die Mehrheit beschließt, ist unwiderruflich. — Wäre dieser Bericht auch erschöpfend, so folgt daraus meines Erachtens doch nichts für den Vorschlag des Herrn Geheimen Raths. Denn der Bildung von Deputationen im Allgemeinen hat Niemand widersprochen, sondern nur dem Zusammenwerfen von zwei, der Zahl und der Bestimmung nach ganz verschiedenen Körperschaften.

Wenn der Rath in Hamburg (welcher seine eigenen Glieder selbst wählt, die Bürgerversammlungen beruft, in denselben den Vortrag hat u. s. w.) sich mit der Bürgerschaft nicht einigen kann, so wird nochmals und nacheinander mit drei besonderen Behörden gerathschlagt, mit den Oberalten, dem Collegium der Sechszig und dem der Hundertundachtzig, und erst wenn alle, und insbesondere die beiden letzten Körperschaften nach vielfach genommener Rücksprache mit den uneinigen Parteien nicht zum Ziele gelangen, wird zur Entscheidung eine Deputation von höchstens sechszehn bis zwanzig Personen und zwar zur Hälfte aus dem Magistrate und zur Hälfte aus der Bürgerschaft erwählt *); wobei viele Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln eintreten, um die Tüchtig-

*) Grundgesetze der hamburgischen Verfassung S. 45, 91, 96, 281. Heß Beschreibung von Hamburg III. 298, 325.

sten und Unparteilichsten aufzufinden. Der letzte Abschnitt des von diesen Einrichtungen handelnden Titels lautet: „Schließlich soll es eine unveränderliche Satzung bleiben, daß, solange Rath und Bürgerschaft nicht zu einem einmüthigen Schlusse gekommen, des einen Theils Resolution und Entschließung für keinen gültigen Schluß geachtet, vielweniger zur Execution gebracht werden soll.“ — Ob nun dies Verfahren, diese Grundsätze irgend im Wesentlichen mit dem übereinstimmen, was Herr Streckfuß vertheidigt, kann jeder Unbefangene leicht entscheiden.

Am besten würden alle Zweifel über Sinn und Auslegung der Städteordnung gelöset, wenn derjenige Mann sich umständlicher darüber erklären wollte, den Herr Streckfuß gleichwie ich als seinen Meister anerkennen und dem das Publicum schon um deswillen beitreten wird, weil er Haupturheber jenes Gesetzes ist und die Ehre hatte, für seine großen Verdienste um die Herstellung der preußischen Monarchie den persönlichen Haß Napoleons auf sich zu laden. Für itzt darf ich, mit seiner Erlaubniß, aus einem an mich gerichteten Briefe anführen: daß er dem Inhalte meiner Abhandlung über Bürgerrecht und Wahlformen unbedingt beitritt, den Magistrat weder den Stadtverordneten, noch diese jenem unterordnet, sondern jedem besondere und beiden gemeinschaftliche Geschäfte überweiset. Zu denen, worüber keiner allein entscheiden darf, welche den Stadtverordneten und dem Magistrate zustehen sollten, rechnet Derselbe: das Recht, Statuten zu machen, unter Genehmigung des Staats zu besteuern, zu veräußern, zu vererbpachten, Abschluß von Vergleichen, Anleihen, Neubauten, Gehaltszulagen, Errichtung von Anstalten für Erziehung, Armuth und öffentliche Bequemlichkeit, Abnahme der Rechnungen.

Die Vorschläge endlich, welche jener Staatsmann über die Vereinigungs- und Ausgleichungsanstalt macht, sind von denen des Herrn Streckfuß wesentlich verschieden, mit dem aber ganz vereinbar, was ich S. 73 andeutend in dieser Beziehung verlangt habe.

Nie ist also die Absicht gewesen, die Obrigkeit der Stadt zum willenlosen Werkzeug einer, so oft in den Personen und daher leicht auch in den Ansichten und Triebfedern wechselnden Versammlung zu machen; aber ebenso wenig hat unser König die Städte (nach aufgehobener Einwirkung der Landescollegien auf ihre Angelegenheiten) der Willkür der Magistrate hingeben wollen. Jede Deutung oder Abänderung des Gesetzes, welche die eigenthümlichen Rechte des einen oder des andern Theils unmittelbar oder mittelbar vernichtet, welche die gemeinsame

Wirksamkeit aufhebt, Befehl, Gesetz, Gutachten und Controle durcheinanderwirft, nach Zerstörung alles Gleichgewichts durch sachliche Bestimmungen oder erkünstelte Formen irgend einem Theile, aus falscher Vorliebe, die jedesmalige Entscheidung in die Hände spielt, — ist verwerflich und unheilbringend. Gegen die Uebel, welche auf diesem Wege fast unausbleiblich entstehen müssen, ist freilich ein hinreichendes Mittel bereits in der Ferne angedeutet worden, daß nämlich bei zu großer Ungebührlichkeit einer Stadtverordnetenversammlung diese ganz vom Staate aufgelöset werde! — Sobald dergleichen Beispiele sich in Folge der vorgeschlagenen, unzweckmäßigen Formen vermehren, werden Aengstliche oder Uebelwollende ganz allgemeine und heftige Klagen über demagogische Neuerungen erheben, es werden Freunde des Gemäßigten das Gesetz nicht mehr mit frischem Muthe und voller Ueberzeugung vertheidigen, und die, bei solchen Verhältnissen fast unvermeidliche Aufhebung der Städteordnung und aller Segnungen die daraus entstehn können, wäre nur die Folge einer ursprünglich gewiß sehr gut gemeinten, in Wahrheit aber sehr übel angebrachten, sogenannten Liberalität!

Beilage.

An zwei Unbekannte und ihnen gleichgesinnte Personen.

Ich habe zu gleicher Zeit zwei anonyme Briefe über meine Schrift, die Städteordnung betreffend, erhalten, deren Urheber mir Vorschläge mittheilen, wie ich im Fall einer zweiten Auflage Manches deutlicher und kräftiger ausdrücken sollte. Beide Männer haben in ihren Rathschlägen die Form der Ironie gewählt und mich dadurch auf meine Irrthümer und Verkehrtheiten aufmerksam machen wollen. Nur gehen Beide von ganz entgegengesetzten Standpunkten aus, und während der Eine mich für einen Obscuranten, für einen Feind aller wahren Freiheit zu halten scheint, wähnt der Andere, ich hätte jenen Deckmantel nur über den Jakobinismus gehängt, den ich schon früher als Geschäftsmann fördern helfen. Ich könnte mich beider Gegner vielleicht am besten erwehren, wenn ich ihre Briefe nebeneinander abdrucken ließe und durch diese Wechselironie ihre Beschuldigungen auf Null zurückbrächte; weil dies jedoch an-

dern Bedenken unterliegt und zur Aufklärung der Sache selbst wenig förderlich wäre, will ich lieber durch deutliche Antworten Einigung oder bestimmtern Widerspruch herbeiführen.

Die Anklage auf Jakobinismus also, weil ich der preußischen Gesetzgebung seit 1807 im Ganzen das Wort rede, halte ich für thöricht und verkehrt. Wer nämlich jene Gesetzgebung lediglich aus dem Standpunkte des für sich abgeschlossenen, angeblich unveränderlichen Privatrechts betrachtet und sie deshalb revolutionair zu nennen wagt, begreift nicht, daß Staatsrecht und Politik eben so nothwendige und unentbehrliche Elemente des öffentlichen Lebens sind. Durch angemessene, zeitgemäße Berücksichtigung dieser drei Bestandtheile und Lebensquellen entsteht erst wahre Entwickelung; revolutionair hingegen wird, wer Eins oder das Andere allein herrschend an die Spitze stellt und das Alte oder das Neue, Beharren oder Aendern als das schlechte und immerdar Richtige anpreiset. Nie ist der Staat ein fertig Gegebenes, nie ein ganz von vorn neu zu Machendes, darüber sind alle irgend Verständige theoretisch in der That einig; praktisch also kann und soll derselbe Mann (sobald er über einseitige Parteien erhaben ist), mit genauer Berücksichtigung aller Verhältnisse, in einem Falle sich für das Aendern, im zweiten für das Festhalten muthig und rücksichtslos aussprechen. — Auf ganz verschiedene Weise, ja am einseitigsten und oberflächlichsten verfahren aber freilich Diejenigen, welche erst einen Gegensatz zwischen König und Staat herbeikünsteln, an welchen, Gott Lob! König und Volk bei uns nicht gedacht haben, und gegen die erfundene Krankheit nachher Universalmedizin aus der Jesuitenapotheke des Wunderdoctors Haller eingeben wollen, wodurch ohne Zweifel völlige Auflösung alles Bestehenden und die ärgste Revolution hervorbrechen müßte. Einer solchen ist man gerade durch das entgegengesetzte Verfahren entgangen und hat die preußische Monarchie auf einen Punkt gehoben, wozu anbrüchige Hebel anderer Zeiten nicht mehr hinreichten. Es dürfte also gleich nothwendig sein, falschen Demagogen und falschen Aristokraten entgegenzutreten und jenen zu beweisen, daß man keineswegs mit Siebenmeilenstiefeln in die Zukunft hineinschreiten, diesen, daß man nicht die Weltgeschichte (wie in Tieck's „Zerbino") rückwärts schieben kann.

Meinem zweiten Gegner antworte ich, daß ein aufmerksamer Leser in meiner Schrift die Widerlegung seiner Voraussetzung an vielen Stellen finden wird; hier füge ich nur hinzu:

1. Die Franzosen verdienen großes Lob, daß sie an den Bürgschaften ihres öffentlichen Lebens, Charte und Reichstag,

festhalten, ohne welche sie leicht der bloßen Willkür noch einmal anheimfallen könnten; die Deutschen verdienen Tadel, wenn sie diejenigen Bürgschaften, welche zeither die beiden Hauptübel aller geselligen Einrichtungen, Tyrannei und Anarchie, von ihnen abhielten, gar nicht kennen oder verkennen.

2. Es ist zweckwidrig, wenn man verlangt, die Deutschen sollten unbedingt das Französische, oder die Franzosen das Deutsche nachahmen; es ist einseitig, wenn man wähnt, das eine Volk könne vom andern nichts lernen.

3. Weder das politische Gebäude der Franzosen, noch das der Deutschen ist fertig. Jene haben an demselben die von mir gerügten Mängel selbst mehre male lebhaft und geistreich angegriffen, sie hoffen (und ich gern mit ihnen), daß man sie von oben hinabsteigend ausrotten, oder doch mindern werde. Umgekehrt fehlen in manchen deutschen Staaten noch formale Bürgschaften in höchster Stelle, wogegen reale an sehr vielen Punkten und Verhältnissen gegeben sind, und der Bau unten eine solche Breite und Sicherheit hat, daß man (bei dem Vorrathe trefflicher Materialien und der unleugbaren Thorheit des Nichtvollendens, oder gar des Zerstörens) dem völligen Ausbaue mit Zuversicht entgegensehen kann. Dieser Zweck wird am besten gefördert werden, wenn die Machthaber sich durch keine Partei (sie sei geistlich, adelig oder bürgerlich) verlocken lassen, sondern erlauben, daß alle ihre Ansichten freimüthig aussprechen und dadurch wechselseitig berichtigen dürfen.

4. Es war meine Aufgabe, übertriebenen Lobrednern des Französischen und Verächtern des Deutschen gegenüber, die Lichtseite des Letzten hervorzuheben, sowie umgekehrt bei andern Zwecken allerdings übertriebenen Tadlern des Fremden und Götzendienern des Einheimischen ein anderer Spiegel vorgehalten werden kann und muß. Bei Beurtheilung der Städteordnung (wozu mir allein Raum gegeben war) glaube ich mich von dem letzten Fehler frei gehalten zu haben und würde gleicher Unparteilichkeit nachstreben, wenn ich andere Zweige unserer Gesetzgebung, z. B. bäuerliche Verhältnisse, Censur u. dergl., einer Prüfung unterwürfe. Es wäre alsdann z. B. (wie ich es anderwärts bereits gethan) hervorzuheben, daß der vom Briefsteller angeführte besondere Fall eines gewissen Bücherverbots, sowol dem Sinne als dem Buchstaben unserer Gesetzgebung widerspricht.

5. Sehe ich darin, daß jedes Volk zuletzt seine Freiheit und deren individuelle Gestaltung für die beste hält, keineswegs bloße Dummheit und Anmaßung, sondern ebenso sehr ein Glück und eine Wohlthat, sofern dies vor Allem auf die

Natürlichkeit und Pflichtmäßigkeit einer Entwickelung der eigenthümlichen Natur hinweiset.

Nach diesen Erklärungen darf ich, wenn nicht eine Einigung, doch eine Verständigung mit dem Schreiber des zuletzt erwähnten Briefes für möglich halten, denn es handelt sich doch hauptsächlich nur von verschiedenen Wegen zu demselben Ziele; wo aber Weg und Ziel anders bezeichnet und gesteckt werden, ist und bleibt eben Beides getrennt und entgegengesetzt.

5.

Ueber den Anschluß Sachsens an die deutschen Zoll- und Handelsvereine. 1833.

Erster Brief.

Viel zu oft, verehrter Freund, habe ich die Frage: Sind Sie für das Anschließen Sachsens an Preußen? zu meinem Verdrusse kurzweg mit Ja oder Nein beantworten hören, als daß ich aus Bequemlichkeit selbst diesen Weg einschlagen und so recht eigentlich nach Vorurtheilen ein Vorurtheil aussprechen dürfte. Das bloße Zeitwort: anschließen, besagt an sich noch gar nichts Bestimmtes; denn man kann sich ja dem Guten wie dem Bösen, dem Vernünftigen wie dem Thörichten anschließen. Ebenso wenig reicht es aus, ein paar preußische oder sächsische Tarifsätze zu kennen, oder sich auf das Zeugniß von Leuten zu berufen, welche die bevorstehenden Maßregeln fürchten oder herbeiwünschen, lediglich je nachdem sie für sich Vortheile oder Nachtheile daraus ableiten.

Von vorn herein steht wol nur zweierlei fest.

Erstens, daß Niemand in dieser Sache ein wohlbegründetes Urtheil fällen kann, bevor die vollständigen Bedingungen des neuen Handelsvertrages bekannt gemacht sind, und selbst dann seinen persönlichen Standpunkt nicht für den allein entscheidenden ausgeben darf.

Zweitens, daß Sachsen wie Preußen zu ihren wohlwollenden und väterlichen Regierungen das Vertrauen haben können und sollen: ihr Wohl werde sorgfältig berücksichtigt und gewiß nicht übereilt preisgegeben oder eigensinnig verkannt werden.

Diesen beiden Behauptungen darf ich wol (ohne Furcht, widersprochen zu werden) eine dritte hinzufügen: nämlich, daß die Steuer- und Zollsysteme der deutschen Staaten sich keineswegs

einer unbedingten Vollkommenheit erfreuen, sondern wesentlicher Verbesserungen zum Vortheile aller Betheiligten bedürfen. Wenn wir also Diejenigen zur Seite lassen, welche die höchste Weisheit darin suchen, nichts zu thun und die Augen (wie der Vogel Strauß) gegen die dringenden Foderungen der Zeit zu verschließen, so bleibt nur die Aufgabe: sich mit Denjenigen zu verständigen, welche den großen Zweck ernstlich wollen, aber über Mittel und Wege verschieden denken.

Um hierbei nicht ins Unbestimmte umherzuschweifen, sei es mir erlaubt, mich auf die Bittschrift mehrer leipziger Kaufleute gegen den Anschluß Sachsens zu beziehen, welche im „Vaterland“ Nr. 30 und 31 abgedruckt ist. So verschieden die Ergebnisse meiner Betrachtungsweise von denen des achtungswerthen Verfassers sind, halte ich doch eine Annäherung für möglich, da ich mit den von ihm im Allgemeinen aufgestellten Grundsätzen über Handelsfreiheit übereinstimme. Unmöglich kann ich jedoch auf das Besondere eingehen, bevor ich mich über den ersten Hauptsatz ausgesprochen habe. Es heißt in jener Bittschrift: „Weit entfernt, hier Bedenklichkeiten allgemeiner Natur zu erheben, überlassen wir es Andern, die Gefahr für die durch Jahrhunderte bewahrte Unabhängigkeit unsers Vaterlandes und für die kaum gewonnene constitutionelle Freiheit zu würdigen, die wir in einem so engen Bunde mit einem übermächtigen und der Selbständigkeit des Volkes entschieden abgeneigten Nachbarstaate jeden Augenblick bedroht sehen würden.“

Gerade diese Bedenklichkeiten bedürfen einer genauern Prüfung; denn je nachdem man sie bekräftigt oder vernichtet, ist im Ganzen und Großen das Wichtigste entschieden, und die Fragen über diesen oder jenen Tarifsatz, diese oder jene Förmlichkeit u. dgl. erscheinen als ganz untergeordnet. Zuvörderst muß ich den Gedanken und Ausdruck rügen: die preußische Regierung sei der Selbständigkeit des Volkes entschieden abgeneigt. Das preußische Volk ist so selbständig als irgend eines in Europa, und ohne seine heldenmüthige Aufopferung möchten die kleinern deutschen Staaten wol noch immer an der Souverainetät daniederliegen, welche ein fremder Eroberer ihnen eigennützig schenkte. Haben einzelne Preußen ihre Verdienste um Deutschland eitel geltend gemacht, so ist dies zwar nicht zu billigen; aber doch weit verzeihlicher, als wenn Manche so bornirt sind, französische Lobreden über das uneigennützige Bemühen unserer westlichen Nachbarn für deutsche Freiheit kindisch nachzutrompeten.

Antwortet man: es sei hier nicht die Rede von der politischen Selbständigkeit der Preußen, sondern (wie man jetzt wol technisch sagt) von dem constitutionellen Leben im Innern, so

führt dies in einen weitern Kreis, wo Wahrheit und Irrthum in solchen Massen vermischt liegen, daß hier nicht einmal der Versuch gemacht werden kann, beides zu sondern. Einem Sachsen gegenüber könnte indeß ein Preuße wol bemerken, daß in Hinsicht auf Städte und Dörfer, Bürger und Bauern, Aufhebung der Gemeinheiten und des Zunftzwangs, Ablösung der Dienste, Gleichstellung von Stadt und Land, Vereinfachung des Rechtsganges u. s. w., noch auf Jahre hinaus gar viel zu thun übrig bleibt, ehe das sächsische Volk dem preußischen an Selbständigkeit gleichstehen wird.

Doch wozu diese Vergleiche? Wo jede Regierung auf ihrer Bahn das Beste will und befördert, freue sich Jeder des Guten und suche das Schädliche zu vermindern.

Zu dem Schädlichsten unserer Tage gehört aber der politische Aberglaube. Die eine Partei sucht alle Hülfe ausschließlich bei den Personen, und setzt voraus daß sie unbedingt vortrefflich sind; das führt zu einem verderblichen Absolutismus der Herrscher. Die zweite Partei setzt umgekehrt voraus, daß alle Personen nichts taugen, und sucht alleinige Hülfe in den Formen; während doch jeder gesunde Zustand erst aus einer Wechselseitigkeit der Personen und Formen hervorgeht. Am stärksten zeigt sich der Aberglaube da, wo irgend eine Form als überall passend und Alles heilend bezeichnet wird. Der Politiker, welcher sich auf dieser Ansicht festfährt, ist dem Quacksalber vergleichbar, welcher von seiner Bude herab Universalmedicin anpreiset. Im sechzehnten Jahrhundert glaubten die verschiedenen Parteien mit den Beschlüssen der tridenter Kirchenversammlung, der Concordienformel, den neununddreißig Artikeln u. s. w. das ganze Christenthum und die volle Wahrheit zu besitzen, und verachteten und verketzerten alles Uebrige. So sehen unsere Absolutisten in jedem constitutionellen Bestreben nur Empörung und Anarchie, unsere Ultraliberalen in jeder geordneten Obrigkeit nur Tyrannei.

Die Freiheit liegt nicht an einer Stelle; es ist Beschränktheit, sie nur in einer Richtung zu sehen und zu suchen. In der alten Welt suchte sie z. B. Niemand in Glaubensbekenntnissen, während des Mittelalters Niemand in Wahlgesetzen u. s. w. Keine Lösung hat mithin unbedingten, ewigen Werth; wol aber trägt jedes Streben einen Bestandtheil der Wahrheit in sich, und die Sklaverei kann von vielen Seiten einbrechen. Neben der Selbständigkeit, ja Allmacht der Journalisten finden wir Verknechtung der Städte und Beamten, neben der politischen Freiheit religiöse Unduldsamkeit, neben manchem absoluten Herrscher Abhängigkeit von der Aristokratie, neben hochherzigem

Adel leibeigene Bauern, neben dem Uebergewicht des Demokratischen gesetzliche Sklaverei! Darum hüte sich Jeder voreilig zu richten, damit er nicht gerichtet werde; Jeder beginne die Besserung zu Hause, ehe er sich in fremde Angelegenheiten mische!

Deutsche Angelegenheiten sind aber dem Deutschen nie fremd. Wollte man Deutschland in ein Reich verwandeln (wie Frankreich oder Spanien), es wäre unserer Natur zuwider und zöge den Untergang unzähliger Vorzüge nach sich. Mit Recht denkt der Sachse, der Hesse, der Anhaltiner an diese Gefahr. Städte, die jetzt in Deutschland ihr eigenes Leben in Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft zeigen, würden, in Provinzialstädte eines großen Reichs verwandelt, wesentlich verlieren. Soll aber diese Veränderung, diese mechanische Vereinigung nicht unabweisbar nothwendig werden, so muß Deutschland auf andere und bessere Weise als in der letzten Zeit sich einig fühlen und einig wirken. Zwischen dem Centralisiren der Franzosen und dem Zerfallen der Italiener liegt unsere wahre Aufgabe in der Mitte. Das ist das Größte in dem frühern deutschen Kaiserreiche, daß das Mannichfaltigste zu einem Leben verbunden war und man Jeden in seiner Richtung und Bahn gewähren ließ. Als man aber das Gemeinsame, das Volksthümliche um untergeordneter Rücksichten willen vergaß, da kamen die Fremden und behandelten die Deutschen wie Knechte. Bricht nochmals der Wahnsinn herein, daß die Kleinern sich von den Größern, der Norden vom Süden, die Katholiken von den Protestanten, die sogenannten Constitutionellen von den sogenannten Absoluten feindlich trennen, oder Jeder wähnt, für sich ein allgenugsames Leben führen zu können; so werden über kurz oder lang alle die Beute der Mächtigen in Osten und Westen; es werden die Lobredner der Freiheit wie des Gehorsams, des Veränderns wie des Beharrens gleichmäßig mit Hohn zur Seite geworfen. Ehe daß dies Entsetzlichste geschähe, müßte jeder Deutsche wünschen, daß sein Vaterland, der Mannichfaltigkeit entbehrend, wenigstens Leben und Dasein behielte.

Aber eine Politik der Gewalt, des mechanischen Zwanges, der kriegerischen Eroberung will ja Niemand in Deutschland, und der kleinste Herrscher lebt in dieser Beziehung itzt unendlich sicherer als zur Zeit Napoleon's die Könige. Das soll man dankbar anerkennen und nicht Händel suchen oder voraussetzen, wo dazu kein Grund vorhanden ist.

Haben alle deutschen Stämme und Regierungen das rechte Gefühl und die richtige Einsicht, so sind die Großen den Kleineren nicht gefährlich und die Kleineren den Mächtigen nirgend im Wege.

Die Trennung der deutschen Staaten durch verschiedene Zollsysteme und unzählige Mauthlinien war zeither ein unendliches Hinderniß materieller Wohlfahrt und ein steter Grund des Verdrusses und Aergernisses. Werden durch die neuen Handelsverträge diese Uebel abgeschafft oder (was unbezweifelt möglich ist) auch nur verringert, so ist dies für unser Vaterland in Bezug auf sich selbst und sein Verhältniß zu fremden Mächten ein so unermeßlich wichtiger Gewinn, daß jeder Deutsche die größte Freude und die innigste Theilnahme darüber empfinden muß.

Zweiter Brief.

Darüber also, verehrter Freund, wären wir einig: daß der echt politische, ganz Deutschland und sein Verhältniß zu fremden Mächten umfassende Standpunkt, bei Betrachtung der vorliegenden Angelegenheit, der höchste und entscheidende ist. Denn was hülfe es, wenn Dieser oder Jener noch so viel gewönne, die Seele deutschen Lebens aber verloren ginge?

Allerdings haben wir an unserer nationalen Literatur und Kunst ein heilsames Bindungsmittel, eine gemeinsame, belebende Atmosphäre; aber ihre unsterbliche Literatur hat die Griechen nicht vor dem Tode bewahrt, und im Falle politischer Ohnmacht würde sich mehr als ein Mummius finden, um unserer Wissenschaft und Kunst mit plumper Hand möglichst den Garaus zu machen. Also bedürfen wir auch materieller Bindungsmittel, welche die einzelnen Stämme und Staaten vereinigen, ohne mit zerstörender Gewalt die verschiedenen Individualitäten in eine gleichartige Masse aufzulösen. Und keines dieser Bindungsmittel ist umfassender, segensreicher, wirksamer, als die so glorreich unternommene Vereinigung Deutschlands in einen großen, verbrüderten Handelsstaat. Wenn die zeither unzählige Male unterbundenen, ja abgeschnittenen Adern deutschen Verkehrs erst in natürlicher Entwickelung durch alle unsere Gaue hindurchströmen, die itzt böswillig oder unverständig niedergetretenen oder verstopften Handelsquellen überall hervorbrechen; dann wird Deutschland eine Heiterkeit und Fülle des Daseins, eine Kraft des Erzeugens und Genießens, eine Macht der Selbstvertheidigung und Allgenugsamkeit auf seinem Boden zeigen, größer, als selbst die Kühnsten zu hoffen wagen.

Schwach, arm, unglücklich ist ein zahlreiches Volk immer vorzugsweise durch seine eigene Schuld, und soviel wir auch

mit Recht über die Fremden klagen, welche in Münster, Osnabrück, Rastatt und an andern Orten über uns und unser Eigenthum nach Belieben schalteten, so war doch unsere Uneinigkeit und Parteisucht die wesentliche Grundlage fremder Uebermacht.

Ganz Dasselbe gilt von unsern Handelsverhältnissen. Daß Deutschland von seinem Krankenlager erstehen, frei seine Glieder gebrauchen, nicht länger wahnsinnig gegen sich selbst wüthen, sondern endlich Das thun will, was längst sein Recht und seine Pflicht war, das heißt fremden Zeitungsschreibern eine unerhörte, hinterlistige, unverantwortliche Verschwörung!*) Haben wir denn aber nicht verdient mit solchem Uebermuthe behandelt zu werden? Haben wir nicht seit mehr als einem Jahrhunderte fremde Handelstyrannei so ruhig ertragen, daß uns viele Engländer in dieser Beziehung ganz natürlich wie Hindus, ja wie Hottentotten und Neuseeländer betrachten?

So gewiß Deutschland politisch seine Freiheit behaupten konnte und sollte, so gewiß lassen sich jene Fesseln des Handels zerbrechen, und diejenigen Stimmen, welche sich gegen diese Wahrheit erheben, sind denen vergleichbar, welche behaupten: Deutschland sei bestimmt, immer von Frankreich oder Rußland im politischen Schlepptaue hin- und hergezogen zu werden. Das Begründen und Festhalten der eigenen Freiheit tritt aber fremder Freiheit nirgends zu nahe, und Napoleon's Continentalsystem mißlang wesentlich deshalb, weil es ihm nur als Vorwand diente, noch weit größere Tyranneien geltend zu machen.

Kein Land Europas hat weniger danach getrachtet und ist weniger geeignet, der Freiheit anderer Staaten gefährlich zu werden als Deutschland; wol aber haben seit Jahrhunderten alle wahren Freunde echter Freiheit gewußt und behauptet, es müsse zu eigenem und fremdem Wohle stark und selbständig sein. Ist es nun nicht verkehrt, wenn Engländer uns auffodern, gegen Frankreich die politische Selbständigkeit zu behaupten, uns aber ihrer Handelsdespotie zu unterwerfen, und wenn umgekehrt Franzosen verlangen, wir sollen diese abschütteln, an politischer Unterthänigkeit aber Wohlgefallen finden?

Ich wiederhole es: die Freiheit lebt nicht an einer Stelle, und wenn Deutschland weniger mit Siebenmeilenstiefeln in einer Richtung derselben nachgelaufen ist, so steht es bei Summirung aller Richtungen und Entwickelungsformen, in Hinsicht auf Religion, Politik, Wissenschaft, Kunst, Unterricht, Armenwesen,

---

*) Reden und Gegenreden in Sachen preußischer und englischer Handelspolitik, S. 17, 21, 24.

Kriegswesen, Finanzen, Schulden u. s. w. keinem europäischen Staate nach. Ja, es findet sich (wenn unschätzbare Güter nicht durch Ultras aller Art verscherzt werden) in Deutschland mehr Kraft der Gesundheit und weniger Krankheitsstoff als in Spanien, Portugal, Frankreich, England und Rußland.

Fragt man: nach welchem Systeme soll denn aber die Krankheit, an welcher unsere Handels- und Steuerverhältnisse noch leiden, geheilt werden, welchem soll man sich anschließen, so antworte ich: dem liberalsten! Und dies ist, sowie die Dinge jetzt in Europa stehen, ohne Zweifel das preußische.

Dritter Brief.

Angenommen, die Untersuchung ergäbe, daß das Handels- und Zollsystem eines fremden Staats liberaler wäre als irgend ein deutsches, so würde doch ein Anschließen an dasselbe und eine Trennung der Deutschen von Deutschland aus den schon entwickelten Gründen ein Verrath oder wenigstens eine Thorheit sein, die über kurz oder lang in materiellen Leiden und geistiger Schmach ihre gerechte Strafe fände.

Wenn wir aber von den Einrichtungen ganz kleiner Ländchen absehen, die in Europa nicht den Ton angeben können, so halten (mit Ausnahme Preußens) alle übrigen großen Staaten noch fest an dem Mercantil- und Prohibitivsysteme, sie wollen sich Niemand anschließen. So hat Huskisson mit seinen freien Vorschlägen in England nicht durchdringen können, und St.-Cricq ist in jener Ansicht so versteinert, daß Alles, was Wissenschaft und Erfahrung seit einem Jahrhundert augenfällig dagegen erwiesen haben, für ihn gar nicht vorhanden zu sein scheint. Und die angeblich allerfreiesten Franzosen unterwerfen sich geduldig dieser ärgsten Tyrannei falscher und eigennütziger Grundsätze, weil gerade hier nicht die Saite berührt wird, auf welcher die tonangebenden Journalisten zu spielen verstehen.

Es ist jedoch hier um so weniger der Ort, Beweise für die Wahrheit und Heilsamkeit der freien Handelssysteme beizubringen, da der Verfasser der schon erwähnten leipziger Vorstellung dies mit Kenntniß und Einsicht in aller Kürze gethan hat. Wol aber bedarf, wie es mir scheint, manche andere seiner Aeußerungen einer genauern Prüfung. So haben die besoldeten und unbesoldeten preußischen Schriftsteller vollkommen Recht, wenn sie behaupten, das preußische Zollsystem sei kein Prohibitivsystem. Es war ein solches bis auf die Zeit der großen,

durchgreifenden Veränderungen, welche den alten Begriff der Contrebande ganz vertilgten und statt unzähliger Eingangsverbote keinem Producte oder Fabrikate irgend eines Landes (Salz und Spielkarten ausgenommen) den Eingang versagen. In Frankreich dagegen herrscht das Prohibitivsystem in höchster Strenge, denn die Einführung fast aller fremden Manufacturwaaren und sehr vieler Producte ist ganz verboten; so z. B. die meisten Metallwaaren, baumwollene Waaren, wollene Tücher, Garn, Kleidungsstücke, Glas, Branntwein, Lederwaaren, Drechslerwaaren, Schießpulver, Taback, Fayence, Zucker und Syrup, Kaffeesurrogate u. s. w.

Sowie Preußen in der Zeit seines größten Unglücks dem geistigen Leben vertraute, Schulen, Gymnasien und Universitäten gründete und ausstattete (wohl wissend, daß diese Saat ihre reichlichen Früchte tragen müsse), so hat es in Zeiten vielfacher Handelsbedrängniß den umfassendsten und kühnsten Versuch gewagt, dessen in der neuern Finanzgeschichte nur Erwähnung geschieht: es hat ein liberaleres Zollsystem an die Stelle eines tyrannischen gesetzt, ohne von den andern Staaten auch nur Aehnliches aus Gegenseitigkeit zu verlangen. Als es hieß: alle französischen und englischen Waaren sollten künftig in Preußen eingehen dürfen, während (der Eingangsverbote und hohen Steuersätze wegen) fast gar keine preußischen nach Frankreich und England abgesetzt werden können, weissagten selbst viele Wohlgesinnte den nahen Untergang unserer Fabriken. Und dennoch ist der Versuch gelungen, und unsere Gewerbe haben augenscheinlich zugenommen, und die unendlich großen Gefahren, welche aus allem Erkünstelten entstehen (und woran Frankreich und England so sehr leiden), verschwinden täglich immer mehr.

Wenn die Zölle so hoch sind, daß sie den Eingang unmöglich machen, so entsteht daraus noch immer kein Contrebande- und Confiscationssystem; aber allerdings kommt in mancher Beziehung die Wirkung alsdann einem Verbote gleich. Daß dies in England meist der Fall sei, ist in der bekannten Schrift: „Ueber preußische und englische Handelspolitik", einleuchtend erwiesen und läßt sich hinsichtlich Frankreichs ebenfalls für viele Gegenstände darthun. Für den Centner Seidenwaaren nimmt z. B. Preußen 100 Thlr. Eingangssteuer, Frankreich 118 bis 960 Thlr.; für den Centner Porzellan Preußen 10 Thlr., Frankreich 50 Thlr.; für den Centner Gold- und Silberwaaren Preußen 50 Thlr., Frankreich 470 bis 3150 Thlr.!

Daß diese und andere preußische Steuersätze einem völligen Verbote gleich kämen, ist irrig; vielmehr hat sich im Vergleiche

mit frühern Zeiten überall die Einfuhr erhöht, der Staat bezieht von vielen der höchstbesteuerten Gegenstände, z. B. den Weinen, sehr große Einnahmen, und kein Gegenstand ist deshalb aus dem Handel verschwunden.

Gewiß dienen unsere, von fremden Producten und Fabrikaten erhobenen Zölle auch als Schutz für die inländischen Fabriken u. dgl.; allein die Hauptverschiedenheit zwischen dem preußischen und dem Prohibitivsystem liegt darin, daß jenes nirgend ein Monopol bezweckt und die Steuer vorzugsweise als Steuer betrachtet. Ich begreife nicht, wie jene leipziger Vorstellung behaupten kann: die neuen preußischen Maßregeln wären lediglich im Interesse weniger Fabrikanten, zum Nachtheile von Millionen Consumenten ergriffen worden; da man vielmehr den Fabrikanten sehr viele frühere Begünstigungen nahm, worüber sie auch laute Klage erhoben, bis sie sich selbst überzeugten: die Berücksichtigung des allgemeinen Wohles fördere und sichere auch das ihrige. Ebenso irrig ist die Behauptung: die hohe Steuer vom Zucker sei blos um der inländischen Siedereien willen eingeführt; dies gilt nur von dem thörichten französischen Systeme, wo die Ausfuhrprämie fast so viel als der Zuckerwerth beträgt und man sich dennoch über die Zunahme der Runkelrübenfabrikation freut.

Sobald man die große Einnahme von der ungeheuern Quantität des in Preußen eingeführten Zuckers entbehren könnte, würde man die Steuer dieses Luxusartikels gern ermäßigen. Wie aber sie ersetzen, da in jener leipziger Vorstellung über die jetzige Mahl- und Schlachtsteuer schon laute und ungerechte Klage erhoben wird. Ich sage ungerechte, denn erstens wird diese Steuer nicht auf dem platten Lande, auch nicht in allen tausend Städten der preußischen Monarchie, sondern etwa nur in einhundertunddreißig erhoben; zweitens ist sie daselbst hauptsächlich als die willkommenere und leichtere Hebungsweise statt der wegfallenden Klassensteuer eingeführt; drittens erscheint sie unbedeutend, wenn man bedenkt, daß die Hebungssätze an sich nicht sehr hoch sind und auch dadurch fast verschwinden, daß Preußen zu wesentlicher Ermäßigung der Preise den Eingang [illegible]den Viehes und Getreides äußerst gering besteuert, während englischen und französischen Gesetze bekanntlich Brot und [illegible] in beiden Reichen auf eine Weise vertheuern, welche die [illegible]barsten Folgen gehabt hat und noch haben wird.

Vierter Brief.

Die Bestrebungen unserer Zeit, alle Formen der Gesetzgebung zu verbessern, sind (trotz vieler unleugbarer Mißgriffe) an sich höchst ehrenwerth und werden hoffentlich auch auf eine bessere materielle Gesetzgebung wesentlich einwirken. Doch erweiset die Geschichte bis auf den heutigen Tag, daß keine Form für sich allen sachlichen Irrthum völlig beseitigt habe, vielmehr sind von Königen, Senaten, Volksversammlungen, Ständen, Kammern u. s. w. bald gute, bald schlechte, bald zu wenig, bald zu viele Gesetze gegeben worden.

Wie man auch über diese Dinge denken mag, so leugnet doch fast Keiner: es leide Europa von Petersburg bis Lissabon wesentlich an großen materiellen Uebeln. Zwei derselben gehen immer Hand in Hand: das Kriegs- und Steuersystem. Plötzlich lassen sich beide nirgend ganz umgestalten; wäre man aber nur erst zu der Einsicht gekommen, hier zeige sich eine furchtbare, dem Tod entgegenführende Krankheit, so würde sich über kurz oder lang auch die Erkenntniß der Heilmittel einfinden.

Gewiß haben die St.-Simonisten gar viel Wunderliches und ganz Thörichtes behauptet und in Vorschlag gebracht; darin aber hatten sie keineswegs Unrecht, daß die Kriege, welche zwischen Königen, Deputirten, Journalisten u. s. w. hoch in den Lüften geführt werden, den Zustand der am Boden nach Nahrung, Kleidung und Wohnung umhersuchenden Volksmassen nirgend wesentlich verbessern. Ob man so oder so viel hundert Francs Steuer zahlen müsse, um Wähler, Geschworener oder Deputirter werden zu können, gilt den Tausenden gleich, welche keinen Sou im Vermögen haben, und ebenso wenig ist durch eine Umgestaltung gewisser parlamentarischer Formen das Elend der Armen in England und der Bürgerkrieg in Irland sogleich beendet.

Gewiß übt das Prohibitivsystem den unheilbringendsten Einfluß auf alle diese Verhältnisse, und doch haben in Frankreich alle chambres trouvables und introuvables die gerechten Klagen der unglücklichen Weinbauer mit denselben Floskeln zurückgewiesen, den Grund aller Emeuten lediglich in bösem Willen gesucht, welcher sich mit dem Schwerte oder mit Schmeicheleien austilgen lasse.

Nicht minder hat England durch immer steigende Abgaben von fremden Erzeugnissen und Fabrikaten sowie durch ein aufgezwungenes Handelsmonopol sich zu einer künstlichen Höhe

hinaufgeschraubt, von welcher man ringsum nur tiefe Abgründe erblickt, und wogegen unser deutsches Leben in mittlern Höhen äußerst glückselig erscheint. Zwei Hauptübel (welchen alle große Gesetzgeber, Moses, Lykurg, Solon, Servius Tullius auf verschiedene Weise, aber kräftigst entgegentraten) sind durch die englischen Handels- und Steuergesetze wesentlich herbeigeführt und vergrößert worden: übermäßiger Reichthum und übermäßige Armuth. Jedem Schutzgesetze für die Fabrikanten trat ein Schutzgesetz für die Ackerbauer gegenüber, und ungeachtet der lautesten Klagen welche von beiden Seiten ertönen, beharren doch die Meisten noch immer dabei: man müsse, um allgemeinen Untergang zu vermeiden, auf jener schwindelnden Höhe verharren. Der Landbau, rufen z. B. die Grundbesitzer, geht zu Grunde, sobald wir fremdes Getreide ohne hohe Steuer einlassen. Abgesehen davon, daß der jetzige Schutzzoll insofern kein sicheres Ergebniß herbeiführt, als er sich lediglich nach dem Verkaufspreise richtet und den Einkaufspreis ganz unberücksichtigt läßt, folgt aus der Vertheuerung des Brots die nothwendige Erhöhung alles Handlohns, sodaß man mit der zweiten Hand ausgeben muß, was man mit der ersten gewinnt. Um dieser Scylla zu entgehen, ist man thörichterweise an vielen Orten in eine noch ärgere Charybdis gerathen; man hat nämlich das Lohn nicht erhöht, sondern lieber Zuschüsse aus den Armensteuern bewilligt. So zahlt England und Wales mit einer Bevölkerung, die etwa der preußischen gleichkommt, im Durchschnitt so viel an Armensteuer, als die Einnahme von sämmtlichen Abgaben im ganzen preußischen Staate beträgt, und das hauptsächlich in Folge der verkehrten Vorliebe für das Prohibitivsystem. Allerdings würden die Getreidepreise bei freier Einfuhr in England sinken, aber die Armentaxe (welche fast ausschließlich die Grundbesitzer trifft) würde andererseits ebenfalls ungemein abnehmen und dadurch Alles zu einem natürlichen Gleichgewichte zurückkehren.

All das hier Gerügte erscheint aber als verzeihlicher Irrthum im Vergleiche mit Dem, was die leipziger Vorstellung wider Preußen beibringt. Es heißt daselbst: „Es ist Thatsache, daß Preußens 30,000 Zollwächter, zu dem niedrigsten Besoldungssatze von 360 Thalern für das Jahr gerechnet, einen Aufwand von mehr als 10,000,000 Thalern verursachen, während die gesammten Zölle nicht mehr als 6,000,000 reines Einkommen gewähren." Ich und mehre Andere haben diese Stelle wieder und wieder gelesen, um irgend einen versteckteren Sinn darin zu finden, denn sowie sie ohne Umdeutung dasteht, würde sie einen solchen Unsinn enthalten, daß man nicht zu begreifen vermöchte, wie gescheite Kaufleute sie aussprechen und einer wohl-

unterrichteten Regierung vorlegen könnten. Wahrlich, das wäre die kostspieligste Liebhaberei und der theuerste Wahnsinn, dessen in der Finanzgeschichte Erwähnung geschähe, wenn Preußen sein Zollsystem eingeführt hätte und aufrecht erhielte, um jährlich vier Millionen dabei einzubüßen!

Die Sachen verhalten sich in Wahrheit so: die Zölle, die Steuern von Branntwein, Bier, Taback, Wein, Mahlen und Schlachtvieh ertragen etwa zwanzig Millionen und werden (nur mit Ausnahme des Gehalts der höhern Staatsbeamten) mit einem Aufwande von etwa funfzehn Procent erhoben und verwaltet. Rechnet man zu jenen Steuern noch Stempel, Salz, Chausseegelder und andere Communicationsabgaben, so steigt die Einnahme auf achtundzwanzig Millionen. Während jene leipziger Vorstellung allein von dreißigtausend Zollwächtern spricht, sind im Preußischen zur Erhebung der Zölle und all der soeben aufgezählten andern zahlreichen und einträglichen Steuern nur etwa achttausend Personen angestellt.

Gewiß braucht ein Land, welches noch Binnenzölle und Thoraccise von vielerlei Gegenständen erhebt, verhältnißmäßig mehr Beamte, und verwaltet zu höhern Procenten, als wenn es (wie Preußen) sehr wenige Gegenstände im Innern besteuert, die Sperre zwischen Stadt und Land wesentlich aufhebt und alle Zollcontrolen an die äußerste Grenze verlegt.

Fünfter Brief.

Ich bin, wie ich schon in einem meiner früheren Briefe äußerte, mit der leipziger Vorstellung darin vollkommen einig: daß der Handel sich um so besser befindet, je weniger er durch Zolllinien umstellt und durch Steuern belastet ist. Dennoch scheint mir die vorliegende Hauptfrage in ein ganz falsches Licht gestellt zu sein, weil jener Aufsatz für den nicht genauer Unterrichteten durch seinen Gesammtinhalt den Glauben erweckt, oder zu erwecken sucht: Preußen leugne jene theoretische Wahrheit, und Sachsen stehe die Wahl frei zwischen einem ganz unbeschränkten Handel und dem unvollkommenen und lästigen Systeme seiner Nachbarn. Vielmehr ist Preußen nicht dabei stehen geblieben, jenes freiere Handelssystem theoretisch als wahr anzuerkennen, sondern hat es soweit als möglich (und weiter als England, Frankreich, Oestreich, Rußland u. s. w.) ins Leben gerufen. Während in den letztgenannten Ländern sich nur Stim-

men einzelner Schriftsteller ohne allen Erfolg hören lassen und von den Praktikern als thöricht bezeichnet werden, haben die preußischen Staatsmänner (so Motz, Maaßen, Beuth u. A.) die echte Theorie für ausführbar erklärt und sich nach des Königs Befehl und unter seinem kräftigen Schutze dem Ziele so weit genähert, als es die Verhältnisse in dem gegebenen Augenblicke irgend erlauben. Verwirft aber Jemand das bis jetzt Bezweckte und Erreichte, weil nicht alle Zölle und Handelssteuern aufgehoben wurden, so versteht er das Ausführbare nicht vom Unmöglichen zu unterscheiden und wird durch dieselbe Theorie widerlegt, auf welche er sich beruft. Denn sie erweiset ebenfalls daß kein Staat ohne Abgaben bestehen kann, und man diese nicht durch irgend eine einzelne Steuer (wie die Physiokraten wollten) zu decken im Stande ist; sie erweiset, daß bei steigender Cultur und erhöhtem Verkehr die Zölle und indirecten Steuern eine immer größere Rolle spielen müssen. Ja, könnte auch ein Land derselben entbehren, so müßte es bei den Steuersystemen aller übrigen Staaten doch gewisse Schutzmaßregeln hinsichtlich der Zölle und Verbrauchssteuern ergreifen. Mithin ist unsere Aufgabe: die Lehre von der heilsamen Handelsfreiheit mit der Lehre von der finanziellen Erhaltung des Staats zu vermitteln und auszusöhnen, nicht aber den Knoten irgendwie zu zerschneiden.

Sachsen kann sich den großen, das Prohibitivsystem festhaltenden Staaten nicht anschließen; es soll (behaupten unsere Gegner) dem preußisch-bairischen Verbande nicht beitreten. Was aber heißt dies anders, als die dargebotene Vermittelung zurückweisen, den Weg allmäliger Verbesserung nicht mitgehen, sich undeutsch in Deutschland vereinzeln und durch den leeren, verkehrten Gedanken*) einer merkantilischen Allgenugsamkeit täuschen. So wenig ein vereinzeltes Deutschland die politische Freiheit erwerben und behaupten kann, so wenig die Handelsfreiheit; erst durch Vereinigung, Zutrauen und Ausdauer werden wir stark und mächtig.

Zu Grunde richten kann und wird sich aber jedes deutsche Land, welches die Foderungen der Zeit zurückweiset und aus Vorliebe für alte Verhältnisse die neuen unausweichbaren nicht sehen will oder sie verkennt. In Wahrheit ist ja von Anschließen für Sachsen kaum noch die Rede; tritt es dem deutschen

*) Man sehe, was der Freiherr von Stein in seinen Briefen an Herrn von Gagern wider das thörichte Vereinzelungssystem höchst Beherzigenswerthes ausspricht.

Bunde nicht bei, will es nicht (wie einst bei Gründung religiöser Freiheit) Chorführer sein, so wird es ausgeschlossen und eingeschlossen. Man darf nur einen Blick auf die Karte werfen, um sich zu überzeugen in welche unglückliche Lage Sachsen kommen müßte, wenn es ganz von Zolllinien umstellt würde. Angenommen aber, man ließe alle Waaren ungestört und ohne Steuer aus allen Theilen der Welt in Sachsen hinein, wie sollen sie denn wieder hinauskommen, wohin will man sie denn absetzen? Der Schmuggler mag alsdann zu gewinnen hoffen, der redliche Kaufmann sieht keinen Ausweg; in Wahrheit gehen zuletzt Beide zu Grunde.

In ähnlicher Täuschung begriffen, meinten einige Anhaltiner, das Städtchen Roslau an der Elbe solle der neue Sitz des Welthandels werden; als wenn Preußen durch den liberalen Elbschiffahrtsvertrag verpflichtet gewesen wäre, die Schmuggelei mitten in seinen Staaten in ungeheuer vergrößertem Maßstabe zu dulden. Sobald sich aus den Einfuhrregistern ergab, daß in Köthen jede Seele (oder jeder Leib) unter Anderem angeblich dreißig mal so viel Wein trank, so viel Purgirmittel verbrauchte u. s. w. als ein Preuße, ging die medicinische Polizei mit der finanziellen Hand in Hand, und es fehlte nicht an Mitteln, diesen Mißbräuchen ein Ende zu machen. Anhalt freut sich jetzt des Anschlusses an Preußen, und jeder Vernünftige sieht ein, daß eine längere Umstellung des Ländchens dasselbe zu Grunde gerichtet hätte.

„Könnte Preußen (sagt die leipziger Vorstellung) auch wagen, Zwangsmaßregeln solcher Art vorzukehren, so würde Sachsen doch nicht ohne Schutz und Bundesgenossen dastehen; und in jedem Falle ist es ehrenvoller, den Kampf für das Recht zu wagen, als in zuvorkommender Nachgiebigkeit sich zu unterwerfen." Das klingt allerdings groß und würdig, und doch sind es nur Worte, Worte (verba, praetereaque nihil)! Wer sind denn die schützenden Bundesgenossen Sachsens? Doch nicht die übrigen Deutschen, von denen es sich lossagen will? Oder die Oestreicher, Franzosen, Engländer, Russen, welche, wenn sie das preußische Zollsystem endlich einmal kennen lernten, nur daran aussetzen könnten, es sei gegen die Nachbarn (also auch gegen Sachsen) viel zu milde und liberal? Von einem eigentlichen Kampfe kann und wird also nicht die Rede sein, er müßte denn zwischen einigen Zollwächtern und Schmugglern eintreten. Dagegen wäre einem Könige gegenüber, der in ganz Europa den verdienten Ruf hat, der gerechteste zu sein, das Recht eine solche unwiderstehliche Macht, daß es keines Kampfes und keiner schützenden Bundesgenossen für Sachsen bedürfte.

Worin besteht denn aber dies hier so preislich angerufene Recht Sachsens? Hat es denn ein Recht vorzuschreiben, wie Preußen sein Zollsystem einrichten soll? Hat es ein Recht zu verhindern, daß wir unsere Grenzen besetzen? Könnte es sich beschweren, wenn wir das alte Contrebandesystem herstellten? Sind wir verpflichtet, seine Producte und Fabrikate einzulassen und zu kaufen?

Preußen hat das Recht seiner Nachbarstaaten nicht verletzt und wird es nicht verletzen; ja, es ist hier überhaupt nicht vom eigentlichen Rechte die Rede, sondern von Maßregeln, über welche es Niemandem Rechenschaft schuldig ist. Diese Maßregeln müssen aber (wenn Sachsen den Beitritt verweigert) ihm nothwendig Schaden bringen. Die wahre Ehre geht hier mit der Klugheit und dem Vortheile Hand in Hand; sie gebieten gleichmäßig daß Deutschland, zum Nutzen nicht des Einen oder des Andern, sondern aller Theilnehmer ein großes Handels- und Zollsystem bilde.

Sechster Brief.

Manche, welche den von mir aufgestellten Behauptungen widersprechen, empfehlen einen norddeutschen, mitteldeutschen, süddeutschen u. s. w. Handelsverein. Plane solcher Art, welche Deutschland zerstückeln, ja feindselig einander entgegenstellen, sind trotz alles darüber verbreiteten falschen Glanzes so unverständig und unheilbringend, als früher in der Politik die Demarcationslinie und der Rheinbund. Die hannöverschen Anträge insbesondere sind in der „Allgemeinen Zeitung", 1832, Nr. 312, in wenigen Sätzen so kurz und bündig gewürdigt und mit den preußischen verglichen worden, daß ich nicht umhin kann, sie hier aufzunehmen. „Jene Anträge wollen: daß 1) jeder deutsche Staat seine Eingangsabgaben beibehalte und die Verkehr hemmenden Zolllinien zwischen den einzelnen deutschen Staaten bestehen bleiben; daß 2) bei dem Durchgange durch einen deutschen Staat, in oder aus einem andern deutschen Staat fortwährend ein Durchgangszoll erhoben werde, welcher jedoch nach billigen Grundsätzen fest bestimmt werden soll, und daß es 3) in Berathung genommen werde, ob vielleicht eigenen deutschen Erzeugnissen gegenwärtig freier Zugang gestattet werden könne."

„Die in Deutschland bestehenden Zollvereine, der preußisch-

hessische ebensowol wie der bairisch-würtembergische wollen dagegen, daß 1) die zwischen den einzelnen deutschen Staaten bestehenden Zolllinien aufgehoben werden und in und durch Deutschland ein völlig freier Verkehr stattfinde; daß 2) bei dem Durchgange durch die deutschen Staaten oder aus denselben gar kein Durchgangszoll erhoben werde, sondern die Durchfuhr frei sei, und daß 3) der freie Verkehr zwischen allen deutschen Staaten sich nicht auf einzelne, in Folge besonderer Gestattung zugelassene eigene Erzeugnisse beschränke, sondern sich auf in- und ausländische Gegenstände ausdehne."

„Welcher dieser Wege zum Gedeihen des Handels und Verkehrs in Deutschland der geeignete ist und zur Wohlfahrt Deutschlands am sichersten hinführt, dieses wird sich aus obiger Gegenüberstellung der beiderseitigen Zwecke von selbst ergeben und beurtheilen lassen."

In gleichem Sinne sagt Stüve in seinem trefflichen Buche „Ueber die Lage des Königreichs Hannover" (S. 83 und 178): „Die Versuche Preußens im Jahre 1828, einen Zollverein zu Stande zu bringen, wurden zurückgewiesen, theils aus politischen Gründen, theils weil man das Uebergewicht der preußischen Gewerbe fürchtete. Man schloß den mitteldeutschen Handelsverein, der, lediglich den Durchfuhrhandel berücksichtigend, keinen Zweck haben konnte, als den, einen höchst fehlerhaften statum quo noch für einige Jahre zu sichern, die Uebel desselben zu vermehren und die Abhülfe durch Vereinigung zu erschweren. — Hannover darf niemals vergessen daß es ein deutscher Staat ist, daß es nur in und durch Deutschland besteht; daß sein Wohlstand nur durch die engste Verbindung, durch Einheit mit Deutschland gesichert werden kann, und daß seine Verfassung es vor Allem mit Deutschland verbinden soll."

Hannover würde unpatriotisch und undeutsch handeln, wenn es dem großen deutschen Handelsvereine überall Schwierigkeiten in den Weg legte und auf dem Kleinlichen und Ungenügenden bestände, statt aus allen Kräften das Umfassende zu befördern. Es dürfte durch dieses Unterwerfen unter fremde, unverständige oder eigennützige Handelsabsichten *) noch nicht einmal erreichen, daß zu seinem Besten in England auch nur ein einziger Zollsatz geändert würde. Von dem Inselstaate zurückgewiesen, nach

*) Von höherem Standpunkte aus betrachtet, hat England das höchste Interesse, dafür zu wirken, daß Deutschland einig und mächtig sei und bleibe; nur untergeordnete Rücksichten können in entgegengesetzte Irrthümer führen.

Deutschland hin bei längerem Zögern immer enger beschränkt, muß das ohnehin nicht reiche Land täglich (wie Stüve mit Recht weissagt) Rückschritte machen und Noth und Unzufriedenheit daselbst wachsen.

Wie darf ich aber hier als Splitterrichter auftreten, da die leipziger Vorstellung den Balken im Auge nachzuweisen sucht, indem sie sagt: „Preußen schließt keinen Handelsplatz von Bedeutung in seinen Grenzen ein und hat Plätze, die ehedem (wie Danzig, Elbing u. a.) einen großartigen Handel betrieben, zu dem Range unbedeutender Plätze erniedrigt." Ich sehe nicht ein, wie der aus tausend Gründen abzuleitende Umstand, daß in Preußen keine einzelne überaus wichtige Handelsstadt liegt, den Tadel unsers Zoll- und Steuersystems irgend rechtfertigen kann; sonst hätten die Anhänger des Prohibitivsystems auch Recht, die Größe von London, Bordeaux, Marseille u. s. w. aus dem letzten abzuleiten.

Was nun aber Danzig, Elbing, Königsberg, Memel und einige andere Städte anbetrifft, so beruhte die frühere Blüte des Handels in denselben wesentlich darauf, daß sie ehemals nicht blos die rohen Producte von Preußen, sondern vornehmlich von den weiten und fruchtbaren Länderstrecken Polens und Rußlands aufwärts der Weichsel und des Niemen unter den vortheilhaftesten Bedingungen aus dem inneren Lande bezogen, seewärts mit großem Gewinn absetzten und umgekehrt die Producenten nicht mit Gelde, sondern wiederum mit seewärts bezogenen Waaren befriedigten, wobei nochmals beträchtlich gewonnen wurde. Getreide, Hanf, Lein und Holz waren die Hauptartikel des innern Handels und der Ausfuhr. Colonialwaaren, Wein und Fabrikate jeder Art machten hingegen die Einfuhr aus und dienten zur Bezahlung der polnischen und russischen Producenten. Mithin war dies eine Art von Monopolhandel, welchen die natürliche Lage der Länder und der Ausfluß der Ströme verliehen hatten. Die Prohibitiv- und Sperrsysteme der überseeischen Länder, vorzüglich Englands und Frankreichs nach der einen, Rußlands und Polens nach der andern Seite wirkten in den neuern Zeiten auf gänzliche Untergrabung eines solchen Handels hin. Nur die Entwickelung der Industrie in Ost- und Westpreußen, erhöhte Production, Fabrikation und Consumtion, und ein entsprechender neuer Schwung der Handelsthätigkeiten in den genannten Städten kann diese wieder heben und zu frischer Blüte emportreiben. So liefert das kleine Städtchen Braunsberg in den letzten Jahren den Beweis, daß schon in Wolle, Garn und Leinwand aus Preußen sehr bedeutende, auf die Entwickelung einheimischer Industrie überaus

günstig wirkende Geschäfte nach den entferntesten Ländern gemacht werden können.

Das preußische Zoll- und Steuersystem hat den genannten Städten in keiner Hinsicht irgend einen Schaden zugefügt.

Siebenter Brief.

Ich fürchte, mein verehrter Freund, Sie werden finden, daß ich mich in meinen eiligst geschriebenen und abgeschickten Briefen sehr wiederhole. Ich will mich damit entschuldigen, daß man (nützlicher als das Catonische: Carthaginem esse delendam) den Deutschen gewisse Dinge nicht oft und ernstlich genug ans Herz legen kann, sondern nur noch einiges Einzelne berühren und dann schließen.

Aus dem Gesagten geht meines Erachtens bereits hervor: erstens, daß Sachsens Handel bei den obwaltenden Verhältnissen durch sein Anschließen an einen deutschen Handelsbund nicht beschränkt, sondern von bevorstehenden Beschränkungen errettet werde; zweitens, daß Preußens Zollsystem nicht zum Nachtheile der Nationalwohlfahrt aufgestellt und erhalten werde, sondern dem der übrigen großen Staaten schon deshalb vorzuziehen sei, weil es nicht das eigennützige Monopol, sondern den freien, oder doch möglichst wenig beschränkten Handel als letztes anzustrebendes Ziel aufstellt; drittens, daß kein Gegenstand des Handels dadurch verschwunden ist, sondern Handel und Verkehr im Allgemeinen (wie z. B. Ferber's Werk aus unzweifelhaften Quellen erweiset) sich trotz der unentbehrlichen Steuer ungemein vermehrt haben.

Ein noch nicht berührter Punkt, welcher öffentlich und insgeheim wol die meiste Sorge macht und den lebhaftesten Widerspruch hervortreibt, ist gewiß der, daß man fürchtet, das Anschließen führe zu neuen Steuern, wodurch die Preise genau im Verhältniß eben dieser neuen Abgaben steigen und die Ausgaben jedes Einzelnen sich ungemein erhöhen müßten. Hierüber und hiegegen ist gar mancherlei zu bemerken. Man hat mit Recht gesagt: im Finanzwesen sei zweimal zwei nicht vier, d. h. wenn man einen Steuersatz aufs Doppelte erhöht, bekommt man dadurch nicht die doppelte Einnahme. Der Satz ist vollkommen richtig, sofern er auf die Nothwendigkeit vielseitiger Prüfung hinweiset und gegen thörichte und ungerechte Erhöhung der Abgaben warnt. Andererseits ist es aber finanziell ebenso unrichtig, zu behaupten, bisherige Preise der Dinge stie-

gen oder sänken genau im Verhältniß der Steuersätze. Diese sind allerdings ein Element zur Bestimmung der Preise, aber weder das einzige, noch das wichtigste. Ja, bei gewissen Dingen sehr wandelbaren Werthes, wie z. B. der Wolle, dem Getreide, wird ein mäßiger Eingangs- oder Ausgangszoll, oder eine billige Mahlsteuer, im Vergleich mit dem aus andern Gründen hervorgebrachten Steigen oder Fallen, fast ganz verschwinden. Ferner kann ein niedriges Abgabensystem mit höheren und ein strengeres Abgabensystem mit mäßigeren Preisen verbunden sein; wenn dieses auf andere Weise den Markt erweitert, Beschränkungen (z. B. Zunftzwang) aufhebt, die Industrie erweckt, ja zu größerer Thätigkeit zwingt. So läßt sich ohne Zweifel erweisen, daß sich die Preise vieler Dinge (z. B. des Weins) in Berlin und Dresden keineswegs lediglich im Verhältniß des Zollsatzes festgestellt haben oder künftig feststellen werden.

Zugegeben aber, daß der Preis gewisser Gegenstände durch eine erhöhte Steuer nach irgend einem Verhältniß steigen kann, ohne daß eine ermäßigende Gegenwirkung gerade bei diesen selbigen Objecten eintritt, so soll man doch zweierlei nicht vergessen: erstens, daß hier fast lediglich von Luxusartikeln die Rede ist, und es als Recht der Obrigkeiten und als Pflicht der Wohlhabenden erscheint, durch deren höhere Besteuerung in den jetzigen Verhältnissen der Völker einen schlechterdings nothwendigen Schutz gegen übermäßigen Reichthum und übermäßige Armuth hinzustellen; zweitens tritt gleichzeitig sehr oft eine Ermäßigung der Preise bei andern als den erwähnten Gegenständen, oder es tritt eine Erhöhung der Einnahme ein, welche jene größere Ausgabe vollkommen aufwiegt. Wenn z. B. der Landbauer in Anhalt jetzt auch eine höhere Weinsteuer zahlt, so steigt der Preis seines Rübsamens in noch größerem Verhältniß, sofern das Oel nicht mehr an der preußischen Grenze zurückgewiesen oder hoch besteuert wird. Ja, eine Erhöhung der Steuer kann (so unglaublich dies auch klingt) die Preise erniedrigen. Dies ist im Preußischen (ich möchte sagen leider!) der Fall mit dem Branntwein. Denn die neue, bedeutende Abgabe erweckte dergestalt Fleiß und Scharfsinn, führte zu bessern Maschinen, Ersparung von Holz und Händen, Benutzung wissenschaftlicher Ergebnisse u. s. w., daß der Fabrikant jetzt den Branntwein (trotz der Steuer) wohlfeiler verkaufen kann, als wenn man dieselbe abschaffte, und jener nach dem alten Schlendrian, unaufgeregt, sein Gewerbe fortgeführt hätte.

Endlich (und das ist allerdings eine Hauptsache) wollen und sollen ja die Regierungen den deutschen Handelsverein nicht

als ein Mittel betrachten und behandeln, ihren Unterthanen ohne Noth neue Steuern zu unnützen Ausgaben aufzulegen, sondern sie bezwecken anderweite Erleichterungen, Erlaß drückenderer Abgaben, Verwendung zu gemeinnützigen Zwecken u. s. w., worüber sich insbesondere die väterliche sächsische Regierung bereits deutlich und löblich ausgesprochen hat. Freilich, wenn es wahr wäre, was die leipziger Vorstellung behauptet, „daß jeder von den vielen daselbst aufgestellten Gründen schon mehr als geeignet sei, den blühendsten Handel der gänzlichen Vernichtung entgegenzuführen", so bliebe alle Hülfe, welche die Regierung dagegen gewähren könnte, wie man sagt, nur ein Schlag ins Wasser. Lassen Sie uns indessen, des elften Gebotes eingedenk, wenigstens einige jener entsetzlichen Gründe näher betrachten. Einer derselben ist: der Untergang des Handelscredits durch die vermöge der preußischen Gesetze anbefohlene Vorlegung der Handelsbücher. Was aber schreibt denn nun diese furchtbare Gesetzgebung vor? Sie verlangt erstens für den Handelsbetrieb im Grenzbezirke die sogenannte Buchcontrole. „Derselben (so heißt es) unterliegen gewöhnlich nur Branntweine aller Art, Wein, Kaffee, Zucker- und Tabacksfabrikate. Sie wird durch Anschreibung des Zugangs und Abschreibung der Verkäufe geführt, zu welchem Behufe die Controlpflichtigen Bücher erhalten, welche von Zeit zu Zeit von den dazu bestimmten Beamten abgeschlossen und wonach die vorhandenen Waaren revidirt werden." Für die Handelscontrole im Binnenlande lauten die Vorschriften: „Ueber den Handel mit Waaren soll jeder Kaufmann ordnungsmäßig Buch führen. In diesem Handlungsbuche muß auch von allen unmittelbar aus dem Auslande bezogenen steuerpflichtigen Waaren der Tag und der Ort, an welchem die Versteuerung geleistet worden, beim Empfange der Waare angemerkt werden."

Durch vorstehende Bestimmung hat die Befugniß der Steuerverwaltung, die Offenlegung der Bücher zu erzwingen, nicht vergrößert, noch überall die Vervielfältigung dieser Maßregel ohne äußere Veranlassung angeregt werden sollen; es ist vielmehr nur die Absicht dahingegangen, sich einer dem Zwecke der Steuerverwaltung entsprechenden Buchführung zu versichern, wegen Vorlegen und Beschlagnahme der Bücher aber die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und Formen beizubehalten, wonach den Steuerbeamten die Befugniß gebührt, die Bücher der Gewerbtreibenden in Fällen des Bedürfnisses unter Siegel zu legen, das Geschäft der Abfoderung dieser Bücher zur Einsicht ihres Inhalts dagegen dem Richter verbleibt.

„Wird der Steuerbehörde die Vorlegung der Handelsbücher

verweigert, so ist solches übrigens jedesmal als eine Berufung auf richterliche Untersuchung anzusehen und in diesem Falle die Sache zum gerichtlichen Verfahren zu verweisen."

Und nun mag jeder Unbefangene, jeder mit dem französischen und englischen Controlsystem irgend Bekannte entscheiden, ob man sich billiger und humaner ausdrücken kann als die preußische Regierung? Ob die obigen Vorschriften nicht für eine Zollverwaltung unumgänglich nothwendig erscheinen? Ob sie irgend etwas Anderes verlangen, als was ehrliche und ordentliche Kaufleute ohnehin von selbst thun? Ja, diese müßten, wären jene Vorschriften nicht vorhanden, sogar darauf dringen, denn sie dienen zu ihrem Schutze gegen Unredliche und Betrüger. Die Verwaltung will sich lediglich über die steuerbaren Gegenstände unterrichten und darüber die unerläßliche Abrechnung halten; sie weiset hingegen, wo irgend ein Zweifel oder Verdacht entsteht, die letzte Entscheidung vorsichtig dem Richter zu. Von dem sonstigen Vermögen des Kaufmanns, seinem Credit oder Mißcredit nimmt sie gar keine Kenntniß, so lange er den Steuergesetzen redlich genügt.

Zwar sagt die leipziger Vorstellung: „Je allgemeiner in unsern Tagen die Kenntnisse, welche der Kaufmann zur Betreibung seines Geschäfts bedarf, verbreitet sind, desto wichtiger ist es für ihn, die besondern Erfahrungen, die sauere Frucht seines Fleißes als das Geheimniß zu bewahren, welches in den meisten Fällen seinen Anstrengungen den gewünschten Erfolg gibt. Unvereinbar mit dieser Garantie sind die preußischen Vorschriften u. s. w." Aus obigen Auszügen der Gesetze ergibt sich aber, daß die Regierung weder Erfahrungen ablocken, noch Geheimnisse entdecken, noch die Früchte des Fleißes ansichreißen, sondern lediglich die gesetzliche Steuer erheben und alles Uebrige dem Kaufmann und Fabrikanten gern ungestört lassen, ja, ihn darin schützen oder (z. B. durch Patente) sogar begünstigen will.

Noch rührender ist in der leipziger Vorstellung das Gehen, Stehen, Sitzen, Schreiben, Auf- und Abladen bei schlechtem Wetter u. s. w. beschrieben, was aus dem preußischen Zollsysteme hervorgehen soll. Als wenn dies System dem vereinzelten eingeschlossenen Sachsen nicht noch mehr Mühe verursachen, oder man darohne immer gutes Wetter haben würde. Halten wir uns aber nur an das letzte in Ziffern ausgedrückte Ergebniß, welches dahin lautet, daß der sächsische Kaufmann und Fabrikant deshalb jetzt vor dem preußischen bei Anwendung seiner Capitale nach einem sehr niedrigen Anschlage mehr als fünfundzwanzig vom Hundert voraushabe. Auf ähnliche Weise

getraue ich mir zu beweisen, daß jener vor dem französischen und englischen Kaufmanne an funfzig vom Hundert vorausshabe. Und nun frage ich: warum räumt denn die leipziger Vorstellung andererseits selbst ein, daß die sächsische Regierung trotz alles Bestrebens die alten Geschäfte nicht aufrecht erhalten könne? Warum wächst denn der preußische Handel, welcher schon mehremale (laut obigen Versicherungen) gänzlich zu Grunde gerichtet sein müßte? Warum tritt bei fast allen Unterhandlungen mit den Nachbarn immer die Besorgniß vor der Ueberlegenheit der preußischen Fabrikation hervor? Warum findet denn keine Völkerwanderung nach Leipzig, diesem neuen Eldorado, statt, um jene fünfundzwanzig oder fünfzig Procent ganz bequem in die Tasche zu stecken.

Wozu überhaupt jene rhetorischen Declamationen und Amplificationen in einer Geschäftsvorstellung an die Regierung? Qui prouve trop, ne prouve rien! Wahrlich, es sollte mir nicht schwer fallen, aus dem Standpunkte und in der Weise der leipziger Vorstellung eine gegen den Anschluß an Sachsen für die preußischen Baumwollenfabrikanten, oder die Städte Frankfurt und Naumburg zu entwerfen. Freilich kostet es Zeit und Mühe, sich von alten Vorurtheilen und Lieblingsmeinungen loszumachen. So erinnere ich mich sehr wohl, daß ein bejahrter und für sehr gebildet geltender Staatsmann im Jahre 1810, den jüngern Mitgliedern der wichtigen Steuercommission gegenüber, die ewige Nothwendigkeit der Thoraccise und der Binnenzölle aufs lebhafteste vertheidigte. Was damals wie eine revolutionaire Neuerung betrachtet wurde, versteht sich jetzt unter allen Unterrichteten von selbst.

Leipzig verdient die ernsteste Berücksichtigung, und die preußische Regierung ist gern auf alle irgend mögliche Bestimmungen zu dessen Vortheil eingegangen. Aber Leipzig ist nicht ganz Sachsen, und die sächsische Regierung muß auch die übrigen Theile des Königreichs, z. B. das Erzgebirge, im Auge behalten. Schwerlich wird man hier der leipziger Vorstellung beistimmen, wenn sie sagt, daß sich daselbst jetzt hunderttausend fleißige Hände fröhlich regten, nach dem Anschließen an den deutschen Handelsbund aber feiern müßten! Ich gehe aber noch weiter und behaupte kühn: Leipzig wird verhältnißmäßig am meisten gewinnen, d. h., die klugen und thätigen Kaufleute, welche die neuen Verhältnisse zu begreifen und zu benutzen verstehen. Es wird der natürliche Mittelpunkt eines viel größeren Kreises, und künstliche Versuche, andere Städte auf Kosten des herkömmlichen, tiefgewurzelten, angewöhnten und erfreulichen Meßver-

kehrs zu heben, werden künftig noch weniger Erfolg haben als bisher.

Jedenfalls (ich schließe wie ich begann) ist der Abschluß eines deutschen Handels- und Zollvereins für unser gesammtes Vaterland, für Gegenwart und Zukunft, für irdischen Wohlstand und vielfache Bequemlichkeit, für brüderliche Einigung und politische Freiheit von so großer und heilbringender Bedeutung, daß gar viele andere Dinge (welche die Aufmerksamkeit des Tages mehr in Anspruch nehmen oder von den verschiedenen Ultras laut hervorgehoben, gepriesen oder angeklagt werden) dagegen nur sehr untergeordnet und unwichtig erscheinen.

6.

Briefe über gesellschaftliche Fragen der Gegenwart. 1850.

Erster Brief.

Durch wissenschaftliche Beschäftigungen und äußern Beruf bin ich allerdings veranlaßt worden, meine Aufmerksamkeit auf Das zu richten, was man jetzt wol unter der Bezeichnung „gesellschaftliche Fragen“ zusammenzufassen pflegt. Ich habe weder Muße noch Lust, das Meer der hierauf bezüglichen Literatur auszuschöpfen, und muß mich dahin beschränken, Ihnen, Ihrer Erlaubniß und Ihrem Wunsche gemäß, einige Bruchstücke und einzelne Bemerkungen zu nachsichtiger Aufnahme und Beurtheilung vorzulegen.

In dem allgemeinen und lebhaften Streite scheinen sämmtliche Schreiber und Leser wenigstens über einen Punkt einig zu sein; von dem man also als von etwas Festem und Unleugbarem ausgehen könnte und sollte. Nämlich: daß, soweit geschichtliche Zeugnisse reichen, der Zustand und die Verhältnisse der Volksmassen noch niemals so elend, unglücklich und rettungslos gewesen seien, als gerade jetzt in unseren Tagen. Ich kann mich aber trotz jener Uebereinstimmung nicht entschließen obige Voraussetzung kurzweg als wahr anzunehmen und alles Weitere mit angeblicher Unfehlbarkeit daraus abzuleiten. Ja, es ließe sich vielleicht, nur von einem anderen Standpunkte aus, das Gegentheil behaupten und erweisen. Man kann nämlich, ja man muß das Persönliche vom Sachlichen unterscheiden, und die Verhältnisse, welche die Freiheit der Person betreffen, nicht mit denen zusammenwerfen, welche sich über sachliche V[illegible] fenbaren. Blicken wir zurück auf die Zeiten[illegible] alter die Leibeigenschaft und im Alterthum[illegible] herrschte, so zeigt sich ein unermeßlicher

die Massen sind im Beziehung auf Unabhängigkeit, Menschenrechte und Menschenwürde jetzt viel glücklicher als sonst; ja, es ist in dieser Richtung mehr empfohlen und versucht worden, als sich wol rechtfertigen läßt. Welch ein Zwischenraum zwischen dem Gesetze, welches erlaubt einen Sklaven todtzuschlagen, weil er ein Glas zerbrochen hat, oder alle Sklaven eines Herrn nach Belieben zu foltern, bis zu einem Gesetze, welches allen Menschen das staatsrechtliche Stimmrecht verleiht.

Ich wiederhole: in Bezug auf Das, was man wol die ideelle, die geistige Seite des menschlichen Daseins nennen kann, sind (nach Aufhebung der Sklaverei, der Leibeigenschaft, der Kasteneintheilungen) die größten Fortschritte in der Geschichte der Menschheit eingetreten, und die entgegenstehenden Klagen sind ohne Grund. Daß nun aber die neue Freiheit auch zu Sorglosigkeit und Mißbrauch führen kann und geführt hat, wer wird dies leugnen; welche Thorheit indeß und Grausamkeit, das Mittel gegen dieses neue Uebel in einer steten Bevormundung, oder gar in der Herstellung jener Gesetze und Zustände zu finden oder doch zu suchen! Es wird sich später ergeben, wie Christenthum und Erziehung auch in diesen Gegenden heilsamer wirken, als jene tyrannischen Quacksalbereien.

Was hilft, ruft man uns entgegen, all jenes Geschwätz von Menschenrechten, Menschenwürde, politischer Theilnahme u. s. w., während Unzählige hungern, dursten, frieren und ihre Blöße zu bedecken nicht im Stande sind. Sollten denn wirklich in alter und mittlerer Zeit bei Mißwachs, Kriegen u. dergl. verhältnißmäßig weniger Menschen gehungert und gedurstet haben als jetzt? Wollte und konnte man ihnen besser zu Hülfe kommen in einer Zeit, wo beim Mangel an Verkehr, Zusammenhang, Straßen u. s. w. jedes örtliche und landschaftliche Uebel fast unüberwindlich war? Ist nicht die Sorgfalt der Staaten und der Einzelnen für Arme und Hülfsbedürftige jetzt so groß als zu irgend einer Zeit? Ja, ist die Macht der Massen nicht so, daß man sie berücksichtigen muß, wenn es an großmüthigem Mitleiden fehlte? Hat Villermé so Unrecht, wenn er sagt*): „Die Armen halten sich für unglücklicher als sonst, obgleich in Wahrheit ihr Zustand fast immer weniger schlimm ist.“ Für mich hat es wenigstens nicht den geringsten Zweifel, daß sich die Arbeiter in den Rehbergen bei Berlin ohne Vergleich besser befunden haben, als die Arbeiter an den ägyptischen Pyramiden und dem römischen Colosseum.

*) „Sur l'état des ouvriers“, S. 333.

Man vergißt zu oft, daß Armuth ein Verhältnißbegriff ist. Ein Armer in einem reichen Volke fühlt sich arm, während er in Wahrheit noch reich ist im Vergleiche mit einem Armen in einem armen Volke. Die Bewohner der englischen Arbeitshäuser befinden sich in Hinsicht auf Wohnung, Nahrung und Kleidung unendlich besser als alle wilden Stämme, ja als unzählige freie Landleute auf dem Festlande Europas. Arme gibt es nur im Gegensatze zu Reichen; und in jedem Lande hat man einen verschiedenen Maßstab für arm und reich. Daher ist das Bemühen in der Regel einseitig und fruchtlos, die Zahl der Armen in den verschiedensten Ländern nach einem Maßstabe auszurechnen, oder die Ergebnisse bei sehr abweichenden Maßstäben unter einen Namen zu bringen und Lob oder Tadel an die oberflächlichen Ziffern anzureihen.

Ueber meine Behauptung von der fortschreitenden, preiswürdigen Entwickelung geistiger Rechte und Verhältnisse hinausgehend, und die materiellen Bedürfnisse ins Auge fassend, ergibt sich: daß unbedingt Hülflose in allen Zeiten und allen Ländern eben gleichstehen, und bei ihnen ein Mehr oder Weniger eigentlich gar nicht stattfindet. Alle Diejenigen, welche man hingegen unter der Bezeichnung der ärmern Klassen begreift, stehen keineswegs überall auf derselben Stufe; ihr Zustand bessert oder verschlechtert sich aus vielen Gründen. Neben diesen Gründen der Verschlechterung (von denen ich erst später sprechen werde) haben sich in neuern Zeiten auch wichtige Gründe der Verbesserung geltend gemacht, welche man nicht übersehen sollte. So z. B. hinsichtlich der Kleidung die jetzige Wohlfeilheit der durch Maschinen bereiteten Stoffe; hinsichtlich der Nahrung die Verbreitung der Kartoffeln und die Fortschritte der Brauereien. Ja, selbst der verdammliche Branntwein ist jetzt gereinigter und gesünder, als der alte Fusel. Die Wohnungen endlich bessern sich von dem Augenblicke, wo der Mensch fühlt und strebt, in dieser Beziehung nicht mit dem Viehe gleichzustehen. Gewiß befinden sich Dienstboten, Handwerksburschen, im Ganzen und Großen, in einer bessern Lage, sind besser gekleidet und genährt, und wissen sich mehr Genüsse (comforts) zu verschaffen als vor sechzig, achtzig Jahren.

Ich will an dieser Stelle sogleich einer andern Ansicht widersprechen, welche ich in der Allgemeinheit, mit welcher sie aufgestellt wird, für irrig halte. Nämlich: daß Noth und Armuth in weit größerem Maße die Stadtbewohner als die Landbewohner ergreife. Im Fall diese Behauptung sich wesentlich nur auf Fabrikarbeiter beziehen soll, werde ich erst später darauf näher eingehen können; bereits hier aber muß ich bemerken:

1) Diejenigen Städte, in welchen sich keine Fabriken befinden, sind nicht besser, sondern schlechter gestellt, und gehen der Verarmung oft noch rascher entgegen. 2) Die Landbewohner werden durch Jahre des Mißwachses nicht minder hart betroffen, als die fabricirenden Stadtbewohner durch unglückliche Handelsverhältnisse. 3) Die Noth mancher ländlichen Bezirke ist (selbst in England) größer als die Noth in gewerbthätigen Städten, und übermäßige Erhöhung des Pachtzinses wird oft noch leichter durchgesetzt als Verminderung des städtischen Arbeitslohns. Die Klagen und der elende Zustand polnischer Bauern werden leichter überhört und übersehen als die ungeduldigen, mächtigeren Widersprüche engverbundener Arbeiter in den Städten, und die entsetzliche Lage des irländischen Landvolks übersteigt Alles, was Menschenfreunde in Städten gesehen und bejammert haben.

Ich will dem Gesagten noch eine Bemerkung hinzufügen: daß nämlich derselbe Buchstabe des Gesetzes keineswegs überall gleichmäßig wirkt oder zur Anwendung kommt; und daß bei scheinbar gleichartigen Verhältnissen doch die Zustände in der Wirklichkeit sehr verschieden sein können. So sind z. B. aus dem italienischen Gebrauche, die Früchte zwischen Verpächter und Pächter zu theilen, ganz andere Ergebnisse in der Lombardei wie in Toscana hervorgegangen. Die Verleihung des Grundeigenthums hat in dem einen Lande ganz andere Folgen gehabt als in dem zweiten. Die für England und Irland fast gleichlautenden Pachtgesetze haben (durch die Art ihrer Anwendung) in jenem Lande Wohlstand erzeugt, in diesem hingegen Elend und Unzufriedenheit hervorgebracht. Nirgend genügt deshalb eine blos oberflächliche Betrachtung und Prüfung der Thatsachen und ihrer Gründe.

Zweiter Brief.

Die Armuth ist nicht denkbar ohne ihren Gegensatz, den Reichthum. Beide stehen in der Regel in einem geraden Verhältniß; das heißt: wächst das Eine, wächst auch das Andere, und der größten Armuth steht auch der größte Reichthum gegenüber. Diese beiden Aeußersten zu ermäßigen und zu einer gesunden Mitte hinzudrängen, haben die größten Gesetzgeber als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtet. Daher das Jubel- und Sabbathjahr des Moses und die Ackertheilung des Lykurgos. Beide mechanischen Mittel konnten aus Gründen, die ich

anderwärts entwickelt habe *), nicht zu dem erwünschten Ziele führen. Zweckmäßiger waren die Klasseneintheilungen des Solon und Servius Tullius, indem sie auf bewegliche Verhältnisse fortdauernd einwirkten und den größern Rechten größere Lasten gegenüberstellten. Die Demokratie Athens und die Weltherrschaft Roms überflügelten aber bald jene gesetzlichen Vorschriften, und der laute Ruf: Brot und Spiele (Panem et Circenses!) gibt den Text, um die Leiden und Folgen übermäßigen Reichthums und übermäßiger Armuth darzustellen. Hier genügt diese Andeutung, und die Frage: ob und inwieweit diesem Uebel durch ein Steuersystem abzuhelfen sei, werde ich später zu beantworten suchen.

Nochmals aber warne ich vor den oft leichtsinnigen Versuchen, die Zahl der Armen in einem Lande nachzuweisen und daraus allgemeinere Schlüsse herzuleiten. Abgesehen von der großen Schwierigkeit, den Begriff von arm festzustellen, kommt dabei in Betracht: der Preis aller Bedürfnisse, Arbeit und Arbeitslohn, Leidenschaften und Gewohnheiten, Zahl der Kinder, öffentliche oder geheime Hülfe, Art dieser Hülfe, härtere oder mildere Grundsätze u. s. w. Irrig wäre es also z. B., die Zahl der Armen lediglich nach amtlichen Unterstützungen oder nach Todesfällen in Hospitälern festzustellen. So hat man gesagt: „Weil von 30,000 Todten innerhalb einer Stadt 10,000 in den Hospitälern sterben, so sind von 900,000 Einwohnern 300,000 arm.“ Leicht aber könnten jene 10,000 aus einer ohne Vergleich kleinern Gesammtzahl von Armen hervorgehen. Oder der gerühmte Satz: „In Rußland kommt auf 100 Menschen nur ein Armer“, läßt sich dahin umdrehen: auf 99 Arme kommt nur ein Reicher. Das heißt: die Gleichartigkeit drückender Verhältnisse ist so allgemein, und das Entgegengesetzte so weit darüber erhaben oder hinaufgeschroben, daß die rechte gesunde Mitte zwischen übermäßigem Reichthume und übermäßiger Armuth, daß der Mittelstand noch ganz fehlt.

Man hat gesagt **): „Von allen erschaffenen Wesen hat der Mensch die meisten Bedürfnisse. Vergleicht man diese Bedürfnisse mit seinen Mitteln, dieselben zu befriedigen, so ist der Herr der Schöpfung gewiß der Aermste in seinem Reiche.“ Dieser Stoßseufzer entspringt aus falscher Sentimentalität, halber Philosophie und einseitiger Beobachtung; er ist im Wesentlichen durchaus irrig. Die Kinder, welche man in der Regel jammernd

*) „Vorlesungen über die alte Geschichte“, I, 216, 322.

**) Buret, „La misère des classes laborieuses“, I, 101.

zuerst vorzeigt, sind keineswegs hülflos; sie sind noch Eins mit ihren Eltern und entbehren nicht des liebevollsten, mächtigsten Beistandes. Den Erwachsenen ferner ist keineswegs als einziges, schlechterdings zu erreichendes Ziel vorgesteckt: alle Möglichkeiten, die in ihrer Natur liegen, zu verwirklichen. Ist aber, obgleich der Mensch (wie keine Creatur) nie Alles erreicht, das Erreichbare und das Erreichte nicht schon vom größten Werthe? Ja steht das Streben des Menschen nach einem durch seine Erhabenheit vielleicht unerreichbaren Ziele nicht allen erreichbaren Zielen niederer Geschöpfe weit voran? Ohne Krallen und Klauen ist er durch seine Vernunft Herr aller Thiere geworden, und hinsichtlich seiner vielen Bedürfnisse nicht so dem Zufalle und der Noth preisgegeben wie die Thiere mit ihren minder zahlreichen, geringern Bedürfnissen. Auch sind die gezähmten Thiere durch des Menschen Sorgfalt in diesen Beziehungen günstiger gestellt als die wilden. So wenig wie man die Arzneikunde verwirft, weil sie den Tod nicht aus der Welt hinwegzuschaffen vermag, ebenso wenig die Staatskunst, weil sie nicht alle geselligen Uebel vertilgen kann. Selbst wenn es über das zeitliche Dasein hinaus keine Zukunft gäbe, ist der mit Vernunft begabte Mensch hinsichtlich seiner geistigen und leiblichen Bedürfnisse besser daran als alle andern Geschöpfe auf Erden. Dies dankbar anzuerkennen und diese Anerkenntniß zu verbreiten, ist verständiger und nützlicher, denn mit Kümmerei und Achselzucken schädliche Unzufriedenheit und Undankbarkeit gegen Gott, Mitmenschen und öffentliche Einrichtungen zu veranlassen.

Von diesem Standpunkte ausgehend, wird man also nicht verzweifeln, sondern beobachten, prüfen, handeln. Zwar sagt Voltaire *):

De tant de conseils l'effet le plus commun,
C'est de voir tous nos maux, sans en soulager un!

Jedenfalls ist aber das Sehen, das heißt die rechte Erkenntniß des Daseienden, von großem Nutzen und wird zunächst dazu dienen, der oberflächlichen Verwirrung ein Ende zu machen und die abstellbaren Uebel von denen zu sondern, gegen welche menschliche Mittel nichts ausrichten können, oder welche die in Anspruch genommene Sorgfalt gar nicht verdienen. Allerdings sind die hiehergehörigen gesellschaftlichen Fragen viel schwerer zu beantworten als die blos physischen, theils weil auf jenem Boden der Freiheit nicht so feste Gesetze vorliegen und überall zur

*) Marchand, „Du pauperisme", S. 40.

Anwendung kommen, theils weil man nicht so leicht, sicher und folgerecht belehrende Versuche anstellen kann.

Mit allgemeinen Sätzen, z. B.: „Man soll keinen Armen umkommen lassen", ist in Wahrheit wenig geholfen. Sobald die Ansprüche wirklich die vorhandenen Kräfte übersteigen, oder die Armen selbst die Zahl der Hülfsbedürftigen sowie jede Art der Hülfsleistung vorschreiben, wird man bald nichts erreichen, weil man sich als Ziel das Unerreichbare vorsteckt. Wenn man aus England berichtet: „Von hundert Almosensuchenden *) konnten nur fünf bis sechs genügende Rechtfertigungsgründe ihres Zustandes beibringen"; so folgt daraus, daß schmähliche Nachgiebigkeit hier die Uebel nur vermehren würde und strenge Gerechtigkeit allein auf den rechten Weg hin- oder zurückführen kann. Vor Allem muß festgestellt werden: ob der Bittsteller an seinen übeln Verhältnissen schuld oder ob er unschuldig ist, oder ob endlich ein mittleres Ergebniß der hierüber angestellten Prüfung zu vermittelnden Maßregeln Grund und Veranlassung gibt.

Frégier geht zu weit, wenn er sagt **): „Die Verbesserung des Schicksals der Arbeiter hängt größtentheils von ihrem Willen ab"; denn es gibt äußere Verhältnisse von solcher Uebermacht, daß auch der beste Wille dagegen kraftlos bleibt. Wir werden indessen anderwärts Gelegenheit haben, die Selbstschuld der Nothleidenden für viele Fälle nachzuweisen, und daß sich das alte Sprüchwort unzählige male bewahrheitet: Müßiggang ist aller Laster Anfang! Arbeit (das wollen so Viele nicht einsehen) ist ja keine Strafe, sondern ein Glück und ein Lohn, ohne welche weder der Einzelne sich bilden, noch ein Volk auf der Bahn seiner Entwickelung vorschreiten kann.

Sehr oft ist Armuth zugleich Ursache und Folge der Unsittlichkeit. Die Verführung zum Laster durch Reichthum und Armuth mag gleich groß sein (wie auch die Bibel sich hart über die Reichen äußert): gewiß sind aber die Gründe, die Mittel und Wege, und die Folgen für die bürgerliche Gesellschaft sehr verschieden.

Die Laster der Reichen (welche meist wesentlich mit Verschwendung zusammenhängen) können von den Armen nicht nachgeahmt werden; wol aber geben sie Veranlassung zu heimlicher oder öffentlicher Unzufriedenheit. Und nachdem sich der Reiche übereilt zu Grunde gerichtet hat, werden auch die Armen

---

*) Kleinschrod, „Pauperismus in England", S. 121.

**) Frégier, „La misère des classes dangereuses" I, 245.

oft (z. B. durch Minderung der Arbeit und des Verdienstes) in seinen Untergang hineingezogen. Aehnlich und unähnlich, aber immer verderblich wirkt es, wenn Geiz den Reichen beherrscht. Aber selbst der hartherzige Reiche kann nur kurze Zeit von der Noth der Armen unberüht bleiben; ja, wenn mit der Noth die Unsittlichkeit steigt, wird der geizige und der großmüthige Reiche gleichmäßig von der gesellschaftlichen Krankheit ergriffen, und das Gemeinwesen der Gefahr zerstörender Umwälzungen ausgesetzt.

Dritter Brief.

Von allen Seiten ertönt der Ruf: „Gebt Almosen, vertheilt Unterstützungen, Brot, Suppen" u. s. w. Unzählige wiederholen diesen Ruf, sehr Viele berücksichtigen ihn, und Alle hoffen dadurch unfehlbar ihr Ziel zu erreichen; während sich dasselbe in Wahrheit täglich mehr zu entfernen scheint, und das Uebel wie eine Lawine anwächst. Welche Verwirrung der Begriffe, welcher Widerspruch unter den Erfahrungen auf diesem Boden herrscht, geht schon daraus hervor, daß die eine Partei oder Schule aller jener Privatsorgfalt für die Armen ein Ende machen will, weil Unverstand, falsche Mildthätigkeit, Leichtgläubigkeit, Mangel an Uebersicht und Zusammenhang, Eitelkeit, Anmaßung und Großthuerei fast überall vorherrschten.

Ueber diese Anklagen erzürnt, erhebt eine andere Partei oder Schule die bittersten Gegenklagen, verwirft alle amtliche Einmischung in das Armenwesen, will alle dahin gehörigen Anstalten auflösen und lediglich der christlichen Mildthätigkeit und Privatsorge vertrauen. Schon vor aller Prüfung fühlt man daß jede dieser Ansichten, sofern sie die andere ganz verdammt und vernichten will, über das richtige Maß leidenschaftlich hinausgeht und einer wesentlichen Ermäßigung bedarf. So wäre es einerseits ganz thöricht, ungerecht und unausführbar, alles Almosengeben und alle christliche Privatmildthätigkeit ganz zu verbieten, weil ohne Zweifel Irrthümer und Misbräuche damit verbunden sind; und ebenso erweiset andererseits die Erfahrung, daß in unseren Tagen das zerstreute Wohlwollen der Einzelnen nicht ausreicht, die anwachsenden Uebel zweckmäßig zu bekämpfen und ihrer Herr zu werden. Jedenfalls muß die Wohlthätigkeit zwei Klippen vermeiden: die eines blinden Mitleidens, und die einer barbarischen Klugheit. *)

*) Naville, „De la charité légale", II, 226.

Das Vertheilen von Naturalien (Brot, Suppe u. dergl.) mag in manchen Fällen besser sein als das Vertheilen baaren Geldes, welches oft zu unnützen Ausgaben verwendet wird; oft aber ist die Lage des Hülfsbedürftigen auch so, daß nur baares Geld über eintretende Noth hinweghelfen kann. Deshalb soll man keine dieser Formen unbedingt anwenden, oder verwerfen.

Die Hauptgefahr, welche auf dem Wege der Privatunterstützung fast nie gehörig vermieden wird, ist das Herbeiziehen der Lässigen und die ganz eigentliche Begünstigung der Faulen. Mit großem Rechte ist deshalb gesagt worden*): „Jeder Pfennig, welcher dazu beiträgt, den Armen besser als den unabhängigen Arbeiter zu stellen, erscheint als directe Belohnung für Müßiggang und Laster." Allerdings gibt es noch immer Leute, welche eben in der Freiheit des Arbeiters eine Hauptursache geselliger Uebel und Leiden sehen; dennoch bleibt, trotz aller Mißbräuche und Schattenseiten, die Freiheit der Personen heilsam und gerecht im Gegensatze zu steter Bevormundung und Leibeigenschaft. Sind die Menschen einmal da, so helfen sie sich besser bei freier Bewegung als unter willkürlichen Hemmnissen der mannichfachsten Art.

Wenn ein Schriftsteller ausruft**): „Bei den jetzigen Einrichtungen ist die Arbeit ohne Sicherheit und Bürgschaft, wie ohne Schutz!" so liegt die Frage nahe: in welchem früheren Zeitraume man für diese Zwecke mehr habe thun können oder thun wollen; oder ob denn die neuesten Versuche, auf diesem Boden von staatswegen Größeres zu leisten, nicht als ganz thöricht sind erfunden worden?

Ebenso ist der traurige Satz***): „Im Gewerbe wie in der Politik wird die Freiheit des Einen zur Unterdrückung für den Andern" ... in dieser Ausdehnung unwahr. Man könnte (wenn überhaupt mit derlei allgemeinen Formeln viel anzufangen wäre) vielmehr behaupten: jede Verminderung der Unterdrückung mehre und sichere die Freiheit für Alle. Mit Aufhebung der Sklaverei dringt erst der Lebensathem der Freiheit in alle Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, und wenigstens die ärgsten und ungerechtesten Kriege, die der Sklaven und Leibeigenen, nehmen ein Ende.

Ich muß jetzt noch etwas näher auf Prüfung der schon erwähnten Systeme der öffentlichen und der Privatarmenpflege

---

*) Kleinschrod, „Pauperismus in England", S. 67.

**) Buret, I, 70.

***) Buret, I, 23.

eingehen. Wenn sich das Unzureichende der letztern fast überall herausstellt, so wird man darauf hingedrängt, das Betteln, wenn nicht geradehin zu erlauben, doch zu dulden oder milder zu bestrafen. Die unmittelbare Folge dieser Milde und Nachsicht war indeß jedesmal die Mehrung nichtsnutziger Faulheit und unverschämter Bettelei. Neu angewandte Strenge führte alsdann fast nothwendig auf den Gedanken einer öffentlichen Leitung des Armenwesens, welche jedoch (um es hier schon im voraus anzudeuten) von Einführung einer Zwangsarmensteuer noch wesentlich verschieden ist. Als z. B. das französische Gesetz vom 24. Vendémiaire des Jahres II das Almosengeben untersagte, ward zugleich ausgesprochen: man solle den Arbeitsfähigen Arbeit geben, und dépôts de mendicité, sowie domiciles de secours einrichten. Man hoffte auf diesem Wege zu einer bessern und gerechtern Vertheilung der Unterstützung zu gelangen und angemessen für die öffentliche Sicherheit zu sorgen.

Als nun aber diese und verwandte Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, erhoben sich laute und bittere Klagen wider alle gesetzliche Armenpflege, deren wesentlichen Inhalt ich hier mittheilen will.

„Die Einrichtung einer gesetzlichen, öffentlichen Armenpflege mindert die Vorsicht des Armen, indem sie ihm eine nur täuschende Sicherheit gewährt *), das freche Laster ermuthigt und mittelbar auf Herabsetzung des Lohns hinwirkt. Gesetzliches Almosen empfängt der Arme nicht allein ohne Dankbarkeit und ohne irgend ein Zeichen der Zufriedenheit, sondern mit Stolz, Hohn und Spott **). Zu der Undankbarkeit und Unverschämtheit, welche eine gesetzliche Armenpflege dem Armen einflößt, und zu dem Gedanken, er habe ein Recht auf Unterstützung, gesellt sich Faulheit, Mangel an Voraussicht, Verschwendung und sittliche Entartung. Gesetzliche Unterstützung schließt fast immer die Prüfung der Würdigkeit aus und hält sich lediglich an die Thatsache. Sie stürzt die Verhältnisse um, auf welchen die bürgerliche Gesellschaft beruht. Die Vorsehung nämlich hat Reiche und Arme hingestellt um sich wechselseitig Hülfe zu leisten, um sich durch die süßen Bande der Wohlthaten und der Dankbarkeit zu verbinden, und um in ihren wechselseitigen Verhältnissen edle Tugenden zu üben. Indem die gesetzliche Armenpflege diese heilsame Ordnung aufhebt, stellt sie den Reichen und den Armen einander feindlich gegenüber. Dieser betrachtet

*) Buret, II, 246.

**) Naville, I, 68; II, 33, 263.

jenen wie den ungerechten Inhaber eines Guts, das ihm gebührt, und die Hülfe, welche er von der Menschlichkeit des Reichen erwarten oder durch Dienstleistungen erwerben sollte, sucht er ihm durch Ungestüm und Gewalt zu entreißen. Seinerseits betrachtet nun der Reiche den Armen wie einen Feind, welcher vor der Hand zwar besiegt ist, dessen Aufruhr und Treulosigkeit er aber fürchten muß. Er findet sich mit seinem Gewissen ab, um ihm nur das Allernothwendigste zu bewilligen, und hat nie genug Gendarmen und Gefängnisse, nie genug schreckliche Drohungen und Strafen, um sich gegen Angriffe der Armen zu schützen und gegen ihren Ungehorsam zu wüthen. So ist alle gesetzliche Hülfsleistung (charité légale) durchaus vom Uebel; die einzig zweckdienlichen Mittel sind christliche Liebe, sowie Verminderung der Lasten und Umbildung der Armen."

Vieles, was hier gegen gesetzliche Armenhülfe gesagt ist, folgt nicht nothwendig aus ihrem Begriffe; so z. B. daß sie nur die Thatsache, nicht die Würdigkeit berücksichtige. Ohne jedoch schon in das Einzelne einzugehen, muß hier im Allgemeinen bemerkt werden: daß weder das Nichtdasein noch das Einführen jener gesetzlichen Hülfe die beklagten und bekämpften Uebel vertilgt hat. Vielmehr ergibt die Erfahrung, daß sich in besonnener und freundlicher Weise das System einer allgemeinen Leitung des Armenwesens und die Sitte christlicher Mildthätigkeit versöhnen lassen; ja, daß eines des andern bedarf, um Lücken und Mängel auszugleichen und auszufüllen.

Vierter Brief.

Man sagt: all das Sprechen, Schreiben, Drucken über die Armuth hilft den Armen zu nichts. Ich gehe noch weiter und behaupte: es sei mittelst Aufstellung und Anpreisung falscher Grundsätze und zweckwidriger Mittel den Armen oft großer Schaden gethan worden. Dessenungeachtet wird durch immer wiederholte Vergleichung, Bestätigung und Widerlegung der hiehergehörigen Theorien und Erfahrungen die Wahrheit zuletzt gefördert, und bei rohen Völkern (wo von dem Allem nicht die Rede ist) findet man noch mehr Noth und weniger Trost.

Wir sahen, daß es nicht zum Ziele führt, wenn man das Almosengeben verbietet und wenn man es übermäßig steigert; es ist in keiner Abstufung ein Universalmittel. Als ein Ergebniß

gründlicher Forschung und mit noch größerer Zuversicht wird uns als unfehlbares Mittel zugerufen: „Gebt den Armen Beschäftigung!“ Gewiß geht dieser Vorschlag tiefer auf die Sache selbst ein, als das bloße Almosengeben; allein eben deshalb wird auch die Anwendung schwieriger und verwickelter. Zuvörderst gibt es eine zahlreiche Klasse von Hülfsbedürftigen, die nicht im Stande sind zu arbeiten. Für diese muß man also in ganz anderer Weise sorgen, und nur feststellen daß Arbeitsfähige sich nicht aus Faulheit in diese Klasse der Arbeitsunfähigen einschmuggeln. Nicht minder wird man sich auch in Hinsicht auf die Fähigen überzeugen müssen, daß Arbeit so wenig die Armuth ganz vertilgt als man durch Arznei jede Krankheit heilen kann. In vielen Fällen fehlt es weder an Beschäftigung noch Fleiß, aber die Noth entsteht aus ganz anderen Gründen, und der Ertrag reicht nicht hin, die anderswoher übertrieben gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn ein Schneidergesell zehn, noch obenein ungesunde, Kinder in die Welt setzt, wie kann er sie da mit seiner Nadel ernähren. Ja, es gibt ganze Gewerbsarten (wie die Handweberei), welche zur Erhaltung einer Familie nicht mehr hinreichen, und nur, mit andern gesunden Beschäftigungen verbunden, in den Mußestunden mit Vortheil können betrieben werden.

Es ist eine Grundregel und muß es bleiben, daß jeder Einzelne durch eigenes Bemühen am besten Beschäftigung findet. Nur in ganz außerordentlichen Fällen kann von dieser, aus der persönlichen Freiheit hervorgehenden Regel eine vorübergehende Ausnahme gemacht werden. Mag das Eingreifen von Behörden nach einer Seite hin nützlich wirken, so thut es nach der andern schon ebenso viel Schaden, weil es störend in den Privatverkehr hineingreift und ihn beschränkt. Will man aber ganze Massen von Armen in Genossenschaften vereinigen und unter Aufsicht arbeiten lassen, so vergrößern sich die Schwierigkeiten und Nachtheile, und man befindet sich in der Nähe der Arbeitshäuser (workhouses), von denen später die Rede sein wird.

Der Gedanke: daß der Staat jedem Einzelnen Arbeit verschaffen und dafür als Bürge einstehen solle, verkennt die Bestimmung des Einzelnen wie des Staats, erregt trügerische Hoffnungen, steckt sich ein unerreichbares Ziel vor, und erhöht die Uebel in dem Maße als man sich diesem Ziele zu nähern scheint. Daher sagt Naville *):

„Man könnte ebensogut versuchen, einen Felsbach in dem

*) Naville, I, 259.

engen Bette seines Hundstagslaufes zu erhalten, als mit den zu Gebote stehenden Mitteln ein Elend zu bannen, dessen Anwachs, Wechsel und Ziel sich gar nicht messen läßt. Und doch beruhen alle Versprechungen gewerblicher Armenanstalten auf derlei Grundlagen! Die Aufgabe, allen Hülfsbedürftigen angemessene Beschäftigung zu verschaffen, ist unlösbar."

Das Vorstehende wird ungeachtet seiner Kürze zu dem Beweise hinreichen: daß weder Almosen noch Beschäftigungsvertheilung genügende, allgemein wirksame Mittel sind, Armuth und Elend auszurotten. Betrachten wir jetzt einen, gewissermaßen aus beiden Bestandtheilen erwachsenden und zusammengesetzten Hülfsweg, nämlich die Arbeitshäuser (workhouses). Almosen nämlich, ohne zugleich auferlegte Thätigkeit, beförderte nur zu oft die Faulheit, und Beschäftigungsvertheilung an Unzählige ohne weitere Aufsicht war geradehin unmöglich. Man gedachte also Arbeitshäuser zu gründen, welche milder Zuschüsse bedürfen, weil sie sich durch eigenen Erwerb fast niemals erhalten und noch weniger erbauen lassen, und verband damit ein Mittel den Andrang zu ermäßigen und zu eigener freier Thätigkeit hinzuweisen. Trotz aller sentimentalen, aber irrigen, Rügen mußte nämlich der Aufenthalt im Arbeitshause stets unangenehmer sein und bleiben als das Draußenleben des freien Arbeiters.

Ich kann hier den Hauptinhalt der ältern und neuern englischen Armengesetze als bekannt voraussetzen, und füge nur hinzu, daß zum Lobe der letztern bemerkt wird *): es hätten seitdem die Sparkassen zugenommen, die Sterblichkeit und die allzu frühen Heirathen der Arbeitsklassen aber abgenommen. In Sussex fielen 1834, 6160 arbeitsfähige Menschen dem Lande als Almosenempfänger zur Last **); 1835, wo man die Arbeitsfähigen ins Arbeitshaus verwies, blieben hiervon nur 124 übrig. Ebenmäßig fiel in Kent die Zahl von 954 auf fünf. Eine ähnliche Abneigung gegen scharf beaufsichtigende Beschäftigungsanstalten findet sich in Frankreich; und wenn es für Paris weniger der Fall ist, so gilt dies mit Recht für ein Zeichen des größten Uebels und der größten Gleichgültigkeit.***)

Der fröhliche Glaube: durch Anlegung der Arbeitshäuser eine völlige Lösung des so schwierigen Räthsels gefunden zu haben, ward aber bald durch wichtige Einreden und traurige Erfahrung gestört. In der nothwendigen Trennung einzelner

---

*) Kleinschrod, S. 15, 65.

**) Thornton, „Over-population", S. 231.

***) Buret, I, 245.

Personen von ihrer übrigen Familie, in dem Versagen von Taback, Thee und Branntwein sahen Viele eine unmenschliche Grausamkeit, und es zeigte sich die Gefahr daß die eigentliche Bestimmung der Arbeitshäuser schwer festzuhalten und zu erreichen sei, daß sie sich vielmehr entweder in milde Anstalten oder in Zuchthäuser verwandelten.*) Man behauptete ferner: der wenige Muth und die geringe Energie, welche Arme vor dem Eintritt ins Arbeitshaus besäßen, gehe daselbst ganz verloren, und sie würden unfähig jemals wieder als selbständige Menschen ins Leben einzutreten. Sobald man aber durch unzählige Gründe gezwungen ward auch außerhalb der Arbeitshäuser Unterstützungen zu vertheilen (out door relief), brach das abgeschlossene System auseinander, und die Nothwendigkeit einer Armensteuer schien sich von neuem herauszustellen.

Fast die größte und gutentheils unerwartete Schwierigkeit fand man aber darin, die Armen in den Arbeitshäusern zu beschäftigen; weshalb Manche auf den Einfall kamen die Bewohner gar nicht zu beschäftigen, sondern sie mit völliger Faulheit zu — bestrafen. Das hieß denn freilich die Kosten verdoppeln und sündigen Müßiggang als besserndes Heilmittel verschreiben. Ich will von den Gründen, welche jene Schwierigkeit herbeiführen, beispielsweise nur einige erwähnen: 1) Es sind sehr Viele bei ihrem Eintritte ins Arbeitshaus zu keiner daselbst möglichen Beschäftigung vorgeübt und zum Erlernen einer neuen ungeschickt, oder sie verlassen das Haus bereits in dem Augenblicke wieder, wo sie einige Fortschritte gemacht haben. 2) Verengt sich schon hiedurch der Kreis der aufzugebenden Arbeiten, noch mehr aber durch den lebhaften und gerechten Widerspruch der freien Arbeiter und Handwerker, welche durch Mitbewerbung von Anstalten leiden, die wohlfeiler erzeugen können weil viele der erforderlichen Ausgaben und Bedürfnisse, durch außerordentliche Zuschüsse, freie Wohnung, Steuerfreiheit u. dgl. gedeckt werden. Jene Widersprüche hemmten fast in allen Ländern die Thätigkeit und den Erwerb der Arbeitshäuser; ja, in Lyon wurden Nonnenklöster zerstört**), weniger aus religiösen Gründen als weil ihre Arbeiten den Preis der freien Arbeit niederdrückten. 3) Verstärkt sich zwar einerseits der Absatz in jenen Arbeitshäusern, weil Manche daselbst aus Mildthätigkeit kaufen; andererseits entsteht aber viel öfter eine An-

---

*) Naville, I, 255, 259, 227.

**) Degérando, „De la bienfaisance publique"; Naville, I, 201—209, 211, 217.

häufung von unverkäuflichen Erzeugnissen und die Nothwendigkeit mit der Fabrikation innezuhalten. Besser ist es ländliche Beschäftigungen mit gewerblichen zu verbinden; nur fehlt dazu oft hinreichende Gelegenheit.

Das Ergebniß dieser Betrachtungen dürfte sein: daß Arbeitshäuser nicht ganz zu entbehren, sondern mindestens für den unsittlichen und faulern Theil der Bedürftigen nothwendig sind; daß sich aber die Armenpflege darüber hinaus erstrecken und auch außerhalb Hülfe gewähren muß. Diese Ausdehnung führt (da freiwillige milde Beiträge in der Regel nicht ausreichen) zu der wichtigen, aber viel bestrittenen Frage über die Armensteuern. Sie sind durch den ungeheuern Mißbrauch welcher bekanntlich damit in England getrieben worden, fast überall in schlechten Ruf gekommen, und insbesondere klagen französische Schriftsteller bei dieser Gelegenheit zugleich über den Protestantismus und die gesammte Staatswirthschaft des Nachbarreiches. Sie vergessen aber, daß die Thorheiten der französischen St.-Simonisten, Fourieristen, Socialisten, Communisten u. s. w. bis zu Staatsumwälzungen hinangeführt haben, während man in England bei Arbeitshäusern und Armensteuern stehen blieb. Gewiß führte die neue englische Gesetzgebung zu wesentlichen Verbesserungen *), und minderte z. B. die zum Theil sehr schädlichen frühern Ausgaben um 22 Procent. Indeß werden neuere Erfahrungen nicht unbenutzt bleiben und vielleicht eine gleichmäßigere Vertheilung der Armensteuer herbeiführen. Jetzt nämlich fallen davon auf Grundeigenthum und Bodenrente zweiundsechzig, auf Wohnhäuser einunddreißig, auf alles andere Eigenthum nur sieben Procent. Man sieht, daß das Einkommen von Gewerbe und Handel aus unzureichenden Gründen und mangelhaftem Herkommen fast ganz freigelassen ist. Mit der Einführung von namentlichen Zwangsarmensteuern pflegen mancherlei üble Folgen fast unausbleiblich einzutreten: 1) die Abnahme freier Gaben; 2) der gefährliche Aberglaube, es sei Pflicht die Armensteuer so lange zu erhöhen, bis der Arme sich selbst für befriedigt halte und sein vorausgesetztes Recht zu voller Geltung gekommen sei; 3) folgt umgekehrt aus der Foderung einer Zwangssteuer auch die Foderung einer Zwangsarbeit und eines die freie Bewegung der Menschen hemmenden, strengen Arbeits- und Ansiedelungsgesetzes.

Hieraus ergibt sich: daß das Armenwesen große, unausweichliche, durch freie Beiträge nicht zu deckende Ausgaben

---

*) Kleinschrod, S. 221, 202, 207.

...ann annehmen, daß in eine... Gegenwart.
...anz widersprechende Armeneinr...
...n dürfen (wie dies lange auf...
...d der Fall war); daß aber an...
Centralisation sich nicht zu weit ...
Nothwendigkeit und Nützlichkeit ...
...inrichtungen anerkennen müsse.*) ...
...ng so zu spalten, daß für jede Art vo...
Verwaltung gegründet werde, läßt sich...
...en.

...Frankreich mit England, so haben hier
...che eine schärfere Oberleitung nöthig ge-
Dort bei weniger allgemeinen Gesetzen eine
...ichfaltigkeit gestattet. In Frankreich gibt
schlecht eingerichtete Arbeitshäuser, die Zahl
...erhältnißmäßig nicht größer wie in früherer
...gland bei einer kleinern Bevölkerung höhere
...finden als in Frankreich, so folgt daraus
...ärmer sei als dieses. Vielmehr entspringt
...stens aus früheren Zuständen und Armen-
verschwinden in Frankreich viele Armenaus-
...chen Einrichtungen *); endlich treibt der schär-
...n arm und reich in England mehr Klagen
...kreich gibt es eine ruhigere Armuth (pauvreté)
...efühl des Elends (misère).

...sich besonders in neuern Zeiten die löbliche Auf-
das Schicksal der Armen und Reichen in eine
...eitige Verbindung zu bringen, und dadurch Jenen
...e. Diese zu beruhigen. Unbemerkt darf hierbei
daß es einen Absolutismus des Privateigenthums
die bürgerliche Gesellschaft untergräbt, sobald man
durch allgemeine Staatsgesetze ermäßigt; und daß
(oder letzter Besitz) ohne Arbeit in vieler Beziehung
...rn Charakter annimmt, als Reichthum aus unmittel-
Thätigkeit hervorgehend. Jener, z. B. aus Actienspiel,
Lotteriegewinne entspringend, vermehrt nie im All-
den Reichthum, sondern dem Gewinne steht fast im-
der andern Seite ein gleich großer Verlust gegen-
Ja, bei dem Armen ist jede nicht benutzte Arbeits-
ein schlimmer Verlust (damnum emergens), bei dem

*) Kleinschrod, S. 119.
**) Buret, I, 212—241.

herbeigeführt. Besser dürfte es jedoch sein keine namentliche Zwangsarmensteuer auszuschreiben, dadurch von milden Gaben zurückzuschrecken und ungemäßigte Ansprüche hervorzurufen, sondern die Armenpflege aus andern Einnahmen (in Berlin z. B. aus der Miethsteuer) zu bestreiten.

Noch jetzt bestätigt sich, was man schon zur Zeit des Tiberius wußte *): „Ist es ein Gesetz, ein Zwang, immer zu geben, so ermattet die Betriebsamkeit und steigt die Sorglosigkeit; nirgend eigene Furcht oder Hoffnung, Alle in Sicherheit fremde Hülfe erwartend, für sich faul und uns zur Last."

Fünfter Brief.

Bei Anordnung aller gesellschaftlichen Verhältnisse stößt man auf unüberwindliche Schwierigkeiten, ja es drängt sich die Ueberzeugung auf: es gebe in allen irdischen und zeitlichen Dingen nichts Unbedingtes, Unfehlbares, Unveränderliches. Insbesondere kann die bürgerliche Gesellschaft niemals Alles verbessern und wieder gutmachen, was der natürliche Gang der Dinge oder gar Leichtsinn und Dummheit der Einzelnen verdorben hat. Deshalb haben Manche auch hinsichtlich des Armenwesens das berühmte Wort: Laissez faire! zu ihrem Wahlspruch genommen. So tadelnswerth indeß jede Allerweltsregiererei ist, würde doch die Anwendung jenes Grundsatzes auch nützliche und nothwendige Einwirkung ausschließen; er würde, nach Maßgabe der Umstände und der Macht, zur Unterdrückung der Armen oder Plünderung der Reichen führen. Allerdings ist die richtige Grenze zwischen persönlicher Freiheit und Einwirkung der Regierung hier wie überall schwer aufzufinden, und nach Maßgabe der Ansichten, Gefühle und Grundsätze verschiedener Völker und Zeiten auch verschieden bestimmt worden. Es genügt die Gewißheit, ein Zuviel und ein Zuwenig sei gleichmäßig zu vermeiden. So ist Vernachlässigung des Armenwesens gewiß ein Uebel; aber es wirkt nicht besser, wenn es gleichsam der Mittelpunkt des ganzen Staatswesens und Staatslebens wird, und alles Andere vernachlässigt, untergeordnet, zurückgesetzt bleibt. Auf geradem, directem Wege läßt sich hier weniger ausrichten als man in der Regel glaubt.

---

*) Tacitus, „Annalen", II, 38.

Als zugestanden darf man annehmen, daß in einem größern Lande nicht vielerlei ganz widersprechende Armeneinrichtungen nebeneinander herlaufen dürfen (wie dies lange auf sehr schädliche Weise in England der Fall war); daß aber andererseits die Oberleitung, die Centralisation sich nicht zu weit ausdehnen dürfe, sondern die Nothwendigkeit und Nützlichkeit von Bezirks- und örtlichen Einrichtungen anerkennen müsse. *) Der Gedanke: jene Oberleitung so zu spalten, daß für jede Art von Armen eine besondere Verwaltung gegründet werde, läßt sich als unpraktisch bezeichnen.

Vergleichen wir Frankreich mit England, so haben hier frühere große Mißbräuche eine schärfere Oberleitung nöthig gemacht, während man dort bei weniger allgemeinen Gesetzen eine größere örtliche Mannichfaltigkeit gestattet. In Frankreich gibt es nur wenige, meist schlecht eingerichtete Arbeitshäuser, die Zahl der Armen ist aber verhältnißmäßig nicht größer wie in früherer Zeit. Wenn in England bei einer kleinern Bevölkerung höhere Armenausgaben stattfinden als in Frankreich, so folgt daraus nicht, daß jenes Reich ärmer sei als dieses. Vielmehr entspringt diese Thatsache erstens aus früheren Zuständen und Armengesetzen; zweitens verschwinden in Frankreich viele Armenausgaben in den örtlichen Einrichtungen **); endlich treibt der schärfere Gegensatz von arm und reich in England mehr Klagen hervor. In Frankreich gibt es eine ruhigere Armuth (pauvreté) und weniger Gefühl des Elends (misère).

Man hat sich besonders in neuern Zeiten die löbliche Aufgabe vorgesteckt, das Schicksal der Armen und Reichen in eine engere, wechselseitige Verbindung zu bringen, und dadurch Jenen zu nützen sowie Diese zu beruhigen. Unbemerkt darf hierbei nicht bleiben, daß es einen Absolutismus des Privateigenthums gibt, welcher die bürgerliche Gesellschaft untergräbt, sobald man ihn nicht durch allgemeine Staatsgesetze ermäßigt; und daß Reichthum (oder letzter Besitz) ohne Arbeit in vieler Beziehung einen andern Charakter annimmt, als Reichthum aus unmittelbarer Thätigkeit hervorgehend. Jener, z. B. aus Actienspiel, Agiotage, Lotteriegewinne entspringend, vermehrt nie im Allgemeinen den Reichthum, sondern dem Gewinne steht fast immer auf der andern Seite ein gleich großer Verlust gegenüber. Ja, bei dem Armen ist jede nicht benutzte Arbeitskraft ein schlimmer Verlust (damnum emergens), bei dem

*) Kleinschrod, S. 119.

**) Buret, I, 212—241.

Reichen aber oft nur ein wegfallender Gewinn (lucrum cessans).

Buret sagt*): „Wenn Arbeit und Capital durch moralische und gesellschaftliche Bande genähert sind (rapprochés), regelt sich die Bevölkerung von selbst in natürlicher Weise, und die Familien dauern fort, ohne sich übermäßig zu vermehren." Ohne hier in den jetzt meist unverständig geführten Streit wider das Capital einzugehen, bleibt es dunkel, was unter dem „genähert" zu verstehen sei, und wie man solch eine Annäherung zu Stande bringen solle. Noch weniger ist abzusehen, wie Maßregeln, welche doch zuletzt eine Erhöhung des Wohlstandes bezwecken, eine Verringerung der Kinderzahl herbeiführen können.

Nach Ausschluß gewaltsamen Verfahrens kann wol nur von Theilung des Gewinns und Verlustes, oder auch von Wiederherstellung der Naturalwirthschaft statt der Geldwirthschaft die Rede sein; wie z. B. Drescher, Schäfer sonst einen Naturalantheil bekamen oder noch bekommen. Schwieriger zeigen sich Genossenschaften auf Gewinn und Verlust zwischen Fabrikherren und Fabrikarbeitern. Die Letztern sind nämlich in der Regel ungeschickt zum Mitberathen und Beschließen, und ihre Einreden gegen den Gang der Verwaltung und des Handels selten mit rechter Einsicht und Uebergewicht verbunden. Die Berechnung etwaniger Jahresantheile hat (bei dem unausbleiblichen Wechsel der Arbeiter, ihrer verschiedenen Geschicklichkeit und den höhern oder geringern Lohnsätzen) große Schwierigkeiten. Fast immer stellt sich die Nothwendigkeit eines festen Lohns heraus, wenn nicht eintretender Verlust völligen Stillstand und Entlassung nach sich ziehen soll. So viel als Andeutung; vielleicht findet sich weiter unten Gelegenheit, näher auf die schwierige Sache einzugehen.

Sechster Brief.

Nachdem man lange Zeit von der Anlegung gewerblicher Anstalten und Fabriken alles Heil für die bürgerliche Gesellschaft erwartet hatte, erhebt man jetzt die unbegrenztesten Anklagen wider dieselben. Beides, wie es bei allen Uebertreibungen zu gehen pflegt, mit Unrecht, sodaß es löblich und nothwendig erscheint auf die rechte gemäßigte Mitte hinzuweisen.

---

*) Buret, II, 128.

Die Tadler sagen unter Anderem: „Der Zweck der Industrie ist Reichthum, aber nicht Menschenglück."*) Das Streben aller menschlichen Thätigkeit hat ja aber von jeher eine Mehrung des Besitzthums zum Ziele gehabt, und mit dem Gelingen dieses Strebens hat sich in der Regel auch das Glück nicht blos der Einzelnen, sondern auch der Völker gemehrt. Gewiß sind arme Völker nicht glücklich, und verarmende in der allerübelsten Lage. „Die Siege in der Industrie (heißt es weiter) werden erfochten mit Aufopferung ihrer Soldaten." Es gibt aber keinen Sieg ohne Opfer, und die Aufgabe ist nur, deren Zahl möglichst zu mindern. „Das Dasein (spricht man ferner) und die Ausdehnung der Armuth sind unleugbare Beweise des fehlerhaften Zustandes der Industrie." Vor und neben der Aufstellung des industriellen Systems gab und gibt es aber ebenfalls Armuth, und nicht blos in den Städten, sondern bisweilen in noch größerm Maßstabe unter den Landbewohnern, wie Irland beweiset. Auch wird wol Niemand die Sklaven der Alten Welt den Reichen beizählen wollen.**) „Die Zunahme des Pauperismus steht in geradem Verhältnisse zur Manufacturindustrie." Wäre dieser Satz unbedingt wahr, stände nicht dem Verarmen auch das Erwerben, den Rückschritten der Fortschritt, den Unglücksjahren auch glückliche Zeiten gegenüber, so würde alle gewerbliche Thätigkeit im Großen längst aufgehört haben. Auch muß man daran erinnern, daß der vereinzelte Handwerker, welcher für sich zum Verkauf oder auf Bestellung von Speculanten arbeitet, oft noch schlimmer daran ist als wer sich bestimmt einem Fabrikherrn und seiner Anstalt anschließt. Gewiß trifft der Stillstand der Arbeit jenen nicht minder hart, und seine Klagen werden leichter überhört als die einer großen, engverbundenen Zahl.

Von einem höheren Standpunkte zeigt sich das Interesse des Fabrikherrn und seiner Arbeiter als eins und dasselbe (sowie das Interesse der Regierungen und Unterthanen); und wenn dies Etwelche oben oder unten zu ihrem eigenen Schaden verkennen, so finden wir doch oft auch Eintracht und freundschaftliche Verhältnisse***); oder bittere Erfahrungen zwingen eigennützige Vorurtheile aufzugeben.

Betrachten wir die Dinge im Ganzen und Großen, so kann die Bestimmung des Menschen nicht ohne Thätigkeit erreicht werden, und jede Erhöhung der Thätigkeit ist als solche

*) Buret, I, 20, 68, 73.

**) Kleinschrod, X.

***) Frégier, I, 213.

ein Fortschritt. Dies gilt für gewerbliche Thätigkeit nicht minder als für die ländliche, die wissenschaftliche, die künstlerische. Daß mit den Fortschritten menschlicherweise auch Fehltritte verbunden sind, ja Mancher zum Falle kommt, versteht sich von selbst; anstatt aber sich in allgemeinen Klageliedern zu gefallen, soll man die einzelnen Uebel ins Auge fassen und möglichst abstellen.

Zuvörderst muß man sich überzeugen, ja davon ausgehen, daß größere gewerbliche Anstalten, daß Fabriken in der jetzigen Lage der gebildeten Völker eine ganz unausweichliche Entwickelungsstufe sind; und wenngleich alle Treibhausanstalten auf diesem Boden schädlich, alle künstlichen Beförderungsmittel bedenklich und gefährlich sind, so heißt es doch das Kind mit dem Bade verschütten, wenn man an dem natürlichen Gange der Dinge einseitigen Anstoß nimmt und mit rohen Zuständen und plumpen Gegenmitteln Götzendienst treibt. Zwingende Gesetze, welche den Zweck haben, vorwärts zu treiben oder zu hemmen, sind gleich schädlich.

Sonderbarerweise hat sich in unsern Tagen, neben allen Klagen über zu große Ausdehnung des Fabrikwesens, auch eine mächtige Partei erhoben, welche hohe Schutzzölle anempfiehlt. Der erste und allgemeinste Grund dieser Begeisterung ist Eigennutz und monopolistisches Gelüste, und nächstdem Kurzsichtigkeit. Im ersten Augenblicke steigt nämlich ganz natürlich der Gewinn des begünstigten Fabrikherrn, auf Kosten der vergessenen und mißhandelten Consumenten. Sobald aber, in Aussicht auf höhere Zinsen, Capitale für dieselben Zwecke verwendet und neue Fabriken angelegt werden, so führt die künstlich erzeugte Mitbewerbung und Concurrenz zu gegenseitigem Untergange. Neue Erhöhung der Zollsätze wird dann mit lauter Wehklage gefodert, auch wol bewilligt, um bald ein noch traurigeres Dacapo zu erleben. Ich gehe nicht umständlicher auf eine Sache ein, wo Reden gar Nichts hilft und Einzelne wie Regierungen nur durch Schaden klug werden.

Nicht aus der natürlichen Entwickelung, sondern aus der unnatürlichen und künstlichen Steigerung des Fabrikwesens sind fast alle die Uebel und Leiden hervorgegangen, welche man so laut beklagt. Indessen zeigt jede natürliche Entwickelung neben neu hervortretenden Lichtseiten auch manche Schattenseiten, welche Aufmerksamkeit und womöglich Abhülfe fodern. So können mehre Gewerbe gar nicht mehr von Einzelnen und im Kleinen mit Vortheil betrieben werden; hier die alten Formen (z. B. bei der Handweberei, der Branntweinbrennerei u. dgl.) beibehalten, die neuen verfolgen und zerstören wollen, wäre ein

dennoch nicht zum Ziele führender Aberwitz. Die neuen größern Anstalten erfodern aber größere Capitale, das Familienverhältniß von Meistern, Gesellen und Lehrlingen löset sich auf*), und wenigen reichen Fabrikherren stehen (weit von ihnen getrennt) die Massen der vergleichsweise schlechtgestellten Arbeiter gegenüber. Die Summe des Reichthums, ja oft das Wohlsein der Arbeiter hat sich gemehrt; aber das Maß der Vertheilung ist ein anderes geworden und erscheint dem Arbeiter ungerecht und drückend.

Gewalt läßt sich gegen dieses unleugbare Uebel nicht anwenden, und die dawider vorgeschlagene Verbindung des Fabrikherrn und der Arbeiter auf Gewinn und Verlust hat (wie wir sahen) große Schwierigkeiten. Auch dürfte der Gewinn der Arbeiter (selbst wenn der Herr darauf einginge) nicht so groß sein als man gemeiniglich voraussetzt, weil man ja die Zinsen der jetzt ungemein großen Anlage- und Betriebscapitalien Dem zuguterechnen muß, der sie hergibt. Auch findet die freie Concurrenz für sehr viele Fälle das einfachste und richtigste Maß für den Antheil an Gewinn und Verlust. Gewiß wird die Vertheilung da einseitiger und ungerechter, wo man von oben durch Hemmungen, Monopole, Zwangsbestimmungen, Preisfeststellungen u. dgl. hülfreich eingreifen will. Dasselbe gilt, wenn ähnliche Versuche von unten gemacht werden. Deshalb sagt Degérando mit Recht**): „Der Arbeiter, welcher durch seine Ansprüche Verkaufspreise erzwingt, handelt gegen sich selbst. Er glaubt den Unternehmer anzugreifen und trifft den Verbrauch; er verengt die Wege des Absatzes und verstopft die Quelle des Tagelohns."

Wenngleich die Arbeiter dem Fabrikherrn nicht unterthan sind und ihm nicht zu unbedingter Herrschaft übergeben werden dürfen, kann er doch (mehr als oft geschieht) eine Art von Aufsicht führen und einen sittlichen Lebenswandel befördern***). Ferner könnte man ihn verpflichten, für Kranke und Verunglückte und Alte besser zu sorgen; und am wenigsten ist zu rechtfertigen, wenn er (wie meist in England) von Zahlung der Armensteuer befreit bleibt.

Sehr nützlich können Hülfsvereine der Arbeiter werden, und die Sparkassen haben sich bewährt. †) In England sind

---

*) Passy, „De la division des héritages", S. 305.

**) Degérando, I, 195.

***) Dies sei in Rußland gesetzlich. Buret, II. 2[illegible]

†) Buret, II, 286.

bereits an 140 Millionen Thaler in dieser Weise (wenig aber in Irland) niedergelegt; und es ist ein Gegenstand der Prüfung, ob und inwieweit höherer Zins zur Mehrung der Theilnahme zu bewilligen und eine Lebensrente damit zu verbinden sei.

Alle diese und ähnliche Mittel (behaupten nicht Wenige) sind oberflächlich und unzureichend; es gibt nur ein allgemeines und durchgreifendes, nämlich eine angemessene und genügende Erhöhung des Arbeitslohns. — Dasjenige Lohn, welches sich durch freie Bewerbung oder Concurrenz herausstellt, gilt offenbar den Vertheidigern jener Behauptung nicht für angemessen und genügend; es soll vielmehr ein höherer Betrag ermittelt und zwangsmäßig vorgeschrieben werden. Dies erinnert an viele frühere Gesindeordnungen, welche ebenfalls von dem Grundsatz ausgingen: die Regierungen müßten eingreifen und die mangelhaften Ergebnisse der freien Bewerbung verbessern. Freilich aber waltete hiebei eine entgegengesetzte, aristokratische Ansicht vor: man müsse nämlich das Lohn nicht zum Besten der Dienstboten über den natürlichen Satz hinaus erhöhen, sondern zum Besten der Herrschaften gesetzlich vermindern. Niemand leugnet wol jetzt noch die Willkür und Ungerechtigkeit dieser Vielregierei, und daß man im Wege des freien Vertrags viel besser zum Ziele komme als durch Zwangsdienstzeit und Zwangslohn. Auch war es bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der städtischen, ländlichen und häuslichen Verhältnisse, der größern oder kleinern Foderungen und Pflichten ganz unmöglich, irgend einen allgemeinen passenden Lohnbetrag aufzufinden.

Dasselbe gilt von Arbeitslohn und Fabriklohn überhaupt. Wenn nun aber die Regierungen (oder die Herrschaften) auf jenem Wege Nichts zu Stande brachten, so müssen ähnliche Versuche der Arbeiter ebenso mißlingen. Alle Verbindungen, ein höheres Arbeitslohn zu erzwingen, störten den Betrieb, führten zu Faulheit und unnützen Ausgaben, stellten Geschickte und Ungeschickte gleich und endeten mit Verlust der Fabrikherren und der Arbeiter. Daher sagt Villermé *): „Man kann über Feststellung des Lohns viel declamiren und von den Regierungen verlangen, allen Unfällen rasch zuvorzukommen, sowie man von den Aerzten verlangen kann, alle Krankheiten zu heilen. Aber es wird daraus keine Verbesserung des Schicksals der Arbeiter hervorgehen; wie es denn überhaupt schwerer ist, das Gute zu vollbringen, als man glaubt."

---

*) Villermé, S. 564.

Daß Maßregeln, welche geringes Lohn durch Almosen (von Unbetheiligten aufgebracht) erhöhen wollen, fruchtlos, thöricht und ungerecht sind*), bedarf (nach bittern englischen Erfahrungen) wol keines Beweises.

Was heißt denn überhaupt ein angemessenes, genügendes Lohn? Will man es verändern und abmessen nach den allernöthigsten Bedürfnissen oder nach herbeigewünschten Genüssen, nach der Zahl der Kinder und der Geburten, oder der Krankheiten und Todesfälle, nach den Preisen des Getreides oder anderer Gegenstände? So viel ist gewiß, daß gewöhnliches Tagelohn nicht hinreicht, eine zahlreiche Familie zu ernähren**), woran sich Schlüsse und Folgerungen anreihen, welche mit spätern Erörterungen zusammenhängen. Das Wohl und Weh eines Tagearbeiters hängt keineswegs allein von der Höhe des Tagelohns ab; Lohn des Arbeiters, Gewinn des Herrn und Preise der Lebensmittel laufen keineswegs immer parallel nebeneinander her. Oefter steigt die Noth gleichzeitig mit dem Sinken des Lohns. Doch ist dies nicht nothwendig immer der Fall; denn die Ausgaben können sich verhältnißmäßig noch mehr (z. B. durch Sinken gewisser Preise und Bedürfnisse) vermindern als die Einnahmen.

Hieher gehören die Fragen: ob sich bei fortschreitender Cultur nothwendig der Ertrag der Arbeit beim Ackerbau und den Fabriken vermindert? Ob Wissenschaft, zweckmäßiger Fleiß und neue Erfindungen ein genügendes Gegenmittel darbieten? Ob, wenn demgemäß die Arbeit mehr erzeugt, man dieselbe nach Maßgabe des neuen Ertrags höher bezahlt? In diesen Dingen hängt soviel ab von persönlichen, örtlichen, landschaftlichen und Weltverhältnissen, daß von der bloßen Theorie aus keine allgemein befriedigende Antwort gegeben werden kann.

Siebenter Brief.

Ich will heute in höchster Kürze noch einige Vorschläge erwähnen, welche zur Abstellung verschiedener geselliger Krankheiten gemacht worden sind.

1) Herstellung der Zünfte. Gewiß ist man bei eiliger

---

*) Naville, I, 148.

**) Senior, „On population“.

Aufhebung derselben zu weit gegangen und denkt mit Recht daran, gewisse damit in Verbindung stehende nützliche Einrichtungen neu zu beleben. So einen geselligen Zusammenhang, moralische Aufsicht, Sorgfalt für die Kranken, Ehrgefühl für gute Arbeit u. dgl. Allein in dem abgeschlossenen Monopol gewisser Meister und in der Chicane gegen neue Aufnahmen, in der willkürlichen Beschränkung selbst der Tüchtigen liegt kein Mittel gegen vielbeklagte Uebel. Das berliner Maurergewerk hatte einst einem Gesellen aufgegeben: er solle einen Bauplan entwerfen zu einem Palaste für drei fürstliche Familien, die sich nicht in die Quere kommen sollten; und dieser Palast solle genau ein Fünfeck ausfüllen. Wer kann sich einbilden, auf solchem Wege übermäßigen Andrang von Bewerbern zweckmäßig abzuhalten? Es hat überhaupt gar keine Schwierigkeit, durch Anwendung beschränkender Gesetze Lehrlinge und Gesellen aus einer Stadt oder einem Bezirke hinwegzuweisen; keiner von Denen welche dieses Verfahren empfehlen, hat aber bisher gezeigt, wo denn die Zurückgewiesenen bleiben und was aus ihnen werden soll? System und Zeitrichtung ist gar nicht aus einem Stück, wenn man an einer Stellung übermäßig die Arbeiter gegen den Fabrikherrn unterstützt, und dann doch die Gesellen gegen die Meister zurücksetzt. So viel genüge an dieser Stelle; die Frage über Ansiedelungsgesetze führt jedoch nochmals auf diesen Gegenstand zurück.

2) Festhaltung des erworbenen Reichthums durch Majorate, Fideicommisse, Erschwerung der Veräußerungen und der Theilung der Grundvermögens. Liederliche Vergeudung des Erworbenen und übermäßige Theilung der Besitzthümer kann Niemand vertheidigen; selten aber können die mannichfachsten Verhältnisse durch Gesetze geregelt werden, welche Alles über einen Leisten schlagen. Auffoderungen in Deutschland (etwa zur Begründung eines reichen Adels), Majorate und Fideicommisse zu stiften, werden keinen Anklang finden; und Gebote, sie unverzüglich aufzulösen, greifen zu sehr ein in Familien- und Privatverhältnisse. Wenn der Erlaubniß sie zu stiften gegenüber ihre Aufhebung durch Familienbeschlüsse erleichtert wird, setzt sich Alles in das natürliche Gleichgewicht. Das an sich oft wohlwollende Bestreben, auf viele Geschlechtsfolgen hinaus regelnd einzuwirken, trägt nur selten die erwünschten Früchte, und was durch Arbeit und Anstrengung gewonnen ist, geräth durch begünstigende Vererbung jener Art nur zu oft in die Hände genußsüchtiger Faullenzer.

3) Landvertheilungen oder ackerbauende Colonien. Hierbei liegt wenigstens die Absicht zum Grunde, nützliche Thä-

tigkeit zu befördern und nicht der Faulheit Vorschub zu leisten. Aber schon deshalb findet die Sache ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Zuvörderst ist sorgfältig zu berücksichtigen, wie viel Land etwa neben der Hauptbeschäftigung mit der Hand kann bebaut werden; auch hat die Erfahrung gezeigt, daß viele Personen (z. B. Weber) für ländliche Arbeiten zu schwach oder so ungeschickt und unkundig sind, daß sie nicht den frühern Ertrag etwa vertheilter Domainen zu erwirthschaften vermögen. Die Versuche, Kirchspielländereien durch Arme in Cultur zu setzen, scheiterten fast jedesmal*), und ebenso ist die Hoffnung, auf diesem Wege das Uebel zu vertilgen und für die Zukunft weitere Anfoderungen abzuschneiden, nie in Erfüllung gegangen. Die Anlage größerer Ackerbaucolonien erfodert ein um so größeres Capital, als gewöhnlich das bessere Land schon längst in Besitz genommen ist. Schon deshalb haben sich selbst geschickt geleitete Unternehmungen der Art auf die Dauer selten bewährt; wie denn überhaupt Colonisirung durch freie, nicht ganz besitzlose Arbeiter wesentlich von Armencolonien verschieden und ohne Vergleich leichter, sowie des Erfolgs sicherer ist.

4) Auswanderungen. Durch sie ist die Erde bevölkert, bebaut, vergeistigt worden, mithin nicht der geringste Grund vorhanden, sie im Allgemeinen zu hemmen und zu verdammen. Wem es im Vaterlande wohlgeht, sucht sehr selten einen neuen Wohnsitz in der Ferne. Man befördere nur jenes Wohlsein in erwünschter Weise, und das Auswanderungsfieber wird sich bald legen. Daß aber diejenigen Länder, welche am reichsten sind und gut regiert werden, ebenfalls (und wol in noch höherem Maße) den Ueberschuß ihrer Bevölkerung fortsenden müssen, bedarf keines Beweises. Der Nachwuchs wird aber hiedurch keineswegs gehemmt, und die Hinwegführung unzähliger Armen in ferne Welttheile auf Kosten ihrer Mitbürger würde, nach unerschwinglichen oder doch übermäßigen Opfern, keineswegs zum erwünschten Ziele führen. Aus sehr erheblichen Gründen ist selbst das reiche England nicht auf Uebersiedelung armer Irländer eingegangen.

5) Abschaffung oder doch Beschränkung und Besteuerung der Maschinen. Das, was eine Maschine leisten und zu Stande bringen kann, soll nie von einem lebendigen Menschen unternommen werden. Die Maschinen vergeistigen den Menschen, lassen ihm Zeit und Kraft zu höhern Beschäftigungen, vermehren Erzeugnisse und Genüsse in unglaublicher

*) Kleinschrod, S. 200.

Weise: Ehre also und Dank den Erfindern der Maschinen, diesen Befreiern der Menschheit. Vom Spaten und Dreschflegel an bis zur Anwendung der Dampfkraft, welche Reihe von erstaunenswürdigen, heilsamen Forschritten! Diese gerechte Freude und Bewunderung soll uns indessen antreiben, mit doppelter Aufmerksamkeit die Schattenseiten ins Auge zu fassen, welche, wie mit jeder menschlichen Einrichtung, so auch mit dem Maschinenwesen verbunden sind. Ich will deren nur zwei erwähnen. Jede hiehergehörige wichtige Erfindung setzt durch ihre Anwendung eine bedeutende Zahl bisher beschäftigter Menschen außer Thätigkeit: so eine Druckerpresse viele Abschreiber, eine Spinnmaschine viele Spinner, ein Dampfwagen viele Fuhrleute. Die Gefahr, die Krisis tritt jedoch oft allmälig ein und ist dann nur gering; oder sie dauert nicht lange, weil zuletzt durch die neuen Einrichtungen noch mehr Menschen als zuvor beschäftigt werden, wenngleich in anderer Weise. So setzt das Drucken jetzt eine größere Zahl in Bewegung als sonst das Abschreiben, und die Fuhrleute sind bei und neben den Dampfwagen thätiger als je zuvor.

Eine zweite unangenehme Folge des Maschinenwesens ist: daß oft für die dabei beschäftigten Menschen fast nur einzelne Handgriffe übrigbleiben, wobei sie verdummen und nicht die geringste geistige Thätigkeit üben und gebrauchen. Neue Erfindungen haben jedoch allmälig auch viele dieser Hülfsleistungen den Maschinen zugewiesen. Gewiß helfen gegen die beiden hier angedeuteten Uebel keine übereilten Gewaltmittel. Sind jene vorübergehend und örtlich, so muß man nur einstweilige und örtliche Maßregeln ergreifen, über welche sich im Allgemeinen Nichts bestimmen läßt; sind sie dauernd, so muß insbesondere geistige Hülfe, z. B. durch Erziehung und Beschaffung einer freien Zeit, gewährt werden. Wenn Maschinen und Theilung der Arbeit unzweifelhaft die Menge der Erzeugnisse vermehren, so muß auch Etwas für jene edleren Zwecke übrigbleiben; ja wenn die Maschine wohlfeiler arbeitet als der Mensch, so müßte (bei gleichbleibenden Fabrikpreisen) selbst eine Erhöhung des Lohns möglich werden.

6) E r s c h w e r u n g, o d e r E r l e i c h t e r u n g d e r A n s i e d e l u n g e n. Die gerade Entgegensetzung beider Vorschläge zeigt zunächst, daß man mit Untersuchung und Beurtheilung des Gegenstandes gewiß noch nicht im Klaren ist. Die Erschwerung (sagt die eine Partei) ist durchaus nothwendig, um den Andrang habeloser und sittenloser Menschen abzuhalten, welche sehr bald ihren Mitbürgern auf unverschämte Weise zur Last fallen und die Armenkassen völlig erschöpfen. Die Erleichterung

(sagt die andere Partei) ist durchaus nothwendig, damit jeder Einzelne nach bester Einsicht unbehindert dahin gehen und sich ansiedeln könne, wo er die meiste Beschäftigung und den größten Erwerb findet.

Gewiß haben diese Doppelansichten, durch abwechselnde Einwirkung, eine unzusammenhängende Gesetzgebung und die härtesten und willkürlichsten Maßregeln hervorgebracht. So herrschte in England (zufolge der dortigen Armengesetze) eine solche Furcht vor der Ansiedelung habeloser Personen, daß man auch die Tüchtigern zurückwies und unzählige kostspielige Processe geführt wurden *) um die Menschen einer oder der andern Gemeine zu überweisen. Wenn umgekehrt Jeder sich (wie in Berlin) niederlassen darf, der nichts besitzt als gesunde Arme und Beine, so entsteht ein um so gefährlicherer Andrang von Leuten aller Art, als die Gesetze über Ansiedelung in unserem deutschen Vaterlande höchst verschieden sind. Während nämlich an einer Stelle fast nichts gefodert wird, verlangt man an anderer Stelle hohe Bürgschaften, großes Vermögen, Grundbesitz u. s. w. oder man überläßt Zulassen und Abweisen ganz dem Belieben einzelner Orts- und Stadtbehörden. **) Daran reihen sich dann Kunststücke, Schliche, Lügen aller Art, um die Niederlassung zu bewirken oder zu vereiteln; oder man erhebt auch wol Versicherungssummen zur Deckung künftiger Kosten und Unterstützungen.

Die deutsche Bundesacte §. 18 gibt Jedem das Recht, aus einem Bundesstaate in den andern zu ziehen, der erweislich sie zu Unterthanen aufnehmen will. Dieses Satzes letzte Hälfte hebt aber in Wahrheit die erste auf, und mit Recht bezweckte man in den neu entworfenen Grundrechten des deutschen Volks eine größere Freiheit und Gleichheit einzuführen. Schwierig wird es jedoch bleiben, Beides zu versöhnen mit bestehenden Einrichtungen, Antheil an Gemeinegütern, Erhaltung gewisser Vorrechte oder Entschädigung für die Aufhebung derselben. Viel ist in dieser Beziehuug schon im Preußischen überwunden und zu Stande gebracht worden; möge Theorie und Erfahrung von den übrigen deutschen Staaten benutzt werden, bei dem unausweichlichen Uebergang in neue Verhältnisse.

---

*) Kleinschrod, I, 150, 165.

**) In Oestreich entscheidet die Ortsobrigkeit. Rudhart, „Zustand des Königreichs Baiern". Vierteljahrschrift, 1840, II, 245, 265.

Achter Brief.

Ich erwähne heute noch einige Vorschläge zur Abstellung der vielbesprochenen gesellschaftlichen Uebel.

7) Erlaß von Steuern oder Umgestaltung des Steuersystems. Zuvörderst muß man hier dem Irrthume widersprechen: es könne die Armuth durch irgend ein Steuersystem ganz vertilgt werden; obwol das eine oder das andere die Reichen mehr begünstigen, oder die Armen mehr bedrücken kann. Zweitens ist es unwahr daß jeder Steuerzahlende sich an Andern erholen, ihnen die Last zuweisen und aufwälzen könne. Dies vermag der Grundeigenthümer so wenig bei einer nach physiokratischem Systeme ihm auferlegten alleinigen Grundsteuer, als der Arbeiter und Tagelöhner hinsichtlich der Verzehrungssteuern. Gegen die letztern (insbesondere sofern sie die ersten Lebensbedürfnisse betreffen) ist die lauteste Klage erhoben und ihre Abschaffung gefodert worden. Gewiß zahlt der Arme verhältnißmäßig mehr Brot- und Fleischsteuer als der Reiche; beim Erheben der hierauf bezüglichen Klagen wird aber Mancherlei übersehen: so erstens, daß diese mittelbaren Steuern immerdar sicher eingehen und schon deshalb kaum zu entbehren sind. Zweitens, daß sie sehr viele Personen treffen und deshalb viel einbringen. Drittens, daß nach ihrer Abschaffung (wegen ihres verhältnißmäßig geringen Betrags) Brot und Fleisch gar nicht sichtbarlich und bemerklich wohlfeiler werden kann, und der Gewinn nicht den Armen, sondern fast allein andern Personen zugutekommt. Viertens schafft man die mittelbaren Verzehrungssteuern ab, so zahlen unzählige Personen gar nichts zu den Staatsbedürfnissen; es ist ihnen in keiner Weise beizukommen. Selbst Cambon und Robespierre (welche man gewiß nicht den Begünstigern der Reichen beizählen wird) widersprachen einer solchen Steuerfreiheit der Armen. Jener sagte:

„Man muß den gesetzgebenden Körper in der Verwaltung und den Finanzen nicht durch unbedingte Grundsätze und durch oft unausführbare Theorie binden."

Robespierre fügte hinzu:

„Ich habe einen Augenblick den Irrthum getheilt, aber ich komme immer wieder auf die Grundsätze zurück und bin durch die gesunde Vernunft des Volks aufgeklärt worden, welches fühlt, daß die Art der Begünstigung, welche man ihm darbietet, eine Beleidigung ist. Beschließt nicht die Aristokratie des Reichthums, nehmt dem Bürger nicht was ihm am nöthigsten ist,

die Genugthuung: der Republik den Heller der Witwe darzubieten."

Fünftens wenn der Arme verhältnißmäßig zu gewissen Steuern mehr zahlt als der Reiche, so soll man andererseits aber auch hervorheben und ihn darauf aufmerksam machen, daß die Staatseinnahmen sehr weit über seinen Beitrag hinaus für ihn verwandt werden. Jene unmerklichen Abgaben sind für ihn eine sich sehr reichlich verzinsende Sparkasse. Daher sagt Frégier *):

„Ich glaube und hoffe zu beweisen, daß die auf den Verzehrungsgegenständen der Armen wie auf denen der Reichen lastende Steuer, wenn man die Verwendung betrachtet, welche den durch sie erzeugten Hülfsmitteln gegeben wird, wirklich weit weniger eine Last für den Armen als ein Mittel der Arbeit, des Schutzes, des Beistandes und der Belehrung für ihn und seine Familie ist."

Dadurch daß ich den Reichen durch steigende Steuern aus dem Lande weise oder zu Grunde richte, stelle ich die Armuth nicht ab; weshalb denn auch steigende Einkommensteuer nur aus irriger Begeisterung empfohlen, von echter Besonnenheit aber immer (so vor kurzem in Frankreich) verworfen wurden.

Ungeschreckt durch die Lehren der Theorie und der Erfahrung, gehen gewisse Fanatiker noch weiter und fodern:

8) allgemeine Vermögensgleichheit und zu diesem Zwecke Vermögenstheilung. Gewiß wäre dies keine Versöhnung zwischen dem ursprünglich immer aus Arbeit hervorgegangenen Capitale und der Arbeit des letzten Augenblicks, sondern es wäre die ungerechteste Beraubung aller natürlichen und wohlverdienten Früchte der Einsicht, des Fleißes und der Sparsamkeit. Während man sonst wol die Reichen bevorzugte, wäre dies nicht blos eine verdammliche Bevorzugung der unverschuldet Armen, sondern noch mehr der Faulen und Liederlichen. Abgesehen aber von der verdammlichen Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel, ist ihre Ausführung auch ganz unmöglich; und wäre sie möglich, so würde sie binnen kürzester Frist unwirksam, weil die Ungleichheit des Vermögens aus tausend Gründen sogleich wieder hervorwachsen müßte. Ohne eine solche Ungleichheit ist gar keine Entwickelung der Einzelnen und der bürgerlichen Gesellschaft denkbar, und die ungeheuern Gütereinziehungen (welche aus ähnlicher Thorheit und Gewalt in gewissen Zeiträumen stattfanden) haben immer nur verderblich gewirkt.

---

*) Frégier, II, 122.

Manche, welche sich scheuen bis zu diesem Aeußersten zu gehen, fodern:

9) eine wesentliche Umgestaltung der Erbgesetze. Man muß hier daran erinnern, daß alle Vererbung auf Besitz und Eigenthum beruht, und jeder Eingriff in die seit Jahrtausenden üblichen Vererbungen dazu treibt, die neuen Gesetze zu umgehen und in der Hauptsache an der Familie und den Verwandtschaftsgraden festzuhalten. Allerdings gibt es gesetzliche und in Gewohnheiten begründete Modificationen des Erbrechts (z. B. Vorzüge der Erstgeburt, Zurücksetzung der Töchter, Untheilbarkeit des Grundeigenthums u. dgl.), deren Folgen wichtig, jedoch hier nicht im Einzelnen zu erörtern sind. Es genüge die Bemerkung, daß je freier und unbeschränkter die Vererbungen sind, desto mehr wirken sie zu einer gleichmäßigen Vertheilung der Besitzthümer. St.-Simon's Vorschlag, sie nach der Fähigkeit (capacité) vertheilen zu lassen, war eine tyrannische, unausführbare Grille!

10) Abänderung der politischen Formen und Rechte. Unter allen und jeden Verfassungsformen hat sich Reichthum und Armuth erzeugt, obwol gewisse Aristokratien mehr die Reichen, gewisse Demokratien mehr die Armen zu begünstigen pflegen. Solche Einseitigkeit findet jedoch über kurz oder lang ihre gerechte Strafe und zerstört sich selbst. Erweiterung politischer Rechte bietet keine unmittelbare Hülfe wider die Armuth; sie kann vielmehr zu Lässigkeit und zu übertriebenen Foderungen führen, während allerdings die rechte Freiheit oder Befreiung wenigstens allmälig vortheilhaft wirkt und Mißbräuche verhindert. Bisweilen wirken politische Veränderungen in unerwarteter Weise auf Reichthum und Armuth. So führte das Wahlrecht der Zehnschillingsmänner zu einer sehr nachtheiligen Vermehrung und Verkleinerung der Pachtungen in Irland, und umgekehrt das Beschränken des Wahlrechts auf die Zehnpfundmänner zu einem verderblichen und grausamen Kündigen oder Verjagen der kleinen Pächter.

11) Es werden Aufruhr, Krieg und Pest auch wol als Mittel genannt, gesellschaftliche Uebel zu vertilgen oder zu vermindern. Da sie aber selbst zu den entsetzlichsten Uebeln gehören, so könnte dieser Zweck nur beiläufig und in sehr untergeordnetem Maße auf diesem Wege erreicht werden. Dies umständlich zu erweisen erscheint überflüssig; doch mögen folgende Aeußerungen Buret's hier Platz finden. Er sagt *): „Gewalten,

*) Buret, I, 77; II, 243, 383—390.

welche Zorn und Haß in Bewegung setzen, vermögen nichts, durchaus nichts zum Besten der von Armuth und Elend Gedrückten." Und: „Politische Verwirrungen und gesellschaftliche Verlegenheiten aller und jeder Art haben zur unmittelbaren Folge die Verminderung der Arbeit und das aufgezwungene Nichtsthun sehr vieler Menschen."

So richtig dies ist, stellt doch Buret selbst eine Reihe von Besserungsvorschlägen auf, welche ganz unausführbar sind, oder doch in eine grenzenlose Vielregiererei hineinführen würden. Ich theile sie ihrer Eigenthümlichkeit und Sonderbarkeit halber mit, obwol sie in den von mir bereits geprüften Punkten zum Theil widerlegt sind. Man soll also, dies verlangt er, Erbschaften nicht über den ersten und zweiten Grad der Seitenverwandten verstatten, Schenkungen unter Lebendigen und das Recht zu testiren beschränken oder aufheben, vom Grundvermögen, selbst wenn es an Descendenten übergeht, ein Viertel oder ein Fünftel (wenigstens bei großen Erbschaften) dem Staate überweisen, um dadurch möglichst vielen Leuten ein unabhängiges Dasein zu verschaffen. Auch von Fabriken erbt der Staat etwa ein Fünftel, das Uebrige soll möglichst in kleinen Theilen den Fabrikarbeitern billig verkauft werden, um sie dadurch in Theilhaber der Unternehmung zu verwandeln. Nebenher läuft eine Vermögenssteuer mit steigenden Procenten.*) Die Größe und Dauer der Pachtungen**) sowie alle hierauf bezüglichen Verhältnisse ordnet der Staat durch Gesetze. Derselbe vertheilt die Bevölkerung, indem er gewisse Industriezweige hierhin oder dorthin verweist, und auch die Armensteuer gewissen Gewerben auferlegt.

Es ist unbegreiflich, wie man sich einbilden kann, Wohlstand und Freiheit zu begründen, indem man alle selbständige Thätigkeit der Einzelnen aufhebt und sie unter die drückendste Vormundschaft stellt; wie man sich einbilden kann, durch Zerstörung der Familienverhältnisse bessere Bande zu knüpfen. Alles was auf diese Weise gegeben wird, muß vorher anderswo genommen sein, und an die Stelle der natürlichen Entwickelung tritt die ärgste Tyrannei schädlicher Behörden. Das Einzige, was sich in diesen Richtungen durchführen läßt, ist ein zweckmäßig abgestufter Erbschaftsstempel.

Gleich mangelhaft sind Buret's Vorschläge über die sogenannte Organisation der Arbeit, wo drei übereinander gebaute

---

*) Buret, II, 398.

**) Buret, II. 354—361.

Behörden von Fabrikherren, Arbeitern und obrigkeitlichen Personen die Arbeiter annehmen, entlassen, ihren Lohn bestimmen und Streitigkeiten entscheiden.*) Insbesondere soll die höchste Behörde nachweisen: wo im Lande zu wenig oder zu viel erzeugt wird, das Maß der Einfuhr und Ausfuhr feststellen, fremde schlechte Waaren (in Folge von Prüfungen) zurückweisen, verbieten unter dem rechten Preise zu verkaufen, wenn neue Erfindungen die Preise im Ausland verringern, Schutzsteuern dagegen auflegen u. s. w. Doch genug oder schon zu viel von diesen unpraktischen Träumereien!

Neunter Brief.

Wenn der Druck und die Geistlosigkeit der mechanischen Arbeiter in neuerer Zeit zugenommen hat, so ist es doppelt nothig die Erkenntniß und Sittlichkeit durch Erziehung zu vermehren, und nicht blos das Gefühl für zustehende Rechte zu erwecken, sondern auch für obliegende Pflichten einzuschärfen. Aeußere Noth kann hiedurch nicht kurzweg fortgeschafft werden, wol aber die Kraft erhöht ihr zu widerstehen und sie zu ertragen. Den rechten, höchsten Trost gibt endlich Gottesfurcht und Religion; obwol die Behauptung durch die Erfahrung widerlegt wird, daß irgend ein einzelnes Bekenntniß alle Mängel irdischer Verhältnisse allein abgeholfen habe oder abhelfen könne.

An einer fast entgegengesetzten Stelle, und doch mit dem Religiösen in wesentlichster Verbindung, stehen die Vergnügungen und Genüsse der niedern Klassen. Spielen und Saufen, in Verbindung mit dem die Familienkreise auflösenden Wirthshausleben, sind die verderblichsten Laster, denen Mäßigkeitsvereine in einigen Ländern (so in Irland und Nordamerika) mit großem Erfolge entgegengetreten sind. Aber noch immer ist sehr häufig die Ausgabe des Armen für Taback und Branntwein größer, als die für Brot. Bleiben zahlreiche Vereine von Armen ganz vereinzelt, so bilden sie sich leicht in unsern Tagen ein eigenes und gefährliches System der Sittenlehre und des Rechts. Grundbesitzer und Fabrikherren, Geistliche und Armenbehörden müssen danach streben in diesen Gegenden eine nützliche Einwirkung zu

---

*) Buret, II, 427.

gewinnen. Volksbibliotheken, welche schlechte Leserei verdrängen und echte Einsicht und Moralität verbreiten, sollten mit viel größerem Eifer als bisher gegründet und befördert werden. Eine solche Vergeistigung der Vergnügungen und Genüsse trägt nothwendig die erfreulichsten Früchte.

Fast wäre es gerathen und mir am bequemsten, hier meine Andeutungen und zerstreuten Bemerkungen zu schließen; ich habe aber bisjetzt zwei gleich wichtige und schwierige Punkte zur Seite geschoben, welche ich nicht unerwähnt lassen kann. Der erste betrifft die sogenannte Uebervölkerung (overpopulation). Diese, sagt man, ist da vorhanden, wo die Nahrungsmittel für die Menschen nicht ausreichen, oder diese überhaupt außer Stande sind, sich ein irgend erträgliches Dasein zu verschaffen. Hieran reihen sich folgende Bemerkungen: 1) Wäre nicht ein Ueberschuß der Bevölkerung häufig an bestimmten Stellen vorhanden gewesen, so würden sich die Menschen gar nicht verbreitet haben; für die ganze Erde ist aber noch keineswegs eine Uebervölkerung vorhanden. Wol aber kann diese da sein für einzelne Länder, Städte, Häuser, Stuben, Familien. 2) Uebervölkerung kann bei einer sehr dünnen Bevölkerung eintreten, wenn z. B. Beschäftigung für Diejenigen fehlt, welche von ihrer Hände Arbeit leben. Dies ist jedoch nur ein bedingtes, oft vorübergehendes Verhältniß. 3) Wo Ausfuhr des Getreides stattfindet, ist noch keine Uebervölkerung, und ebenso wenig, wo man Getreide einführt, es aber zu bezahlen im Stande ist.*) Wol aber kann neben starker Ausfuhr des Getreides insofern eine Uebervölkerung (wie in Irland) vorhanden sein, als die niedern Klassen dasselbe zu behalten oder zu bezahlen außer Stande sind.

Jede Zeugung eines Menschen ist (woher auch die Seelen kommen mögen) eine Vergeistigung des Materiellen, und insofern ein unleugbarer Fortschritt. Die Vermehrung der Menschen erzeugt auch an sich noch keine Armuth, velmehr betrachtet man z. B. in Nordamerika die wachsende Zahl der Kinder als eine Zunahme des Besitzthums. Abnahme der Bevölkerung kann aus sehr vielen Gründen entstehen und schließt fast immer Rückschritte in sich; Zunahme der Bevölkerung kann aber nicht unter allen Verhältnissen als ein erwünschtes Glück betrachtet werden. Solch Ueberwachsen der Bevölkerung tritt nicht blos in Fabrikstädten, sondern auch auf dem Lande ein, obwol hier fast Alle für Mehrung der Lebensmittel thätig sind. Die

---

*) Thornton, S. 1—2.

Behauptung: daß bei steigender Armuth die Zahl der erzeugten Kinder sich mindere, ist durchaus irrig; die Erfahrung zeigt bestimmt das Gegentheil.

Allerdings gibt es Leute, die gar keine Kinder zeugen, oder die deren weniger haben als sie ernähren können; im Ganzen und Großen ist aber (trotz aller wunderlichen Einreden von Gottlosigkeit) Malthus' Lehre ganz richtig, daß die Menschen im Stande sind mehr Kinder zu zeugen als zu ernähren.*) Wenn es Manna regnete, die Bevölkerung würde bald nachkommen und es verzehren, und nach einer Berechnung über die Möglichkeit der Vermehrung der Menschen würde in England auf eine Familie nur ein Quadratzoll kommen. Deshalb sagt Thornton (S. 116):

„Wenn nicht aus übermüthiger Streitsucht die offenbarsten Wahrheiten bisweilen eigensinnig bestritten würden, so wäre es überflüssig zu erweisen, daß die Menschen (gleich allen andern Thieren) die Kraft haben, sich über die Mittel bequemen Unterhalts hinaus zu vermehren, und daß sie zu gleicher Zeit einen starken Hang haben diese Kraft zu üben."

So wären wir unausweislich bei einem Gegenstande angelangt, der aus Ziererei und verkehrtem Anstandsgefühle fast nie mit der gehörigen Offenheit und Wahrheitsliebe behandelt worden ist.

Die Fortpflanzung der Menschen hängt durch höhere Fügung ab von der Trennung und der Vereinigung beider Geschlechter. Diese Thatsache ist nicht abzuleugnen und nicht abzuändern, wol aber von einem doppelten Standpunkte zu betrachten, von dem natürlichen und dem sittlichen. Gehen wir zuvörderst von dem letzten aus, so wird die Aufgabe darin bestehen, das Natürliche zu regeln und in Maß und Zucht zu halten. In dieser Richtung findet sich aber eine Schule oder Partei, welche (weiter gehend) eine jede Unterwerfung unter natürliche, vorzugsweise körperliche Triebe als eine unwürdige Sklaverei bezeichnet, von welcher sich der Mensch durch geistige Kraft befreien und auf eine höhere Stufe erheben solle. Ein freiwilliges Gelübde steter Keuschheit gilt für den edelsten Beweis der Erhabenheit und Vernünftigkeit der menschlichen Natur.**) Gewiß ist es ein Beweis der Einseitigkeit und Bornirtheit einer Zeit, wenn sie diese Ansicht und Gesinnung gar nicht begreifen kann oder blos lächerlich findet. Alle Achtung

*) Senior S. 9.

**) Villeneuve-Bargemont, „Economie politique chrétienne", I, 183.

vor vielbekinderten Hausfrauen: aber eine nicht wegzuleugnende dichterische und sittliche Heiligkeit der Jungfrau geht mit ihrer Verheirathung verloren, und es gibt keinen geringhaltigeren Witz, als der nur zu oft von platten Gesellen über alte Jungfern ausgesprochen wird.

An jene freiwillige, aus tiefem Gemüthe hervorgehende Ehelosigkeit reiht sich die an, welche Gesetze (wie bei dem Cölibat der Geistlichen) vorschreiben, oder ärmliche Verhältnisse aufzwingen. Am übelsten, wenn Ehelosigkeit wesentlich Folge der Eigenliebe und Genußsucht ist.

Ohne hier näher auf die Licht- und Schattenseiten der Ehelosigkeit einzugehen, genügt es hier daran zu erinnern, daß die Unverheiratheten seltener in Noth gerathen, oder mit (unehelichen) Kindern ihren Mitbürgern und den Gemeinen zur Last fallen.

Der äußerste Gegensatz zum Cölibate ist die Polygamie oder Vielweiberei; zwischen beiden liegt die Monogamie als die natürlichste und beste Form ehelicher Verhältnisse, wofür nähere Beweise zu geben überflüssig sein dürfte. Doch sind wir hiermit noch nicht am Ziele angelangt. Es bleiben noch schwierige Fragen zu beantworten übrig, von denen ich wenigstens einige näher ins Auge fassen will.

1) Es ist Thatsache, daß viele Menschen nicht heirathen dürfen oder nicht wollen, bei mächtigem Naturtriebe sich aber ihm hingeben und uneheliche Kinder in die Welt setzen. Aufsicht, Strafen, Keuschheitscommissionen u. dgl. haben hiegegen nichts geholfen; ja vielfache Erfahrungen bewiesen, daß es besser sei über die Vaterschaft gar keine Untersuchung zuzulassen (la recherche de la paternité est interdite) als auf entgegengesetztem Wege, durch eine Art von Sicherheit des Erwerbs, ja des Gewinns, die außereheliche Kinderzeugung gleichsam zu begünstigen. Seitdem in England die Mutter allein für Verpflegung des Kindes einstehen muß (sofern sie nicht der Gemeine damit zur Last fällt), hat die Zahl der unehelichen Geburten sehr abgenommen. So betrug die Zahl der den Gemeinen zur Last fallenden Kinder im Jahre 1835 71,298 und im Jahre 1837 nur 45,135.*) Es ist sehr leicht über leichtfertige Mädchen den Stab zu brechen; man darf aber nicht vergessen, daß neben dem Naturtriebe, dem Leichtsinne, der Putzsucht, noch weit öfter Hunger und Noth in diese Bahn treiben, und Töchter sogar das Gewerbe (bei dem Unzureichenden aller andern Mittel und

*) Buret, I, 420.

[illegible]

[illegible] ... Stimmungen [illegible]

[illegible] ... ur [illegible] ... [illegible]

[illegible]

Gewarnten in frecher Gleichgültigkeit: Die Kinder gehören nicht uns, sie gehören der Gemeine, der Stadt; diese muß sie ernähren, kleiden, erziehen.*) Viele Kinder treiben keineswegs immer zur Arbeit, sondern sie erhöhen die Sorglosigkeit; oder die Arbeit reicht für eine zahlreiche, nur zu oft schwächliche, ungesunde Familie nicht aus. Mit Recht sagt deshalb ein wohlunterrichteter Schriftsteller: es ist die Pflicht eines jeden Menschen nicht zu heirathen, bevor er die Gewißheit hat, daß er Frau und Kinder ernähren könne.**) Diese Neigung oder Leidenschaft muß wie jede andere einer Regel unterworfen sein, wenn man den Menschen nicht herabwürdigen will zu einem blos vom Naturtriebe geleiteten Thiere.

Man hat wol gesagt: Aus dem Ueberschusse des Kinderreichthums der niedern Klassen muß der Ausfall bei den höhern ersetzt werden; es sterben aber andererseits auch verhältnißmäßig mehr Kinder der Armen als der Reichen. In dem ärmsten Bezirke von Paris war die Kinderzahl um 73 Procent größer als im reichsten***), und die Findelhäuser bieten (wie wir sehen werden) kein taugliches Mittel, sie am Leben zu erhalten. Zum Theil eine mittelbare Folge davon ist, daß man den Auswurf (rebut) der pariser Bevölkerung auf 64,000 anschlägt.†)

Was ist nun bei diesen traurigen, furchtbaren, zerstörenden Verhältnissen von Seiten der Behörden und der bürgerlichen Gesellschaft zu thun? Nichts, antwortete die eine Partei oder Schule. Jede Beschränkung des schlechthin freien Heirathsrechts ††) ist ein zugleich unnützer und tyrannischer Eingriff in die Selbstentscheidung jedes Einzelnen, ein lächerliches Hofmeistern der Naturgesetze, ein Verkennen der Wohlthaten steigender Bevölkerung. Und noch weniger als auf die Zahl der Heirathen kann man von obrigkeitswegen einen hemmenden Einfluß auf die Zahl der Kinder ausüben, oder höchstens (in sehr verkehrter Weise) die Zahl der unehelichen in dem Maße vermehren, als man die der ehelichen vermindert. Die Einwirkung der Aeltern und Vormünder, sowie der gesunde Menschenverstand und die Selbstbeherrschung der Heirathslustigen und Verheiratheten können allein die beklagten Uebel, wenn nicht austilgen, doch ermäßigen.

---

*) Naville, I, 80, von England.

**) „Enquête sur le pauperisme dans le canton de Vaud", S. 145.

***) „Mémoires de l'Académie", Nouvelle série. II.; Passy, S. 294.

†) „Mémoires", II, 132.

††) Rudhart, I, 28, 162.

Hierauf antworteten Andere: Wenn die Regierungen nicht [illegible] Unterstützungen [illegible] z. B. [illegible] Beschäftigungen [illegible] fordern [illegible] ihre Pflicht [illegible] zweckmäßige Mittel [illegible]. Mögen [illegible] Ehebeschränkungen [illegible] Kinder mehr geboren werden [illegible] unbedeutend im Verhältniß [illegible] innerhalb [illegible] geschlossenen Ehen [illegible]. Der Einfluß von Aeltern und Vormündern [illegible] verantwortungsvolle [illegible] Einzelne [illegible] Wirkung [illegible] Thuns und Lassens [illegible] Folgen für das gemeine Wesen [illegible] Manne schon [illegible] Heirathsalter zu verbieten [illegible] Erlaubniß zur Verehelichung [illegible] vierundzwanzigsten Jahre [illegible] nur in einzelnen Fällen z. B. [illegible] Vermögens) Ausnahmen zu gestatten.

Aehnliche Vorschriften bestehen für Baiern. In Bern soll Niemand [illegible][*], der [illegible] Armenunterstützung empfangen und sie nicht zurückgezahlt hat. In [illegible] und Unterwalden kann die [illegible] den Armen das Heirathen verbieten; in Bern, Freiburg, St. Gallen und Unterwalden müssen Brautleute eine Summe zur Armenkasse zahlen. Von Wien aus wird unter dem 25. Febr. 1848 gemeldet[**]: „Der hiesige Magistrat hat allerhöchsten Orts eine umfassende Denkschrift wegen der [illegible] Uebelstände überreicht, welche aus der Ueberhäufung von Ansässigmachungen und Heirathsbewilligungen für die Residenz dadurch hervorgehen, daß die Ertheilung von Befugnissen sogenannter freier Beschäftigungen und Gewerbe ohne alles Maß geschieht, die Heirathen mittelloser Personen in Folge dessen über Gebühr zunehmen und die Stadt mit erwerblosen Personen überwölkert wird, welche zuletzt die Hülfsmittel und Vorsorge von Seiten der Stadtgemeinde und der öffentlichen Wohlthätigkeit [illegible] müssen.“

Diese Darlegung [illegible] den Mittelpunkt der [illegible] Uebel und Krankheiten, und [illegible] der außerordentlichen Schwierigkeiten Heilmittel zu finden, dennoch [illegible] des Staats und der Behörden nicht möglich seyn, die [illegible] Wege länger zu verfolgen, welche das Uebel von Jahr zu Jahr nothwendig

*) [illegible], [illegible], 291; [illegible], [illegible], 112—116.

**) „[illegible] Zeitung“, 1848, Nr. 59.

bis zum Unerträglichen vergrößern. Unbedingte Freiheit des Ansiedelns, Heirathens und des unsittlichen Kinderzeugens ohne irgend eine Bürgschaft für die Gemeinen, richtet diese unausbleiblich zu Grunde. Aber nicht blos die Behörden werden mehr oder weniger eingreifen und regeln müssen, sondern vor allem liegt es den Geistlichen ob, in heilsamer Weise für das Wohl der Einzelnen, der Familien, der Gemeinen zu wirken. Statt der Redereien: Im Himmel werden die Ehen geschlossen, der Herr hat eure Herzen zueinander geführt, die Kindlein kommen von Gott u. s. w., sollten sie in viel ernsterer und strengerer Weise auf die unendliche Wichtigkeit und Schwierigkeit jeder ehelichen Verbindung hinweisen, und daß die Kinder kommen nach Maßgabe der Selbstbeherrschung. Man kann in unseren Tagen nicht oft genug wiederholen, daß es ein Unrecht und eine Sünde ist, mehr Kinder in die Welt zu setzen als man zu ernähren und zu erziehen im Stande ist.

Ich muß an dieser Stelle noch großer Anstalten erwähnen, welche die besprochenen Uebel mindern sollen, in Wahrheit aber auf abscheuliche Weise vermehren: dies sind die Findelhäuser. Im Jahre 1831 wurden 2625 Kinder in das mailänder Findelhaus gebracht *), während in der ganzen Landschaft nur 1576 uneheliche Kinder geboren wurden. Wären also (eine irrige Voraussetzung) auch alle unehelichen Kinder ohne Ausnahme ins Findelhaus gebracht worden, so mußten sich doch unter jener Zahl 1049 ehelich geborene Kinder befinden. Im Jahre 1836 wurden 2963 Kinder im Findelhause ausgesetzt, von denen 1764 starben. Auf eine Bevölkerung von 380,000 Seelen (weniger als die Einwohnerzahl von Berlin) kommen in der Landschaft Turin jährlich 500 ausgesetzte Kinder. Im Genuesischen waren 1813 1202 Findlinge vorhanden, 1835 aber 2555. In demselben Jahre wurden daselbst ausgesetzt und lebendig gefunden 275, todt gefunden 163. Das elfte Kind war im Durchschnitt ein Findling. Im ganzen Lande betrug 1835 ihre Zahl 3480, wovon 1957 starben. Von 3332 in das Findelhaus zu Padua aufgenommenen starben innerhalb der ersten achtzehn Monate 1139. Unter 7600 Findlingen waren in Toscana (zufolge einer Schätzung) etwa 3400 ehelicher Geburt, die Sterblichkeit belief sich viele Jahre hindurch auf 80 vom Hundert. In Neapel wurden ausgesetzt im Jahre 1824 1977, davon starben 1471; im Jahre 1838 2022, davon starben 1440. Die Zahl der in Messina ausgesetzten Kinder beträgt monatlich 30—50. In

*) Raumer, „Italien", I, 202, 329, 99; II, 402, 445.

einer palermitanischen Uebersicht für 1836 sind (die lebendig gefundenen Kinder ungerechnet) folgende drei Posten oder Klassen aufgeführt: Im Drehrade wurden todt gefunden 21; halbtodte Kinder, welche sehr bald darauf starben, 45; durch Fehlgeburt und Abtreibung umgekommene 36. In Paris wurden von 1670—1770 jährlich im Durchschnitt 2000, in Summa also 200,000 Kinder ausgesetzt.*) Im Jahre 1834 gab es 129,699 Findlinge in Frankreich, 1784 aber nur 40,000. Die Zahl der Findelhäuser steigt daselbst bis auf 300. Von etwa jährlich in Paris geborenen 30,000 Kindern werden im Durchschnitt 5500 ausgesetzt. Im Jahre 1815 befanden sich 85,808 Kinder in den Findelhäusern; binnen 25 Jahren wurden 880,639 ausgesetzt, von denen 475,127 starben.

Doch genug der Beweise und Thatsachen, daß diese, unbegreiflicherweise noch immer von einigen angeblichen Menschenfreunden empfohlenen Anstalten leichtsinnige Ehen und sündliches Kinderzeugen befördern, das Gefühl und den Sinn für älterliche Pflichten untergraben, den überlebenden Findlingen Haß gegen Aeltern, Familie und bürgerliche Einrichtungen einimpfen, und eine Mördergrube werden für Die, welche man zu erretten vorgibt.

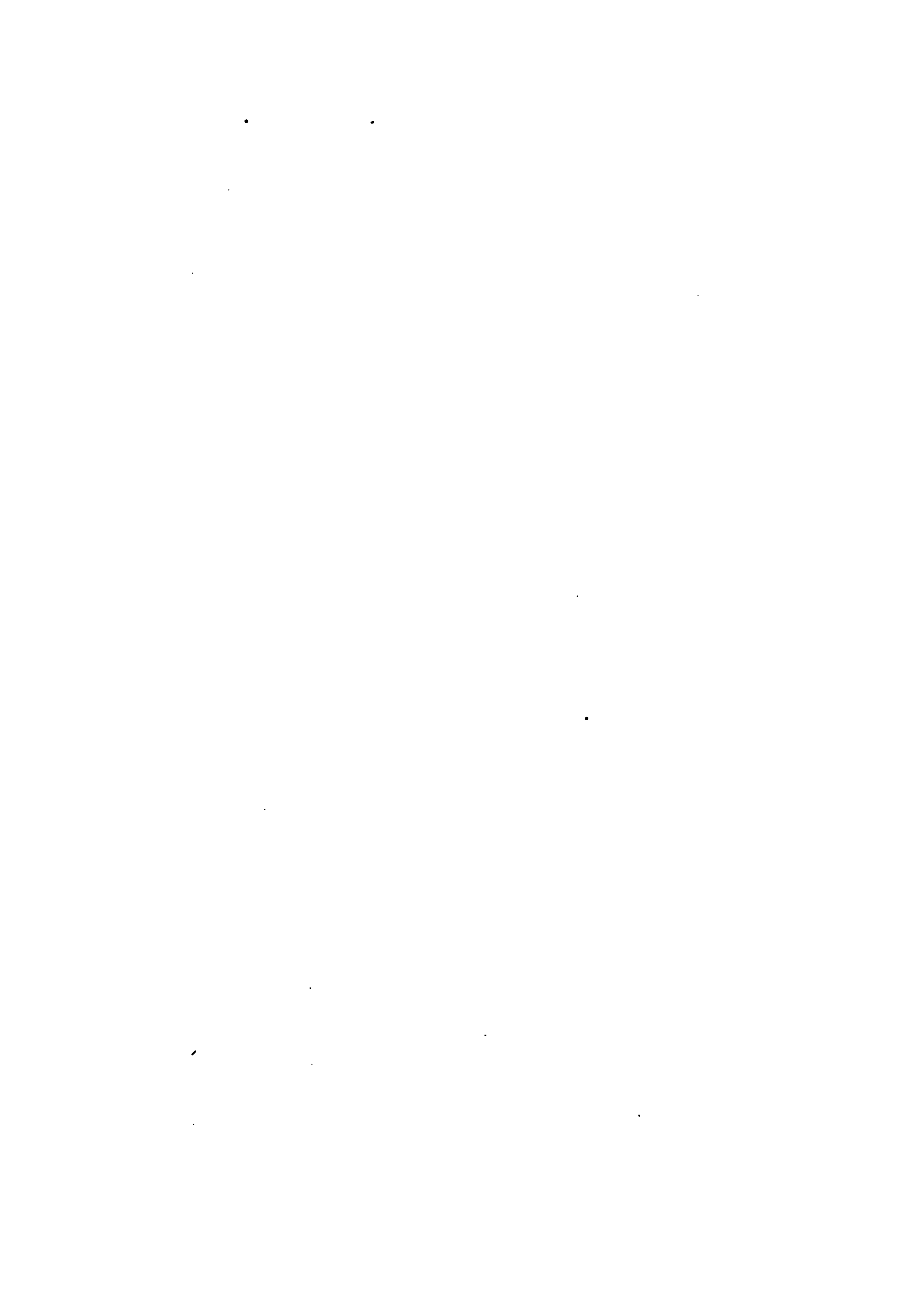
Blicke ich zurück auf meine Briefe, so sehe ich sehr deutlich, daß sie nur ungenügende Andeutungen und unvollständige Bruchstücke enthalten; ich wiederhole aber, daß es gar nicht meine Absicht war, etwas irgend Vollständiges zu liefern. Indessen bleibt es jedenfalls nützlich, sich zu orientiren und vorläufig davon zu überzeugen: es gebe kein Universalmittel gegen die großen und beklagten geselligen Uebel, und ebenso wenig tauge es immer nur zu verneinen und die Hände in den Schooß zu legen. Durch immer wiederholte Betrachtung und Prüfung der Thatsachen steigt indessen die Erkenntniß, und vermehrte Erkenntniß bringt jedem Ziele näher, wenn auch nicht jedes vollständig erreicht werden kann.

---

*) Marchand, S. 360; Buret, I, 418; Villeneuve, II, 519; Degérando, II, 165.

III.

Erzählungen.



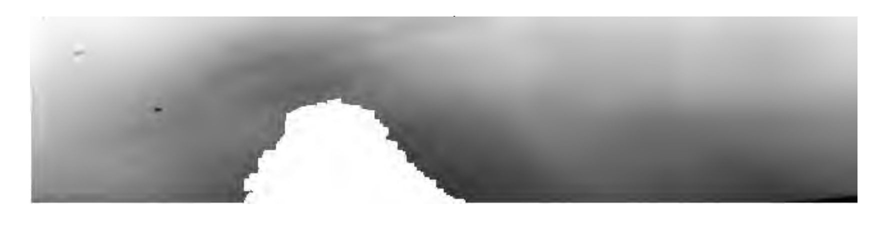
1.

Eine venetianische Familie. 1815.

Wenn ein Staat so schnell und furchtbar durch äußere Gewalt und innere Parteiung zu Grunde geht, wie Venedig, so müssen auch die Familienverhältnisse oft zerrissen, Lebenshoffnungen zerstört, Tugenden verkannt und Laster erhöht werden. Dies beweiset folgende Geschichte, welche ich dir mit den Worten einer edeln Donna erzähle, die ich näher kennen lernte, und durch meine Theilnahme für ihr Vaterland zu einer offenen Mittheilung veranlaßte.

Mein Vater, erzählte sie, war einer der angesehensten Edeln Venedigs, ein Mann von großem Ernste und musterhaftem Wandel. Seine Kenntniß der venetianischen Geschichte und lange Uebung in Geschäften erhoben ihn mehre Jahre hindurch über alle seine Nebenbuhler; als aber die Zeiten der Revolution heranrückten, genügte er weder sich noch Andern. Die zu Neuerungen Geneigten und in der Weisheit der letzten Tage Befangenen schalten ihn langsam, pedantisch, beschränkt und hemmend; und er selbst fühlte, bei dem festen Beschlusse nicht einen Finger breit von den Gesetzen abzuweichen, daß diese Gesetze den herannahenden Sturm nicht beschwören konnten, und jede Aenderung wiederum die Gefahr gänzlicher Zerstörung herbeiführte. Diese unglücklichen Verhältnisse minderten nicht seine Kraft und seine Thätigkeit, aber sie machten ihn noch ernster, stiller, und nahmen ihm die freudige Hoffnung, daß die Anstrengungen der Edeln auch hienieden schon ihren Lohn finden und dauernd einwirken.

Meine Mutter ward im Sinn und Wandel durch meinen Vater aufrecht erhalten, so daß sie zu den nicht zahlreichen tadellosen Hausfrauen Venedigs gehörte. Dies erscheint als ein doppeltes Verdienst, da sie außerordentlich schön war und wol



schwerlich die Größe ihres Mannes jemals ganz erkannt und geehrt hatte. Von drei Söhnen war der älteste der Liebling meines Vaters und Franzesco verehrte wiederum seinerseits jenen auf eine fast mehr als kindliche Weise. Ihre Charaktere schienen große Aehnlichkeit zu haben: Franzesco zeigte sich für seine Jahre ernst und fest, in seinen Sachen hielt er die größte Ordnung, gehorsamte dem Vater aufs Wort, litt aber von Unberechtigten nicht die geringste Beschränkung, sondern that, ohne ihnen gerade zu widersprechen, was ihm Recht dünkte. Selten brach die Fülle seines Innern hervor, dann aber mit der größten rücksichtslosen Gewalt, und nichts konnte ihn zur Besinnung bringen und beruhigen, als des Vaters bedenkliche Frage: hast du auch Recht? Ganz das Gegentheil war mein zweiter Bruder Henrico: laut und lärmend und Alles durcheinanderwerfend, bald Jedem, bald Keinem gehorsam und leicht zu flüchtiger Begeisterung aufgeregt. Mein Vater nahm an dem Allem schweren Anstoß und weissagte Uebles für die Zukunft; wogegen meine Mutter, vielleicht aus ihrem tiefsten Innern heraus, Henrico entschuldigte und alles Gute von ihm hoffte. Dem Alter nach stand zwischen beiden Brüdern meine ältere Schwester, ein stilles gutes Mädchen, die aber nicht zum Vermitteln taugte. Ein jüngerer Bruder kam noch in keinen Betracht, und die leidenschaftliche Liebe, welche Franzesco und Henrico zu mir, ihrer jüngsten Schwester, trugen, ward öfter ein Gegenstand des Zwistes, als der Versöhnung.

Jene ältere Schwester heirathete einen würdigen Mann, der sich an Franzesco anschloß; dieser selbst hatte in frühester Jugend eine Zuneigung zu einem Mädchen gefaßt, und da er nie etwas aus seinem Herzen ließ, was er einmal ergriffen hatte, so wählte er sie zum Weibe; obgleich ihre Beweglichkeit und leichtsinnige Fröhlichkeit keineswegs zu seinem Wesen, sondern vielmehr zu dem Wesen Henrico's paßte. Doch hätte sich vielleicht Alles, trotz der Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit friedlich erhalten, wenn nicht die Bewegungen in Frankreich auch auf unser Vaterland gewaltsam eingewirkt und heftige Parteiungen erzeugt hätten. Bei dem täglich erneuerten Streit über die öffentlichen Verhältnisse erklärte sich Franzesco für das Herkömmliche, Henrico hingegen erwartete Alles von den neuen Lehren der Franzosen; und dem Vater, der keine Versöhnung stiften konnte, schien es gerathen, auf einer Sendung nach Wien, Franzesco und mich mitzunehmen. Während jene Beiden größtentheils mit öffentlichen Arbeiten beschäftigt waren, lernte ich durch einen geschickten Lehrer die deutschen Meister-

werke der Tonkunst kennen; den größten Vortheil für meine Ausbildung zog ich aber aus dem täglichen Umgang eines würdigen Geistlichen, der seit vielen Jahren Italien verlassen und sich in mancher Hinsicht zu einem Deutschen umgebildet hatte, ohne die lebhafteste Theilnahme für sein Vaterland aufzugeben. Er hoffte wenig von der Zukunft, und als Franzesco am letzten Abend unsers Aufenthalts in Wien von dem Glücke einer sehr vornehmen Verheirathung sprach, welche er nicht ohne Anschein des Erfolgs für mich betreiben wollte, fand ich Abends von der Hand jenes Verehrungswürdigen folgende Zeilen auf meinem Schreibtische:

Zum Leiden Anna wirst du auferzogen,
Daß selbst vor Fremden fließen Deine Thränen,
Ein dunkler Schleier und ein finstres Sehnen
Hat jeder Lust dich, jedem Gut entzogen.
Dein brennend Herz fühlt sich nur angezogen
Von Schmerzen, und dein langes, langes Leben
Scheint dir vom Himmel dazu nur gegeben,
Daß auf dich stürzen alles Jammers Wogen.

Es waren seine Abschiedsworte, sie gingen in Erfüllung und ich schrieb später hinzu:

O Weissagung, du hast mir nicht gelogen,
Und laut will ich es aller Welt verkünden,
Daß ich in Wehmuth nur kann Ruhe finden.
Aus Thränen bau' ich mir den Himmelsbogen,
Und gibts der Qualen eine noch auf Erden,
So gebt sie mir, sie soll die meine werden!

Als wir nach Venedig zurückkamen, erfuhr Franzesco erstaunt, seine Frau habe ihre Leidenschaft für Henrico nicht verbergen können, und dieser Franzosen und Französischgesinnte bei ihr eingeführt, ja eine fast stehende Gesellschaft von Neuerungssüchtigen errichtet. Der furchtbare Zorn Franzesco's traf seine Frau: als sie sich flehend nahte, stieß er sie zurück, sie warf Blut aus und starb. Meines Vaters Zorn richtete sich mehr gegen Henrico, und der meiner Mutter gegen Franzesco. Hierüber zerfielen meine Aeltern unter sich so sehr, daß eine herzliche Versöhnung unmöglich ward. Nur unter der Bedingung wollte der Vater Henrico verzeihen, wenn er sich ganz von der französischen Partei trenne; aber dieser verließ lieber Venedig, mit dem Fluche des Vaters beladen. Franzesco war

nicht glücklicher: denn obgleich ihn die Gesetze nicht verdammten und ein unverschuldeter Zufall obzuwalten schien, verschwand er doch ebenfalls aus Venedig. Wahrscheinlich hielt er sich eine Zeitlang an der dalmatischen Küste auf, wenigstens schloß ich dies aus einem Sonett, dem einzigen Lebenszeichen, welches er mir zukommen ließ und welches seinen Gemüthszustand lebhaft schildert.

Finstre Thäler, himmeldrohende Berge,
Tiefer Abgrund, Felsen schroffzerspalten,
Feuchter Nebel, grause Luftgestalten,
Wüst Gemäuer, aufgerissne Särge,
Nur der Schlange und des Wolfs Herberge,
Die auf Leichen Festgelage halten,
Bis sie selbst vor Furcht und Angst erkalten,
Jedes suchend, wie es sich verberge.
Hier, und an des Meeres kahlem Strande,
Wo den Schmerzensruf des Menschen höhnet
Furchtbar Brüllen wilderregter Wellen,
Leb' ich büßend weit vom Vaterlande.
Aber bleibt der Himmel unversöhnet
Trotz der Buße, weih' ich mich der Höllen.

Mittlerweile kam die Gefahr eines Krieges mit den Franzosen immer näher; es verbreitete sich das Gerücht eines Umsturzes der alten Regierung. Mein Vater, durch Krankheit abgehalten, hatte an dem unglückseligen zwölften Mai seine Ansicht selbst nicht vortragen können, und wir harrten ängstlich des Ausgangs. Da erscholl plötzlich der einstimmige Ruf: es lebe der heilige Marcus, und indem ich zu einem Fenster in den Procuratien eile, erblicke ich Franzesco, der, in geringe Kleider gehüllt, einen der Mastbäume hinanklettert und die alten Fahnen der Republik befestigt. Niemand konnte ihn in diesem Augenblick wieder auffinden, aber bei dem blutigen Kampfe, der darauf folgte, fand er seinen Tod, und einige für unsere Familie wohlgesinnte Einwohner brachten seine Leiche am folgenden Abend in unser Haus. Meinen Vater übermannte das öffentliche und häusliche Unglück, er starb. Beide sollten an einem Abend beerdigt werden; meine Mutter, meine Schwester und mein dritter Bruder waren allein um die geliebten Todten, um ihnen den letzten Schmuck mit Blumen und Kränzen zu bereiten, da trat durch eine wenig bekannte Seitenthür ein Offizier in französischer Uniform ein, es war Henrico. Er stürzte zu Boden und erst nach einigen Stunden

konnten wir ihn wieder zur Besinnung bringen. Am andern Tag verließ er in bürgerlicher Kleidung das Haus, wir haben nie wieder von ihm gehört. Mein Schwager mußte als österreichisch gesinnt Venedig verlassen, meine Mutter pflegte ich noch ein Jahr, dann starb sie. Mein dritter Bruder, erzogen unter solchen Ereignissen und eine höchst eigenthümliche Natur, konnte weder die französische noch österreichische Herrschaft ertragen, er lebt bald hier bald dort, heimatlos, aber in seiner Art noch glücklicher, als viele Andere.

Hier schwieg Donna Anna, und auch ich war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Nach einiger Zeit fuhr sie fort: ich wollte Ihnen Vieles umständlicher, oder eigentlich geschichtlicher erzählen, aber mein Schmerz trieb mich zum Schlusse. Ich will Ihnen aber bis morgen einige Papiere anvertrauen, aus denen Sie auch meinen dritten Bruder näher kennen lernen. Diese Papiere waren sehr anziehend, aber leider fehlte es mir an Zeit, viel aus ihnen abzuschreiben. Ich gebe indessen die Hoffnung nicht auf, ganz in ihren Besitz zu kommen, und theile dir heute folgende Bruchstücke mit:

I.

Wenn eure Briefe mir Freude machen sollen, so hört endlich auf, mir immer und immer Maß und Ruhe anzuempfehlen. Sperrt eure Kräfte, eure Liebe, euern Haß in Flaschen ein, pfropft sie, verpicht sie, und laßt euch dann geduldig auf dem Meere des Lebens umhertreiben. Das will ich nicht, das soll ich nicht. Ihr fragt warum? Was hälfe die schon hundert mal gegebene Antwort, welche ihr vorsätzlich mißversteht! Euch erscheints als eine edle Pflicht, mich nach euerm Maßstabe zu messen, zu verrenken, zu quälen, bis ich in das Fachwerk eurer Tugenden hineinpasse. Ich verschmähe aber diese Tugenden und bin viel milder als ihr, da es mir nicht einfällt, euch meine Weise aufzudringen. Wenn euch einmal, Gott weiß durch welchen Zufall, etwas heiß ums Herz wird, so schreit ihr gleich nach Wasser um die mittlere gesetzliche Wärme festzuhalten; und wiederum, wo ihr vor Entsetzen erstarren und Zähneklappen bekommen solltet, da zieht ihr sogleich den Mantel eurer Weltweisheit über, daß man nicht weiß ob ein lebendiger, fühlender Mensch, oder ein Murmelthier drinnen sitzt. Und dies Stockfischleben soll ich mitführen? Nein, ich will glühen wie der Aetna, und frieren wie sein ewiges Eis, ich will weinen wie ein Kind, lachen wie ein Mädchen, lieben wie eine Mutter, und hassen wie ein Calabrese. Das nennt

ihr Thorheit, dabei riebe ich mich auf! — Ein Klotz ist kein Selbst, und ein Licht was nicht brennt, reibt sich freilich nicht auf, aber es leuchtet auch nicht. Reihet das Glück und das Unglück meines Lebens, reihet diese dunkeln und glänzenden Perlen zu einer Schnur aneinander! Könige könnten mich um solch einen Schmuck beneiden, und ihn sollte ich vertauschen gegen die dürftige Einerleiheit eines schläfrigen Pflanzenlebens?

II.

Ihr hoffet und hoffet, und meint, darin sitze die wahre Kraft und das erhebende Vertrauen. Zuletzt läuft aber Alles darauf hinaus, daß ihr an die Vergangenheit nicht glaubt, die Gegenwart nicht versteht, und euch einbildet, gar weise in die Zukunft hineinzublicken. Wär's um euch so bestellt, wie es sein sollte, so hättet ihr Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zwar nicht in einer Nuß, aber in euch selbst, und aus dieser Wurzel würde etwas Anderes hervorgehen, als unfruchtbare Klagen, falsche Bewunderung und kindische Hoffnung.

III.

Ich soll Muth fassen! Habt ihr dessen so viel übrig, daß ihr mir welchen verkaufen könnt? Wahrlich, wenn ich in eure Kreise zurückträte, wie ihr verlangt, mein Muth würde den euern hundertmal überbieten und wie in frühern Zeiten als Uebermuth und Frevelmuth erscheinen. Was mich erfreute, stärkte, meine Kraft entwickelte, mich über die menschliche Natur hinaus erhob und in Jubel ausbrechen ließ, das ängstigte und schwächte euch und schlug euch zu Boden. Wenn schwere Gewitter heraufzogen, die Blitze zischend durch das Dunkel in die Wellen fuhren, oder die Flammen ein Schiff ergriffen und in die Luft sprengten, wenn ich einsam auf den schmalen Mauern zwischen dem Meere und den Lagunen stand und die wilden Wogen mich von allen Seiten in Staub und Schaum hüllten, dann fühlte ich die Kraft und Gewalt, welche aus der Natur so übermächtig herausbrach, auch in meinem Innern, und wie ein Sieger hätte ich mich triumphirend in den scheinbaren Untergang hineinstürzen mögen.

IV.

Kann ich's euch doch nie recht machen: bald soll ich mehr, bald weniger empfinden. Ertrage ich denn nicht das

Leiden, was mich trifft, so gut als Andere; wozu mir also das größte Leiden, die Elephantiasis des Stoicismus einimpfen? Die großen Mauern und der Glockenthurm sind geborne Stoiker. Wäre ich aber in ihrer Lage, schon aus Langerweile hätte ich mich von den Wellen auflösen oder von Blitzesfeuer verbrennen lassen. Dadurch erst könnten diese ungeselligen, aus dem Kreise der Natur herausgerissenen, von Menschenhänden verfertigten Geschöpfe wieder in das allgemeine Leben hineinwachsen. Laßt mich empfinden, wie ich empfinde, und übernehmt, wenn's euch beliebt, die Mühe auszugrübeln woher dies komme, und ob ich auf rechtem oder falschem Wege sei. Warum konnte ich z. B. auf dem Schlachtfelde meine todten Gefährten kalt betrachten? Warum mußte ich dagegen weinen wie ein Kind, als in dem niedergebrannten Dorfe das einzige Lamm, welches den Flammen entronnen war, durch die Bajonette hindurch zu unserm Wachtfeuer kam und wehmüthig blökend in meinen Armen Rettung suchte? Weiß Gott ich bin nicht gleichgültig gegen das Schicksal meiner Brüder; aber nichts hat mich so gerührt, wie dieses Lamm. In uns war die Bestialität und der Teufel, nicht in dem unschuldigen Thiere.

V.

Nein, ich komme nicht nach Venedig, sondern bleibe in meiner Einsamkeit, oder erziehe hier lieber die Kinder der Landleute, als daß ich auf diese Weise mein Vaterland recken und strecken und täglich hören sollte: ihr taugt nichts; wir Fremden müssen euch erst zu Verstande bringen. Freilich taugen Viele von uns nichts: wenn es aber als Glaubensartikel hingestellt wird, kein einzelnes Geschlecht könne ausarten und sich der Regierung unwürdig machen, wenn die Völker Gut und Blut für die Herstellung der vertriebenen Herrscher aufopfern sollen, warum nennt man es Aberglaube daß auch unter den Edeln Venedigs noch Würdige sind? warum soll die Buße uns weniger gereinigt haben, als andere Häupter? Jedes Anrecht monarchischer Familien heißt unverjährbar, und nur das Anrecht des Adels, gegen den jeder Andere in der Welt blutjung ist, des Venetianischen, gilt für nichts! Für manchen neuen Staat trägt man die größte Ehrfurcht zur Schau und schenkt ihm Verwandtschafts halber einige Tausend Seelen; soll nun dieser älteste dagegen selbst unter die Seelenverkäufer gerathen, soll es ihn nicht erretten, daß er allein noch unmittelbar das Alterthum an die neue Zeit knüpfte? Als werde die Dienstanweisung eines fremden Organisationscom-

missarius ihm mehr Leben einhauchen, als die Lebensarzenei seiner dreizehnhundertjährigen Geschichte!

VI.

Wenn ich's einsähe, ich würde es ja nicht leugnen: aber ob ein Blaurock mit rothen Aufschlägen, oder ein Weißrock mit gelben Aufschlägen den Palast des venetianischen Dogen bewacht, — gilt mir gleich. Seitdem die Franzosen die Banditen aufgehängt und die unzähligen Schmutzwinkel abgeschafft hatten, war es in den Straßen nicht mehr unsicher und übelriechend, und ihr konntet mehr als jemals ein freies öffentliches Leben führen. Die Oesterreicher werden, wie ich glaube, diese Grundverfassung nicht ändern, und, auch im Uebrigen ihren Vorgängern nachstrebend, euer Geld nach Wien und eure Vorgesetzten von Wien schicken. Ehemals solltet ihr abwechselnd regieren und gehorchen. Dem waret ihr nicht gewachsen; jetzt ist euch die halbe Last abgenommen und ihr schickt euch vortrefflich ins Gehorchen, da der bloße Wechsel fremder Herren euch schon wie eine Welterneuung erscheint. Als Venetianer, als Italiener finde ich darin keinen gesunden Sinn.

Meint ihr aber, bei dieser Ansicht der neuesten Ereignisse müßte ich meine bisherige Meinung von den ältern Verhältnissen aufgeben, so irrt ihr sehr. Als einst in der Schule unser Lehrer mit der größten Genauigkeit und Bewunderung die Wahlart des Dogen entwickelte und meine Mitschüler sich abquälten, das Labyrinth von Zahlen und Wahlen und Loosen ihrem Gedächtniß einzuprägen, lachte ich laut auf und sagte: so spaßen und spielen wir grade auch! Damals wurde ich so derb vom Lehrer, wie jetzt von euch, zurechtgewiesen. — Glaubt ihr, möchte ich aber fragen, glaubt ihr denn wirklich noch immer an das Leben und die Rettungskraft der unzähligen, so lange nach ihrem Tode nun Gottlob endlich begrabenen Formen? — Wenn ein Feind, welcher von der Kriegslist nicht unterrichtet ist, ausgestopfte Soldatenkleider aus der Ferne für wirkliche Krieger hält, so ist das zu entschuldigen; wenn aber Die, welche das Stroh in die Hülsen stopften, zuletzt selbst an die Wesenheit und Würdigkeit der Popanze glauben, so haben sie sich gewiß dem unsinnigsten Aberglauben hingegeben. In diesen Formen hat mein Vaterland nicht gelebt; in diesen Formen ist es nicht untergegangen; durch solche Formen kann es nicht auferstehen. Was helfen alle die wohlgeordneten Orgelpfeifen, wenn Keiner da ist, der ihnen Leben und Geist einhaucht.

Hab ich es nicht von trockenen Schleichern hören müssen, ich sei keiner Liebe und Begeisterung fähig, weil ich die drei, die zehn, und die vierzig und andere Hexenziffern nicht anbetete, weil ich nicht darüber klagte daß diese goldenen Kälber zerschlagen wurden, weil ich die neuen Bildnereien und Töpferdrehscheiben verlachte. — Alle sachlichen Inbegriffe dieser Art, alle sogenannten moralischen Körperschaften sind in ihrer Abgezogenheit für mich ein langweiliger Hokuspokus; ich bin ein lebendiger Mensch und kann nur lebendige Menschen lieben oder hassen. In ihnen allein offenbart sich unmittelbar die Größe und Gemeinheit; jene Pelzmäntel, Ueberröcke und Schnürstiefeln der Persönlichkeit haben dagegen für sich keine Bedeutung und jeder kann hineinkriechen. Weil aber einmal ein Held oder ein Schuft drinnen saß, bildet ihr euch ein es sei eine ausschließliche uranfängliche Bekleidung für Helden, oder für Schufte; und wenn diese längst die Plätze gewechselt haben und das Gehäuse in andere Hände gekommen ist, nennt ihr es immer nach dem ersten Inhaber und meint recht kindisch, das Kleid mache den Mann!

Der Pater, welcher mir Unterricht in der Religion gab, hielt mich für ungläubig, und meinte am weitesten zu kommen, als er mir eine Gottheit aus unzähligen Eigenschaften zusammenklebte, Christus in einen langen Rosenkranz von moralischen Vorschriften auflösete, und die Taube beim heiligen Geist für ein äußerliches entbehrliches Symbol erklärte. Durch dieses Verfahren ward mir aber mein Lehrer ganz widerwärtig. Ich steige zu Gott durch lauter Personen in die Höhe, und wenn auch die höchste Persönlichkeit, die ich in ihm verehre, nicht ganz zu fassen ist, dann doch eher als die Hof- und Staatskleidung, womit ihn unsere Geistlichen so behangen haben, daß man von ihm selbst nichts mehr sieht. — Der heilige Geist wollte mir immer unter den Händen abhanden kommen, und ich hätte ihm vielleicht frech den Teufel vorgezogen, wäre er mir nicht durch die Tauben ebenfalls persönlich geworden.

So auch in der Weltgeschichte: wo die festeste, stärkste Persönlichkeit hervortritt, werde ich angezogen vom Guten wie vom Bösen. Werft mir nur nicht deshalb vor: ich erkenne die Wölfe in Wolfskleidern nicht; vielmehr kann ich euch vorwerfen, daß ihr oft die Wölfe in Schafskleidern verehrt. Was gilt's, ich mache euch einen Fetisch, den ihr anbeten werdet? Um eine taube Nuß lege ich vierzig Theile Eroberungssucht, über diese dreißig Theile Eitelkeit, bedecke das Ganze mit zwanzig Theilen breiartiger Großmuth und streiche als Firniß zehn Theile zuckersüßer Redensarten darüber: nochmals, was

gilt's, ihr kommt geflogen wie hungrige Fliegen und saugt gar fröhlich das süße Gift ein! Ein Noli me tangere von Eisen und Feuer würdet ihr bald erkennen und der Gefahr des Zertretens und Verbrennens entgehen; aber an einer solchen Spottgeburt von Dreck und Brei hätschelt ihr gewiß so lange herum, bis ihr selbst breiig und schmutzig und allen Sehenden zum Spott daständet.

VII.

An wen soll ich mich denn enger anschließen; auf wen vertrauen? Den Einen entführt die Frau, den Zweiten die Kinder, den Dritten der Beruf, wer bleibt dir ganz und ungetheilt? — Doch nein, dies ist nur Scherz, und keiner ist weiter entfernt von der Armenhausweisheit unserer Dichter, die da meinen, man liebe in dem Maße mehr und werde in dem Maße mehr geliebt, als man sich unter Schlössern und Riegeln einsperren lasse, oder sein Kleinod einsperre und dann für die ganze übrige Welt die Augen verschließe. Freunde berechnen die gegenseitigen Bahnen nicht, aber erkennen sie und wandeln freudig mit, und in dem Maße als Frau, Kind, Beruf, Wissenschaft, Kunst mit voller Liebe ergriffen werden, mindert sich ja nicht unser Reichthum oder zerbröckelt sich, sondern nach allen Richtungen sind wir mächtiger, tiefsinniger, tieffühlender geworden. Wenn ich dagegen die Sammlungen unserer Sonette und Canzonen durchlese, so wird mir ganz ekelhaft zu Muthe über die zwei, drei ärmlichen, aber zu Luftbällen aufgeblasenen Gedanken, über die paar süßlichen, zerrührten und zerriebenen Gefühle, als sei dies Nahrung fürs ganze Leben.. Einige rufen zwar ganz ernstlich den Tod, lassen es aber bei dem verwerflichen Schwatzen bewenden. Man könnte es ihnen verzeihen, wenn sie begriffen daß Leben oft größeres Zeichen der Begeisterung und der Liebe sein könne, als Sterben.

Wie oft thut Armuth mit Armuth groß, wie selten begreift man die Steigerungen in der Liebe, wie oft nimmt man das Niedrigste für das Höchste! Wenn du zwei dunkele Körper aneinander reibst bis sie brennen, so ist dies dem rohen Menschen, der sich eine Suppe dabei kocht, das wahrhafteste, merkwürdigste, nutzbarste, verehrungswürdigste Feuer. Andere an sich dunkle Körper können fremdes Licht einsaugen und still eine Zeitlang bewahren, sie stehen höher als jene, aber erst die Sonnen sind die Urquellen alles Lichts. So gibt es Gemüther, welche durch die Liebe Licht erhalten und in ihrem Leben einen schönen Augenblick der Sonnennähe haben, dann aber die

Schattenseite innerer Dunkelheit hervordrehen: es gibt endlich Gemüther, welche Licht und Liebe verbreiten und wie die Sonnen eine Welt von Planeten und Cometen um sich ins Leben rufen. Das sind in der Geisterwelt die höchsten Naturen, wie die Sonnen in der Körperwelt die Könige und Herrscher sind. Aber woher haben die Sonnen ihr Licht, als von Gott?

Diejenigen, welche so lieben können, tragen Zeugniß des Göttlichen in sich; wenn aber eine Nase zur andern spricht: ohne dich kann ich nicht leben, so dreht die blinde Naturgewalt beiden Nasen eine dritte. Wer sich willenlos dieser Bahn hingibt, er wird zertreten werden wie eine Blume über welche der Fuß hingeht, oder ausbrennen wie ein Vulcan: immer herrschen finstere Mächte.

Der höchste Hymnus auf die höchste Liebe steht im Paulus, dagegen sind unsere Liebesgeschichten und Liebeslieder nur klingende Schellen.

2.

Wilhelmine.

Eine Erzählung in Briefen.

Erste Abtheilung.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich hätte beim Abschiede nicht so feierlich versprechen sollen, gleich nach meiner Ankunft an Dich zu schreiben; denn das Versprechen ist zwar leicht, aber, sagt Mutterchen, das Halten ist schwer, besonders wenn man so viel zu sehen und zu thun hat, wie ich. Liebe Adelheid, Du kannst Dir keinen Begriff machen von einer großen Stadt. Das Haus des Kaufmanns Neumann, das uns immer so prächtig vorkam und wotin wir gern wohnen wollten, ist nur eine Schachtel im Vergleiche mit den hiesigen Häusern; und den großen Thorweg vor Krausens kleinem Garten könnte man in jedem von den fünf Thorwegen am brandenburger Thore fünf Mal übereinander stellen, und er würde nicht an die Decke reichen. Die Straßen sind so breit wie Ackerstücke und noch länger, aber so viel Menschen gehen doch nicht darauf herum, als bei uns Sperlinge und Krähen. Freilich, wenn man hier alle Tage säete, würden sich die Leute mehr herzudrängen; denn neben einem Fleißigen soll es stets einen Faulen geben. Weißt Du wol noch, wie Karoline immer das Zeichen am Strickstrumpfe zurücksteckte und lange als die Fleißigste gelobt ward, bis Alles an den Tag kam!

Ich bin hier sehr fleißig, muß es auch sein. Mutterchen will die Möbel, die wir geerbt haben, nicht verkaufen (man bekömmt nichts dafür), sondern sie in eine leere Stube stellen.

Das heißt denn eine garnirte Kammer, wie man hier auch garnirte Kleider und garnirte Kuchen hat.

Solche fremde Worte wie garnirt braucht man hier viele; ich weiß nicht, ob Jeder sich dabei recht was denkt: mir wird Das sehr sauer. Darum meinte letzt der Onkel: ich sollte Französisch und viele andere Dinge lernen; aber Mutterchen antwortete: Minchen kann ja noch nicht einmal Deutsch, und ein Mädchen lernt das Beste immer von innen heraus. Ich weiß zwar nicht, was sie damit meinte, aber sie wird wol Recht haben. Als sie weiter darüber stritten, sagte der Onkel: es wäre eine Sünde, wenn ein so schönes Kind, wie ich, mit meinem Geiste hinter meinem Leibe zurückbliebe; die Mutter beharrte jedoch dabei: „das Kind soll lernen Andere bedienen, nicht sich bedienen lassen. Schöne Leiber und schöne Geister bringen gleichmäßig Gefahr, und an der Hälfte hat schon Jeder genug zu überwinden.“ Manches Andere, was sie noch sagten, habe ich nicht gehört, weil die Wache vor unserem Fenster vorbeizog. Einige grüßten mich, und ich habe, wie es der Kantor uns anempfohlen, freundlich gedankt. Wenn Du bald schreibst, werde ich noch freundlicher danken.

Wilhelmine an Adelheid.

Unsere garnirten Kammern sind fertig. Kaum war der Zettel ausgehangen, so kamen einige Herren, sie zu besehen. Weil sie aber mehr mich angafften als die schönen Möbel besahen, hieß meine Mutter mich gehen, und da sind sie auch wieder gegangen.

Ich kehre aus, ich räume auf, ich mache die Betten, ich helfe kochen; ob Das, was ich hiebei täglich lerne, von innen herauskommt, weiß ich wirklich nicht; doch habe ich immer meine eigenen Gedanken dabei oder daneben, und meine Freude daran.

Der Onkel hat ein Ding mitgebracht, was man einen Katalog nennt; darin stehen lauter Namen von Büchern, und vor jedem Namen eine Zahl. Nennt man eine Zahl, bekommt man das Buch. Weil ich nun nie weiß, warum ich die eine oder die andere Nummer wählen soll, zählte ich letzthin die Zähne an meinem neuen schönen Kamm und erhielt ein prächtiges Buch. Das Mädchen war sehr schön, bekam einen sehr reichen Liebhaber, reiste mit ihm durch viele Länder, sah auch das Meer; und er sagte ihr: seine Liebe sei unerschöpflich wie das Meer; und sie sagte ihm: alle Meere

[illegible]

[illegible]

[illegible] Die Mutter sagt: reich könnten wir [illegible], wenn wir nicht das große Loos gewönnen; und [illegible] ihr [illegible]. Sie solle die Nummer von dem [illegible] besetzen, [illegible] Alles so hübsch zuging. Sie wollte nun [illegible] die Nummer des ersten Theils besetzen, aber die war schon weg, und die des zweiten Theils hat sie zurückgeschickt.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid, ich habe eine Oper gesehen. Du wirst wissen wollen, was das ist; aber das läßt sich besser sehen als sagen. So viel aber ist gewiß, sie reden drin und singen drin wie es kommt, bald Einer, bald Zwei, Drei, bald Alle. Wenn das eine Weile gedauert hat, läßt man eine große bemalte Leinwand herunter, dann stehen die Leute auf, drehen sich um und gucken nach der königlichen Loge, oder besehen sich untereinander. Wie jene Leinwand wieder in die Höhe geht, kommen die Tänzer an, so springen sie mehr wie [illegible] und die Kälber, wenn sie aus dem Stalle gelassen werden. Ich mußte [illegible] so lachen, daß mich die Leute ansahen. Ueberhaupt wird man in der Stadt mehr angesehen als auf dem Lande. [illegible] ein Ritter seine Geliebte, weil ihm zwei an[illegible] Ritter sagten, er habe etwas Anderes zu thun. Sie [illegible] und der [illegible], doch vergeblich; da mußte ich [illegible] Mademoiselle, Sie [illegible]

nicht zu weinen, es ist nur eine Oper, kein Trauerspiel! — Es mag recht schwer sein zu wissen, wenn man weinen und wenn man lachen muß. Ich merke, ich thue Beides wol zur unrechten Zeit; soll man denn aber auch nicht einmal hierin seinen freien Willen haben?

Der Mutter gehorche ich gern, weil ich sie lieb habe; wenn ich aber oft höre daß zwei Leute recht dummes Zeug gemacht haben, und frage: wie kommen sie dazu? so antwortet man: sie waren in einander verliebt! Als ich hierüber lachte, sagte der Onkel: danke Gott, du sechszehnjähriges Ding, daß du dies noch nicht verstehst! — Ich will es aber auch nie verstehen lernen, und wenn mir ein Liebhaber so etwas zumuthete, würde ich ihn auslachen, oder davonlaufen. Doch was geht mich das Alles an; auch sagte letzthin Jemand: es kommt mehr von außen an die Leute als von innen heraus, und Einer macht es den Andern nach. Ich habe über dies Wort hin und her gedacht. Kann man doch nicht allein aus dem Kochbuche kochen lernen: wie sollte man denn aus Büchern denken, fühlen und lieben lernen.

In Gedanken koche ich oft die theuersten und herrlichsten Speisen, Alles gelingt und schmeckt gut; dann kommt mir's aber wol vor, als würfe ich die Gerichte zur Erde und die Schüsseln entzwei, und ich schreie auf, als erwachte ich aus einem Traume. Indeß widerfährt mir das nur, wenn ich mit meinen Gedanken doch nicht ganz beim Kochen blieb.

Was schreibe ich Dir für Zeug durcheinander. Könnten wir uns doch lieber sehen und recht heiter und lustig sein. Oder glaubst Du etwa auch, wie hier manche Leute, es sei viel klüger und lobenswürdiger, traurig als lustig zu sein. Manchmal wenn ich allein ausgehe, sehen mich die Herren an und verdrehen dabei die Köpfe und Augen, wie die Gänse wenn's Wetter leuchtet. Ich habe ihnen gerade ins Gesicht gelacht. Die Mutter sagt, das sei zu viel; soll ich denn etwa mir auch das Gesichterschneiden angewöhnen? Verdirb Du Dir nicht etwa Dein Gesicht, weil es so Mode ist.

Bernhard von — an Friedrich von —.

So wäre ich denn meinem angeblichen Glücke über Land und Meer entgegengefahren und entgegengesegelt. Ich weiß nicht, sind die Menschen mehr glücklich oder mehr thöricht, daß sie den wirklichen Besitz und Genuß so gering anschlagen, und

dagegen bei allen Planen und Berechnungen die Hoffnung (dieses leichteste Wesen auf Erden) mit so vielem Gewicht in die Wagschale legen, als wäre es Platina, das schwerste und festeste aller Metalle. Was soll ich hier hoffen? Was könnte ich abergläubig in die Wagschale legen? Ich weiß es nicht, und gehe deshalb träumend und ohne Zweck und Ziel unter all dem Neuen umher, das Land und Menschen mir zeigen und darbieten. Läuft es denn aber mit all dem Neuen nicht zuletzt auf dasselbe hinaus? — Doch nein; 150 Meilen bin ich südlicher gezogen, und was finde ich statt meiner Berge und Klüfte, statt des Meeres und der Scheren, statt der glänzenden Eisfelder und des flockigen Schnees? Trockenen Sand und farblosen Staub, oder, wenn endlich Klagen darüber die Vorsehung erweichen, statt dessen Regen und Schmutz. — Aber die Königsstadt, die geschichtlichen Erinnerungen? Mir wäre eine einsame Hütte lieber, und die Erinnerungen meiner Brust liegen mir näher als Erinnerungen über Krieg und Schlachten.

Du mußt, sagte mein Vater, dich zusammennehmen, ein Mann werden, wirken; alle deine Gedanken und Gefühle sollen sich auf ein großes edles Ziel hinrichten, und Jegliches was darauf nicht Bezug hat, darf dich am Wege nicht hemmen, darf dich kaum spielend berühren. So dachten und handelten unsere Vorfahren, dadurch erwarb unser Vaterland im siebzehnten Jahrhunderte den glorreichsten Theil seiner Geschichte.

Wahr, nur zu wahr; kann man denn aber so ganz Vergangenes wieder hervorrufen; müssen nicht alle darauf gerichteten Anstrengungen fruchtlos bleiben? Mir scheint es vielmehr, als würden durch so allgemein hingestellte Forderungen, welche Zeit und Ort und Persönlichkeit unberücksichtigt lassen, nicht blos die Einzelnen schief gerichtet, sondern ganze Völker in unnatürliche Bahnen hineingetrieben. Leiden wir z. B. nicht an der Abspannung, welche nothwendig aus frühern Ueberreizungen folgte, und sollen wir uns ähnliche fieberhafte Schauer einimpfen?

Mit Unrecht widersprach mein Vater der Verheirathung mit Marien, schalt meine Wünsche vorzeitig, und meinte: ich müsse ein Mann sein, bevor ich ein Ehemann würde. Die Mannhaftigkeit, von welcher hier die Rede ist, möchte vielmehr die guten Eigenschaften eines Gatten austilgen, und es genügt zu einer guten Ehe, daß zwei Personen sich liebhaben. Wahrlich, es ist eine bessere, seit Jahrhunderten wahrhaft adeligere Thätigkeit, die angestammten Güter zu bebauen, als an frem-

den Höfen umherspioniren und aus den bedeutungslosen Ergebnissen diplomatische Berichte zusammendrechseln.

Der Gesandte meint: dazu gehöre Verstand und Erfahrung, und gibt mir deutlich zu verstehen, mir mangele beides. Immerhin; ich mag mein Gefühl nicht für seinen Verstand umtauschen, und sehe doch auch wol mancherlei, was seinem prosaischen Sinne verborgen bleibt.

Glaube nicht, ich triebe Götzendienst mit gewissen uranfänglichen Zuständen der Menschheit und wüßte Verstand und Bildung nicht zu achten.

Meine Zuneigung zu Marien wurzelte z. B. hauptsächlich darin daß sie beides besaß, ja mich darin wol überflügelte; nur konnte ich ihr nicht zugeben, meine Ansicht und Betrachtungsweise der Dinge verdiene mehr das Lob der Beweglichkeit, als der Festigkeit. Denn Beweglichkeit am Umfange des Kreises thut der Festigkeit des Mittelpunkts keinen Eintrag, gleichwie der Streit zwischen gebildeten Ehegatten besser ist, als die Einigkeit ungebildeter. — Freilich hatte Marie Recht, wenn sie sagte: zur Bildung gehört eine zweite Hälfte, welche dem Gebildeten fehlen kann, während der Ungebildete sie besitzt.

Die hiesigen Mädchen, so weit ich sie kennen lernte, sind anziehender durch ihre Bildung, als durch ihre Schönheit. Zuletzt erscheint alles Gebildete schön, wenn man sich nur Zeit läßt beim Betrachten.

Marie hat mir beim Abschied einen Ring und ein zierlich gearbeitetes Herz geschenkt; ich greife darnach in allen langweiligen und verdrießlichen Stunden.

Sobald ich meine häuslichen Einrichtungen getroffen, das heißt zunächst eine passende Wohnung gemiethet habe, schreibe ich Dir wieder. Du Glücklicher, Du hast durch Unglück Deine Freiheit wiedergefunden, und ganz Europa steht Dir offen; während ich es für Gewinn achten muß, mir mit eigenen Händen hier in . . . ein Gefängniß zu erbauen.

Bernhard an Friedrich.

Auch in unsern ungläubigen Tagen geschehen noch Wunder! Was eine plötzliche Umwandlung des Menschen, eine Wiedergeburt sei, ich habe es auf unbegreifliche Weise erfahren. Und nicht blos ich selbst erschien mir als ein neues Wesen, sondern für die ganze Welt glaube ich nun erst den rechten Standpunkt, das rechte Maß, die rechte Erleuchtung ge-

funden zu haben. Warum erklären sich kalte Zweifler gegen die plötzliche Verleihung der Sprachen, als könne man durch Grammatik und Wörterbuch je auch nur eine lernen. Nur durch ein Wunder wird die Zunge gelöset, und noch mehr als die Sprache hat mir solch ein Wunder gegeben: ich habe dadurch zum ersten male denken und fühlen lernen!

Bisweilen glaube ich zu träumen, oder wie durch Opiate aus mir selbst herausgesetzt zu sein; und doch wäre ein kaltes Erwachen mein Tod.

Ich bin wach, nüchtern, besonnen, wahrhaft; glaube es mir, fordere aber keine Beweise, die außerhalb meiner neuen Welt liegen oder erwachsen.

Ermüdet durch das Besehen vieler, für mich unbrauchbaren Wohnungen, hatte ich kaum Lust, noch eine Treppe zu einem neuen Versuche hinaufzusteigen. Endlich entschließe ich mich; eine bejahrtere Frau öffnet und zeigt mir die Zimmer, gegen welche ich, um die Miethsforderung hinabzudrücken, allerhand leichtgefundene Einwendungen mache. In diesem Augenblicke fällt mein Blick in den Spiegel und ich sehe hinter mir ein Mädchen — nein, mein Freund, kein Mädchen, sondern eins jener Wesen, die aus andern lichteren Welten herabsteigen, sich in Morgen- oder Abendduft verkörpern und vorüberschwebend den armen Sterblichen winken, damit sie ihr niederes Dasein vergessen, das Irdische ablegen und auf Flügeln liebender Sehnsucht jenen wunderbaren Zauberinnen nachfolgen.

Den höchst einfachen, ja geringen Anzug hatte Wilhelmine nur angelegt, die niedere Beschäftigung nur erwählt, um zu prüfen, wessen Blick durch diese Hüllen hindurchdringen, ihr Wesen erkennen, sich ihr ganz zu eigen geben könne und wolle.

Ich weiß nicht, was ich gesagt, was ich gethan habe; wohl aber weiß ich, daß sie mein werden muß, und wenn sich Himmel und Erde dagegen verschwören.

Wilhelmine an Adelheid.

Die Herren, welche bei uns Stuben miethen wollen, stellen sich oft wunderlich an; Keiner aber trieb es so arg als gestern Jemand, der laut seiner zurückgelassenen Karte Bernhard v. . . . . heißt und zur — — Gesandtschaft gehört.

Meine Mutter führte ihn umher, und ich, im Hauskleide

beim Thürenabwaschen überrascht, versteckte mich anfangs, bis Jener sich woandershin wandte. Da erblickte er mich im Spiegel, machte ein Gesicht, als fiele er in Ohnmacht, schwieg erst lange und sprach dann solch Zeug durcheinander, daß ich nichts davon verstand. Endlich küßte er mich auf die Stirne, rief: Du mußt mein sein, und lief zur Thür hinaus. Ich lachte herzlich hinterher, die Mutter dagegen sah ernsthafter aus als gewöhnlich.

Herr Bernhard von — ist ein langer Mann mit einer langen gebogenen Nase, jung, aber blond — und das kann ich nicht leiden.

Bernhard an Friedrich.

Wärst Du doch hier um mir Rath zu ertheilen, mit mir zu überlegen. Und wiederum hilft dies ja zu nichts, wenn nur ein Rechtes und Nothwendiges vor uns liegt. Aber trösten könntest Du mich; denn jeder große Beschluß, jede entscheidende, neue Lebensrichtung muß ja Manches zur Seite schieben, Anderes verletzen, noch Anderes kühn zerreißen.

Ich höre meinen Vater klagen, ja drohen und befehlen, ohne daß dies mich auch nur zweifelhaft machen kann; er nennt Mariens Namen und schilt mich einen Treulosen, während ich mit aller Kraft dies Verhältniß nicht einmal in mein Gedächtniß zurückrufen, oder mich darauf nur besinnen kann wie auf einzelne fabelhafte Anregungen meines eigenen Geistes, ohne äußeren Gegenstand. Weil ich nun aber nicht begreifen, nachweisen, rechtfertigen kann, wie dies Alles zugeht, wie es möglich ist, nenne ich es ein Wunder, und es ist ein Wunder.

Damit Wilhelmine auch nicht einen Augenblick an dem Ernste meiner Absicht und der Festigkeit meiner Gesinnungen zweifeln könne, bat ich um ihre Hand. Sie schwieg, und die Mutter antwortete so, wie Vorsicht oder eigene bittere Erfahrungen es erheischen. Da aber kein begünstigter Nebenbuhler in den Weg tritt, kann ich wol des Gelingens sicher sein.

Wilhelminens Schönheit, Sanftmuth, Heiterkeit, Anmuth und Natürlichkeit schildern zu wollen, wäre thöricht. Unser Auge sieht die Menschen nur von tausend Hüllen, von Schminke und Ziererei aller Art überdeckt; mir ist, als hätte ein Zauber mir das Urbild aller Schönheit und Natur enthüllt, um mein eigenes zeither unnatürliches Dasein wegzuwerfen und dieser neuen Offenbarung ganz und immerdar zu leben.

Wilhelmine an Adelheid.

Herr Bernhard von — ist immer wiedergekommen und immer länger geblieben. Ich nahm sein Sprechen wie sein Schweigen leicht hin, ließ mich in meinen Geschäften dadurch eben nicht stören, und antwortete heiter, wie es mir in den Mund kam. Einige male, so schien es, wollte er ausforschen, ob ich viel gelernt hätte; da bestand ich denn freilich schlecht genug, und er sah darüber bedenklich aus. Darauf fragte er: ob ich schon geliebt habe, worauf ich rund heraus der Wahrheit gemäß Nein sagte, obwol ich erst hätte fragen sollen, was er darunter versteht.

Mir war dies Alles nicht recht bequem; als er jetzt aber zu erzählen begann, daß und wie er in seinem Vaterlande mit einer gewissen Marie von — versprochen sei, ward ich neugierig und hörte um so aufmerksamer zu, als seine Erzählung allmälig unklar ward und damit schloß: er habe sich geirrt und Marien ganz entsagt, seitdem er mich habe kennen lernen.

Als ich bei diesen Worten anfing zu lachen, zog er in großer Bewegung einen Ring vom Finger und ein goldenes Herz aus dem Busen und sagte: diese Liebespfänder, welche ich von Marien erhalten habe, schenke ich Ihnen als Zeichen meines Ernstes und meiner Treue; ich bitte um Ihre Hand! — Ich schrie auf und lief zur Thür hinaus; Mutterchen hingegen trat ein und hat ein Langes und Breites mit ihm gesprochen.

Ist es nicht abgeschmackt, daß Herr von — mir Geschenke seiner früheren Geliebten zum Beweise seiner Treue darbietet? Könnte er sie nicht bald für eine Dritte zurückfordern? Oder könnte ich sie nicht zum Beweise meiner Anlagen für große Treue einem Dritten schenken? Man sollte Treue und Anhänglichkeit nicht rühmen, während man an dem Neuen Gefallen findet und Abwechselung natürlich nennt.

Wilhelmine an Adelheid.

Seit gestern bin ich Bernhard's verlobte Braut. Du glaubst nicht, wie lieb er mich hat, und wie viel schöne Sachen er mir schenkt. Nun kann die Mutter sorgenfrei leben: denn er ist sehr reich, und auch Du kommst wol zu uns, sobald wir von einer großen Reise zurückkehren. Wie ich mich darauf freue, kann ich Dir nicht sagen.

Nebenbei habe ich doch einige Angst: ich soll nämlich noch viel lernen, damit ich dereinst als Frau Baronin von — —

für voll und gebildet gelte. Das Lernen aber kommt mir vor, als wenn ich Wasser aus einem Einer durch einen Trichter in Bouteillen fülle; lieber möchte ich mit der Hand einen Labetrunk aus einem Bergquell schöpfen. Und das werde ich thun, wenn wir nicht nach der großen, doch nach der sächsischen Schweiz kommen.

Mutterchen freut sich ungemein, daß mir ein so großes Glück zu Theil werde, und Manche wird mich beneiden.

Ich habe nie geglaubt, daß ein Mensch mich jemals so lieb haben könne, wie Bernhard mich hat. Er nennt das liebenswürdige Bescheidenheit; es wäre aber doch ganz thöricht, wenn ich eine solche Liebe vorausgesetzt oder erwartet hätte. Genug ich bin glücklich und zufrieden; sei es mit mir.

Bernhard an Friedrich.

Ich fühle jetzt recht die Nichtigkeit alles gewöhnlichen Lernens, wo die Schüler durch viele Generationen hindurch Halbgedanken eines angeblichen Meisters gedankenlos nachsprechen, und es für des Menschengeschlechtes höchsten Triumph gilt, sich als unermüdliche Copirmaschine geltend zu machen.

Bei Wilhelminen ist Alles ursprünglich, originell. Tausend Gegenstände, welche unbemerkt an mir vorübergegangen wären, worauf ich wenigstens keinen Nachdruck gelegt hätte, erregen ihre Aufmerksamkeit, und sie weiß auch die meine in Thätigkeit zu setzen durch die Art und Weise, wie sie darüber ein neues Licht verbreitet. Andere Dinge hingegen, womit Unsereiner sich oft lange abquält, machen auf sie wenig oder keinen Eindruck; nur um meinetwillen scheint sie dafür einiges Interesse hervorzurufen. Auf diesem Wege sehe ich jetzt die Welt von einem ganz neuen Standpunkte, messe Alles mit einem neuen Maßstabe, wäge die Dinge ab mit früher mir unbekannten Gewichten, und komme zu dem Ergebniß: daß die äußere Aehnlichkeit der Betrachtungsweise und der Urtheile aller sogenannten Gebildeten den ursprünglichen Reichthum der Natur verbirgt und den einzelnen Menschen Physiognomie und Charakter raubt.

Was die Leute Menschenkenntniß nennen, ist nur Kenntniß des Gleichartigen, der Massen, der Regel; während doch jede Natur, welche zu kennen überhaupt der Mühe lohnt, darunter nicht begriffen ist und eine selbständige Ausnahme bildet.

So gehörte auch Marie jenen Gleichartigen, Regelrechten an; ich liebte in ihr ein ganzes Tausend ununterscheidbarer

Mädchen, und es mußten mir die Schuppen von den Augen fallen, als ich statt des Gattungsbegriffs ein lebendiges Individuum erblickte. Jeder, sagt Aristophanes in Platon's Gastmahl, sucht bei der Liebe seine ursprüngliche, nur von ihm gewaltsam abgerissene Hälfte. Greift er in diesem zu sehnsüchtigen Bestreben fehl, ist es natürlich und pflichtmäßig die Täuschung anzuerkennen und neue Versuche anzustellen.

Marie spiegelte sich in mir, ich spiegelte mich in ihr ab. Bei dieser wechselseitigen Bespiegelungsmethode — würde sie auch hundert mal wiederholt — kommt aber nicht das geringste Neue zum Vorschein; sie ist nur ein Verhätscheln der Eitelkeit und Schwäche, obgleich es auf dem sentimentalen Liebesthermometer als höchste Liebe bezeichnet steht.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Mir geht es so wohl, daß ich kaum noch einen Wunsch habe. Sonst nämlich konnte ich sie dutzendweise an den Fingern abzählen, und es fehlte mir nie einer, da alle unerfüllt blieben; auch waren die gewagtesten und unmöglichsten mir die liebsten: jetzt aber habe ich kaum einen ausgesprochen, so geht er durch Bernhard's Güte in Erfüllung. Ich würde nicht wagen noch auf andere hinzudeuten, wenn er nicht so freundlich darum bäte.

Daß er mir Kleider oder ähnliche Dinge schenkt, macht mir Freude, ist aber doch nur das Geringere; ich sorge viel lieber für Andere als für mich. Daß die Mutter jetzt besser und zufriedener lebt, daß ich alle Arme meiner Bekanntschaft unterstützen kann, macht mich glücklicher als Alles, was sich lediglich auf meine Person bezieht.

Ich rede jetzt mit Bernhard über tausend Dinge, die mir sonst nicht in den Kopf gekommen sind. Er gibt sich viele Mühe, mir Alles deutlich zu machen; doch bleibt mir Manches unbegreiflich, wenn ich es nicht erst in meine Sprache und in meine Gedanken übersetze. Ihm geht es wol ebenso, und wenn er meine Worte erläutert und berichtigend wiederholt, sieht Alles vornehmer und geschickter aus; ich bin es aber selbst nicht mehr, es ist nur ein unrichtiges, obwol geschmeicheltes Bild. Oft sagt Bernhard: ich verstehe, was Du sagen willst, und meint, ich könne mich nur nicht recht ausdrücken; wie er es aber versteht, habe ich es doch selten gemeint.

Bernhard an Friedrich.

Warum will doch der Mensch immer nur das ihm Gleichartige schätzen, warum Alles darin verwandeln? Beruht denn nicht alles Leben, alle Thätigkeit darauf, daß es Verschiedenartiges gibt, welches sich in tausend Verhältnissen mischt und umwandelt. Gleichartiges kann man nur nach seinen Massen, Quantitäten vergleichen, damit aber nicht experimentiren, nichts Neues erforschen, oder Unbekanntes entdecken.

Ich komme auf diese Betrachtungen beim Andenken an Wilhelminen. Wäre ich ganz ihres Standes, ihrer Bildung, würde sie mich wol so interessiren, würde sie so wunderbar auf mich gewirkt haben? Wenn sie, wozu ihr allmählig der Muth wächst, wenn sie mir widerspricht und eine eigene Meinung verficht, wird Alles doppelt anziehend, und ich hüte mich sie zurückzuschrecken, indem ich zu viel Gewicht in meine Wagschale legte. Oder geschieht dies zufällig einmal, so weiß sie mit jugendlichem Uebermuthe mich aus meinen Verschanzungen zu treiben, käme ihr auch ihre Schönheit nicht als unbesiegbare Gefährtin zu Hülfe.

Früher war diese Schönheit wie ein unentdeckter vergrabener Schatz; seit sie öfter und an meiner Seite ausgeht, richten sich alle Blicke auf sie, von ehrwürdigen Geistlichen, die in ihr eine heilige Jungfrau erblicken, bis zu den Windbeuteln, die gern etwas Anderes in ihr fänden. Mir sind diese Triumphe erfreulich, aber doch auch unbequem.

Gern führte ich sie bald fort in meine Heimat; da treten mir Marie und mein Vater und meine angeblich ehrenvolle Laufbahn in Weg. Noch wissen, noch ahnden jene nichts vom Geschehenen. Es ist ja auch noch nichts geschehen; erst nach der Trauung ist Geschehenes nicht mehr ungeschehen zu machen.

Ich reise nach Wilhelminens sehnlichem Wunsche mit ihr über Dessau, Leipzig und Dresden nach Teplitz. Hier soll die Mutter baden; ich werde leider wol eher hieher zurückkehren müssen.

Wilhelmine an Adelheid.

Der größte meiner Wünsche, zu reisen, geht durch Bernhard's Güte in Erfüllung; doch warum sage ich meiner Wünsche? Die Herstellung der Mutter durch das teplitzer Bad ist wichtiger als alles Andere, was die Reise sonst mit sich führt.

Erwarte keine Beschreibung, dazu habe ich weder Zeit noch Geduld.

Bernhard erklärt mir Alles; er spricht wahrlich so gut und gründlich wie ein Buch, und ich könnte und sollte mehr von ihm lernen. Manchmal spricht aber Das, was ich sehe, und was mich aufs höchste anregt, anders als wie er; und über diesem Sehen und Hören merke ich zu wenig auf Das, was er sagt. Wenn er darüber nur nicht böse wird; aber ich kann es nicht ändern, und er hat mir ja hundert mal gesagt: er will mich nicht ändern. Hoffentlich ist dies sein Ernst, mag er doch auch bleiben, wie er will. Nur die Haare könnte er sich färben, vielleicht auch an der Nase etwas abnehmen lassen. Verbrenne den Brief, damit Keiner von diesen dummen Reden etwas erfahre. Bin ich denn Bernhard gut um der Farbe seiner Haare willen? Keineswegs. Nun, er wird an mir ja auch noch etwas Anderes lieben als die Haare und die Nasenspitze.

Letzthin sagte er mir artige Dinge über meine schöngezeichneten und gebogenen Augenbrauen. Ich hörte nicht recht hin, bis er erstaunt anhub: aber, Minna, ich glaube Sie haben ihre Augenbrauen gefärbt; das ist ja abscheulich. Ich war wie aus den Wolken gefallen, er aber hatte unterdeß das Vergrößerungsglas aus seinem Operngucker losgedreht, besah die Augenbrauen sehr genau und beruhigte sich erst, als ich sie wusch und sein Irrthum offenbar ward. — Dafür habe ich ihn zwar nicht gescholten, aber ausgelacht.

Ein andermal, als er fleißig Wein trank und zu gleicher Zeit sehr gründlich bewies: ein Mädchen dürfe keinen trinken, füllte ich das Glas, leerte es rasch auf seine Gesundheit und drehte mich lachend auf meinem Absatz umher. Er sagte nichts, als aber die Mutter drohend ausrief: Minchen! setzte ich mich still nieder, gab Bernhard die Hand und sprach von andern Dingen. Den nächsten Brief schreibe ich aus Dresden. Bernhard hat mir erzählt, warum man es das deutsche Athen oder das deutsche Florenz nenne: ich bin zufrieden, wenn es nur ein ordentliches, deutsches Dresden ist.

Bernhard an Friedrich.

Der halbe Zweck meiner Reise geht verloren! Ich hoffte unterwegs irgend einen Geistlichen zu bewegen, mich mit Wilhelminen zu trauen; aber vergebens. Die Gewissenhaftigkeit

dieser Leute besteht darin, sich aufs genaueste um die Einwilligung derjenigen Leute zu bekümmern, die sich nicht trauen lassen; während sie so oft gegen die lauten Seufzer des abgepreßten Jaworts taub sind.

In dieser Mißstimmung möchte ich selbst auf Wilhelminen zürnen, welche die Gefahren, die meine Verwandten unserem Plane erwecken werden, nicht kennt, oder nicht kennen will, und meine Sorgen mit dem Scherze abweiset, der Brautstand sei heiterer als der Ehestand.

Mein Verhältniß zu Wilhelminen kann nach dieser gemeinschaftlichen Reise unmöglich lange verborgen bleiben. Es wird an Spott, an Vorwürfen, an Drohungen nicht fehlen; wie kann, wie soll ich diese Vorwürfe beschwören?

Wilhelmine an Adelheid.

Der heitere Anfang unserer Reise nahm eine ernstere Wendung, als mir Bernhard unerwartet erklärte: seine Absicht sei, sich unterwegs mit mir trauen zu lassen.

Schilt nicht meinen Leichtsinn; aber ich hatte mich wahrlich noch nicht als Ehefrau gedacht, nicht in einen lebenslänglichen Ehestand geträumt. Jetzt traten alle die Sorgen und Bedenken in den Vordergrund, welche Bernhard von Zeit zu Zeit über die Sinnesart seiner reichen, adelsstolzen Verwandten ausgesprochen hatte. Je weniger Gewicht ich zeither darauf legte, desto größer erschienen mir jetzt die Hindernisse und Vorwürfe, sowie das Mißverhältniß meiner Geburt und Bildung zu all den neuen feindlichen Umgebungen. Werde ich dafür Bernharden, wird er mir lebenslang für alle diese Uebel Ersatz bieten können, ja bieten wollen?

Eben kommt Bernhard und meldet: kein Geistlicher wolle uns trauen. Ich athme wieder, und sehe ich auch keinen Ausgang aus diesen Verlegenheiten, hoffe ich doch: kommt Zeit, kommt Rath.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich sollte wol mehr an mich denken; allein ich habe dazu weder Zeit noch Lust, so viel des Neuen und Schönen geht täglich an mir vorüber. Du hättest Meißen sehen sollen. Von dem Thurme des schönen Doms, der auf hohem Berge steht,

[illegible] Wiesen [illegible] Strom. [illegible] Freunden [illegible] Seite [illegible] Weiden [illegible] Bernhard, [illegible] Leider [illegible] Bild [illegible] aus [illegible]

Um [illegible] Meister [illegible] Namen [illegible] Endlich [illegible] Personen [illegible] Da sagte Bernhard [illegible] Kommt, [illegible] will dir etwas [illegible] Bild [illegible] Madonna [illegible]. — Das war denn freilich so [illegible] Bezeichnung [illegible] Leinwand vorgestellt werden kann. Aber warum hängt man denn [illegible] Meister [illegible] entfernt sind, [illegible] Raume nebeneinander? Wie [illegible] sich [illegible] Befehl binnen wenigen Secunden so umstellen, [illegible] daß [illegible] jedes dieser Kunstwerke [illegible] Stimmung [illegible] bewundern und genießen könnte?

Die [illegible] Frauen, die noch vor meinen Augen [illegible], [illegible] von dieser neuen Sonne sogleich [illegible], auf Bernhard's Frage: was meinst du jetzt? [illegible] ich indeß nichts zu antworten. Denn wie hätte ich über das Bild etwas sagen, wie Bemerkungen machen, wie Urtheile aussprechen dürfen, da es so gewaltig auf mich losbrach. Mir war, als sagte die Madonna und noch mehr das

Kind: „Wilhelmine, wie ist dein Denken, Fühlen und Thun doch so ganz bedeutungslos und nichtig!“ Wahrlich, ich hätte in diesem Augenblicke nicht länger hinschauen, nicht jenen erhabenen Ernst einer andern Welt ertragen können. Als ich mich umwandte und Einer der Gegenwärtigen sagte: wie wunderschön ist dieses Mädchen! — Es klang mir wie der bitterste Spott, und ich hörte und ich sah nichts mehr, so viel Mühe sich auch Bernhard und der Galerieinspector gaben, meine Aufmerksamkeit auf andere Bilder zu richten. Sie erschienen anspruchsvoll, und doch bedeutungslos.

Meine Vorliebe für jene holländische Feste galt als Hinneigung zur Gemeinheit, als ein Mangel an Bildung: wenigstens war ich dabei nicht hochmüthig und anspruchsvoll. Umgekehrt war der Maßstab, den die sixtinische Madonna an mich legte, für meine Natur viel zu groß, und mir fast unerträglich daß ein ganzer Haufen angeblicher Kenner damit so familiär umging und gewöhnliche Redensarten aller Art davor ausschüttete.

So in Gedanken, oder gedankenlos weiterschreitend, sehe ich bei einer Wendung, wie das Ende des Saals sich öffnet. In heiterster Schönheit sitzt eine edle Frau auf einem Throne, ein Kind auf ihrem Schooße, Ritter, Heilige, Einsiedler zur Seite, Engel und Kinder im Vordergrunde, Alles im glänzendsten Lichte und so lebendig und beweglich, daß ich nicht glauben wollte, es sei ein Bild, der heilige Georg von Correggio. Uneinig mit mir selber, niedergedrückt kam ich zu diesem Meister. Es war mir wie eine neue Offenbarung, und doch Alles so verständlich, wie meine eigene mir längst bekannte Sprache. Meine Heiterkeit kehrte wieder; sie war von allem Tadelnswerthen gereinigt und verklärt. Liebe Adelheid! So sollte die ganze Welt aussehen, so habe ich sie mir oft geträumt; und ist hier nicht mehr wirklich geworden, als ich jemals träumte? Dieser Correggio würde mich nicht verkannt, er würde meinen Leichtsinn nicht verdammt, und, wenn Rafael's Madonna mich zu Boden gedrückt hätte, mich freundlich wieder aufgerichtet haben. — Ist es nicht wunderlich, aber ich dachte: zu den Bauerntänzen müßtest du hinabsteigen, zu den Gestalten einer höheren Welt kannst du dich nicht erheben; aber welch Glück, wenn Correggio dich hätte malen wollen! — Glaube mir, dies war nicht Eitelkeit, es war mehr und kam aus dem tiefsten Herzen.

Als ich mich von dem Bilde gar nicht entfernen wollte, sagte Bernhard: mich wundert es, daß dieser Meister Dich so anzieht. Sieh nur recht hin, und Du wirst bemerken daß er

die vollendete Schönheit nicht kennt, daß Manier ihn beherrscht, seine Heiterkeit zu Leichtsinn, seine Anmuth zu Zierrerei wird, und die tiefste Liebe und Hingebung ihm fremd bleibt. Ich erschrak über diese Worte, denn es war mir, als wären sie gegen mich gerichtet.

Wilhelmine an Adelheid.

Noch immer bin ich in Dresden und führe das herrlichste Leben von der Welt. Durch D., einen halben Landsmann Bernhard's, wurden wir beim Dichter Tieck eingeführt, und ich habe daselbst drei Abende zugebracht: es war die in Poesie übersetzte Gemäldegalerie. Als es hieß, Herr Tieck werde Etwas vorlesen, war mir damit eben nicht gedient; denn das lange, peinliche Stillsitzen ist mir unbequem, und im Fall man den Tag über viel gegangen ist, wird man wol gar schläfrig. Indeß, was war zu machen, als sich darin ergeben? — Ob ich gleich daran gewöhnt bin, daß mich die Leute betrachten, gerieth ich doch in Verlegenheit, als Herr Tieck mich mit seinen großen Augen scharf anblickte, und noch mehr, als er auf mich zukam und mich fragte: was er lesen solle. Bernhard, der vielleicht fürchtete, ich möchte in meiner Unwissenheit fehlgreifen, sagte: man hat die lustigen Weiber von Windsor vorgeschlagen, und ich dankte beistimmend dem Himmel, so leicht der Gefahr entronnen zu sein. Und lustig war es obenein; denn ich habe so übermäßig lachen müssen, daß selbst Herr Tieck sich ein paarmal halb ernst, halb lächelnd umsah. Aber wie lieset er auch; dagegen lautet manche wirkliche Aufführung, wie das taktmäßige Herbeten in der ABC-Schule.

Am Schlusse der Vorlesung war ich nicht vorlaut, mußte aber doch meinen Dank herzlich aussprechen, worauf Herr Tieck mir freundlich die Hand reichte und sagte: Kommen Sie morgen Abend wieder, Sie sollen dann etwas von anderer Art hören. Bernhard war versagt, ich setzte es aber durch, daß er mich hingehen ließ. Tieck las König Lear. — Wenn die lustigen Weiber eine Art von holländischer Hochzeit sind, dann ist der Lear ein erhabenes Bild wie die sixtinische Madonna. Und doch auch wieder ganz anders. Mir war nicht, als dächte ich noch mit dem Kopfe, als fühlte ich mit dem Herzen; sondern jede Faser meines ganzen Körpers schien in unbegreiflicher Spannung zu ertönen, mein ganzes Wesen sich in Furcht und Wehmuth, in Haß und Entsetzen aufzulösen. Bis in das

Mark der Gebeine war ich erschüttert, und neben dem Ueberschwenglichen, was auf mich eindrang, blitzten an ganz unbekannten Stellen meines Geistes Gedanken und Gefühle hervor, deren Dasein ich nicht gekannt hatte, deren Möglichkeit ich geleugnet hätte. — Ich war so aufgeregt, daß ich erst gegen Morgen einschlief und träumte: ein Riese ergriffe mich mit seiner Hand und drückte mich immer mehr und mehr zusammen. Während des Schmerzes fühlte ich aber auch Lust; denn jemehr ich am Körper verlor, desto freier schien mein Geist zu werden, und ich konnte Alles denken und fühlen, was in dem Kopfe und Herzen des mich beherrschenden Mannes vorging. Ist ein solches Sterben des eigenen Geistes und ein Wiederbeleben durch einen größern, fremden, vielleicht Das, was man Liebe nennt, oder nennen sollte?

Doch hätte ich am dritten Abend einen zweiten Lear nicht ausgehalten; da führte mich Tieck wieder zu meinem Correggio. Die lustigen Weiber und der Lear lagen neben oder über mir: der Sommernachtstraum wirkte auf mich wie der heilige Georg, und gar zu gern hätte ich eine Rolle in dieser Welt des heitersten Scherzes, der muthwilligsten Laune übernommen. — Einige untersuchten nach der Vorlesung: ob eine solche Mischung von Zeiten, Völkern, Sitten und Personen erlaubt sei: warum untersuchen sie nicht lieber, ob es erlaubt sei, zu denken, zu fühlen, zu träumen — ja zu leben.

Eine bejahrte Dame fand es sehr unanständig, daß Titania sich auf solche Weise in Herrn Zettel verliebe; worauf ich sagte: könnte solch ein heiteres, glückseliges, fantastisches Zauberleben ewig dauern, möchte mein Liebhaber immerhin einen Eselskopf haben. Man lachte; ich merkte, daß ich etwas Einfältiges gesagt hatte; aber es war einmal heraus.

Bernhard muß morgen Geschäfte halber nach — zurückkehren; ich reise mit der Mutter weiter nach Teplitz.

Bernhard an Friedrich.

Obgleich mein Plan, mich mit Wilhelminen unterwegs trauen zu lassen und hiedurch alle möglichen Einreden abzuschneiden, fehlgeschlagen ist, macht mir diese Reise doch große Freude, sofern sie mir Gelegenheit gibt, Wilhelminens Natur immer näher kennen zu lernen. Doch ist und bleibt mir gar Vieles räthselhaft und überraschend. So dachte ich, die einfach erhabene sixtinische Madonna Rafael's müßte auf ihr einfaches

Gemüth den größten, beseligendsten Eindruck machen; statt dessen hat sie sich davor fast gefürchtet, an dem manierirten Correggio aber solch Wohlgefallen gefunden, daß ich mich beinahe darüber ärgerte. Göthe's klassische natürliche Tochter ließ sie kalt, während sie über den aus Willkür zusammengesetzten, ihr eigentlich unverständlichen Sommernachtstraum gegen ihre Gewohnheit in laute Begeisterung gerieth und dabei Dinge durcheinandersprach, daß mir noch banger ward als bei ihren Bemerkungen über den heiligen Georg. Das heißt bange nicht um meinetwillen, der ich sie kenne und zu würdigen weiß, sondern daß fremde Personen sie verkennen oder mißdeuten möchten. Darum lasse ich sie auch so ungern allein nach Teplitz reisen. Meine liebevolle Vorsorge, die hier gelinde hemmt, dort kräftig fördert, mithin überall nach der vollendeten Mitte hinweiset, und die üppigen Auswüchse der bloßen Natur durch Kunst nicht vertilgt, sondern veredelt; diese Vorsorge muß sich aufs schönste lohnen, für mich und für Wilhelminen. Sie wird dereinst in den Kreis der strengsten Richter und Richterinnen siegreich eintreten können. Selbst mein Vater, so unverständlich ihm auch sonst meine Natur und Handlungsweise ist, soll meine Wahl und Führung loben.

Warum nur der Gesandte so auf meine Rückkehr dringt; kann denn kein Anderer, der mehr Gefallen daran findet, diese kläglichen Geschäfte übernehmen?

Der Kanzler von — an den — Gesandten zu —.

Ew. Excellenz verzeihen, daß ich mich in einer häuslichen, mir aber persönlich ungemein wichtigen Angelegenheit an Sie wende. Mir ist Kunde zugekommen, mein Sohn habe sich nicht blos vorübergehend (wie es wol zu geschehen pflegt) mit einem Mädchen geringer Herkunft eingelassen, sondern ihr förmlich die Ehe versprochen. Es ist mir sehr viel daran gelegen, die Wahrheit in dieser Sache zu erfahren und sie um jeden Preis zu hintertreiben. Ew. Excellenz bekannte Klugheit und Gewandtheit wird hiezu leicht die rechten Mittel auffinden.

Ihr Wunsch von — nach — versetzt zu werden, kommt in diesen Tagen zur Berathung, und ich werde nicht ermangeln ihn nach Kräften zu unterstützen.

Bernhard an Friedrich.

Hat mir es doch geahndet; Sie haben in — — Alles erfahren, und dem Gesandten aufgetragen, mich darüber in aller Form zu verhören. Ich hätte leugnen, mich ausreden, die Sache zudecken, mich drehen und wenden können, um sie zu beruhigen und Zeit zu gewinnen. Das wäre aber meiner und Wilhelminens unwürdig gewesen. Darum habe ich Alles gesagt und in den stärksten Ausdrücken gesagt, und meinen Willen mit so eiserner Festigkeit erklärt, daß es selbst dem Gesandten zu imponiren schien.

Wäre nur Wilhelmine hier; sie kann heiter leben ohne mich, ich vermag dies nicht. So sehr ich auch schon strebte ihr Herz ganz zu ergründen, so viel kleine Fallen ich ihr — legte, so viel ich mit ihr — wenn du willst — experimentirte; ich bin nie auf den Grund gekommen, ja mehremale, ich möchte wol sagen mit einer langen Nase abgezogen.

Ihr fällt es nie ein, etwas Aehnliches mit mir zu versuchen. Ist dies die Folge ihrer einfachen Natur und Bildung, oder geringerer Liebe? Doch wozu so kleinliche Grübeleien, während ich für mich und für sie handeln soll. Ich habe ihr auf das zärtlichste geschrieben und erwarte ihre Antwort.

Wilhelmine an Bernhard.

Mein liebster Bernhard!

Unter Allem, was Du für mich gethan hast und vielleicht noch thun wirst, ist mir die Reise nach Teplitz das Liebste. Du glaubst nicht, wie sehr ich Dir dafür danke. Denn der Mutter Gesundheit bessert sich sichtbarlich durch den Gebrauch der Bäder, und von Deiner Weisung, spazieren zu fahren, machen wir fleißig Gebrauch. Ich begreife immer noch nicht recht, daß ich so unter den Edelfrauen und Gräfinnen mit herumfahre, und denke bisweilen es sei nur eine Scene aus dem Sommernachtstraum. Doch habe ich hier auch etwas erlebt, was fast eher aussieht, als gehöre es in ein Wintermärchen.

Ein alter Herr mit weißem Hute und weißen Schuhen, galoppirte auf einem wunderschönen Pferde vor meinem Fenster vorüber. Ich hatte meine Freude daran, und so oft er wiederkam, sah ich ihm lange nach. Darauf ließ er sich bei uns melden, erschien zum zweiten und sagte jetzt

kurz und rund heraus: er wolle mich heirathen. Ich lachte und antwortete: ich hätte schon einen Bräutigam; er aber, dadurch nicht gestört, wiederholte, er heiße von —, sei General in — Diensten, habe ein wunderschönes Gut und wolle mir dies, als ein unabhängiger, kinderloser Mann, sogleich bei der Trauung als Eigenthum verschreiben. Ihr Bräutigam, fuhr er fort, ist ein junger, unerfahrener Mensch, ein Sperling auf dem Dache, abhängig von Aeltern, Vettern, Muhmen und Basen. Dergleichen verliebte Pläne sind Seifenblasen ohne Festigkeit und Dauer, und Sie haben keinen vernünftigen, zureichenden Grund zu glauben, daß die Ihrige nicht, gleichwie alle, platzen wird, und Sie dann zeitlebens als eine verschmähte Braut sitzen bleiben. Bei mir hingegen ist Wort und That eins, und die Hochzeit binnen acht Tagen. Sterbe ich bald, sind Sie eine junge, reiche Witwe; lebe ich länger, sollen Sie es auch nicht übel haben. — Uebrigens bin ich nicht so alt wie Sie glauben. — Bei diesen Worten übergab er mir sein Taufzeugniß. Als ich dies genauer betrachtete, gewahrte ich, daß Einiges ausradirt war, und sagte übermüthig: Herr General! Ich sehe, daß Sie sich mir zu Gefallen um zehn Jahr jünger gemacht haben; wenn ich, weiblichen Vorrechten gemäß, dasselbe thue, so bin ich erst acht Jahre alt und außer Stande Ihnen eine Antwort zu geben, die auch nur den Werth einer Seifenblase hätte. — Diese Rede schien der Mann übel zu nehmen; er ging fort und ist seitdem nicht wiedergekommen.

Von andern jungen Herren, die sich an mich drängen, wüßte ich eben nichts Besonderes zu erzählen; doch vertreiben sie mir die Zeit, welche einem, so scheint es mir, in Bädern, nach anfänglichem großen Behagen, bald lang werden kann.

Der — Gesandte Herr von — an den Kanzler von —.

Die Nachrichten, welche Ew. Excellenz über die Liebesgeschichte und die Verlobung Ihres Herrn Sohnes zugekommen sind, haben ihre völlige Richtigkeit: er hat mir Alles und Jedes umständlich bekannt. Anfangs, solange er milde, schweigsam, zurückhaltend war, fürchtete ich die Tiefe und Unheilbarkeit des Uebels; sobald er aber, von mir etwas mehr bedrängt, in gewaltigen Eifer gerieth, von hartherzigen Vätern, zerstörtem Lebensglück, Einzigkeit der übervortrefflichen Geliebten sprach und erklärte: sein eiserner, unwandelbarer Wille sei, sich in

alle Ewigkeit nicht von ihr zu trennen, — da faßte ich große Hoffnung, er sei so wandelbar wie die meisten jungen Leute, seine fliegende Hitze werde bald vergehen und so wie Täuschungen ihn in diesen Liebeseifer hineingeführt hätten, würden verzeihliche Täuschungen ihn zu seinem Besten wieder heraushelfen können. Von Ew. Excellenz unbeschränkter Vollmacht Gebrauch machend, glaube ich mich für einen erwünschten Ausgang verbürgen zu können.

Möchten die Hoffnungen, welche Dieselben mir in Hinsicht auf meine Versetzung machen, ebenso glücklich in Erfüllung gehen.

Der Kanzler von — an seinen Sohn Bernhard.

Unter allen Gefühlen, die ein menschliches Herz bewegen können, ist die Liebe der Aeltern zu den Kindern das natürlichste, heilsamste, unvertilgbarste. Daß Kinder dieselbe nicht in gleichem Maße erwiedern, liegt wol in der Natur der Dinge; woher kömmt es aber, daß jene nur zu oft voraussetzen, der Vater sei ihrem Wohle entgegen, und womit habe ich dies von Dir verdient?

Ueber zwei Dinge waren wir zwiespaltig gesinnt: über Deine Anstellung und über Deine Verheirathung mit Marie; und in Hinsicht Beider hast Du mir jetzt ja schon Recht gegeben. Denn Deine Abneigung gegen ernste Thätigkeit, Dein Wunsch patriarchalisch das Land zu bauen, das hieß, in sentimentalem Nichtsthun zu schwelgen, ging nur aus der bedeutungslosen Angewöhnung an Marie hervor. Du nanntest dies Vegetiren und Verkommen, Liebe; ich hatte höhere Begriffe als Du von dieser Leidenschaft, oder vielmehr von diesem Lebenselemente und Lebenszustande. Denn wenn die Leidenschaft sich nicht befestigen, in einen bleibenden, Alles belebenden, Alles durchdringenden Zustand übergehen, sich darin nicht verwandeln kann, so ist sie vergänglich und oft verdammlich. Was ich hier von der Liebe behaupte, gilt auch vom Berufe, der Religion, von allem wahrhaft Großen und Edeln.

Nach anfänglichem schwächlichen Götzendienste mit Marie, bist Du ungerecht und unwahr gegen sie geworden, und sowie Du Deinen frühern Irrthum durch übertriebenes Lob, willst Du den jetzigen durch übertriebenen Tadel rechtfertigen, und nicht einräumen, daß Dein Vater allein an dem richtigen, mittleren Standpunkte festhielt. Doch mag ich Dich nicht unbe-

dingt verdammen, denn ich hoffe, der zweite Irrthum wird noch leichter zu berichtigen sein, als der erste.

Daß große Schönheit auf Dich großen Eindruck macht, ich finde es natürlich; daß das Ursprüngliche einer unverdorbenen Natur Dich mehr anzieht, als das überall gleichartig ertönende Echo einer oberflächlichen Bildung, — wer könnte sich darüber wundern? Willst Du aber im Leben glücklich sein und bleiben, so lerne schon in der Jugend, daß man nicht jede Schönheit besitzen kann, und Jahre kommen, wo es lächerlich gefunden wird, sie auch nur zu bewundern. Lerne, daß die fremdartigsten, eigenthümlichsten Erscheinungen auf das lebhafteste reizen und Kopf und Herz beschäftigen können, ohne daß wir sie deshalb ganz in uns aufnehmen und lebenslang mit ihnen Hand in Hand gehen sollen.

Wie durftest Du Dich mit Wilhelminen insgeheim verloben? Es ist ja unheilbringend für Dich und für sie, lieblos gegen mich, rechtswidrig in Bezug auf feststehende, verständige Gesetze. Ich will jetzt nicht untersuchen, ja nicht einmal vermuthen, daß ihrerseits Eigennutz, Deinerseits bloßer Sinnenreiz mit im Spiele sei; aber glaubst Du denn, der Reichthum des Liebhabers, welcher der armen Geliebten so willkommen ist, könne die Frau nicht drücken und, im Vergleich mit ihrer ursprünglichen Armuth, das Gleichgewicht der Ehe stören? Oder bist Du Deiner so sicher, daß Dich dereinst nicht der beschämende Argwohn ergreife: das Mädchen habe Dich nur des Geldes halber vorgezogen?

Ebenso verhält es sich mit dem Abstande der Bildung. Was Dich jetzt reizt und erfreut, es wird Dich dereinst ärgern und zurückstoßen. Die Menschen bedürfen, um lange miteinander leben zu können, einer gleichartigen Entwickelung und ähnlicher Interessen. Der Europäer geht zu den Wilden, man bringt die Wilden nach Europa; sie besehen sich wechselsweise und der Ueberlegene experimentirt mit dem Schwächeren; aber ein näheres Verhältniß ist und bleibt unmöglich.

Losgerüttelt magst Du Wilhelminen vielleicht schon jetzt haben aus ihrem natürlichen Boden und angemessenen Umgebungen; aber anwachsen wird sie nicht in Deinem, und die leisen Dissonanzen, welche Dir jetzt fast willkommen und leicht auflösbar erscheinen, werden allmählig immer schreiender hervortönen und Eure Herzen zerreißen. — Deine Ueberlegenheit wird Wilhelminen drücken, ihr Zurückbleiben Dich ängstigen: ja es werden Fälle eintreten, wo sie in Wahrheit höher steht als Du, wo sie Dir voraneilt; dennoch werdet Ihr Euch

immer an der unrechten Stelle suchen und nie wahrhaft finden!

Wollte ich aber zugeben (was mir höchst zweifelhaft erscheint), Eure Naturen paßten und stimmten zuletzt ganz zu einander; so wirst Du doch nie mit ihren, sie nie mit Deinen Verwandten und Umgebungen in Harmonie zu bringen sein. Du kennst unsere Familien- und Staatsverhältnisse, sie werden durch eine Verbindung mit Wilhelminen sämmtlich und für immer zerrissen; ein Verlust, den Du jetzt angeblich aus Liebe, in Wahrheit aber lieblos, äußerst gering anschlägst, dessen Werth Dir aber von Tag zu Tag wieder fühlbarer werden und zuletzt unerträglich erscheinen muß.

Aus diesen, leicht zu mehrenden Gründen, sehe ich in einer Verheirathung mit Wilhelminen Dein und ihr Unglück, und befehle Dir, die eingegangene Verbindung auf eine möglichst milde, für das Mädchen unnachtheilige Weise zu lösen. Denn Irrthum und Schuld geht von Dir aus, es ist Deine Pflicht, das Uebel wieder gut zu machen, nicht es in falscher Consequenz maßlos zu vermehren.

Solltest Du meiner väterlichen, Dir so heilsamen Ermahnung nicht Folge leisten, so werde ich mich derjenigen Mittel bedienen, welche die Gesetze in meine Hand legen; ja im äußersten Falle mein Vermögen dem entziehen, der es verschmäht, der gute Sohn eines guten Vaters zu sein.

Bernhard an Friedrich.

Mein theurer Freund.

Gemüthsbewegungen so gewaltsamer und verschiedener Art zerreißen mein Inneres dergestalt, daß ich nicht zu ruhigem Denken, viel weniger zu festem Beschließen kommen kann. Ich erhielt von meinem Vater den anliegenden Brief. Je mehr er in meine Ansicht einzugehen, sich in sie zu versetzen scheint, desto bitterer wird die Widerlegung derselben, desto erschreckender sein am Schlusse fest ausgesprochener Wille. Vergebens hoffte ich, ein Brief Wilhelminens sollte, wie eine Art von Gottesurtheil, meinen Zweifeln ein Ende machen; sie aber, das Geschehene und meinen Zustand nicht ahnend, schreibt übermüthig von ihren alten und jungen Liebhabern, was mich vielleicht unter andern Verhältnissen ergötzt hätte, jetzt aber nur verletzen konnte.

Morgen kehrt sie zurück; ich habe ein kleines Fest in ihrer Wohnung bereitet. Welche Freude, welcher Schmerz wartet meiner!

Wilhelmine an Adelheid.

Der Aufenthalt in Teplitz mit seinen Freuden und Langweiligkeiten ist zu Ende, vorgestern kehrte ich und meine Mutter nach — zurück. Bernhard hatte meine Stube auf allerlei Weise verzieren, unter dem Spiegel eine Art Thron errichten, ihn mit Blumenkränzen umwinden und meinen Namenszug darüber anbringen lassen. Du kannst denken, wie mich das Alles freut, besonders wenn ich meine jetzige Wohnung mit der ehemaligen vergleiche. Zum Abend erlaubte er mir einige Gäste zu bitten: ich wählte nur die schlanke Friederike und Wilhelm, ihren zierlichen, aber nicht größeren Verehrer. Meine Tante konnte nicht kommen, schickte aber ihre beiden hübschen Kinder.

Bernhard, der schon am Tage verdrießlicher Amtsgeschäfte halber mißgestimmt war, ließ sich selbst des Abends durch unsere Fröhlichkeit nicht erheitern. Als ich, um seine übele Laune zu überwinden, ein Glas Wein auf seine und ein zweites auf der Mutter Gesundheit trank, und alle Uebrigen diesem Beispiele folgten, sagte er: es gebe Zeiten, wo Fröhlichkeit unzeitig sei. Diese, am Tage der Rückkehr einer Braut gewiß unzeitige Bemerkung nahm ich ohne Rüge hin, kam aber auf einen andern Einfall. Während nämlich Bernhard sich mit der Mutter entfernte, um über einige Dinge zu sprechen, eilten wir, uns aus den neuen Schätzen meiner Garderobe zu costumiren und zu drapiren. Ich nahm gebührenderweise auf dem für mich bestimmten Throne Platz, die Kinder als Engel vor und neben mir, Wilhelm als heiliger Georg zur Seite; Bernharden endlich ward, als er eintrat, eine große Pelzpellerine umgehangen, um den Johannes in der Wüste darzustellen. Weil er dennoch verdrießlicher drein sah, als der dresdner Johannes, sagte ich ihm: Heiliger aus der Wüste, lege Dein Amtsgesicht ab und nimm Theil an unserer heiteren Begeisterung, sonst sollst Du künftig nur Heuschrecken essen und keinen Honig bekommen, am wenigsten von meinen Lippen.

Als ich sah, daß Bernhard's Gesicht noch ernster ward, während die Uebrigen lachten, sprang ich von meinem Throne hinab, gab ihm einen Kuß, dem heiligen Georg mit Seitenblicken auf Friederike einen zweiten, die meisten aber den hüb-

schen Kindern, welche über den Scherz außer sich waren und gar nicht wieder in ihre gewöhnlichen Kleider hineinkriechen wollten.

Bernhard an Friedrich.

Ich weiß nicht, fodert Liebe die vollste, wechselseitige Aufrichtigkeit, oder ist es rathsamer und heilbringender, der Geliebten oft Mancherlei zu verschweigen? Das letzte habe ich gethan: denn was sollte Wilhelmine durch Mittheilung meiner Sorgen gewinnen? Sollte sie auf meinen Vater schelten? Mich trösten? Sich von mir abwenden? Wird meine Last geringer, wenn ich ihr einen Theil aufwälze?

Jedenfalls folgte aber aus meinem Schweigen, daß sie gestern Abend meinen Ernst nicht verstand, und ihre Heiterkeit mich auf das Wehmüthigste berührte. Mehr als je, schien sie sich als die Meine zu betrachten, ja fest auf mich, wie auf ihr eigenstes Besitzthum hinzublicken. Sie ahnete nicht, welche Gefahr ihr und mein Glück zu untergraben droht.

Nebst einigen Andern kam sie auf den Gedanken, Coreggio's heiligen Georg darzustellen und wies mir bedeutsam die Rolle des Johannes zu. Als sie von ihrem Throne in glänzender Heiterkeit herabschaute, mich mit siegreicher Kühnheit auffoderte, nicht des Ernstes, sondern unserer Liebe zu gedenken; — sie war von einer unbeschreiblichen Schönheit, und mein Herz von Freude und Schmerz zugleich so erfüllt und gepreßt, daß ich fürchtete todt zu ihren Füßen niederzufallen.

Ich kann, ich darf, ich will nicht ohne sie leben. Mein Schweigen mag meinem Vater erweisen, daß, wenn seine Weltklugheit ihn weiter in die Ferne schauen läßt, ich das Nächste besser erkenne: mein und Wilhelminens Herz.

Der Kanzler von — an seinen Sohn Bernhard.

Dein Schweigen, mein Sohn, beweiset mir, daß Du Deine Leidenschaft zwar noch nicht bezwungen hast, mein Brief jedoch Zweifel und ernstes Nachdenken herbeiführte. Gern ließe ich Dir mehr Zeit, um allmählig auf den richtigen Weg zurückzukehren; aber eine Krankheit, die mir meinen nahen Tod verkündet, zwingt mich schneller auf jen[illegible] [illegible]and zurückzukommen.

Ich habe ohne Leidenschaft und Vorurtheil nochmals Alles abgewogen, was sich für und gegen Deine Verheirathung mit Wilhelminen sagen läßt, und bin mehr als je überzeugt, daß sie zu Deinem und ihrem Unheile gereichen würde. Nun könnte ich, wie es sonst wol öfters geschehen ist, zur Abschreckung meinen Fluch über Euch aussprechen; vielleicht aber reizte Dich dies nur zu hartnäckigem Widerspruch, oder erschiene Dir doch als ein unverständiges, tyrannisches Hinausgreifen über die Grenzen dieses Lebens. Daher spreche ich nur in der Form einer Bitte, eines Wunsches. Aber ein so ausgedrückter Wunsch eines sterbenden Vaters gilt einem guten verständigen Sohne noch mehr, als der harte Befehl eines lebenden.

Schon zu der Zeit, als Du mit jugendlicher Uebereilung Mariens Werth zu hoch anschlugst, machte ich Dich auf Christine von — aufmerksam. Ich habe sie seitdem noch genauer beobachtet und kennen gelernt. Der Gedanke, daß sie meine Schwiegertochter werden möge, daß sie eher als irgend ein weibliches Wesen Dich glücklich machen könne, ist bei mir festgewurzelt; und wenn Du beharrlich widersprichst, muß ich sie und mich dadurch entschädigen, daß ich sie zur Tochter annehme.

Traust Du meinem Urtheile über ihren Werth nicht, so befrage Deinen Freund Friedrich; er wußte sie früher und richtiger zu würdigen als Du, ja er hatte ihre Vorzüge wol schon zu der Zeit erkannt, wo ich noch Beobachtungen anstellte, um mich von deren Dasein zu überzeugen.

Wer weiß, ob ich eine Antwort auf diesen Brief noch erlebe; ich scheide aber von Dir mit der Ueberzeugung, Du werdest sie über kurz oder lang so ertheilen, wie es Dein treuester Freund zu erwarten berechtigt ist.

Wilhelmine an Adelheid.

Ich habe durch Bernhard mehre vornehme Männer kennen gelernt, aber dabei gewiß nichts gelernt. Alle haben gute Lebensart, das heißt Einer macht dieselben Bücklinge wie der Andere, und sagt mir dieselben Süßigkeiten, Glückwünsche, oder verdeckten Spöttereien. Wahrlich die Häßlichen sind in jeder Beziehung besser daran als die Schönen; wenigstens langweilt und ärgert sie Niemand durch Reden und Betrachtungen über ihre Häßlichkeit. Lieber als diese Visiten und dies Geschwätz ist mir das Schauspiel, wohin mich Bernhard oft führt,

oder mit meiner Mutter gehen läßt. In der Regel sucht er nachher über Gang, Werth und Bedeutung des Stücks ein Gespräch anzuknüpfen, oder das zu thun, was die Leute kritisiren oder recensiren nennen. Ich benehme mich aber dabei sehr ungeschickt, und mein Hauptvergnügen ist gewöhnlich verschwunden, wenn er mir gezeigt hat, warum ich mich nicht freuen soll.

Noch schlimmer geht es mir mit der Oper; denn während Bernhard mir erweiset, daß sie gar nicht da sein sollte, bleibe ich dabei, wenn er Recht hätte, würde sie gar nicht da sein. Am ersten will er noch die großen ernsten Opern dulden, wie die Vestalin oder Olympia; ich dagegen preise Mozart's Figaro und sein: „So machen sie es Alle"; unbekümmert um jede Einrede Bernhard's über Form und Inhalt. Diese Opern sind für mich in der Musik, was Correggio in der Malerei und der Sommernachtstraum in der Dichtkunst.

Du siehst, wie gelehrt ich werde und mit welcher Kühnheit ich Dinge behaupte und vertheidige, von denen ich eigentlich gar nichts verstehe.

Gestern bot mir Bernhard am Schlusse eines Streites über jene Oper ein bedeutendes Geschenk, wenn ich sie gar nicht mehr sehen wolle; mich verdroß aber die Art, wie er mir dieses Vergnügen abkaufen und mich von meinen Lieblingen trennen wollte. Meine beharrliche Weigerung schien ihn zu verdrießen; soll ich ihn denn aber in seinen Grillen bestärken, oder mir selbst dergleichen zu wechselseitiger Qual einimpfen? Wenn er mich schon oft im Scherze Frau Baronin von — nennt und einen Brief so an mich adressirt hat, darf ich wol auch das Frauenrecht geltend machen, welches keine blinde Unterwerfung fodert oder billigt. Jenem Briefe war ein lächerlich großes Familienwappen aufgedrückt, als solle es anzeigen, aus welcher Niedrigkeit ich stamme und zu welcher Größe ich erhoben werde.

Bernhard hat lange seines Vaters nicht erwähnt; es müssen also von diesem und der übrigen Familie keine neue Einwendungen gegen meine geringe Person gemacht worden sein. Doch fürchte ich mich vor ihnen Allen, ja selbst vor Bernhard, wenn ich bedenke daß er viel mehr zu ihnen als zu mir gehört, und mich zuletzt nur liebt, weil ich anders bin als jene.

Bernhard an Friedrich.

Mit der Nachricht von dem Tode meines Vaters erhielt ich die anliegenden so milden und doch so strengen Worte des Scheidenden. Mein Schmerz war ohne Grenzen, und ich fand um so weniger Trost bei Wilhelminen, als sie dergleichen Stimmungen nicht begreift und ich Bedenken trage, ihr alle Gründe derselben mitzutheilen.

Es gibt eine Seite, von welcher mir der Tod meines Vaters als Gewinn erscheinen kann, ja muß: daß ich nämlich dadurch unbeschränkter Herr meiner selbst geworden bin. Diese Betrachtung trat nach einigen Tagen so sehr bei mir in den Vordergrund, daß ich ruhiger wurde. Wiederum führte mich diese Ruhe zu einer verständigeren Betrachtung der Wichtigkeit seiner letzten Wünsche und Gebote, und zu einer neuen Unentschlossenheit, mit welcher Mißstimmung des Gemüths fast nothwendig verbunden ist. Wilhelmine, welche die Gründe derselben nicht vollständig kennt, scheint sie durch verdoppelte Heiterkeit, ja selbst durch Uebermuth austreiben zu wollen, der mich indessen öfter verletzt, als bekehrt.

Sonderbar, viele Dinge und Erscheinungen sind ihr in der That ganz neu und treten zum erstenmale vor ihre Seele, so z. B. Kunst, Literatur, vornehmer Umgang —; zum rechten Erkennen derselben gehört also Belehrung, Vergleichung, Reflexion. Deßungeachtet haftet jener erste unmittelbare Eindruck, jene erste Erscheinung so fest und bestimmt, ihr Urtheil ist, ich möchte sagen, so eigensinnig, daß alle Bemühungen es zu läutern und zu erweitern vergeblich bleiben und mir schon der Gedanke durch den Kopf gefahren ist, ob es nicht besser sei, sie nur innerhalb ihrer ursprünglichen Kreise anspruchslos zu entwickeln.

So habe ich nicht umhin gekonnt sie einigen Diplomaten meiner Bekanntschaft vorzustellen. Anstatt aber durch die gewandte Beweglichkeit des Einen, den hohen Ernst des Zweiten und das einschmeichelnde Gespräch des Dritten angezogen zu werden, nennt sie übermüthig den Ersten einen Hampelmann, den Zweiten einen Nasenrümpfer und den Dritten einen Honigkuchenritter. Suche ich ihr Beobachtungsvermögen zu stärken, mache ich sie auf die interessante Verschiedenheit dieser Männer aufmerksam, so beharrt sie dabei: Alle seien aus demselben Teige gebacken und vom Kuchenbäcker nur verschieden garnirt worden.

Aehnliche Streitfragen haben wir über die Oper. Hier, wie so oft, genügt es ihr daß etwas ist; sie fragt nicht, ob

etwas sein soll; ein Verfahren, wobei man in der Empirie seßhaft und das Ideal verborgen bleibt. Von Allem was ich ihr aus den ästhetischen Theorien mittheilte, hat ihr nur Eins Freude gemacht und sich ihrem Gedächtnisse eingeprägt: nämlich der Voltaire'sche Satz, daß das Langweilige immerdar nichts tauge. Wenn ich ihr alsdann beweise, daß das persönliche Urtheil des Einzelnen hierüber gar keine wahrhafte, entscheidende Regel gebe, beharrt sie dabei: sie könne ihre Empfindung nicht unempfunden machen, lasse jedem seine Weise und wolle so wenig Regeln geben, als sich aufdringen lassen.

Als ich ihr letzthin mit Gründen darzuthun suchte, Rafael sei ein größerer Maler als Correggio, antwortete sie: es mag so sein, im Fall Du beide untereinander vergleichst; ich aber vergleiche sie mit mir. Wenn also Jener hundert Fuß und Dieser fünfundzwanzig Fuß hoch ist, und ich (einen Fuß hoch) ihnen gegenüberstehe, so ist mein Mißverhältniß zu Correggio viel geringer, als zu Rafael; darum übersehe und verstehe ich ihn besser, und es wäre ein unfruchtbares Bemühen, wenn ich meiner Länge etwas zusetzen wollte.

Ebenso wenig kann ich Wilhelminen über das Verhältniß von Sittlichkeit und Kunst zur rechten Erkenntniß verhelfen. Sie leugnete mir z. B. zwar die Zweideutigkeit des Figaro keinesweges ab, behauptete aber: es sei dies nicht wichtiger, als ob Correggio auf grober oder feiner Leinwand gemalt habe. Mozart's Melodien solle ich hören, nicht die Buchstaben lesen: jene seien so heiter, klar, durchsichtig, wohlthuend, wie der schönste Frühlingstag; in solcher Luft möge sie immer leben, und wer sich hier vor moralischer Erkältung fürchte, habe den Schnupfen oder Ohrensausen schon vorher gehabt.

So, mein Freund, habe ich täglich Gelegenheit, Versuche und Betrachtungen an mir und über mich und meine Braut anzustellen, und ich hoffe, Du wirst es nicht als einen Rückschritt betrachten, daß wir nicht immer Unisono, sondern bisweilen auch zweistimmig singen.

Nur Einzelnes bleibt mir bisweilen ganz unverständlich, so z. B. als sie letzt im Scherz sagte: Max habe des Kaisers Dragoner ohne Noth aufgeopfert; als sie im Ernst, ja fast mit Leidenschaft, behauptete: Thekla habe ihre Mutter schlechterdings nicht verlassen sollen. Wenn Wilhelmine in solchen Wechselfall gesetzt würde; sie wäre wahrlich im Stande, die Poesie ohne Rückhalt zu verleugnen.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard's Vater ist gestorben. Zwei Tage lang war er fast von Sinnen, den dritten aber schon wieder ganz ruhig. Mir unbegreiflich: wenn ich so wäre, aber er!

Mein Leichtsinn oder leichter Sinn mag tadelnswerth sein; aber gehört er nicht zu meiner Natur? Launen hingegen, plötzlich und ohne genügenden Grund wechselnde Stimmungen, kann man doch nie zur eigentlichen Natur eines Menschen zählen. Jeder sollte sie auszutilgen und Haltung in sein Leben zu bringen suchen.

Eben geht Bernhard von mir; er hat mich sehr erschreckt. Denke Dir, binnen vierzehn Tagen soll ich mit ihm nach — abreisen, um uns dort trauen zu lassen und unsern Wohnsitz daselbst aufzuschlagen. Ich habe, von Tage zu Tage heiter lebend, dem Gedanken der Heirath wenig nachgehangen und am wenigsten damit die Versetzung in ein anderes Land in Verbindung gebracht. Jetzt erklärt Bernhard: er wolle und müsse sein hiesiges Amtsverhältniß aufgeben und in seine Heimat zurückkehren.

Daß ihm nicht viel daran liegt die Mutter mitzunehmen, habe ich ihm wol angemerkt, aber mich gestellt, als hätte ich nichts gemerkt. Es steht geschrieben: man werde Vater und Mutter verlassen, um einem Manne anzuhangen; denn jene Beide helfen und stützen sich noch untereinander. Aber die einzeln stehende, verlassene Mutter zu verlassen, wäre für jede Tochter eine Sünde; wie vielmehr für mich, da sie allein durch meine Sorgfalt erhalten wird und eine Trennung von ihr mir unerträglich fallen würde. — Und was hilft es, wenn ich Bernharden dahin bringe, daß er sie mitnehme, da sie um keinen Preis — verlassen will und alle Aerzte einstimmig versichern: das Wohnen in jenem kalten, kalten Lande bringe ihr auf jeden Fall schnellen Tod.

Ich muß zunächst die Sache, bis zur völligen Herstellung der Mutter, in die Länge ziehen.

Bernhard an Friedrich.

Vor einigen Tagen erklärte ich Wilhelminen, wir wollten Beide binnen kurzer Frist — verlassen und uns in — ansiedeln. Anstatt sich, wie ich wol erwarten durfte, über diese nahe und günstige Entscheidung ihres Schicksals zu freuen, er-

schrak sie sichtbarlich, ich glaube aus Furcht sich von ihrer Mutter zu trennen. Bei einer Ehe, wie ich zu schließen im Begriff bin, ist aber ein großer Anhang von Verwandten unbequem, und es erscheint rathsamer dieselben in sorgenfreier Entfernung zu halten, als sie in den Kreis des engsten Umgangs hineinzuziehen. Ich hielt dies um so eher für möglich, da Wilhelmine ein Kind armer Aeltern und nur von ihrer Mutter adoptirt ist. Sollte indeß meiner Braut sehr viel daran liegen, sich nicht von dieser zu trennen, werde ich ihren Wünschen keineswegs widerstreben.

In diesem Augenblick erhalte ich einen Brief Wilhelminens, des Inhalts: es sei ihr ganz unmöglich, ihre Mutter zu verlassen, dieser aber (nach einstimmigem Urtheile der Aerzte) unmöglich, vor ihrer Herstellung eine Reise nach — zu unternehmen. Sie bitte also, diese und die Heirath vor der Hand aufzuschieben.

Was soll ich hiezu sagen? Die Krankheit der Mutter scheint von der Art zu sein, daß sie schwerlich jemals eine völlige Herstellung erwarten läßt. Ist es denn nun Wilhelminen angenehmer, Krankenwärterin, als meine Frau zu sein? Liebt sie ihre Pflegemutter mehr, als ihren Bräutigam? Oder gibt es gar andere Dinge, die sie beschäftigen und festhalten? Auf jeden Fall erscheint es unpassend, sie allein hier zu lassen, und doch muß ich schlechterdings eine Reise nach — antreten.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard hat, obwol ungern, eingewilligt, daß ich mich von meiner Mutter nicht trennen und — sie vor ihrer Herstellung nicht verlassen soll. Er selbst wird seine Reise indeß bald antreten und nach einiger Zeit zurückkehren.

Seitdem mir dieser Stein vom Herzen ist, lebe ich doppelt heiter, ja fast ausgelassen. So kam dieser Tage Friederike zu mir und bat mich so geheimnißvoll als dringend, Abends die Oper zu besuchen; ich würde daselbst Neuigkeiten sehen und hören. Ich war darauf gerade nicht sehr neugierig, allein man gab Figaro, und Bernhard erzählte mir: er sei den Abend ausgebeten. Auf seine Bemerkung, ich würde doch zu Hause bleiben; sagte ich: soll ich nicht Deinem Beispiele folgen? und als er hierauf etwas erwiederte, das fast eifersüchtig klang, gab ich zur Antwort: Verbotenes thut man am liebsten.

Ich saß mit der Mutter auf meinem gewöhnlichen Platze und wartete anfangs auf Friederikens Neuigkeiten; bald aber dachte ich nicht mehr daran, sondern hörte nur die heitern Melodien, und träumte in meinem Inneren weiter und weiter. Anfangs sah ich die Schnee- und Eisfelder, die bereiften Bäume meines neuen Vaterlandes; dann flatterte der Schnee aufwärts in die Lüfte und verwandelte sich in silberne Wölkchen, auf denen ich einherfuhr, aller irdischen Bedenken, Sorgen und Lasten entledigt. Das Eis fing an sich zu bewegen, im Wiederscheine des erwärmten Himmels erhoben sich die Wassernixen aus den blauen Wogen, und winkten den Luftgeistern, welche mich umschwärmten. Die früher bereiften Bäume trieben jetzt Knospen, Blätter und Früchte hervor, der Duft der Orangen und Myrten stieg aufwärts; tanzend nahten sich wunderbar geschmückte Jünglinge und Mädchen, nahmen mich in ihre Mitte und führten mich zu einem Zauberer, den ich wieder zu erkennen glaubte und der mir sagte: so leben wir hier Jahr ein Jahr aus, ein Leben das für die armen umnachteten Erdgebornen nur in einzelnen Augenblicken hervorblitzt, und das sie dann wehmüthig einen Sommernachtstraum nennen!

Ich weiß nicht, wie lange ich so noch fortgeträumt hätte, da ging die Thür auf, ein Herr nahte sich mir und bat um die Erlaubniß, mich nach Hause zu bringen. Schon hierüber, noch mehr aber zürnte ich, als er meine Hand ergriff und sie zärtlich drückte. Auf meine heftige Zurückweisung lachte er fast laut und sagte: Minchen, kennst Du mich denn nicht? Es war Friederike, im Anzuge ihres Bräutigams.

Lustig verließen wir die Oper, bei einer Wendung sagte indeß Friederike erschreckt: Ich glaube da steht Bernhard, und zog uns in ein Haus, das einen wenig bekannten Durchgang darbietet. So kamen wir in unsere Wohnung und legten uns rasch zu Bette. Friederike hat sich indessen sicherlich geirrt, denn Bernhard würde sonst nach seiner Weise gründliche Betrachtungen angestellt und gründliche Auskunft verlangt haben.

Bernhard an Friedrich.

So ist denn Gewißheit geworden, was ich längst ahndete: Wilhelmine ist eine Treulose! Meine Liebe so zu täuschen, meine Wohlthaten so zu vergelten; es ist unglaublich, schändlich und doch nur zu wahr und wirklich! — Verlange keine Erzählung, keine Beweise; soll ich in meinen eigenen Einge-

weiden wühlen, mein Herz nicht blos durchbohren lassen, sondern auch selbst durchbohren?

Wiederum liegt die einzige Labung und Errettung darin, daß ich meinen Schmerz austoben, meinem Zorne freien Lauf lasse. Nur dadurch kann ich mich wieder aufrichten, daß ich Alles das Unwürdige mit Füßen trete, was ich zeither götzendienerisch verehrte.

Ich schrieb Dir schon, daß Wilhelmine eine übertriebene Vorliebe für gewisse Opern hegt, welche mir, wenn nicht aus ästhetischen, doch aus moralischen Gründen mißfallen. Ich erklärte ihr vor einigen Tagen den Wunsch, sie möge eine derselben nicht besuchen; und der Wunsch eines Bräutigams sollte doch wol so viel gelten, als der Befehl eines Ehemanns. Sie antwortete zweideutig, und hielt sich für sicher, da ich vorgab den Abend in Gesellschaft zubringen zu müssen. Statt dessen ging ich in die Oper, setzte mich in einen Winkel ihrer Loge gegenüber, und hatte bald den Verdruß sie mit ihrer Mutter eintreten zu sehen. Mit meinem Fernglase konnte ich jede ihrer Mienen erkennen. Anstatt, wie gewöhnlich, die frivole Darstellung mit Scherz und Lachen zu begleiten, sah sie schmachtend gen Himmel und war in Liebesträumereien versunken, bis der erwartete Verehrer eintrat. Nun folgte Scherz und Lachen in verdoppeltem Maße. Ich saß wie vom Schlage gerührt, besinnungslos und versteinert, bis ich gewahrte daß Alle noch vor dem Schlusse der Oper aufbrachen. Ich stürze nach, sehe mit eigenen Augen wie Wilhelmine ihrem Begleiter, einem blutjungen Fant, zärtlich am Arme hängt, ihm lachend die Hand drückt, ja, wie sie wähnt unbemerkt, auf öffentlicher Straße einen Kuß gibt! Und die arge Mutter läuft sorgenlos und gefühllos nebenher! Endlich gehen Alle, scheu sich umsehend, in ein Haus; ich eile nach, stoße mir aber in der Finsterniß den Kopf so heftig, daß ich zurücktaumele; als ich wieder zu mir selbst komme, sind Alle verschwunden. Vergebens warte ich mehre Stunden auf ihre Rückkunft, die Nacht wird, mir zu Spott und Hohn, in Lust und Wollust verbracht und die Heuchelei ist schon so bei Wilhelminen ausgebildet, daß ich am andern Tage kaum eine leise Verlegenheit auf ihrem Gesichte bemerke.

Ich schwieg, denn *sie* hätte reden, entschuldigen, erklären, sich rechtfertigen sollen. Vorgebend auf einige Tage verreisen zu müssen, stelle ich meine Spähег rund um Wilhelminens Wohnung auf, und verweile in der Nähe, um bei der Hand zu sein. Bald berichtet man mir: es sei ein Herr in das Haus gegangen; es war nicht der junge Fant des vorigen Tages,

sondern ein langer, bejahrter Mann, den sie, ich konnte es hören, freundlich entließ. Die Treppe wieder hinabschleichend, begegnet mir ein Dritter, der nach ihrer Wohnung fragt. Bereitwillig nehme ich ihm ein Billet zur weiteren Besorgung ab, öffne es nach seiner Entfernung und lese: „Liebes Mienchen! Ihre bekannten Freunde sind heute am bekannten Orte versammelt, um sich lustig zu machen. Es kann Ihnen nicht schwer fallen, Ihrem pedantisch-sentimentalen Liebhaber eine Nase zu drehen und sich, worauf wir Alle rechnen, bei uns einzufinden."

Nun konnte ich mich nicht länger halten, stürze hinauf, reiße fast die Klingelschnur ab, dringe vor in ihr Zimmer und sage ihr Alles, was gutes Recht, Eifersucht und Zorn mir eingeben. Anfangs schien sie erschreckt und zerknirscht zu sein; dann aber nahm sie zu dem gewöhnlichen Mittel der Treulosen ihre Zuflucht, leugnete alle eigene Schuld und machte mir bittere Vorwürfe, daß ich Gesellschaft und Reisen vorgegeben habe um sie zu belauschen, daß ich Gesindel als Spione gegen sie aufstelle und handgreiflichem Betruge Glauben beimesse. Ein Mädchen, Herr von —, so schloß sie ihre Rede, das Sie so behandeln, will nicht Ihre Braut sein, kann nicht Ihre Frau werden. Sie sind aller Verpflichtungen gegen mich, ich bin aller Verpflichtungen gegen Sie entledigt. — Mit diesen Worten zerriß sie das Billet, was ich ihr gegeben, warf mir die Stücke zu Füßen, ging in das andere Zimmer und schloß die Thür hinter sich zu.

Durch diese unwürdige Behandlung von neuem aufgebracht, eilte ich zu meinen Freunden bei der Gesandtschaft, die mich schon oft gewarnt, ja verspottet hatten; ich ging endlich zum Gesandten selbst und erzählte ihm Alles. Er gestand, durch Späher Wilhelminens Wandel ebenfalls erforscht zu haben und schien das Geheimniß jener verliebten Bestellungen zu kennen. „Um Sie nicht noch tiefer zu kränken, sagte er zuletzt, will ich von allem Einzelnen schweigen; aber Glück, junger Mann, muß ich Ihnen wünschen, daß Sie diesen Täuschungen entrissen werden, bevor Ihr ganzes Lebensglück dadurch gestört ist. Der Wunsch, ja der Befehl Ihres Vaters wird Ihnen von jetzt an im rechten Lichte erscheinen und dem kurzen Irrthume eine lange ruhmvolle Laufbahn und eine Ehe folgen, wie sie Ihrer und Ihrer Familie würdig ist. Um Ihren Schmerz schneller zu lindern, müssen Sie sich von hier entfernen, und es ist mir eine angenehme Pflicht Ihnen zu sagen, daß Sie, wichtiger Aufträge halber, schon morgen nach — abreisen werden."

Mir war dieser Befehl willkommen; mit zwei Worten schrieb ich der Mutter, daß ich Wilhelminens Aufkündigung unseres Verhältnisses annehme, und von weiterer Unterstützung nicht die Rede sein könne. Bevor Reue und Noth sie nicht gezwungen hat, sich von schlechten Wegen abzuwenden, halte ich es für Unrecht irgend eine frühere Zusicherung zu erfüllen; Wilhelmine würde dadurch nur in ihrem verdammlichen Leichtsinne bestärkt werden.

Zweite Abtheilung.

Wilhelmine an Adelheid.

Du klagst, daß ich Dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe, und Du hast Recht; aber was soll ich schreiben? Seit die Geschichte mit Bernhard aus, ganz aus ist, lebe ich, ich weiß nicht ob vergnügter, ob trauriger, ob ernster, ob leichtsinniger. Auch läßt sich ja nicht Alles niederschreiben, was man thut, und Vieles würde man nicht thun, wenn man es sogleich niederschreiben müßte. Alte und Junge, Vornehme und Geringe, von den Prinzen bis zu — ich weiß nicht wen — nehmen Antheil an meinem Schicksale, und möchten mich kennen lernen, mir ihre Theilnahme beweisen. Bisweilen glaube ich an jenen Antheil und freue mich darüber; dann fällt mir ein, daß sie mich wol für ein herrenloses Haus und eine leichte Beute halten, und darüber gerathe ich in ernstes Nachdenken, bis mir alle Gedanken vergehen.

In der Lage, in welcher ich bin, ist es am besten ich denke gar nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

Ach liebe, liebe Adelheid! im Sprechen kann man einem Alles begreiflich machen, nachweisen, entschuldigen, rechtfertigeu; aber im Schreiben! Ist es denn ein Glück oder ein Unglück schön zu sein? Die Häßlichen werden wenigstens nie von

den Häßlichen gesteinigt, und brauchen nicht zu beten: Herr, führe mich nicht in Versuchung! Aber die Tugend, die Keuschheit der Häßlichen, wie weit ist sie denn eine Tugend?

Wenn Einer meine Schönheit preiset, meint er denn mich? Er denkt an sich: ich soll ihm danken, die Schärfe seines Urtheils eitel anerkennen, ihn dafür liebenswürdig finden, ihm leibeigen werden an Leib und Seele. Doch nein, nicht an der Seele; denn wer fragt danach: sind mir doch selbst Leiber wie Seelen ganz gleichgültig.

Doch was schreibe ich durcheinander, und nicht das was ich schreiben wollte!

Seit mehren Monaten ist meine Mutter schwer erkrankt. Gemüthsbewegungen mancherlei Art, Bedenken daß sie nicht vorsichtiger für meine äußere Lage gesorgt habe, daß alle Aussichten verschwunden sind; dies und Aehnliches haben ihre ohnehin schwache Gesundheit fast ganz zerstört. Ich warte und pflege, und tröste und beruhige sie Tag und Nacht: ich fühle, daß ich eigentlich keinem Menschen auf Erden herzlich zugethan bin und niemals zugethan sein werde; auf sie allein wendet sich alle die Liebe deren ich fähig bin. Die Männer! sonst waren mir Alle gleichgültig, jetzt sind sie mir auch verächtlich. Daß sie die Tugend nicht achten, darf ich es tadeln? aber die Schönheit, welche sie anbeten, ist ihnen noch nicht einmal ein Götzenbild; denn sie wollen sie ja frech untergraben und zerstören. Mir fehlt der Sinn für Schönheit — oder ich habe ihn verloren und verlieren müssen; aber hätte ich ihn und wäre ein Mann, mir würde solch Treiben unbegreiflich, widerwärtig sein.

Nein, nicht die Schönheit, nicht die Leidenschaft kann mir jemals gefährlich sein. Wenn aber dies Alles nicht, was denn? Man kann nichts wissen, nichts fühlen, was man nicht erlebt hat, aber es gibt im Leben sowie allmälige Entwickelungen, so auch Sprünge, plötzliche Erfahrungen.

Aus meiner einfachen, beschränkten Lebensweise ward ich durch Bernhard plötzlich in eine Welt anderer Genüsse versetzt, und der Genuß ward zum Bedürfniß. Ein Leben ohne Bedürfnisse und Genuß erschien mir nunmehr geringhaltig, unbedeutend — und, zum ersten male im Leben, die Armuth als ein großes Uebel, der Reichthum als ein Glück. Und doch hatte ich jene noch nicht erfahren!

Die Krankheit der Mutter verdoppelte die Ausgaben, die entbehrlichen Stuben blieben unvermiethet, das Geld ging zu Ende, und die Möbel — unser bestes Capital und der Mut-

ter einzige Freude — hinter ihrem Rücken loszuschlagen, durfte ich es wagen, und was hätte es geholfen?

In solcher Lage gehe ich eines Abends mit einem Recept für die Mutter in die Apotheke, und hoffe die wenigen Groschen meines kleinen Geldbeutels werden zur Bezahlung hinreichen. Aber der Arzt, getäuscht durch den Schein unseres fortdauernden Wohlstandes, oder weil wirklich nur theure Mittel helfen konnten, hatte ein Recept verschrieben, wofür der Apotheker drei Thaler verlangte. Bei dieser Forderung, die mein ganzes Vermögen weit überstieg, stürzten mir die Thränen aus den Augen und wenige Worte reichten hin meine Verlegenheit auszusprechen. Da wandte sich ein Mann um, der an einem anderen Tische stand, betrachtete mich eine Zeit lang, wie erstaunt, gab dann das Geld dem Gesellen und sagte: morgen um diese Zeit bin ich wieder in dieser Gegend, wo Sie mir dann meinen Vorschuß erstatten können.

Erfreut, beschämt, beruhigt, geängstet eilte ich nach Hause. Als nun aber der andere Tag kam, was sollte ich thun? Wegbleiben, weil ich kein Geld hatte, oder hingehen und Alles erzählen? Ich that das Letzte! — Der Himmel hat seine Gaben so reich und mannigfaltig vertheilt, und jede erscheint erfreulich an sich und trägt ihre Früchte. Ist denn die Schönheit nun nicht auch eine Gabe des Himmels? Ist sie es nur für den Beschauer, nicht für den Besitzer? Hat der Elende, der Habelose, der Hungrige eine Pflicht, todte Capitale festzuhalten und jeden unschuldigen Ertrag von der Hand zu weisen?

Ach, liebe Adelheid, ich weiß nicht, wo meine Betrachtungen anfangen, noch wo sie enden werden. Wie Pflanzen in beschnittenen sich hin und her windenden Hecken alle Eigenthümlichkeit, alle Physiognomie verlieren und nirgends etwas kenntlich hervortritt, um sich daran aus dem Labyrinthe herauszuwinden, so gehen die Menschen jetzt physiognomielos an mir vorüber; ich sehe sie nicht, ich höre sie nicht; mögen sie Heller oder Goldstücke sein, ich erkenne überall nur dasselbe nichtssagende Gepräge!

Warum schelten die Leute so viel auf die Leidenschaften? Hätte ich nur eine recht große, ächte Leidenschaft, sie würde mich erneuen, beglücken. Ich bitte bisweilen den Himmel inbrünstig, daß er sie mir sende; und dann finde ich diese Bitte selbst wiederum nicht blos unrecht, sondern auch lächerlich und abgeschmackt.

Mit welchem Leichtsinn sagt nicht Manche einem ihrer Verehrer, er sei der Einzige; wie geschickt weiß sie ihm aus

seiner Eigenliebe heraus zu beweisen, warum sie ihn vorzugsweise erwählte; oder hat er einmal argwöhnische Stunden, so gibt sie ihm Räthsel auf, die den Verstand beschäftigen und unmerklich auch den Klügsten in einen Thoren verwandeln, der sich nach Willkür gängeln läßt.

Wenn nun Jemand dies Alles thäte und vermöchte, wäre es mehr lustiger Leichtsinn, oder Gleichgültigkeit, oder Angewöhnung, oder Sünde? Auf keinen Fall kann viel Abwechselung dabei sein, Alles läuft zuletzt auf Dasselbe hinaus.

So lebe ich jetzt einen Tag wie den andern, und nur wenn ich an Dich schreibe, komme ich zur rechten Besinnung, und wenn ich für die Mutter sorge zur nützlichen That. Daß ich Alles, Alles ihr opfere, und selbst nichts habe, verlange, liebe als sie, gibt mir Muth und Heiterkeit und erhebt mich über alle Langeweile, ja über alle Vorwürfe und alles Widerwärtige hinaus.

Bernhard an Friedrich.

Endlich erfahre ich den Ort Deines Aufenthalts und kann Dir schreiben. Besser vielleicht, ich thäte es nicht; aber ich muß, ich muß!

Seit sechs Wochen bin ich mit Christinen verheirathet, wie es unsere beiderseitigen Aeltern gewünscht, ja vorgeschrieben haben. Die Befolgung dieses Wunsches oder Befehls gereicht uns Beiden zur Beruhigung; auch gibt alle Welt ihren Beifall zu erkennen, lobt meinen Entschluß und beneidet unseren Reichthum. Letzteres mit Recht; denn wäre wol sonst etwas zu beneiden, wenn nicht der Reichthum?

Was ist aus meinen begeisterten Hoffnungen oder, wenn Du willst, aus meinen Träumereien geworden! Hätte ich es vor Jahr und Tag für möglich gehalten, daß ich eine Frau nehmen sollte, die ich, die mich nicht liebte? Und doch ist an uns Beiden gar nichts Wesentliches auszusetzen: Christine hat Geist, Verstand, Charakter, gute Sitten, Talente und Gott weiß was sonst. Warum macht das Alles auf mich so wenig Eindruck, als wenn ich in einer fremden Sprache reden höre; warum hingegen durchzuckt mich noch jetzt jeder Gedanke an Wilhelmine, warum zerreißt er mir, wie ein Blitzstrahl, zugleich Kopf und Herz? Warum kann ich sie nicht lieben, warum kann ich sie nicht hassen? Warum werde ich noch immer zu ihr hingezogen, während ich sie verachte? Erlöse mich aus

diesem vernichtenden Zwiespalt, daß, wenn ich nicht ein ganz neues Leben beginnen kann, mir wenigstens diese offene Wunde zuheile, diese Folter mich verlasse. Habe ich denn nicht überlegt, geprüft, beschlossen, gehandelt? Weshalb, wozu komme ich immer wieder auf das Abgethane zurück!

Du bist unbefangener, unparteiischer: ich beschwöre Dich, eile nach — und schaffe mir durch Mittel aller Art Wahrheit und Licht. Doch nein: Du bist befangen, parteiisch; denn bittere Erfahrungen haben Dich ja in einen Weiberfeind verwandelt, und Du hältst es für den Triumph männlicher Freiheit, sich niemals ihnen hinzugeben; Du siehst Frauen und Mädchen nicht wie sie sind, sondern wie Du sie aus eigener Kraft sehen willst. Und was wirst Du diesmal wollen? Mich beruhigen, indem Du bekräftigst, Wilhelmine sei verächtlich? Denke nicht an mich, an meine Verhältnisse, an das Geschehene; sondern frage, höre, beobachte wie ein Fremder, aber doch nicht wie ein kalter, sondern wie ein theilnehmender Fremder.

Nachschrift. — Ist es nicht vielleicht besser, gar nicht weiter zu forschen? Wäre Wilhelmine auch eine Heilige, ich muß ewig von ihr getrennt bleiben; wäre sie auch verdammungswürdig im höchsten Grade, ihr edleres Bild wird meinem Gedächtnisse nie entschwinden. Was soll also die neue Prüfung? Nun, hilft sie mir nicht, ist sie doch ein Experiment für Dich, wovon Du mir mittheilst was Du willst. Gesund werde ich nie wieder, magst Du mir süße oder bittere Arznei darreichen!

Bernhard an Friedrich.

Wenn Unglück, wenn Leidenschaft den Menschen ergreift, erinnert man ihn gewöhnlich, und mit Recht, an die Religion. Wie oft habe ich mich in dieser Zeit selbst an dieselbe gewiesen, um aus meinem überreizten und leidenschaftlichen Zustande wieder zu Ruhe und Friede zu gelangen! Immer vergeblich, und so mehrt sich mir täglich Angst, Noth und Verzweiflung.

Ist denn aber jener Sprung von höchster Unruhe zum tiefsten Frieden auch nur möglich? Ist diese Heilmethode, durch plötzliches, völliges Umschlagen, wirklich die einzige und beste? Muß man nicht stufenweise so emporsteigen? — Oder wenn man, wie ich, plötzlich seinen Himmel einbüßen kann, läßt sich

deshalb derselbe, oder ein anderer, ebenso schnell wieder gewinnen? Die Flammen des Fegefeuers, die in meinem Herzen brennen, sind mir wohlthuend; es ist in diesem Augenblick für mich gar kein anderer Zustand möglich! Soll ich geheilt werden, so muß es homöopathisch geschehen. In diesen Tagen griff ich, ich weiß nicht aus welcher Wahlverwandtschaft, zu Macbeth und Lear; ich wollte mir die schärfsten Mittel auflegen, und doch war mein Inneres in solchem Sturme, daß ich sie zu milde fand und trotz des furchtbar Ergreifenden meine Gedanken sich davon trennten und Wilhelmine mir zu meiner Erlösung und Verdammniß immer wieder vor die Seele trat. Näher stand mir die Bodenlosigkeit Hamlet's, und grübelnd verbrachte ich die Stunden der Nacht, bis ich erschöpft einschlief und noch kraftloser erwachte. Vielleicht hätte ich den Werther jetzt am besten begriffen, aber ein geheimer, unerklärlicher Schauder hielt mich ab, ihn in die Hand zu nehmen. Um wo möglich das Uebel noch zu erhöhen, kommt N. dieser Tage zu mir und glaubt mich zu trösten, wenn er mir seine alltägliche Geschichte, als die eines Unglücksgefährten erzählt.

Ein Zufall macht ihn mit einem sehr schönen Mädchen bekannt, die wahrscheinlich auf Abwege gerathen war. Angezogen durch die hindurchleuchtende ursprüngliche Natur, wendet er alle nur denkbaren Mittel an: Rede, Ermahnung, Geschenke, und eine in solchen Verhältnissen fast unerhörte und absurde Liebe und Treue, um, wenn nicht ihr Herz zu gewinnen, sie doch für ein anderes Dasein, wenigstens für Wahrheit und Aufrichtigkeit zu erziehen. Sie wird auch täglich bescheidener, sittsamer, einfacher, und zeigt herzliche Anhänglichkeit, die um so glaubhafter erscheint, da sie von keiner wahren oder erheuchelten Leidenschaft begleitet ist. Dennoch ergibt sich zuletzt, daß seine Hoffnungen und Bemühungen ganz vergeblich waren, und an dem eiskalten undankbaren Gemüthe des Mädchens alles Edlere unverstanden und ohne irgend einen Eindruck vorübergegangen ist.

Man hat gesagt, fuhr N. fort, wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, hat keinen zu verlieren. Ich setze hinzu: wen gewisse Erfahrungen nicht zum Menschenfeind machen, hat wol vorher keinen Menschen recht von Grund des Herzens geliebt.

Welche Plane, fragte ich N., haben Sie für die Zukunft? Wäre ich ein Schurke, antwortete er mir, so würde ich darauf ausgehen, so viel Mädchen zu Grunde richten als möglich; da ich es nicht bin, so begnüge ich mich damit sie zu hassen und zu verachten.

Man kann ja aber nicht leben in solcher blos verneinenden Stellung; und doch, was thue ich denn selbst anders, als durch das täglich sich steigernde Bewußtsein eines unersetzlichen Verlustes mein zerbröckeltes, aufgelösetes Dasein wie durch glühende Fesseln zwangsweise zusammenzuhalten? Ohne Kraft, Thätigkeit und Lebenslust wird mir das Leben dadurch doppelt lang, und jeder Augenblick zu einer peinigenden Ewigkeit. Warum fehlt mir Kraft für diese Zeitlichkeit, und Muth mich selbst in jene Ewigkeit zu versetzen. O Gott, hätte ich nur einen Labetrunk aus dem Lethe! Frische Jugend würde dann meine ermatteten Glieder durchdringen, und der dahinwelkende Geist neue Blüten und Früchte treiben.

Werther wandelte auf Rosen, wenn ich sein Schicksal mit dem meinen vergleiche. Mit höherem, größerem Sinn und minderer Gier nach ausschließlichem Besitze, hätte er Frieden für sich und seine Umgebungen gewinnen können. Aber ich! O Du Glücklicher! lebe heiter und wohl.

Friedrich von — an Bernhard

Deine schmerzensvollen Briefe habe ich erhalten und eile nach —, nicht weil ich neue und besondere Ergebnisse von meinen Bemühungen erwarte, sondern weil ich gern Deinen Wünschen genüge.

Trotz Deiner Ideale und Deinem Idealisiren bist Du doch ein Realist, mehr wie ich; denn Du willst Alles mit Händen greifen und außer Dir verwirklicht sehen, und hältst es fast für Unrecht Etwas von Deinem Eigenen hinzuzuthun. Dadurch, meinst Du, werde die Schönheit verunreinigt, die Wahrheit getrübt, welche an und für sich rein objectiv erscheinen, dastehen, sich geltend machen sollte. Du vergissest daß die Schönheit, die Wahrheit gar nicht vorhanden ist, ohne ein Auge welches sie sieht, einen Geist, der sie erkennt. Wo und wann Du sie aber siehst und erkennst, da ist sie auch; ein Thor wer hier anatomisch zerschneiden, chemisch zersetzen will, er zerstört sich und den geliebten Gegenstand.

In Deiner Liebe zu Wilhelminen erkannte ich das dichterische jugendliche Aufblühen Deines eigenen Geistes, eine natürliche, ja nothwendige Selbstoffenbarung. Was das Mädchen — wie man sagt — an sich war, ob so schön, so unschuldig, so liebenswürdig, interessirte Deinen Freund weniger, als wie Du dachtest, fühltest, handeltest. Bei der sachlichen und sach-

verständigen Untersuchung, die Du mir jetzt auflegst, fühle ich mich schon insofern in Verlegenheit, weil ja meine Persönlichkeit als Maßstab des Werths unabweislich mit in Betracht kommt, und dies um so mehr, als ich seit langer Zeit genöthigt bin in allen Verhältnissen dieser Art das Meiste selbst hinzuzuthun, weil mir leider sehr wenig geboten und gegeben wird.

Zweierlei machte mich in Deinen Berichten bange: erstens, daß Du Minna's Herz ganz ergründen, ausschöpfen; — zweitens, daß Du ihre Natur ändern, umgestalten wolltest.

Kannst Du doch dem männlichen Herzen nicht auf den Grund kommen; denn im Augenblicke als Du diesen prüfend zu erreichen wähnst, bricht er zusammen, und es zeigen sich neue unbekannte Tiefen. Es gibt hier kein Letztes, Festes, Stehenbleibendes; es gibt nur Bewegung, Entwickelung.

Und nun gar die Frauen! Die Männer gucken mit dem Fernrohre ihres Verstandes in alle dunkeln Winkel ihrer Herzen, und was sie auch da für Plunder entdecken, sie holen ihn ans Tageslicht und bieten ihn als psychologische Waare aus. Die Frauen hingegen betrachten von dem Mittelpunkte ihres Herzens aus die übrige Welt. Wenn nun aber dieser Mittelpunkt bei ihnen ein wahrhaft lebendiger, pulsirender ist, wie kannst Du fordern daß ihre Beobachtungen mathematische Genauigkeit und Stetigkeit haben sollen, daß immer nur ein und derselbe Gegenstand, und obenein unveränderlich, vor ihrem Objectivglase erscheine?

Du sagst: kein weibliches Herz ist zu ergründen, und Du hast Recht; nur ist dies nicht Folge kalter Vorsätze, oder versteckter Heuchelei, sondern der einmal vorhandenen, gegebenen Unergründlichkeit. Vielleicht wirst Du lachen, wenn ich sage: ich habe in die Herzen mancher Frauen tiefer hineingesehen und hineingehorcht, als sie selbst in den Augenblicken des leisesten, genauesten Aufmerkens.

Das schnelle Umwenden Romeo's von Rosalinde zur Julie ist oft getadelt worden, und man muß einräumen, daß hier eine Ausnahme der männlichen Natur dargestellt ist, welche sich in der Regel schrittweise umgestaltet und verändert. Bei den Frauen geht Alles mehr sprungweise, plötzlich, sie bezaubern sich und Andere durch die Geschwindigkeit.

Dadurch daß Du täglich, ja stündlich an Minna's Herzen drehtest, wendetest, stelltest, hast Du weder Dir noch ihr wohlgethan. Besser sogar eine Uhr — wie viel mehr ein Herz — geht ihren Gang eine Zeit lang ungestört weiter, als daß man immer avance oder retarde daran spielt.

Dies Alles begründet schon meinen zweiten Tadel. Minna's ursprüngliche Natur, ihre Entfernung von aller gewöhnlichen Bildung, ihr leichter Sinn, ja vielleicht ihr Leichtsinn hatte Dich angezogen, allmählig aber kamst Du auf den Gedanken dies Alles nach Deiner Weise und der vornehmeren Welt zu Gefallen abzuändern. Dir fehlte der Muth sie ohne Kenntnisse in andere Kreise einzuführen, Du wolltest ihr eine Sentimentalität ankünsteln, die ihr nicht natürlich war, und mit dem Leichtsinne würdest Du auch den leichteren Sinn und die Heiterkeit ausgetrieben haben. Befriedigt warest Du, wenn Du Dich mit ihr aus allen Deinen Verhältnissen herausträumtest; beim Gedanken an diese wucherten die Mißverhältnisse wie Unkraut.

Du klagst: trotz meiner höchsten Liebe, liebte sie mich nicht. Wähnst Du, daß Deinetwegen alle tragischen Wurzeln der Menschheit werden abgeschnitten werden? Sie liebte Dich wie sie eben konnte. Thatest Du etwas Anderes? Es ist leichter das Gleichgewicht aller europäischen und außereuropäischen Mächte festzustellen, als das Gleichgewicht von Liebe und Gegenliebe. Diese auf- und niedersteigenden Schalen sind beweglicher als das perpetuum mobile. Was bei dem Schwanken überfließt, hier wirkt es segnend und verwandelt Wüsten in Paradiesesauen; dort wälzt es seine zerstörenden Wogen, glühender als Lava des Vesuvs. Was Dich hievon im Leben ergreife, Du kannst es nicht im voraus wissen; ergreift Dich keins von beiden, so bist Du todt, ohne Freuden, wie ohne Leid. Du hast kein Recht zu klagen, wenn Dich eins nach dem andern trifft, und der Schmerz hat Dich vielleicht noch mehr aufgeregt und gebildet, als das scheinbare Glück?

Das ist die unglückliche Täuschung der Menschen, daß sie immerdar das Ewige, Unwandelbare in den Kreis ihrer bedeutungslosen Unruhe und Beweglichkeit hinabziehen; und umgekehrt das Zeitliche, Veränderliche als ewig ansprechen und damit Götzendienst treiben. So gewiß Du den gestrigen Tag nicht zurückbringen kannst, so gewiß nicht die gestrige Liebe. Der Tag hat auch seinen Antheil an der Ewigkeit, aber nur auf das Maß und den Werth eines Tages. So auch der heutige, der morgende Tag.

Keineswegs bringt der Ehestand — wie man gewöhnlich, aber sehr thöricht annimmt — jene schwankenden Schalen zu Gleichgewicht und Stillstand; wenn Du indessen sagst: die guten Eigenschaften Deiner trefflichen Frau berührten Dich wie eine fremde Sprache; so muß ich Dich dennoch ermahnen: lerne

diese Sprache und sprich nicht mehr die eines Landes, das Du verlassen hast.

Du darfst Dich freuen, daß die Kraft und Jugend Deines Herzens hinreichte, Dir ein Paradies zu erschaffen. Bist Du aber so ohne Fehl uud Sünde daß Du allein daraus nicht willst vertrieben werden? oder so durch und durch abgestorben und vernichtet, daß Du Dich nicht in einem anderen gelobten Lande ansiedeln könntest? oder so alles Gedächtnisses und aller Phantasie beraubt, daß sie die frischen Farben des Vergangenen gar nicht wieder hervorrufen könnten?

Friedrich an Bernhard.

Gleich nach meiner Ankunft in — ging ich zum — Gesandten und dem Herrn von —. Beide sagten mir über Deine Angelegenheit ungefähr dasselbe: die Tochter sehr leichtsinnig, die Mutter verschlagen, jene durch Eitelkeit, diese durch Dein Geld angezogen worden, und Du ein neues Beispiel, wie junge, unerfahrene Leute in Thorheiten die höchste Weisheit und das größte Lebensglück sähen, und über gewisse Dinge in gewissen Zeiten mit völliger Blindheit geschlagen wären. Das Alles klang so natürlich, und ward mit so vielen allgemeinen Gründen unterstützt, daß sie wol jeden Anderen überzeugt hätten. Nur mich nicht; denn ich kenne die Trüglichkeit und Nichtigkeit all dieser allgemeinen Formeln und Ergebnisse; erst aus der genauesten Kenntniß geht das wahrhaft Individuelle, Lehrreiche und Anziehende hervor.

Ein Zufall brachte mich in Gesellschaft mit dem Doctor —, dem Arzte der Mutter, zusammen, und da ich Deiner vorsätzlich gedachte, bot sich der Uebergang um auch Wilhelminens zu erwähnen. Es gibt Dinge, sagte er, über die in der Regel kein Dritter genau unterrichtet ist: doch kann ich versichern, daß ich nicht das geringste Ungebührliche von Minna sah, hörte, oder erfuhr. Aber ein Zeugniß kann und muß ich ihr geben: daß sie mit unbeschreiblicher Treue, Liebe, Hingebung und Geduld, mit Aufopferung aller Freuden und Genüsse, ihre Mutter in ihrer langen und schweren Krankheit gepflegt hat und noch pflegt.

Was soll ich aus so entgegengesetzten Berichten für ein Resultat ziehen? Etwa den hundert mal wiederholten, mittleren Satz: Leichtsinn und Gutmüthigkeit gehen Hand in Hand? Findet sich denn Leichtsinn und Egoismus, Gutmüthigkeit und

Ernst nicht eben so oft gepaart? Lauter todte Abstractionen, die ich hasse und die mir doch, trotz meines Verbannungsurtheils, immer wieder in meine eigenen gereinigten Saaten hineinlaufen. Ich muß selbst sehn — und werde mir dann freilich einbilden, richtig gesehen zu haben.

Friedrich an Bernhard.

War es denn wirklich meines Amtes Deinen Auftrag zu übernehmen? Doch was hilft die Frage, ich habe ihn nun einmal ausgerichtet, oder versucht ihn auszurichten.

Unter dem Vorwande eine Stube zu miethen, ging ich hin, und hatte mir vorher wohl überlegt, was ich sagen, wie ich angreifen und mich vertheidigen wollte. Aber mir ging es wie manchem weisen Feldherrn, der mit unerwarteten Gegnern und auf ungekanntem Boden zur Schlacht gezwungen wird.

Du weißt, daß ich aus mehr als zureichenden Gründen gezwungen bin, nach Kantischen Grundsätzen, nur ein uninteressirtes Wohlgefallen an der Schönheit zu haben, und sie nie in Beziehung auf mich und meine Person zu betrachten. Als aber das Mädchen die Thür öffnete, mich mit ihren holden, klaren Augen ansah, mit der heitersten Einfachheit meine Fragen beantwortete und von ihrer ergreifenden, durch den einfachsten Anzug noch erhöhten Schönheit gar nichts zu wissen schien, erinnerte ich mich des ersten Eindrucks, den sie auf Dich gemacht hatte, und alle die im voraus eingelernten feinen Wendungen des Gespräches waren rein vergessen. Ich erwartete ein geputztes, keckes Mädchen, deren Herz künstlich auszuforschen und deren Gewissen zu schärfen meine Pflicht sei; dazu hatte mir aber ihre Erscheinung allen Muth genommen.

Als ich Deinen Namen nannte und meines Verhältnisses zu Dir erwähnte, ward sie plötzlich so ernst und einsylbig, daß ich mich fassen und meine Reden wieder zusammensuchen konnte. Ein Wort gab das andere; mit ihrer Aufregung stieg die meine, und ich sagte zuletzt, ich weiß selbst nicht was, auf jeden Fall aber des Sinnes: Du haltest Dich von ihr für betrogen. Da verwandelte sich ihre schmerzliche Wortkargheit in strafende Beredtsamkeit und sie sagte etwa Folgendes: Nun ja, Herr Baron, ich habe Ihren Freund getäuscht, betrogen. Denn ich habe ihn nie geliebt, obgleich ich es ihm oft sagte, und oft auch selbst glaubte. Als er mich, ein armes, unkundiges Mädchen, mit Geschenken überhäufte, mir eine neue Welt der

Freude und des Genusses eröffnete, mir lebenslängliche Liebe schwur, mir feierlich die Ehe versprach, als auch meine verehrte Mutter glaubte das schönste Lebensglück erblühe mir; war es da nicht natürlich daß Freude, Dank, Hoffnung, Eitelkeit und was sonst zusammen wirkten, und ich selbst diesen Inbegriff meiner Gedanken und Gefühle für Liebe hielt? Bald aber gewahrte ich, daß der schmerzhafte Wahnsinn, die wunde Seelenqual, welche er Liebe nannte, meinem ganzen Wesen fremd, ja zuwider war: ich werde, ich kann, ich will nie so lieben. Mag es ein Mangel sein, daß ich mich zu dieser Trunkenheit der Leidenschaft nicht erheben kann, mag meine Ruhe Kälte, meine Heiterkeit Leichtsinn gescholten werden; ich wiederhole Ihnen: ich habe nie geliebt, und werde nie lieben. — Als Ihr Freund in meinen leichten Fehlern, die ihn anfangs bezaübert hatten, anfing Gebrechen und Sünden zu sehen, und es für seine Pflicht hielt sie auszurotten, da ahnete ich, daß wir in blinder Täuschung lebenslänglichem Elende entgegengingen, und diese Ahnung trieb mich an die Trauung hinauszuschieben, zu der er übereilt die Hand bot. Denn, daß er mich auf seine Weise unaussprechlich liebte, habe ich nie geleugnet und werde es nie leugnen.

So weit, Herr Baron, klage ich mich, Ihnen und Ihrem Freunde gegenüber, selbst an und verurtheile mich. Andererseits aber werden Sie einräumen, daß nicht alle Schuld mir allein zur Last fällt. Wenn ich mich über mein Inneres täuschte, so täuschte er sich nicht minder über das seine, und außerdem auch über alles Aeußere. Warum erkannte er, der Erfahrenere, denn nicht, daß unsere Naturen nie zueinander passen könnten? Warum wollte er mich in eine Stellung bringen, die ihn und mich unglücklich machen, die ihn mit Verwandten, Freunden, mit der ganzen Welt entzweien mußte?

Er ist am Ziele und genießt in Freuden seines großen Reichthums, er, der Verheirathete, nennt mich eine Treulose, und weigert sich Das auszuzahlen, was er mir mit Hand und Mund, mit Schrift und Unterschrift zusicherte. Doch, von dieser Foderung hat nur meine Mutter gesprochen, wie sie es für ihre Pflicht hielt; ich habe sie verschmäht, ich habe andere Klagen wider Ihren Freund.

Daß er den Glauben an mich verlor, ich tadele es nicht, denn sein früherer Glaube war ein Aberglaube; warum aber hat er andere Beschuldigungen gegen mich gehäuft, meinen Ruf preisgegeben, weder die Anklagen gebührend ausgesprochen, noch Zeugen beigebracht, noch Beweis geführt, sondern auf meine wiederholte Behauptung: Der, von welchem Alles dies her-

rühre, wer es eingeleitet, zusammengeklatscht habe, sei ein Schurke! — warum hat er da beharrlich geschwiegen?

Ich war, als Wilhelmine nach diesen Worten inne hielt, so tief bewegt, daß ich lange keine Worte finden konnte, und bemerkte zuletzt nur, daß es nicht unnatürlich sei, wenn sie Andere liebenswürdiger gefunden habe, als Dich.

Ich verstehe, antwortete sie, was Sie sagen wollen. Ich bin nicht eitel, weiß, daß die Schmeicheleien der Männer keine Bedeutung haben, und Sorge, Kummer und Nachtwachen den Menschen herunterbringen; dennoch, Herr Baron (hier ergriff sie meine Hand und ging mit königlicher Würde auf den Spiegel zu, indem ihr die hellen Thränen über die Backen liefen), wenn ich (Sie zwingen mich so zu reden), wenn ich meine Schönheit hätte geltend machen wollen, ich würde nicht Stuben kehren, Betten machen und Schlösser putzen; sondern mit leichtsinnigem Gewissen wol so in Herrlichkeit und Reichthum leben können, wie Ihr Freund. Er, ein Mann, der freie Herr der Schöpfung, hat sich auf lebenslang und mit Bewußtsein ein Weib genommen, das er nicht liebt, und will Die verdammen, welche vielleicht in der Noth eine Gabe annehmen mußte, bei welcher der Geber nicht so edel dachte, wie die Empfängerin.

Mein theurer Freund, nie war ich so gerührt, beschämt, zerknirscht, als in diesem Augenblicke; Dein und Wilhelminens Schicksal erschien mir wie ein Trauerspiel, dem aber der letzte Act noch fehlte, und für welches ich mit aller Kraft des Geistes und Herzens nach einer beruhigenden Lösung forsche.

Heut entbinde mich von weitern Betrachtungen, und erkläre Dir meinen Bericht nach Deiner genaueren Kenntniß.

Wilhelmine an Adelheid.

Der stille Gang meines Lebens heiterte sich nach meiner Mutter Besserung auf, und bisweilen gelangte ich selbst bei meinem früheren Uebermuthe an; da erschien unter allerhand Vorwänden der Baron — ein Freund Bernhard's und brachte mich mit Fragen und Andeutungen in solchen Eifer, daß ich ihm, gegen meine Gewohnheit, mit langen Reden und großem Nachdruck, ich weiß in der That nicht was, antwortete. Anfangs ärgerte ich mich über ihn, als er aber zuletzt seine aufrichtige Rührung und Theilnahme nicht bergen konnte, gefiel er mir etwas besser.

Er ist nicht mehr jung, doch hielt ich ihn, ich weiß nicht warum, für unverheirathet. Und nicht blos verheirathet ist er, sondern auch schon geschieden. Die Frau soll Schuld haben, doch das sagen die Männer jedesmal. Kommt er mir wieder, werde ich ihn examiniren, wie er mich examinirt hat.

Friedrich an Bernhard.

Mir ist, als müßte ich meinem vorigen Briefe nothwendig einen zweiten nachfolgen lassen, ob ich gleich nicht weiß warum und wozu. Recht ins Klare habe ich ja doch nichts gebracht, und welchen anderen vernünftigen Rath könnte ich Dir geben, als alles Vergangene zu vergessen und mit Deiner würdigen Frau ein neues frisches Leben zu beginnen. Denn, wären selbst all die früheren Hindernisse aus dem Wege geräumt, wärest Du unverheirathet und jede Anklage, auch aus späterer Zeit, wider Minna ungegründet; so bist Du doch für immer von ihr getrennt, auch bei größerer Aehnlichkeit der Naturen würdet Ihr Euch nie verständigen, die Spaltung kann nie ausgefüllt werden. Wohl aber kann und soll Jeder versuchen seine eigene Wunde auszuheilen; ich glaube es wird Minna gelingen, wie viel mehr Dir, dem Manne, dem Hausvater, dem Freunde eines Mannes, welcher Aehnliches nicht blos versucht, sondern durchgesetzt hat. Oder ist der Fall leichter, wenn geschlossene Bande treulos zerrissen werden, als wenn Hoffnungen unerfüllt bleiben?

Ich habe Wilhelmine noch einmal aufgesucht. Sie war, da ich von Dir und Deinen Verhältnissen schwieg, heiter und gesprächig, mußte aber von meinem früheren Leben einige Kunde bekommen haben. Auf ihre Fragen antwortete ich zwar deutlich und wahrhaft genug, hütete mich aber ins Einzelne einzugehen, um nicht den Schein zu erwecken, als erfände ich Thatsachen, welche durch mehr oder weniger Aehnlichkeit, sie auf die Probe stellen, oder anklagen sollten.

Ich werde von jetzt an Wilhelminen vermeiden, oder gar nicht wiedersehen; denn möchte nun meine Ansicht über sie vortheilhafter oder nachtheiliger werden, würde es mich immer in Bezug auf Dich schmerzen.

Bernhard an Friedrich.

Ich habe Deine beiden Briefe zu gleicher Zeit empfangen; sie haben meine Gemüthsbewegung, mein Fieber nur erhöht, nicht gestillt. Das ist ja das Schreckliche, daß man nicht blos Geschehenes nicht kann ungeschehen, sondern auch Gedachtes nicht kann ungedacht machen. Bringst Du mir gleich tausend Beweise der Unschuld Wilhelminens, meine Gedanken werden sich ewig wie eine dunkle, furchtbare Wolke über ihre glänzende Gestalt hinlagern; bringst Du mir tausend Beweise ihrer Schuld, so war sie doch einst rein, und das Bild der Unschuldigen wie der Schuldigen klammert sich an meinem Herzen fest und saugt mir, wie ein Vampyr, den letzten Tropfen aus von Lebenslust und Lebenskraft. Wenn ich sie bilden, wenn ich ihr Herz ergründen wollte, geschah denn dies nicht aus Liebe zu ihr; und griff ich fehl, verdiente das Entfremdung? Auch war ich ja nicht der Erfahrene, ihr, der Ruhigeren gegenüber.

Ist denn mein Schweigen nicht zarter, als wenn ich Anklagen und Beweise, die mir zu Händen kamen, vorgelegt, oder den Weg Rechtens eingeschlagen hätte. Und bleibt denn nach dem feierlichen Bekenntnisse, daß Wilhelmine mich nicht liebt, irgend Etwas zu erweisen übrig? Ist damit nicht jedes Verhältniß zwischen uns gänzlich aufgelöset, und wüthe ich nicht gegen mich selbst, wenn ich meine Gedanken und Gefühle über diese Eiswüsten oder Lavafelder hinstürmen lasse, und alle Martern des Erstarrens und Verglühens zu gleicher Zeit trage?

Hätte ich die Stecknadel, womit Minna die erste Blume an ihren unschuldigen Busen steckte, ich könnte sie mir ins Herz stoßen; hätte ich den Schlüssel, womit sie vielleicht einem Begünstigten die Thür öffnet, ich könnte ihn und dann mich damit ermorden.

Was hilft mir Dein vernünftiger Rath? den habe ich mir schon hundert mal erfolglos gegeben. Er weiset mich nur auf neue Schuld hin: denn wenn meine Frau meinen Zustand erkennt und milde schweigt, das ist ein neuer Todesschmerz, größer, als wenn sie aus Eifersucht wüthete. Sie, Wilhelmine und ich, wir können nicht zu einem friedlichen Dasein erwachsen; darum muß Einer sterben, und zwar Der, welcher das Leben nicht zu ertragen, nicht zu erneuen vermag.

Wilhelmine an Adelheid.

Man gewöhnt sich an Manches, was Einem anfangs gleichgültig, ja zuwider ist. So erging es mir mit dem Baron. — Als er das zweite mal kam, erschrak ich und fürchtete eine Wiederholung der ersten Scene; aber er berührte nichts von dem Allen und war so natürlich, daß auch ich in meiner natürlichen, heiteren Stimmung blieb, und mich mit ihm so lebhaft, als angenehm unterhielt. Als er über seine Lebensgeschichte nicht recht Rede stehen wollte, brach ich ab, um nicht in seinen Fehler zu verfallen. Er ist ruhig, ja er scheint kalt; aber seine heitere Besonnenheit stimmt besser zu meiner Natur, als die fliegende Hitze, mit welcher Bernhard auf mich eindrang. War aber dieses Flackern vorüber, schlief er wol zum Aerger meiner Mutter neben mir auf dem Sopha ein.

Wilhelmine an Adelheid.

Der Baron ist auf längere Zeit verreiset, ich wollte, er wäre erst wieder da. Denn ob er sich gleich aus den Weibern, also auch aus mir nichts macht, lebt sich's doch mit ihm angenehm und bequem. Auch verlange ich ja nichts weiter, und am allerwenigsten jenen Kelch der Liebesquälereien, den ich bis auf die Hefen geleert habe.

Wilhelmine an Adelheid.

Denke Dir, der Baron ist nicht verreiset, sondern hat dies nur vorgegeben, wahrscheinlich, um ganz von uns wegzubleiben. Kann er dies nicht thun, ohne Vorwand und Ausrede? Und warum bleibt er weg? Was hat er gegen mich? —

So eben kam, so eben geht der Baron. Ich habe allerhand sonderbare Gespräche mit ihm geführt, kaum werde ich Dir den Inhalt ordentlich mittheilen können.

Er bekannte zuvörderst, daß er ganz habe wegbleiben wollen, weil er mich immer auf unangenehme Weise an Bernhard würde erinnert haben. Wie so, antwortete ich? Diese Sache scheint mir abgethan und kein Grund vorhanden, fruchtlose Schmerzen zu erneuern. Denn wenn es einerseits Pflicht sein

mag, diese nicht übereilt von sich zu weisen, ist es gewiß noch noch mehr Pflicht, ihrer Herr zu werden und das Gute, was sich auf der Lebensbahn darbietet, in aller Heiterkeit zu genießen.

Rechnen Sie mich, fiel er hier ein, zu dem Guten und Heitern, was Ihnen entgegentrat? Ich wenigstens bin selten im Leben so schmerzlich aufgeregt worden, als durch unser erstes Gespräch. Noch immer tönt dies in meinem Innersten wieder, und die Theilnahme für meinen Freund und für Sie zerreißt mich in zwei sich ewig widersprechende Theile. Daß seine Jugend, seine Liebenswürdigkeit, seine Liebe, seine Geschenke, daß nichts von dem Allen Ihr Herz hat gewinnen können, daß Sie fremder als fremd nebeneinander hergegangen sind, hat für mich etwas Furchtbares, Entsetzliches! Und zuletzt Beide mit keiner, oder mit gleicher Schuld; nur werden Sie, obgleich die scheinbar mehr Einbüßende, eher das heitere Gleichgewicht Ihres Lebens wiederfinden, als er. Sein Schweigen seit meinen letzten Briefen setzt mich in neue Besorgniß.

Wenn Sie, sagte ich jetzt, so beruhigend auf ihn wie auf mich einwirken können, erwerben Sie sich ein doppeltes Verdienst. Seine Frau soll ernster, gehaltener, in größerem Style sein, als ich unbedeutendes Kind. So hat er, sofern er nur will, eine Stütze und Hülfe, die mir fehlt. — Sie, liebes Minchen, antwortete er, bedürfen keiner solchen Stütze; ja sie würde Ihnen zur Last sein und das kaum geendete Leiden nur von neuem herbeiführen. Denn wer, wie Sie mir schon öfter in Ernst und Scherz versicherten, die Liebe nicht kennt, ja gar kein Organ für diese Leidenschaft hat, dem erscheint sie überall nur als Tyrannei und Hemmung der glücklichen, natürlichen Freiheit. — Allerdings, sagte ich, wenn die Männer uns die Zweige verschneiden, die Blätter ausrupfen und, wie einen verstümmelten Baum, an die Spalierwand ihrer erhabenen Gedanken und Gefühle festbinden; das nennen sie Liebe! Für diese Wohlthaten sollen wir uns bedanken, und eine Ewigkeit lang wie behert aus dieser Haft nach ihnen wie nach der belebenden Sonne hinblicken. Die kleinste Wendung heißt ihnen Leichtsinn, die kleinste Bewegung Untreue.

Wie aber, wenn nun Jemand, ohne Sie fesseln zu wollen, immer nach Ihnen hinblickte, wie nach der Sonne; würden Sie darüber ebenso schelten? — Ich würde beweisen, daß ich nicht die Sonne, sondern nur der Mond bin, und ihm wol nur selten als Vollmond, öfter als letztes Viertel oder Neumond er-

scheinen. Auf dem Wege nähme die Sache gewiß ein Ende, ehe auch nur ein Monat vergangen wäre.

Friedrich an Bernhard.

Du schreibst nicht und ich schweige auch; wir haben Beide Unrecht, vielleicht ich am meisten. Denn ich hätte Dir längst sagen sollen, daß ich meinen Vorsatz, Minna nicht wiederzusehen, gebrochen habe und mich täglich mehr zu ihr hingezogen fühle. Begehe ich dadurch einen Raub an Dir? — Nein, gewiß nicht; denn Eure Trennung ist unübersteiglich, ja es war nie eine Vereinigung vorhanden.

Dieses sonderbare Wesen wirkt auf mich erheiternd und beruhigend, wie es die wahre, vollendete Schönheit soll; ihr ruhiges, klares, leidenschaftloses Dasein läßt die Leidenschaft auch in mir nicht aufkommen. Indem sie bei Dir überwogte, kamt ihr in unlösbare Mißverhältnisse; indem ich hingegen die feste Ueberzeugung hege, Wilhelmine könne und werde nie die geringste Zuneigung zu mir tragen, halte ich mich von allen Ansprüchen fern, und fest an der kalten Bescheidenheit, welche nie das positive Glück in sich schließt, wol aber das positive Unglück ausschließt. Freilich ist zwischen mir und Wilhelminen ein wesentlicher Unterschied: ihr Gleichgewicht ist Folge ihrer harmonischen Natur, das meine ist Folge des Vorsatzes, der Erfahrung, der Resignation. Als ich ihr letzthin die bittere Wahrheit erzählte: ich hätte nie ein Verhältniß zu einem weiblichen Wesen abgebrochen, sondern sei immer zuerst verschmäht worden, lachte sie mich aus und sagte: ich sollte lieber meine Wandelbarkeit gestehen, als mich durch solche Erfindungen rechtfertigen wollen. — Ich antwortete: wir werden es erleben, und sie schwieg. Sie hatte Recht, denn diese Aeußerung war, wo nicht sinnlos, doch unpassend oder lächerlich.

Wilhelmine an Adelheid.

Als Herr von — letzthin seine Treue und Anhänglichkeit rühmte, habe ich ihn ausgelacht; ist aber nicht etwas Wahres daran, da er so lange schon meinen Umgang sucht oder erträgt, ohne daß ich ihn liebe oder er mich liebt.

Dafür hat er mich ausgelacht, als ich ihm sagte: ältere

Männer gefielen mir besser, als die ganz jungen. Diese sind angefüllt wie ein Luftballon mit lauter Liebe, welche sich aus dem Grundstoffe der Eitelkeit und Anmaßung entwickelt; jene treten dagegen bescheidener und anspruchsloser auf. Wäre Herr von — zwanzig Jahre jünger, wir hätten uns längst gezankt und überworfen.

Dieser Tage setzte ich ihm lebhaft auseinander, was ich anfangen wollte, wenn ich das große Loos gewönne. Seit mein großes Heirathsloos durchgefallen ist, bin ich bisweilen fast nothgedrungen in solcherlei Träumereien gerathen. Er hörte freundlich zu, lobte und berichtigte meine Plane, legte aber doch so wenig Nachdruck auf dies Alles, daß ich fragte: ob er etwas lieber gewinnen möchte, als das große Loos? — Allerdings, antwortete er, gibt es einen größeren Gewinn, als das große Loos! — Und der wäre? — Die recht herzliche Liebe eines liebenswürdigen Mädchens! — Sie sprechen ja, sagte ich, wie Bernhard, und denken wol noch weniger dabei. — Bernhard, erwiederte er nicht ohne Bitterkeit, hielt diesen Gewinn für möglich, ich halte ihn für meine Person für ganz unmöglich, dachte also gar nichts bei jener Aeußerung, oder sollte nichts dabei denken.

Mit diesen Worten ging er fort und, in der That: wie könnte er Liebe verlangen oder erwarten, da er selbst nicht liebt. Das ließe sich freilich auch gegen mich wenden; aber verlange und erwarte ich denn etwas?

Bei all diesem künstlichen Hin- und Herreden kommt nichts heraus, man höhlt sich nur aus und wird täglich matter und dummer.

Friedrich an Bernhard.

Schon wieder ein Monat vergangen, ohne daß ich von Dir höre, und ich verweile noch immer hier, um Deine Briefe zu erwarten.

Leugnen kann ich es nicht: ich bin ein so treuer Verehrer Wilhelminens geworden, daß ich mich oft mit dem Gedanken abquäle, ob sie wol andere Geliebten hatte oder haben wird. Gerathe ich da nicht in Deine thörichten Wege, auf die ich früher gescholten habe? Und wenn Du beruhigt oder beseitigt bist, was geht es mich an?

Letzt schalt die Mutter: Minna sei seit einiger Zeit minder heiter, scheine für viele Dinge keine Gedanken mehr zu ha-

ben, trage den Kopf voll Grillen u. s. w. Es blieb bei diesen allgemeinen Reden; und je weniger sie sich deutlich aussprechen wollte, desto eher hätte ich, durch Eitelkeit verführt, sie auf mich beziehen und zu meinem Vortheil auslegen können. Indessen blieb mein guter Genius oder mein gesunder Menschenverstand Sieger, und ich sagte des nächsten Tags zu Minna: sie sei aufrichtiger als ihre Mutter, indem sie dieselbe durch Schweigen widerlegt und ihren Aeußerungen widersprochen habe. — Sie sah mich hierauf lange ernst an und sagte endlich, indem ihr eine Thräne in das große Auge trat: So haben Sie mein Stillschweigen ausgelegt?

Mich ergriff eine unbeschreibliche Sehnsucht, daß ich Wilhelminen lieber sein möchte, als die Männer, welche durch ihre Schönheit angereizt, sie gewiß ohne mein Wissen umschwärmen; und zu gleicher Zeit durchzuckte mich der Gedanke, ich habe Alles mißverstanden und mißgedeutet, oder das Ganze sei gar nur eine gemachte Komödienscene, wobei ich zuletzt ausgelacht würde und verdiente ausgelacht zu werden.

Bernhard an Friedrich.

Ich glaubte, wenn ich schwiege, würdest Du auch schweigen, oder wenigstens ahnen, daß Deine Briefe mich auf die Folter werfen und mir das Herz durchbohren.

Da sitzet Ihr beisammen, braucht weder die ganze, noch die halbe, sondern gar keine Begeisterung, thut Euch etwas auf die wechselseitige Kälte Eures Gefühls zu gute, spielt mit dem Pfennigwitze künstlich gedrehter Gedanken, faselt von Entsagung bei völliger Gleichgültigkeit über Besitz oder Nichtbesitz, und laßt zur rechten Zeit zwei Thränen in die Augen treten, damit sie als glaubwürdige Zeugen Eure Wechsellügen bekräftigen. Statt mit eiserner Sonde in das Herz Wilhelminens einzubohren, die Sünde hinwegzuschaffen, die Tugend neu zu begründen, gleitest Du leichtsinnig an der Oberfläche dahin, spielst mit dem Geheiligten und spürst nicht wie der Teufel der Eitelkeit Dich von einer, der Teufel der Eifersucht von der andern Seite umgarnet, um Dich für das Unrecht zu strafen, was Du an Dir, an mir — vielleicht auch an Wilhelminen begehest.

Friedrich an Bernhard.

So viel ich Deiner ursprünglichen Natur und Deiner augenblicklichen Stimmung nach zu gute halten will und muß, kann ich doch nicht umhin Deinen letzten Brief ungerecht zu nennen.

Wodurch trete ich Dir zu nahe? Ist es nicht thöricht, daß Du von Wilhelminen noch sprichst als sei sie Dein Eigenthum, nachdem Du mit ihr gebrochen, ihr entsagt, eine Andere geheirathet hast und sie nach wie vor für schuldig hältst! Und wäre dies Alles nicht der Fall, so steht doch fest, daß sie Dich nicht liebt, nicht so lieben kann wie Du es wünschest, mithin gar kein Verhältniß zwischen Euch Beiden jemals möglich ist.

Du handelst also thöricht und ungerecht in Bezug auf Dich, auf Wilhelmine, auf mich und auf Deine tadellose würdige Frau. Die letzte mußte Dein Verhältniß zu Wilhelminen für völlig aufgelöset halten, hoffte Dich zu trösten und zu erneuen, und steht vielleicht unter uns Allen, wenn nicht allein schuldlos, doch allein verdienstvoll da. Und wenn sie sich so beherrscht nicht zu klagen und anzuklagen, ist sie deshalb glücklich, und haben die Leidenschaftlichen ein Recht, die Gemäßigten zu verhöhnen und zu mißhandeln?

Du beschuldigst mich ferner: ich handele Unrecht gegen Wilhelmine. Worin? Habe ich mehr gethan als Deine Wünsche erfüllt? Habe ich ihr Liebe geschworen und sie aus ihren Kreisen herausgerissen, sie in Versuchung geführt, ihren Schwächen geschmeichelt, ihr Gutes überschätzt? Keineswegs!

Endlich sagst Du: ich beginge Unrecht an mir selbst; und dieses Wort hat mich angetrieben zu tieferer Selbsterforschung. Ich will Dir nicht verhehlen, was ich entdeckte, magst Du mich nächstdem lossprechen oder verdammen. Zuerst führte mich Dein Auftrag zu Wilhelminen, darauf folgte das Interesse an der Lösung einer psychologischen Aufgabe, ohne alle Beziehung auf meine Person. Weil nun aber jede echte Aufgabe dieser Art an sich unerschöpflich, unergründlich ist; so sucht jeder Psycholog, der nicht ein trockener Philister ist, einen Haltungs- und Stützpunkt außerhalb jener Unendlichkeit, zieht die allgemeine geistige Erscheinung in den Kreis seiner Persönlichkeit, und muß mit der Ueberzeugung enden: man könne den fremden Geist nie erkennen, als insofern und in dem Maße als man seinen eigenen darin aufgehen läßt, damit verschmilzt, und beiden zu einer neuen, zu einer Wiedergeburt verhilft.

Auf diesem Wege ist Dein zu kühner Freund in eine Abhängigkeit von Minna gerathen, welche sie nicht ahnet, ja welche sie lächerlich und verdrießlich finden würde. Der erste Gedanke, nachdem ich zu diesem Selbstbewußtsein kam, war, mich von hier zu entfernen und das Mädchen nie wieder zu sprechen; aber abgesehen davon, daß dies leichter gesagt, als gethan ist, was würde es ihr, was mir helfen? Für sie liegt in der Weise unserer Bekanntschaft nicht die mindeste Gefahr; und was — wer kennt die Geheimnisse der Zukunft — mir vielleicht nach einiger Zeit ganz natürlich und schmerzlos erscheint, würde mich jetzt, obwol nicht in äußere Mißverhältnisse, doch in unauflösliche Verwirrung endloser Gedanken oder Nichtgedanken hineinstürzen. Ich habe mich nun einmal, ich möchte sagen, so angesogen, ich bin so verwachsen mit diesem fremden Dasein, daß ein plötzliches Losreißen eine Art sträflichen Selbstmordes wäre.

Und warum wolltest Du, warum sollte ich mir, — denn Wilhelmine ist dabei unbetheiligt — nach so langem Herzensschlafe diesen Nachsommer ehemaliger unerfüllter Träumereien nicht gönnen? Wenn ein Baum im Herbste zum zweitenmale zu blühen beginnt, Du kannst es als Vorzeichen seines Absterbens betrachten; wirst Du ihn aber verjüngen, wenn Du ihm neidisch oder übersorgfältig die Blüten ausbrichst. Sie werden von selbst nur zu früh fallen, und wenigstens von Theilnehmenden als Zeichen inneren Lebens betrachtet werden.

Die Schönheit, klagst Du mich an, ist trotz aller geistigen Einreden, wesentlich mit im Spiele. Und warum nicht? Meinst Du, ich soll mich deshalb verdammen? Wo das Gefühl für Schönheit nichts als ein augenblickliches Aufwallen jugendlichen Blutes ist, da erscheint es mir als etwas ganz Vergängliches, Bedeutungsloses, und kann sich — wir erleben es täglich — ebenso leicht auf das Häßliche und Unwürdige werfen. Ich behaupte dagegen, die Schönheit sei eine Offenbarung des Göttlichen, die man in keinem Zeitpunkte des Lebens soll fahren lassen, deren man immerdar bedarf. Wird sie, als eine Gabe des Himmels, dem Menschen ohne Verdienst zu Theil, dann auch das Gefühl für dieselbe. Ja, man kann ohne Schönheit sehr glücklich leben, sofern der Betrachtende oft mehr davon genießt, als der Besitzende; wer dagegen ohne Gefühl für Schönheit ist, entbehrt der heitersten Verklärung des Lebens; wer es verdammt, geräth mit seinen blinden, angeblich sittlichen Fühlhörnern in die kalte Nacht der Häßlichkeit.

Ob und in wie weit die, durch Schönheit angeregte fast bacchantische Trunkenheit der Leidenschaft natürlich und zu recht-

fertigen sei, brauche ich um so weniger zu untersuchen, da hiezu zwei Begeisterte gehören.

Ist denn aber wirklich die dahinsterbende Sentimentalität eine edlere, gründlichere Reinigung und Heiligung der Leidenschaften, als jener vorüberbrausende Sturm, der die Geister weckt und zuletzt von den Banden befreit?

Man nennt es Götzendienst, wenn Jemand den Handschuh seiner Geliebten lebenslang auf dem Herzen trägt; wäre es denn Erkenntniß des Göttlichen in der Natur, wenn er darin nur diese oder jene Thierhaut erblickte? Es ist gar mancher Aberglaube mit Reliquien getrieben worden; wem aber dafür der Sinn ganz abgeht, der vergißt, daß ja Alles was wir wissen, denken und fühlen, nur Reliquien, Ueberbleibsel und Bruchstücke sind!

Ich habe früher Dein Grübeln getadelt, gerathe aber selbst hinein, und bin damit noch lange nicht zu Ende. Trotz der Unergründlichkeit des weiblichen Geistes und Herzens, beschäftige ich mich unablässig mit dem Wilhelminens, und was ich nicht weiß und von außen erfahre, erschaffe ich mir selbst und setze es in meinem Innern zusammen.

Wirst Du es begreiflich finden, daß ich mich auf dem Wunsche ertappe: sie möge *nicht* ganz schuldlos sein! Der vollen Unschuld gegenüber, was bleibt mir wol für eine Aufgabe? Da ist keine Aneignung, Einwirkung, Besserung, Theilnahme, Reue und Verklärung. Meine Aufregung, mein Interesse erwächst ja eben aus dem Geheimnisse, wie sich Gutes und Böses, Leichtsinn und Treue mischt und zu einer lebendigen Persönlichkeit gestaltet. Das, mit moralischer Anatomie oder Chemie, ausgeschiedene Gute oder Böse ist ja nichts als das Todte, dem Geist und Leben entfloh. Mögt Ihr diese angeblich reinen Urelemente noch so mühsam aneinanderkleben und kitten, nie wird ein wahrhaft lebendiger Mensch auf diesem Wege hervorgehen.

Bernhard an Friedrich.

Statt Deiner psychologischen Grübeleien, hätte ich gern Thatsachen gehört, wären sie auch scheinbar nur der kleinsten und unbedeutendsten Art. Jetzt muß ich zwischen den Zeilen Deines Briefes lesen, und Du wirst mich vielleicht wieder der Ungerechtigkeit beschuldigen. Denn der langen Rede kurzer Sinn ist doch nur der: daß **Du in Minna, wenn nicht auf**

meine, dann doch auf Deine Weise verliebt bist. Um dies zu entschuldigen, mahnst Du mich an meine Frau, thust Dir etwas zu gute auf die Blüten Deines Altenmannessommers, hältst eine überflüssige Lobrede auf die Schönheit, sehnest Dich nach dem Ueberreize sinnlicher Leidenschaft, hältst Alles auf Erden für Reliquie und Bruchstück, nur Dein künstlich erwärmtes Herz nicht, und langst endlich bei dem wahnsinnigen Wunsche an, Wilhelmine möge nicht ganz schuldlos sein.

Hinter diesem Wunsche liegt gar nicht, wie Du eitel zu wähnen scheinst, ein besonderer Tiefsinn, oder ein großes Geheimniß der menschlichen Natur verborgen; er erwächst sichtbarlich auf dem Boden des Egoismus und der Unsittlichkeit.

Friedrich an Bernhard.

Ich könnte Dir allerdings von vielen Thatsachen Bericht erstatten; will jedoch lieber meine Betrachtungen und Grundsätze, als Wilhelminen Deiner Kritik unterwerfen und preisgeben. Es ließe sich leicht erweisen, diese Kritik wurzele darin, daß Dein Verstand nicht klar, Dein Wille nicht stark genug ist, und Beide obenein noch immer in Uneinigkeit leben. Gefühl ohne Verstand hat Dich in Deine Leidenschaft zu Wilhelminen hinein, Verstand ohne Gefühl wieder hinausgeführt. Jetzt möchtest Du gern Zeugnisse für die Richtigkeit und Angemessenheit Deines Benehmens haben, vergissest aber ganz, daß wenn sie zu Gunsten Deines Gefühls lauten, Dein Verstand darüber zürnt, und wenn man diesem Recht gibt, Dein Gefühl von neuem verletzt wird. So wirst Du immer von der Scylla in die Charybdis gerathen, bis Du Dich fest entschließest, diese Klippen und Untiefen nie mehr zu befahren.

Jetzt schiltst Du meine Lobrede auf die Schönheit unnütz, und noch vor Jahr und Tag nanntest Du es eine verkehrte Trennung und Unterscheidung, als ich meinte: das Gute falle nicht ganz damit zusammen, und dürfe den Häßlichen keineswegs immer abgesprochen, oder den Schönen unbedingt beigelegt werden.

Du spottest meines gebrochenen Herzens und nennst seine erneute Lebenswärme erkünstelt, und hast mich doch früher heftig getadelt, daß es, um einzelner bitterer Erfahrungen willen, zu schnell erkaltet sei.

Der Sinn endlich, welchen Du meiner Bemerkung über Wilhelminen unterlegst, läßt jene allerdings als so unverständig

und unsittlich erscheinen, daß ich kaum weiß, ob Du mich nicht besser verstehen willst, oder kannst. Ohne sie näher zu erklären, darf ich zur Abwehrung Deines Angriffs nur fragen: in welchem Lichte Du Dir selbst erscheinen mußt, wenn sie ganz schuldlos ist? Und ob, wenn sie auf tadelnswerthe Bahnen gerieth, Du nicht die Hauptveranlassung gegeben, wenigstens gewiß nicht hinreichende Gegenmittel angewandt hast. Bist Du denn in Wahrheit dem Ueberreize sinnlicher Leidenschaft ganz entgangen, und hast Du ein Recht die etwanigen Nachwirkungen dessen, was Du erregtest, so streng zu verdammen? Doch von dem Allen ist ja eigentlich nicht die Rede. Kein Mensch wird gefunden ohne Sünde und Fehl, keiner ist so unbedingt dem Bösen hingegeben, daß das Umkehren und Erneuen ganz unmöglich wäre. Zwischen diesen beiden äußersten Grenzpunkten bewegt sich die gesammte, der Erlösung bedürftige Menschheit, und kein Mann, kein Weib gehört zu den völlig Schuldlosen oder Schuldigen. In diesem Sinne hättest Du zuvörderst meine hingeworfene Aeußerung verstehen, oder berichtigen können.

Fast alle Sittenlehrer weisen nun jedem Menschen, jeder That ihre Stelle auf jener langen Bahn an, messen aber dabei lediglich mit einem quantitativen Maßstabe; das heißt, sie entscheiden wie nahe oder fern Dieses oder Jenes, in seiner einzelnen oder vereinzelten Erscheinung, ihrem abstrakten Begriffe des Guten oder Bösen stehe. Dieses Verfahren nun nenne ich einseitig, ungenügend, es ist ein bloßes Rechnen mit unbekannten Zahlen, ohne Rücksicht auf das Qualitative, die Persönlichkeit. Dies, jedem einzelnen Menschen Gegebene, dieser Kern und Lebensquell seines Daseins, soll sich nicht zu eigenliebigem Hochmuth erweitern und über jedes allgemeine Gesetz hinwegsetzen; aber er ist ebenso wenig etwas nicht zu Berücksichtigendes, oder gar Auszutilgendes. Diejenigen Schulen, welche mit einer scharfen, äußersten Entscheidung alle hieher gehörigen Räthsel lösen wollen, zerschneiden nur den Knoten und gerathen in Tyrannei oder Willkür, in muhamedanische Vorherbestimmung, oder gedankenlosen Zufall. Die Lehren vom Berufe, der Zurechnung, Milderungsgründen, Vergebung, Begnadigung verlieren alsdann alle echte Bedeutung. Selbst die Dinge oder Thaten, deren äußerlicher Begriff so leicht festzustellen ist, z. B. Diebstahl, Mord und dergleichen, erhalten durch individuelle, qualitative Auffassung oft eine ganz verschiedene Physiognomie; wie viel mehr alles tiefer in Kopf und Herzen Wurzelnde. Was darf man dem Glücke, dem Ernste, dem Leichtsinne, dem Verdienst, der Schuld zuweisen, oder

nicht zuweisen? Täglich brauchen wir diese Worte, meist gedankenlos. Und wer wissenschaftlicher forscht, kommt eben auch nicht weiter, sondern grübelt über Vorherbestimmung und Gnadenwahl, Hülflosigkeit und Kraft der menschlichen Natur, — sowie ich über das Herz des Mädchens! Beides liegt in derselben Bahn, Beides ist ein Geheimniß.

Ich wiederhole: alle Ultras in der Sittenlehre sprechen in einer Stunde nach ihrem faulen Rechenknechte Hunderte selig, oder verdammen sie zur Hölle; aber gerade da, wo sie glauben Alles ins Reine und Feine gebracht zu haben, wachsen mir Zweifel aller Art empor. Wie bequem und probat z. B. klingt ihre Antwort: wir wollen um jeden Preis alle Rechte erhalten; denn hiemit ist die Befreiung von allem Uebel und jedem Zweifel gegeben. Und doch hilft dieser Orakelspruch nur so weit, als er sich von selbst versteht oder überflüssig ist; er läßt rathlos sowie man an das Leben selbst kömmt. Denn das Recht ist ja kein Stehenbleibendes, Unveränderliches, sondern die Schwierigkeit geht erst an, wo wir es erzeugen, auffinden, neugestalten sollen. Auf jenem Wege wird die ganze Weltgeschichte, die Entwickelung der Menschheit vernichtet und versteinerten Götzen unverständig gehuldigt. War es Recht vom gesetzlichen Heidenthume zum Christenthume überzugehen, die Sklaverei und die Leibeigenschaft aufzuheben, Duldung zu verstatten oder zu versagen? Hatten die Schweizer, Niederländer, Amerikaner, Polen Recht oder Unrecht? Das Lebendige läßt sich nicht auf solch einen chemischen Gegensatz oder Niederschlag reduciren.

Von diesen Standpunkten aus erschien mir der quantitative Maßstab auch für Minna unbrauchbar; ich wollte den qualitativen für sie entdecken, und lebe der Ueberzeugung, daß, wie eigentlich nie, so auch bei ihr die Ergebnisse dieses doppelten Verfahrens nicht unbedingt zusammenfallen.

Jede Abweichung von der, durch den Gesetzgeber vorgeschriebenen quantitativen Sittlichkeit fällt dem Richter zur Bestrafung anheim; das Qualitative hingegen wird gewürdigt, dargestellt, gereinigt, verklärt, durch den Freund, den Geliebten, den Dichter, den Geistlichen.

Was kümmert es Dich, wenn ich Minna gegenüber mich in diese Stellungen hineinträume, um desto besonnener zu erwachen?

Wilhelmine an Adelheid.

Ich lebe jetzt heiterer als seit langer Zeit, die leidenschaftlichen Zustände und Aufregungen nehmen ein Ende, die täglichen Beschäftigungen verlieren seit der Mutter Herstellung ihre bittere Seite, einzelne alte Bekanntschaften haben wir wieder angeknüpft, und wenn ich sie auch nicht besonders anziehend nennen kann, macht mir doch der neue Umgang mit dem Baron viel Freude. Es ist dabei gar nichts Ueberspanntes, Ueberreiztes. Freilich setzen Viele dies über das Natürliche, Gesunde hinauf; ich bin aber keine solche Freundin von Fieberschauern, oder habe soviel davon gelitten, daß mir der ruhige Pulsschlag des Lebens für Leib und Seele heilsamer und erfreulicher erscheint.

Vielleicht hat der Baron bisweilen trübe Stimmungen und Grillen; er weiß sich aber zu beherrschen, oder ich suche sie zu verscheuchen. Nur letzthin, als ich aus Neugier das Gespräch auf seine Frau lenkte, ward er sehr ernst und sagte: sie besaß alle guten Eigenschaften, nur die nicht, welche jeder Ehe zum Grunde liegen sollte; sie liebte mich nicht, und zeigte dies mir und Andern, um meine übergroße, ihr lästige Liebe zu ertödten. Das gelang zwar nicht, aber das Glück suchte andere Wohnungen.

Meine Neugier ward durch diese Erkläruug mehr bestraft, als befriedigt, und ich fühlte daß es nöthiger ist, an sich zu denken, als sich um Andere zu bekümmern.

Bernhard an Friedrich.

Mein theurer Freund! In welche Stellungen und Stimmungen haben wir uns hinein gedacht und gefühlt, oder vielmehr hinein raisonnirt. Ohne zureichenden Grund stehen wir fast feindlich gegenüber und tadeln uns wechselsweise, statt uns zu stützen und auszuheilen. Insbesondere mache ich mir Vorwürfe, daß ich Dich verspottete, weil Dein an Liebe so reiches, so bitter verschmähtes Herz sich nach langem Schmerze einmal wieder öffnet; als offenbare sich darin nicht der Urquell alles echten Lebens, sondern nur ein unzeitiges, geckenhaftes Abmühen.

Ich bin jetzt ungemein viel ruhiger und milder, als noch

vor kurzer Zeit; allein der Fieberhitze folgt Erschöpfung, und was der Geist gewinnt, büßt der erkrankende Körper ein.

Friedrich an Bernhard.

Ich habe mich Deines milden Briefes und Deines beruhigten Gemüthszustandes doppelt gefreut, da ich Dir leider eine neue Aufregung nicht ersparen kann. Minna's Mutter ist nach langer Krankheit endlich gestorben. Die Sorgfalt, Geduld und Ausdauer der Tochter überstieg jedes Maß, so wie jetzt ihr Schmerz. Ich würde Dir hievon vielleicht gar nichts geschrieben haben, wenn sich nicht noch eine andere, äußere Sorge hinzugesellte. Du weißt, daß Minna als ein armes Kind geringer Herkunft von ihrer Mutter adoptirt ward. Diese hat aber die hiezu erforderlichen Förmlichkeiten nicht beobachtet, auch kein Testament gemacht; und so fallen nun die entfernten Verwandten nicht allein über den eigentlichen Nachlaß der Verstorbenen her, dessen Verlust Minna ertragen muß; sondern nehmen auch Alles in Anspruch, was Du ihr jemals geschenkt hast, so daß sie nackt und bloß aus dem Todtenhause gehen müßte. Durch meine Bemühungen sind vorläufig alle hierauf Bezug habenden Maßregeln eingestellt; ich sende Dir indeß hierbei ein Verzeichniß aller in Anspruch genommenen Sachen, damit Du eiligst das Eigenthum Wilhelminens bescheinigen mögest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Wer hätte gedacht, daß die wiederkehrende Heiterkeit meines Lebens so schnell verschwinden würde. Als im vergangenen Jahre Krankheit und Noth drückend hereinbrach, da lebte die Mutter doch und die größten Opfer erschienen gering, um sie zu retten, und die Hoffnung erhöhte alle Kräfte. Aber jetzt! Ich habe den Gedanken, daß die Mutter sterben werde, nie ausbilden, nie festhalten können; und noch jetzt gehe ich umher wie ohne Besinnung. Nur die äußerste Noth und die bittersten Geschäfte wecken mich wie aus einem Todtenschlafe. Seit Kindesbeinen hatte ich keinen andern Gedanken, keinen Wunsch, als die ihrigen; sie dachte und handelte für mich, und nun soll ich plötzlich ganz allein stehen in schwierigeren Lagen.

Bin ich denn ohne Liebe gewesen, weil ich nur die Mutter und sie über Alles liebte? Was sie an irdischen Dingen hinterließ, wird mir genommen, meine Liebe lege ich freiwillig in ihr Grab. So bleibt mir nichts, gar nichts übrig, und ich hätte mich ohne Weigerung mit begraben lassen.

Sonderbar, der Baron, dessen erstes Erscheinen mir so unbequem war, ist der einzige Mensch, der sich meiner mit Ernst und Liebe annimmt, und mich ins Leben zurückruft.

Christine von — an Friedrich.

Ihr letzter Brief an meinen Mann hat ihn nicht mehr getroffen. Heftig überreizten Zuständen folgte eine so rasche Abnahme aller Kräfte, daß er den — sanft verschied. Mein Zweck: ihn zu neuem frischen Leben zu erwecken, das Gleichgewicht seiner geistigen Kräfte und Gefühle herzustellen, ist verfehlt, von ihm jedoch in der letzten Zeit zu meinem Troste wenigstens anerkannt worden. Sie, mein edler Freund, haben (dies sehe ich aus Ihren Briefen an meinen Mann) dafür redlich gewirkt und mich nicht verkannt. Ich werde das nie vergessen.

Ein Verzeichniß aller Geschenke, die mein Mann an Wilhelminen gemacht, hat sich glücklicherweise gefunden; ich lege es bei, um davon Gebrauch zu machen.

In die schwierige Untersuchung: ob Wilhelmine gegen meinen Mann gefehlt habe, oder nicht, mag ich mich um so weniger einlassen, da ich ja ähnliche Fragen über mich selbst aufwerfen könnte. Gewiß ist ihre Schuld nicht förmlich erwiesen, und es erscheint mir als Unrecht, unbestimmter Vermuthungen halber, mit Erfüllung bestimmter Versprechungen länger zu zögern. Daher halte ich mich für verpflichtet, — selbst ohne Rücksicht auf den Inhalt Ihrer Briefe und die Lage Wilhelminens —, Dasjenige zu übernehmen, was mein Mann ihr, wie ich jetzt aus seinen Papieren ersehe, bei der Verlobung und für den Fall seines Todes zugesichert hat. Ich bitte Sie also — Thaler bei dem Bankier — in — zu erheben und gegen Rückgabe der Handschrift meines Mannes an Wilhelminen auszuzahlen. — Endlich lege ich Ihre, an meinen Mann gerichteten Briefe in der Voraussetzung bei, daß sie Ihnen ein willkommenes Andenken sein werden.

Wilhelmine an Adelheid.

Bernhard ist gestorben, ruhiger und milder, als man zu erwarten Grund hatte. Warum ward er durch das Andenken an mich noch immer so heftig aufgeregt? Lag hiebei ein dunkles Gefühl seiner, oder meiner, oder unserer Schuld zum Grunde? Hoffte er die Mißtöne durch irgend ein Mittel dereinst auflösen zu können? Vergebens!

Wozu frage ich aber nach fremden Räthseln, da ich kaum die meiner eigenen Brust kenne. Hat mich doch die Nachricht von Bernhard's Tode selbst in hohem Grade bewegt! Der Mann, welcher mich am liebsten hatte auf Erden, die Frau, welche ich allein auf Erden liebte, Beide sind gestorben und ich stehe allein da, jedem Sturme preisgegeben. Die Erinnerung an frühere Fröhlichkeit, an ehemalige Genüsse, welche sonst, wo nicht tröstet, doch beschäftigt, ist mir gerade jetzt am widerwärtigsten; während die Erinnerung an meine Leiden mich aufrichtet, und ich mich getraue vor dem erhabensten Richterstuhle mein Unrecht und mein Verschulden, weit eher als meine Freuden, wo nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen.

Ich mache Bernhard keine Vorwürfe, doch bin ich durch ihn für mein ganzes Leben in eine unpassende Stellung gerathen. Viele Dinge und Menschen erblicke ich jetzt unter mir und mag sie nicht mehr, mit denen ich mich sonst heiter auf gleicher Linie bewegte; umgekehrt sehe ich in höhere Regionen hinein, aber nur wie von den Sprossen einer schwankenden Leiter, welche hinauf oder hinabzusteigen gleich gefährlich erscheint. Wo ist denn nun meine Heimat, wo finde ich einen sichern Boden, wo meines Gleichen, ohne welche zu leben unerträglich, ja unmöglich ist?

Du weisest mich an mich selbst, aber der reichbegabteste Mensch genügt sich ja nicht, viel weniger kann ich armes Kind für mich allein stehen. Und überdies finde ich in mir kein einfaches Selbst, mit dem ich in Frieden und Eintracht verkehren könnte, sondern ein doppeltes, mit sich in Zwiespalt lebendes. Will meine ursprüngliche Natur sich an das Tageslicht wagen, erscheint es mir fast wie ein Unrecht, und seit der Mutter Tode drängt sich etwas ganz Anderes in mein Bewußtsein, das ich sonst nicht kannte. Wie soll sich nun Bejahendes und Verneinendes, Heiterkeit etwa und Sehnsucht mit einander vertragen und unter einander aussöhnen? Doch wozu diese Grübeleien, womit mich Bernhard und Friedrich wol angesteckt haben.

Fast vergaß ich darüber Dir das Wichtigste zu melden: Christine von — hat aus eigenem edeln Antriebe und auf Friedrich's Bemühen mir die Summe auszahlen lassen, welche Bernhard mir zusicherte, aber vorenthielt, weil er (unbekannt mit den Leiden und Gefahren der Armuth) wähnte, mich durch Noth für das Gute zu erziehen. Diesem thörichten Versuche entgehe ich für die Zukunft und bin mindestens gegen Nahrungssorgen gesichert. Sonst habe ich über mein künftiges Leben noch keinen Beschluß gefaßt.

Friedrich an Christine von —.

Sie glauben nicht, meine gnädige Frau, mit welcher Freude und Wehmuth Wilhelmine das Geschenk empfing, welches Sie großmüthig einer schuldlosen Gegnerin übersandten. Bei längerem Leben würde Bernhard (mit Ihrer Zustimmung) gewiß dasselbe gethan haben.

Ueber ihr künftiges Leben hat Wilhelmine noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt, und es ist ihr schwer zu rathen, da sie durch Geburt und Schicksale kaum einem bestimmten Kreise von Menschen angehört.

Die Reise in meine Heimat kann ich allerdings nicht lange verschieben, doch halten mich mehrere Gründe zunächst hier noch fest.

Wilhelmine an Adelheid.

Liebe Adelheid! Du bist meine älteste, treueste, einzige Freundin! Ich komme zu Dir, ich lebe mit Dir, ich habe für mein künftiges Leben einen raschen, aber wohlbegründeten Entschluß gefaßt.

Wie dies Alles zusammenhange, wie es gekommen sei; werde ich es Dir deutlich machen, erzählen können?

Bernhard's Umgang stimmte die Saiten meines Geistes und Herzens immer zu hoch oder zu tief, daraus folgte selbst für die einfachsten Mittheilungen und Belehrungen eine wechselseitige Mißstimmung, welche meinerseits durch jugendlichen Muth und Uebermuth minder vertilgt, als nur übertönt wurde. Ich glaubte, so sei aller Umgang mit Männern, und der Unbedeutende mußte mir deshalb fast lieber sein, als der Bedeutende. In solcher Stimmung lernte ich Friedrich kennen [illegible]te

mich an ihn und fand, wie ich Dir bereits schrieb, seine Ruhe bequemer, als Bernhard's leidenschaftliches Treiben. Wenn mich die Pflege der Mutter erschöpft hatte, rief er nicht die Heiterkeit jener früheren Zeit, vielleicht aber eine edlere, gewiß eine wohlthuendere in mir zurück, die ich in diesem Leben nicht wieder zu verlieren hoffte. Nach dem Tode der Mutter sorgte er noch treuer für mich als zuvor, und ermahnte mich auch wol zu ernsteren Beschlüssen, während ich zufrieden war, vom Tage zum Tage zu leben.

Vorgestern geriethen wir nun immer tiefer und tiefer in diese Gespräche, Friedrich ward lebhafter und bewegter, bis er mir endlich, zwar nicht mit ganz klaren, aber doch unzweideutigen Worten seine Hand anbot. Ich erschrak aufs äußerste über diese mir ganz unerwartete Wendung des Gesprächs, und alle Gefahren und Widerwärtigkeiten, aller Jammer und alles Leiden solcher Mißheirathen standen plötzlich vor meiner Seele. Ich wollte nicht zwei mal in denselben Irrthum verfallen, ich durfte seine Güte nicht mißbrauchen.

Was ich ihm sagte, kannst Du hienach ermessen; doch ward er wieder ruhig, und reichte mir beim Abschiede, ich weiß nicht ob mehr freundlich oder wehmüthig die Hand.

Es ist meine Pflicht, dies Verhältniß abzubrechen; morgen reise ich ab und bin in zweien Tagen bei Dir!

Friedrich an Christine von —.

Sie, meine gnädige Frau, sind so sehr meine und Wilhelminens Freundin, und so vertraut mit unserem Schicksale, daß sie es nicht mißdeuten werden, wenn ich Sie noch weiter davon unterhalte.

Aus den Briefen an Bernhard kennen Sie den Gang meiner Bekanntschaft mit Wilhelminen. Je mehr ich ihre eigenste Persönlichkeit begreifen lernte, desto mehr schwanden alle allgemeinen Bedenken und Einreden wider dieselbe. Neugier führte zur Wißbegier, und so durch richtigere Kenntniß, Angewöhnung und Freundschaft hindurch kam ich zu der besonnenen Ueberzeugung, es sei am gerathensten, wenn ich ihr meine Hand anböte. Um sie auszuforschen, begann ich mit leiseren Andeutungen und sprach, als sie diese unbeachtet ließ, allmählig so bestimmt und deutlich, daß sie mich gar nicht mehr mißverstehen konnte. Da erschrak sie dergestalt, daß sie erblaßte, lange schwieg und endlich mit ängstlicher Eil mir alle

Gründe wider eine solche Verbindung, etwa in der Art aufzählte, wie früher Ihr Herr Schwiegervater in dem abmahnenden Briefe an Bernhard. Da nun diese Gründe auf mich fast gar keine passende Anwendung finden, so ging für mich leider daraus hervor: daß Minna sich ihrer nur bediene, um ihre Gleichgültigkeit, wo nicht ihre Abneigung gegen mich zu verdecken. So hat die psychologische Beobachtungsgabe sich wieder einmal sehr schlecht bewährt und Ihres Mannes Vorwurf über den lächerlichen Altenmannessommer bestätigt. Ich habe von Wilhelminen mit zwei kurzen, aber freundlichen Worten Abschied genommen und ihr geschrieben, ich sei im Begriff nach — abzureisen.

Nachschrift. So eben erhalte ich von Wilhelminen einen Brief des Inhalts: „Mag ich unser letztes Gespräch richtig oder falsch verstanden haben, auf jeden Fall ist es, wo nicht für Ihre, doch für meine Ruhe nothwendig, daß ich — verlasse. Forschen Sie nicht nach meinem Aufenthalte; doch hoffe ich, Sie werden mich in der Ferne, ungeachtet meiner Erklärungen, nicht ganz vergessen." Was soll ich von diesem Briefe, diesem Entschlusse denken, wie ihn erklären? Ich weiß es nicht; wol aber hat er mich plötzlich in eine solche Stimmung versetzt, daß meine frühere Ueberlegung mir als Thorheit, meine Ruhe als affectirte Kälte erscheint, und mir jetzt nur ein Gedanke vor der Seele steht: ich könne die Trennung von Wilhelminen nicht ertragen. Was ich jedoch in diesem Augenblicke thun, was unterlassen soll, ich weiß es nicht.

Wilhelmine an Adelheid.

In diesem Augenblicke schreibt mir Friedrich, er reise fort; da kann ich ja wol meine Abfahrt verschieben, denn unser beiderseitiger Hauptzweck ist — so scheint es — doch nur, uns zu trennen. Als brauchte man dazu eines räumlichen Zwischenraums, als wäre das körperlich Nächste nicht oft das geistig Fernste, und umgekehrt. Friedrich's leichthin gefaßter Entschluß erweiset, wie gerecht meine Furcht vor einem zweiten mühseligen Brautstande war, und daß kalte Zuneigung und überheiße Leidenschaft sich unerwartet an vielen Stellen begegnen können.

Drum mag es nur bei dem ersten Entschlusse bleiben, ich komme zu Dir!

Nein, liebste Adelheid, ich kann diese Zeilen so nicht abschicken. Ich habe gegen Dich nicht geheuchelt, aber ich bin doch auch gegen Dich und mich nicht ganz wahr gewesen. Alle Bedenken, die ich

liebt werde und würde meinen Entschluß schon unwiderruflich bestimmt haben. Welch liebenswürdiges Mädchen aber Wilhelmine sei, hatte ich in der That kaum halb gewußt: ich erfuhr es erst ganz aus ihren Briefen an Adelheid, welche die verständige Freundin mir mittheilte. Die Zartheit und Originalität der ersten Jugend, die glanzreiche Blüte der nächsten Jahre, herbe und doch natürliche Mißverständnisse, Kämpfe mit Krankheit und Noth, Kindesliebe ohne Maß, neue Lebenszeichen und neue Zweifel, endlich die herzliche Liebe welche mir, so unverdient, zu Theil wird! Dies Alles ging nicht an mir vorüber, nein ich erlebte es selbst und fühlte mich zuletzt ganz und für immer mit Wilhelminen vereint.

Wie erstaunte sie über meine Ankunft, wie schalt sie die Freundin über ihre Mittheilungen, während sie ihr um den Hals fiel! dann zu mir sich wendend sprach sie: Friedrich, Sie kennen mich ganz! vielleicht besser als ich mich selbst kenne; wollen Sie es denn mit mir wagen? — Ich war so gerührt, daß ich kaum antworten konnte. — So wären denn, fuhr sie fort — gegen und über Erwartung — Heiterkeit und Sehnsucht einstimmig und versöhnt; nachdem ich dem Lebensglücke schon entsagt hatte, beginnt für mich erst die schönste Zeit. — Und in der That, von Tag zu Tag scheint Wilhelmine schöner aufzublühen, Früchte der Erfahrung glänzen neben den Blüten der Jugend, Ernst und Scherz gehen Hand in Hand, und nach manchem Irrthume sehen wir Glücklichen uns an einem Ziele, welches uns Beiden für dieses Leben unerreichbar erschien.

Ich habe Wilhelminens, Bernhard's und meine Briefe nach der Zeitfolge geordnet. Wenn sie auch dem Kenner und Kritiker keineswegs als ein reiches Ganze, als ein geschlossenes Kunstwerk erscheinen können, sind wir doch eitel oder gutmüthig genug zu wähnen: es gebe noch Gemüther auf Erden, welche sie, zwar nicht mit unserem eigenen Interesse, aber doch nicht ohne Theilnahme lesen würden.



IV.

Geschichtliche Scenen.

---

wider eine engere Verbindung mit Friedrich äußerte, ich fühlte sie wirklich, und sprach aus Angst über ihr Gewicht mit einer Lebhaftigkeit, die ihn fast nothwendig zurückschrecken mußte. Aber diese Angst, diese Lebhaftigkeit entstand aus der noch tieferen Besorgniß, daß sie unwiderleglich sein möchten. Sie mußten ihm so erscheinen, denn er schwieg; ein Zeichen, daß er nicht liebte wie ich.

Diese bittere Erfahrung hat mich erst zur Selbsterkenntniß gebracht. Blicke ich zurück auf den Gang meiner Bekanntschaft mit Friedrich, so ist er mir kaum erklärlich; doch gibt der Tod meiner Mutter den Wendepunkt des ganzen Verhältnisses. All die Liebe, die ich ihr von Kindesbeinen zugewandt, die mich für alles Andere fast gleichgültig gemacht hatte; sie lag jetzt herrenlos, ja verachtet vor mir. Ich erblickte eine unermeßliche, unausfüllbare Lücke in meinem Innern, das Gefühl der Sehnsucht wuchs täglich mächtiger empor, ich träumte, ja ich erkannte, daß ohne eine Befriedigung desselben meine Heiterkeit ihren Trauerschleier nie abheben könne und werde. Friedrich war der einzige Mann, den ich zugleich lieben und ehren, mit dem ich zugleich heiter und ernst sein konnte, von dem ich täglich lernte ohne Unbequemlichkeit, gegen den ich mich aussprach ohne Besorgniß, der mich verstand ohne Umdeutung, der mich liebte wie ich war.

Doch nein, nein, das that er nicht; drum gebe ich meinen jetzigen Träumen und Hoffnungen den Abschied, und komme zu Dir aufs Land um noch einmal in Träumen der Vorzeit, der ersten Jugend, zu leben. Nicht mit Eilposten und Extraposten wollen wir reisen, sondern wie sonst auf Wolken, Sonnenstrahlen und Sternschnuppen durch die Welt fahren. Der irdischen Bedürfnisse wollen wir vergessen, denn mehr Silber als wir brauchen bietet uns der See, mehr Gold jedes Morgen- und Abendroth. Statt der eiteln Kleiderpracht, wird mich das Gewand der Lilien und Rosen wieder ansprechen, und wenn ich über die Menschen, zunächst über mich selber, zürnen will, so sollst Du mit Deinen Kindern mich erheitern. Im Angedenken an so manches Schöne werde ich wieder aufleben, in der Erinnerung an meine Lieblinge mein eigenes Wesen wiederfinden, und wenn die Ernsteren, Höhergestellten mich verbannen wollen, mich noch einmal im Vertrauen auf den Schutz Sarastro's, Oberon's und des heiligen Georg in den Garten der Lebenspoesie hineinwagen.

Adelheid an Friedrich.

Ob ich gleich, Herr Baron, nicht die Ehre habe Sie persönlich zu kennen, hörte ich doch von Ihnen so viel, daß ich

überzeugt sein darf, Sie werden es billigen, wenn ich nach langem Zweifeln an Sie schreibe.

Seit drei Monaten lebt Wilhelmine, von Ihnen unentdeckt, bei mir, ihrer Jugendfreundin. Ich eröffne Ihnen dies Geheimniß keineswegs, damit Sie in leichtsinniger Eil hieher kommen, sondern damit Sie ernst und besonnen einen männlichen Entschluß fassen, und allem Schwanken wo nicht in Ihrem, doch in Wilhelminens Gemüthe ein Ende machen. Sie glaubt sich von Ihnen nicht geliebt, sie hält sich für gezwungen Ihnen entsagen zu müssen; und ich würde sie mit aller Kraft in diesen Ansichten bestärken, wenn ich sie theilte.

Die äußeren Gründe der Trennung meiner Freundin von Bernhard waren oberflächlich, bloße Mißverständnisse; beim völligen Mangel innerer Einigkeit hätten aber alle Versuche sie aufzuklären zu nichts geführt. Jetzt liegen die Verhältnisse anders: das Mädchen hängt mit einer Innigkeit an Ihnen, die sie sich selbst nicht gestehen will, die ich aber deutlich erkenne und die ihr ganzes Wesen wie mit neuem Glanze, so mit tiefem Schmerze durchzieht.

Ob Sie, Herr Baron, gar nicht, oder nur vorübergehend daran gedacht haben Wilhelminen Ihre Hand zu reichen, ich weiß es nicht: auf keinen Fall sollen Sie sich jetzt durch eine vorübergehende Aufwallung, oder sentimentale Stimmung beherrschen lassen; denn daraus würde kein Lebensglück für Sie, und noch weniger für meine Freundin hervorgehen.

Nichts aber kann meines Erachtens einen wahrhaft verständigen und edeln Entschluß besser herbeiführen, als wenn Sie Wilhelminen noch genauer kennen lernen als bisher. Deshalb übersende ich Ihnen — natürlich ohne Wissen meiner Freundin — alle Briefe, welche sie mir von ihrem ersten Auftreten in — bis zu ihrer Abreise schrieb. Ich habe sie jetzt nicht ohne die innigste Theilnahme wieder lesen können, will aber keineswegs meine Empfindungen Ihnen aufdringen.

Ueberlegen Sie mit Ruhe, beschließen Sie mit Ernst und melden Sie mir bald Ihre unabänderliche Entscheidung: ob meine Freundin Sie vergessen muß, oder die Ihrige werden soll.

Friedrich an Christine.

Wie rasch, wie unerwartet, wie glücklich hat sich mein Schicksal entschieden. Nach dreimonatlichem, vergeblichem Forschen — um so vergeblicher, da ich kaum wußte, ob irgend ein vernünftiger Grund dafür vorhanden sei — erhielt ich von Wilhelminens Jugendfreundin den anliege[illegible]f. Er bezeugt, daß ich ge-

liebt werde und würde meinen Entschluß schon unwiderruflich bestimmt haben. Welch liebenswürdiges Mädchen aber Wilhelmine sei, hatte ich in der That kaum halb gewußt: ich erfuhr es erst ganz aus ihren Briefen an Adelheid, welche die verständige Freundin mir mittheilte. Die Zartheit und Originalität der ersten Jugend, die glanzreiche Blüte der nächsten Jahre, herbe und doch natürliche Mißverständnisse, Kämpfe mit Krankheit und Noth, Kindesliebe ohne Maß, neue Lebenszeichen und neue Zweifel, endlich die herzliche Liebe welche mir, so unverdient, zu Theil wird! Dies Alles ging nicht an mir vorüber, nein ich erlebte es selbst und fühlte mich zuletzt ganz und für immer mit Wilhelminen vereint.

Wie erstaunte sie über meine Ankunft, wie schalt sie die Freundin über ihre Mittheilungen, während sie ihr um den Hals fiel! dann zu mir sich wendend sprach sie: Friedrich, Sie kennen mich ganz! vielleicht besser als ich mich selbst kenne; wollen Sie es denn mit mir wagen? — Ich war so gerührt, daß ich kaum antworten konnte. — So wären denn, fuhr sie fort — gegen und über Erwartung — Heiterkeit und Sehnsucht einstimmig und versöhnt; nachdem ich dem Lebensglücke schon entsagt hatte, beginnt für mich erst die schönste Zeit. — Und in der That, von Tag zu Tag scheint Wilhelmine schöner aufzublühen, Früchte der Erfahrung glänzen neben den Blüten der Jugend, Ernst und Scherz gehen Hand in Hand, und nach manchem Irrthume sehen wir Glücklichen uns an einem Ziele, welches uns Beiden für dieses Leben unerreichbar erschien.

Ich habe Wilhelminens, Bernhard's und meine Briefe nach der Zeitfolge geordnet. Wenn sie auch dem Kenner und Kritiker keineswegs als ein reiches Ganze, als ein geschlossenes Kunstwerk erscheinen können, sind wir doch eitel oder gutmüthig genug zu wähnen: es gebe noch Gemüther auf Erden, welche sie, zwar nicht mit unserem eigenen Interesse, aber doch nicht ohne Theilnahme lesen würden.

IV.

Geschichtliche Scenen.



Der Aufstand in Spanien

während der Jahre 1520 bis 1522.

(Geschrieben im October und November 1831.)

Personen:

Kaiser Karl V.
Johanna, seine Mutter, Wittwe Philipps des Schönen von Oesterreich.
Kardinal Hadrian aus Utrecht, kaiserlicher Statthalter in Spanien.
Selvagius, kaiserlicher Kanzler.
Antonio de Royas, Erzbischof von Granada.
Fernandez de Velasko, Connetable von Kastilien.
Don Pedro Casso, Abgeordneter für Toledo.
Juan Lorenzo, Oberalkalde in Toledo.
Don Juan Padilla.
Marie Pacheko, Gräfin von Tendilla, seine Gemahlin.
Tordesillas, Abgeordneter für Segovia.
Marie, seine Gemahlin.
Melon, Alkalde in Segovia.
Sorolla, Bürger in Segovia, später Mitglied der Junta.
Paolo, Dominicaner.
Ronquillo, Oberster im königlichen Heere.
Don Juan Bravo, Anführer des Heeres der Junta.
Flandrische Räthe, Rathsherren, Offiziere, Soldaten, Bürger, Volk.

(Die Scene ist abwechselnd in S. Jago, Segovia, Toledo, in Valladolid und der Umgegend. — Zeit: die Jahre 1520 bis 1522.)

Erster Act.

Erste Scene.

Reichstag in S. Jago. Der Kanzler Selvagius, Don Pedro Casso, Tordesillas, flandrische Räthe, Abgeordnete der spanischen Städte.

Selvagius. Der König, unser Herr, hat mir befohlen
Den treuen Ständen seines Reichs zu melden,
Was zwar der Fama Mund schon längst verkündet,
Doch jetzo erst durch seines Willens Beitritt
Die rechte Kraft und Wahrheit kann erhalten:
Er, eines Kaisers Enkel, ist zum Kaiser
Von Deutschlands mächt'gen Fürsten auserkoren;
Auf Spanien fällt der Glanz der höhern Würde,
Der höchsten in der Christenheit zurück.
Gebt freud'gen Dankes voll deshalb dem Kaiser
Was ihm gebührt, und er an Geld und Mannschaft
Von Euch verlangt, damit er schnell in Aachen
Die Krone auf sein edles Haupt sich setze,
Des Lutherthumes Ketzersturm beschwöre,
Und Frankreichs Neid und Kriegslust bändige.
Don Pedro Casso. Was unsern König je in Freud und Leid
Auch treffen möge, Jeder fühlt es mit,
Und marktet niemals, ob ihm Dies und Das,
Zu geben oder abzuschlagen sei:
Bereit ist er, ihm Gut und Blut zu opfern.
Selvagius. Wenn dem so ist, so brauch' ich blos die Summen,
Die Karl verlangt, auf Alle zu vertheilen.
Pedro Casso. Nicht also, werther Herr! Weil dem so ist,
Will auch der Spanier mit seinem König
Berathen, denken, warnen, ja verneinen,
Wenn dessen Wohl es so zu fordern scheint.
Selvagius. Ihr zweifelt also, ob das Kaiserthum
Zu sein und Eurem Wohle mit der Krone
Hispaniens verbunden sei, mißkennt
Die Ehre die Euch ist zu Theil geworden?
Pedro Casso. Ja, Herr, wir zweifeln! Denn das Kaiserthum
Ist eines abgelebten Baumes Schatten.
Ihn zu beleben wird nun unser König
Sich rastlos und vergeblich doch bemühen,

Mit unserm Gelde wieder Mannschaft werben,
Mit unserm Blute fremde Kriege führen,
Hispanien, das herrlichste der Reiche,
Um schlecht'rer Lande willen ganz verlassen,
Bis er enttäuscht am Ziel des langen Weges,
Zu Dem zurückkehrt, was er itzt verschmäht.

Selvagius. Nicht um zu streiten, oder zu belehren,
Hat mich der Kaiser zu Euch hergesandt;
Ihr wißt was er bedarf, und wer's verweigert,
Er handelt unrecht und zugleich unklug.

Tordesillas. Herr, wenn Ihr zeigt, daß das, was Ihr verlangt,
Für Spanien bestimmt sei, wird man zahlen;
Und so, das mein' ich, denken alle Städte.

Selvagius. Wenn Karl die Ketzer straft, die Franken schlägt,
Gereicht das nicht zum Wohl Hispaniens?
Wollt Ihr dies Reich von allen andern trennen,
Wähnt Ihr Vereinzelung gewähre Kraft?
Und das, was ganz Europa setzt in Flammen,
Geh' Euch nichts an, weil Ihr die Augen schließt?

Tordesillas. Wir wissen, Herr, des Kaiserthumes Lasten,
Der König mußte auf sein Haupt sie nehmen,
Und Spanien wird nimmer ihn verlassen;
Doch trau er uns, sowie wir ihm vertrauen.

Selvagius. Wie meint Ihr das? Ich weiß es nicht zu deuten?

Pedro Casso. Wir meinen, daß, bevor wir nicht gehuldigt,
Wir auch zum Zahlen nicht verpflichtet sind;
Und jeder Huldigung geht stets vorher
Bestätigung der Rechte aller Stände.

Selvagius. Sobald als Ihr gehuldigt und gezahlt,
Wird die Bestätigung der Rechte folgen,
Die klar, unzweifelhaft und nützlich sind.

Pedro Casso. Wir deuteln nicht am Eid der Huldigung,
So laßt den König auch an unsern Rechten
Nicht deuteln. Jedem Spanier sind sie klar,
Nur Fremde zweifeln am Unzweifelhaften.

Selvagius. Es zweifelt Jeder, dessen Blick befreit
Von Vorurtheilen ist, die Euch berücken.

Pedro Casso. Daß Ihr, ein Fland'rer, über unser Recht
Uns hier belehren wollt, den Vorsitz führet
Auf unserm Reichstag, das ist doppelt Unrecht!
Der König stell' es ab, das fordern wir!

Selvagius. Ihr seid ein Unruhstifter, Gut und Freiheit
Habt Ihr verwirkt und Ihr sollt sie verlieren.

Pedro Casso. Gilt Recht noch in Kastilien und Gesetz,

Kann Eure leere Drohung mir nicht schaden;
Damit Ihr aber seht, nicht ich allein
Sei so gesinnt, fragt rings umher, ob Einer
Von Allen anders denkt und fühlt.
Die Meisten. Nein Alle
Sind dieses Sinnes!
Selvagius. So wird der König Alle
Zu dem, was er gebeut, zu zwingen wissen.
Pedro Casso. Herr Kanzler, Flandern ist ein kleines Land,
Vergleicht Ihr es mit unsern Königreichen;
Doch spräche je ein Spanier dort zu Euch,
Wie Ihr zu uns, man würde ihm entgegnen:
Die Drohung mehrt den Muth, und Zwang den Widerstand.
Hienach belehrt den jungen König, daß man
Zur Last nicht lege ihm, was Ihr verschuldet.
Selvagius. Von Euch Don Pedro Casso, von Toledo
Entspringt der Widerspruch. Ihr möchtet gern
Den König Eurem Stadtrath unterwerfen.
Und dieser Stadtrath ist des Volkes Knecht,
Das Volk Padilla's, dieser seines Weibes!
An solchem Faden leerer Eitelkeit
Seid Ihr, trotz Eures Stolzes, fortgezogen,
Der letzte Diener fremder Willenskraft,
Apostel nur für eine falsche Freiheit.
Mit Euch nicht mehr, nur mit den Bessern wird
Der König weiter noch, durch mich verhandeln.

(Selvagius steht auf, die Flanderer folgen ihm, die meisten Abgeordneten dem Don Pedro Casso nach der entgegengesetzten Seite.)

Zweite Scene.

Zimmer in Toledo, im Hause Padilla's. Marie Pacheko. Marie Tordesillas.

Marie Tordesillas. Ich begreife mich nicht und Dich nicht: wir heißen Beide Marie, sind gleichen Alters, gleicher Erziehung, lieben uns zärtlich, und sind doch fast immer verschiedener Meinung.

Marie Pacheko. Desto besser!

Marie Tordesillas. Warum desto besser?

Marie Pacheko. Weil Freundschaft, die auf gänzlicher Einerleiheit beruht, ihren Tod in sich trägt. Was ich selbst besitze, brauche ich bei Andern nicht zu suchen.

Marie Tordesillas. Unsere Männer sind untereinander ähnlicher: Beide edel, wohlgesinnt, milde, theilnehmend. Nicht wahr?

Marie Pacheko. Gewiß!

Marie Tordesillas. Aber meiner ist mir ähnlicher als der Deine Dir.

Marie Pacheko. Es scheint!

Marie Tordesillas. Mir wird es so leicht ihm überall zu folgen, mich ihm in Jeglichem anzuschließen, mich von ihm leiten zu lassen.

Marie Pacheko. Ich möchte dem Meinen immer vorangehen, ihn leiten, führen, antreiben!

Marie Tordesillas. Wie schickte sich das! Wäre das echte Frauenliebe?

Marie Pacheko. Warum nicht? Eilt doch Aurora dem Phöbus voran, und die Muse führt den Dichter. Oder liebt etwa deshalb die Muse den Dichter nicht?

Marie Tordesillas. Die Frau ist aber keine Muse.

Marie Pacheko. Gewiß nicht, wenn sie es nicht sein kann. Wäre ich ein Mann, zu Dem weshalb die Meisten heirathen, nähme ich kein Weib, bedürfte keines.

Marie Tordesillas. Und doch liebst Du Deinen Mann, so viel als eine andere Frau.

Marie Pacheko. Mehr! Den gewöhnlichen kleinen Liebesaufwand zu bestreiten, brauchte ich ja kaum die Hälfte der Schätze meines Geistes und Herzens.

Marie Tordesillas. Mir kommt es vor, als ginge meine und Tordesillas Liebe immer gegeneinander gerade auf. Was machst Du denn aber mit Deinem Ueberflusse, der im Hause nicht Platz hat?

Marie Pacheko. Wie aus der Göttin Füllhorn möcht' ich auf
Die Bahn des Gatten Rosen streu'n, damit er
Gelockt sich immer weiter wage; möchte dann
Den Rosen Lorbeer zugesellend, ihm
Die Schläf' umwinden, Palmen vor ihm schwingen,
Laut rufend: seht Padilla den Gemahl
Maria Pacheko's, den edelsten der Heldensöhne
Hispaniens!

Marie Tordesillas. So wärest Du wol froh, wenn Padilla, wie Tordesillas zum Reichstage gesandt wäre?

Marie Pacheko. Wo er auch sei, ein Mann lebt doch nur da,
Wo er kühn handelt oder nutzbar wirkt! —
O mit ihm denken, fühlen, ihn erretten,

Sich opfern! — Ja im heiligen Bezirk
Des Hauses springt der Liebe Quell hervor;
Doch mächtig wachsend bricht er durch die Schranken,
Bringt Städten, Ländern, Völkern neuen Segen:
Und wenn die Mitwelt, wenn die Nachwelt forscht,
Woher er kam, hat mehr als Mosis Stab
Ein edles Weib vermocht! — Verstehst Du mich?

Marie Tordesillas. Ich gedachte jenes maurischen Weibes, die mir Leiden ohne Herrschaft, Dir Leiden mit Herrschaft weissagte. Ich kann den Spruch so wenig vergessen als deuten.

Marie Pacheko. Warum legst Du Gewicht auf solch Geschwätz
Das nichtig ist, bis man aus eigener Macht
Sich's deutet wie man will. So deut' ich's Dir:
Du leidest, weil Du Dich nicht selbst beherrschest,
Ich werde meiner Leiden Herr durch Herrschaft.

Marie Tordesillas. Wäre nur mein Herr erst wieder bei mir, dann würde es mir an Herrschaft über mich selbst nicht fehlen. Ich eile nach Segovia, er möchte sonst daselbst eher eintreffen als ich. Leb wohl!

Marie Pacheko. Wir bleiben einig selbst in der Verschiedenheit.

Marie Tordesillas. Im Leiden, sagte das maurische Weib; nicht in unserer Ansicht über Liebe und Herrschaft.

(Marie Tordesillas geht ab.)

Dritte Scene.

Marie Pacheko (allein.)

Lieb' ich den Gatten etwa weniger als Du?
Du milde Seele! Nein, was sonst getrennt
In tausend Strahlen, tausend Zweigen sich
Als Liebe zeigt, hab' ich in einem Stamm,
In einem Brennpunkt mächtig mir vereint.
Nicht Gatte blos ist mir Juan Padilla,
Mit Mutterliebe könnt' ich für ihn sorgen,
Mit Tochterliebe seine Hand ergreifen,
Als König ihn betrachten und verehren,
Als Priester meine Seel' ihm anvertraun.
Geht dieser Reichthnm von ihm aus, biet' ich
Ihn dar? ich weiß es nicht, auch gilt mir's gleich,
So lange als wir unzertrennlich wandern.
Da kommt er selbst, und wie, mit ihm die Freunde?

Vierte Scene.

Maria Pacheko. Don Juan Padilla. Don Pedro Casso. Tordesillas.

Marie Pacheko. Don Pedro, Tordesillas! Seid Ihr schon
Zurück von der Versammlung, die der König
Nach ferner Gegend widerrechtlich rief,
Weil's seinen Flandrern also wohlgefiel?
Pedro. Ja, schneller als ich glaubte, kehr' ich wieder;
Denn meiner Dienste kann man anderswo,
Jenseit des Meers (so spricht man) nicht entbehren,
Wol aber auf dem Reichstag solchen Raths,
Wie ich für diese Stadt zu geben wagte.
Tordesillas. Nehmt's leichter, Pedro; denn das ernste Wort
Trifft tadelnd mich, der auf verschied'nem Wege,
Als Ihr, des Reiches Wohl und echten Frieden
Zu gründen, zu bewachen treu gehofft.
Padilla. Geliebte Freunde, laßt uns zum Begrüßen
Doch kommen, ehe ahnungsvolle Worte
Des Wiedersehens Freude uns verkümmern.
Wenn Ihr auch uneins scheint, Ihr seid's ja nicht;
Denn Pedro's Ernst zu Deiner Heiterkeit
Gesellt, sie geben erst ein Ganzes, haben stets,
Statt Euch zu trennen, enger Euch vereint.
Pedro. Wie immer, wollen wir auch jetzt das Gleiche:
Des Vaterlandes Stellung. Nur ist Streit,
Ob Tordesilla's Milde, ob mein Ernst
Zum Ziele führe. Möcht' ein Gott es uns,
Zu Aller Heile, gnädigst offenbaren!
Marie Pacheko. Daß Ihr in Räthseln sprecht, kann uns nicht frommen;
Doch ahn' ich was geschah, und könnt Euch selbst
Die Zukunft schon enthüllen, hieltet Ihr
Den Sehergeist der Frauen nicht für Thorheit!
Pedro. Der Frauen Sehergeist, Maria, leugnet
Wohl Keiner, wenn die Lieb' ihr Aug' eröffnet;
Ja selbst wenn sie es schweigend niederschlagen,
Dringt der gehemmte Strahl bis in das Herz.
Allein sobald der Staat, und Krieg und Sturm
Der Klagen Inhalt ist, wird jede Frau
Die Weissagung, wie das Gespräch vermeiden.
Marie Pacheko. Wollt Ihr, Don Pedro, mich so wenig kennen,

Und scheint Euch Frauenliebe solcher Art,
Daß mit Geringem nur sie kindisch spielt,
Das Größ're aber sie zu Boden drückt?
Padilla. Erzählet, Freunde, und Maria höret,
Ich kenne sie, gern ernst're Dinge an.
Pedro. Wollt Ihr es heute, spreche Tordesillas!
Tordesillas. Ganz einfach ist der Fall. Der König, willens
Nach Deutschland baldigst abzugehen, sucht Geld
Bei den getreuen Ständen. Manche nun,
Einsehend daß er's brauche, wollen zahlen;
Die Andern sagen: Nein! hier soll er bleiben,
Dann braucht er weiter nichts.
Marie Pacheko. Und was sagt Ihr?
Tordesillas. Ich sage: Karl darf nicht die Kaiserkrone,
Die erste in der Welt, er darf sie nicht verschmähen
Mit kindischer Beschränkung; und Hispanien,
Dem solchen Glückes Schickung wird eröffnet,
Darf nicht, aus bloßem Geiz und Eigensinn,
Des großen Zweckes Mittel ihm verweigern.
Zurück wird auf uns Herrschende der Zins
Der Völker strömen, oder uns die Ehre
Allein zu Theil, für die kein Preis zu groß.
Marie Pacheko. Brav, Tordesillas, daß Ihr Spaniens Ruhm
Hoch über Alles stellt; ihn zu vermehren,
Ist unser Recht, wie uns're erste Pflicht.
Pedro. Wer könnte dies bezweifeln, doch die Frage
Ist, ob auf dem von Dir betretnen Wege
Des Reiches Ehre nicht geschmälert werde.
Glaubt mir, die schönste Zeit Hispaniens
Liegt hinter uns, wir werden alt und kindisch.
Marie Pacheko. Bei Gott, Don Pedro, wer mir dies gesagt,
Wärt Ihr es nicht, ich schölt' ihn alt und kindisch.
Padilla. Verwandelt, Pedro, nicht in Trübsinn Euern Ernst,
Sucht Gründe nicht, ihn künstlich zu bestät'gen.
Pedro. So hört mich doch, bevor Ihr mich verdammt!
Seit jenem Unglückstage, wo bei Xeres
Der Gothen Reich durch schmählichen Verrath
Zu Boden stürzte, dauerte der Kampf
Achthundert Jahre, bis der Koran sank.
Und dieser Kampf, den nur Kurzsicht'ge schelten,
Erzeugte jeder Tugend glorreich Werk;
Verbannt war jene stolze Sicherheit,
Die rasch in klägliche Erschlaffung führt;
Ein jeder Tag erheischte neue Thaten,

Auch sproßten sie empor in solcher Fülle,
Daß Dichtersang sie nie erschöpfen kann!
Marie Pacheko. Die That singt selbst ihr Lob! Warum jedoch
Soll jener reiche Brunnquell span'scher Größe
Seitdem versiegt sein?
Tordesillas. Warum sprecht Ihr nicht
Vom klugen Ferdinand, von Isabellen
Die auf Granadas Zinnen Kreuze pflanzten,
Den innern Krieg beendeten und Willkür,
Die eigenmächtig Kirch' und Adel übten,
Mit kräft'ger Hand siegreich zu Boden warfen!
Jetzt erst, Don Pedro, überflog der Ruhm
Hispaniens die eng gezog'nen Grenzen:
Neapels zauberische Fluren wurden
Dem Reich vereinigt, unbekannte Welten
Durch des Columbus wundervolle Kühnheit
Dem Auge, der Beherrschung neu eröffnet!
Mein edler Freund, die Zeit war jung und kräftig,
Der Jugend folgt erst jetzt das Mannesalter!
Marie Pacheko. Wohnt in des Menschen Brust ein edler Geist,
So wird er nie veralten; nie war jung,
Wem, wie die Hand, so auch der Muth kann sinken.
Fühlt Ihr's nicht selber, habt Ihr doch gesehn
Wie Ximenes, der achtzigjähr'ge Priester,
Mit solcher Kraft die Zügel rasch ergriff,
Daß auch der Lauteste sich ihm gebeugt.
Den Klagen hab' ich niemals beigestimmt,
Die Viele über ihn nach Hofe sandten:
Sein Freibrief war, daß er zu herrschen wußte,
Seit seinem Sturz treibt man's wie Narrenspiel.
Padilla. Sonst war auf seiner Flur ein jeder Ritter
Dem Kön'ge gleich; ein Jeder galt so viel
Als er selbst aus sich machte. Jetzo warten
Wir knechtisch auf den Wink der Höflinge,
Die hier erheben, dort zur Seite schieben.
Niemand ist mehr, als wie sie dulden wollen,
Und ihre Größe ruht auf uns'rer Kleinheit.
Pedro. Das ist es ja, was ich soeben meinte,
In andern Worten nur sprecht Ihr es aus.
Fernando's Klugheit war nicht würd'ger Art,
Mit Unkraut riß sie in Hispanien
Auch edle Pflanzen aus. Stolz des Prälaten

War besser doch als Ueppigkeit, und Zorn
Des Adels traf den Türken, nicht den Bürger.
Zum Ungewitter stieg der Stände Kühnheit,
Doch bald zertheilt' es sich und segnend floß
Der Regen auf des Vaterlandes Auen; —
Jetzt lebt man in des Hofes dürrer Hitze!

Tordesillas. Was Ihr bejammert't, war des Schicksals Gang,
Den zu erkennen besser ist als klagen.
Sollt' etwa Ferdinand die Mauren pflegen,
Damit wir uns an ihnen fernerhin
Noch reiben könnten? Wird der Heimat Werth
In neuem Glanze strahlen, wenn dem Spanier
Amerika, der Schauplatz kühner Thaten,
Verschlossen würde? Soll er Götzendienst
Mit Lebensformen and'rer Zeiten treiben,
Die jetzo Leichen sind?

Marie Pacheko. Das soll er nicht.
Doch ist Entwickelung des neuen Lebens,
Dem Kön'ge nicht ausschließlich zu gefallen.

Tordesillas. Führt nicht der König an, erlahmt das Volk!
Weil nun von allen Söhnen Ferdinand's
Am Leben keiner blieb und seine Tochter
Johanna, nach des Gatten frühem Tode,
In schweren Wahnsinn fiel, ist jetzt ihr Sohn,
Ist Kaiser Karl unzweifelhafter König.

Pedro. Für seine Mutter herrscht er, nicht für sich.
Gesundet sie, gehört nach span'schem Rechte
Die Krone ihr, und Karlos steigt vom Thron!

Marie Pacheko. Doch jetzt wird ihm ein Jeder gern gehorchen,
Wenn er mit Spaniern für Spanien herrscht.

Pedro. So ist's. Gewiß! — Doch wenn die Flanderer
Statt Gott zu danken, daß an uns'rer Sonne
Sie ihres nassen Landes Fieberfrost
Ausheilen konnten, frech die Eingebornen
Von jedem Amt verdrängen, sie verhöhnen,
Und unser Geld auf tausend schlechten Wegen
In fremde Länder senden, wird man bald
Den König selbst wie einen Fremdling achten.

Tordesillas. Nein, edler Freund, glaubt mir, Ihr täuschet Euch:
Der Fland'rer Herrschaft gleichet einem Traum,
Der schwer uns drückt, doch schnell vorübergeht. —
Des Königs stiller Sinn verbirgt ein großes Herz;
Wär' vorlaut er und Das, was königlich
Der Pöbel nennt, dann würde ich verzweifeln.

Padilla. So fehlt ihm nur ein Freund, der Wahrheit spricht,
Um von des Irrthums Bahn ihn wegzuwenden.
Beglückt, wer solchen Dienst dem Vaterlande
Zu leisten vom Geschick berufen ist!

Pedro. Ihr selber seid's, sofern Ihr es nur wollt! —
Denn auf die Kunde, daß Ihr in Toledo
Für Weigerung der Steuern mitgestimmt,
Ja laut das Wort geführt, beruft er Euch
Zu Hofe, daß er Wahrheit von Euch höre,
Vielleicht — Ihr selbst von ihm.

Marie Pacheko. Wie, mein Gemahl,
Du sollst zu Hof, sollst in Gefahr Dich stürzen?

Padilla. Gefahr? — Ein Wort, Dir sonst ganz unbekannt,
Und jetzt von Deinen Lippen, wo die Bahn
Dem Vaterlande in schwerer Zeit zu nützen,
Sich Deinem Gatten unerwartet öffnet?

Marie Pacheko. Meinst Du, man wird Dich hören?

Padilla. Allerdings!
Wozu mich sonst berufen? Ungehört
Ward nie ein Spanier von seinem König
Verurtheilt. Siegreich muß ich uns're Sache
Jetzt führen, will der Sendung werth ich sein!

Maria Pacheko. Nicht hören wird man Dich, aushorchen nur,
Um aus des Unbefang'nen schlichten Worten
Ein künstlich Netz zu flechten.

Padilla. Sorge nicht,
Und wär' ich schuldig, theilte meine Schuld
Halb Spanien.

Marie Pacheko. Du wirst herausgegriffen
Aus Tausenden, weil man Dich schuld'ger wähnt,
Statt Aller strafen will!

Padilla. Doch wegzubleiben,
Wär' nicht Geständniß blos der frühern Klage,
Es wäre für sich selbst gar böse Schuld.
Wenn wir nicht mehr dem Könige, nicht mehr
Der Vorsehung vertraun, wie dann uns selbst?
Laßt mit den Rathsherrn jetzt uns überlegen,
Was für Toledos Recht dem Könige
Zu sagen sei. Bedenk' indeß, Maria,
Wie groß das Glück ist, das uns Beide trifft.

(Padilla, Pedro und Tordesillas gehn ab.)

Fünfte Scene.

Marie (allein).

Ja vor zehn Monden wär's ein Glück gewesen,
Ob jetzt noch, das bedarf der ernsten Prüfung.
Als Karl, so lang ersehnt, an unsern Küsten
Die Anker warf, da flogen alle Herzen
Voll Zutraun ihm entgegen; denn der König
Sei jung und schön, bescheiden, mild von Sitten.
Wie er wol herrschen werde, fragte Keiner;
Denn seitdem Ximenes so streng die Zügel
Geführt, schien alle Herrschaft nur ein Mißbrauch.
Ich aber sprach zu mir: ist Karl ein Mann
Wie Ihr ihn schildert, muß er fernerhin,
Wo nicht beherrscht, doch klug geleitet werden.
Der Kardinal, dem wir (so war's beschlossen)
Nach Hofe folgen sollten, er bedurfte
Des jüngeren und milderen Gehülfen:
Padilla war vom Himmel ausersehn,
Dem Königsjüngling treu die Hand zu bieten.
Und ich — o des beneidenswerthen Traums!
Ich war die Muse, Priesterin, Sirene,
Die Beider Geist mit höhern Tönen weckte,
Zur Heldenbahn Euch führte und den Ruhm
Hispaniens weit über Das erhob,
Was je der Kühnste nur zu hoffen wagte! —
Da starb der Kardinal, die Leiter brach
Auf der Padilla stieg, und geiz'ge Fremde
Beherrschen jetzt den König, haben nur
Aus Rachsucht meinen Gatten hinberufen;
Fällt er, so glauben sie, die Bahn wird rein. —
Doch wie, war's denn unmöglich, daß sie rathlos
Ihn riefen, seines Raths sich zu bedienen?
Und nicht gewahren, daß sie selbst den Kampf
Eröffnen, der sie ins Verderben stürzt.
Auch könnten wir, von dieser edeln Stadt,
Vom halben Reich begünstigt, wol erreichen,
Was uns Vereinzelten nie wär geglückt.
Recht hat drum mein Gemahl: ist er gehorsam
So fallen alle Klagen schnell zu Boden,
Sie werden Grundstein seines neuen Glücks.
Auch will ich ihn begleiten, wie die Liebe
Zu ihm, zum Vaterlande es gebeut,

Und ihm dereinst, o welch ein hohes Glück!
Aus Karlos' Hand den Lorbeer überreichen.

Sechste Scene.

Rathsversammlung in Toledo. Lorenzo, Alkalde. Rathsherren. Don Pedro Casso, Padilla, später Marie Pacheko.

Lorenzo. Ihr habt, Don Pedro Casso, recht gehandelt,
Sowie die Stadt gewünscht, wie sie befahl;
Nehmt dafür unsern Dank! Auch können wir
Nicht widersprechen, wenn laut Karl's Befehl
Ihr anderswo für Spanien wirken sollt.
Daß aber jetzt, in Zeiten der Gefahr,
Auch Ihr, Padilla, unsere zweite Stütze,
Zu Hofe ziehen wollt, scheint gar bedenklich.
Nicht daß ich Ungehorsam pred'gen möchte,
Da sei Gott für! Ich weiß, wie jedes Reich
Zu Grunde geht, wenn's in sich uneins wird;
Wohl aber meinen wir, daß König Karl
Durch Gründe sich wird überzeugen lassen,
Ihr seid hier unentbehrlich und ein Andrer
Gar wohl im Stande dort Euch zu ersetzen.
Padilla. Ich dank' Euch, dank' Euch sehr für Eure Liebe,
Doch weiß ich nicht, wie ich zugleich dem König
Und Euch genügen soll, und ob ich dort
Nicht mehr als hier Euch wahrhaft nützen kann. —
Marie Pacheko (eintretend). Dort, mein Gemahl. Verzeihet, werthe Herren,
Wenn ich mich kühn in Eure Reihen mische;
Doch wo Padilla weilt, da bin auch ich,
Und er ist da, wo Spanien ihn gebraucht.
Zu Hofe muß er gehen, um das Recht
Toledos kühn zu schützen und die Brut
Die Karln umlagert, siegreich zu zerstreu'n.
Lorenzo. Möcht' es so sein! Doch scheinet Eure Hoffnung,
Verehrte Gräfin, schwach mir nur begründet,
Da Pedro Casso, muthig und besonnen,
Dennoch bei Hofe Nichts hat ausgerichtet.
Marie Pacheko. Niemand ehrt Pedro mehr als ich; doch war er
Vielleicht zu schroff. Padilla's Jugendfrische

Beredsamkeit, Begeist'rung wird dem König,
Der selbst noch Jüngling, mehr vielleicht gefallen.
Ein Rathsherr. Je mehr er ihm gefällt, jemehr wird Neid
Und Haß der Flanderer ihn stets verfolgen.
Zu Schiffe werden sie ihn mit sich führen,
Damit in ferner Haft er bitter büße,
Was er so kühn gewagt. Und Ihr, o Gräfin,
Erliegt, zu spät belehrt, dem herben Schmerz!
Marie Pacheko. Wenn Unrecht Schmerz erzeugt, stählt es den Arm.
Lorenzo. Nur übergroße Noth bedarf des Stahls.
Padilla. Und jeder Muth zerbricht, den Recht nicht stützt.
Marie Pacheko. Wo fänd' ich Muth, als in der eig'nen Brust!
Lorenzo. Doch wollte sie zum Irrthum Euch verleiten
Und Irrthum zeuget Unrecht, Unrecht Reue:
Das Bitterste für edele Gemüther.
Marie Pacheko. Aus inner'm Zwiespalt nur erwächst die Reue;
Das, was von außen kommt, wird äußerlich
Gebüßt.
Ein Rathsherr. Wozu viel Worte: Karl ist jetzt
Nach Flandern schon gesegelt. Dorthin braucht
Kein Spanier, der hier ein Amt bekleidet,
Pflichtwidrig ihm zu folgen. Drum gebietet
Die Stadt Euch, Don Padilla, hier zu bleiben.
Lorenzo. Käm's drob zur Klage, wird sie Euch vertreten:
Trennt Euer Schicksal von dem ihr'gen nicht.
Padilla. So mag's auch sein, ich weiche Euern Gründen. —
Dem König meldet schnell des Raths Beschluß.
Rechtfert'gen wird Toledo, was mit Recht
Dem Einzelnen, wagt er's, wird mißgedeutet.
Die Rathsherren. In unserer Mitte seid Ihr vor Gefahren
Stets sicher.
Padilla. Nicht Gefahr ist's, die ich scheue!
Marie Pacheko. Nein, wahrlich nicht! Denn aus der jetz'gen Stunde
Erwachsen erst Gefahren! Wären's mehr
Jedoch als in der gift'gen Hydra Köpfe,
Wird muthig mein Gemahl sie niederkämpfen,
Ganz Spanien auf ihn als Retter blicken,
Und mir bezeugen, daß nicht Weiberliebe
Ihn schwächlich auf der Bahn zurückehielt.

Siebente Scene.

Segovia. Zimmer im Hause des Tordesillas. Tordesillas. Marie, seine Gemahlin.

Marie Tordesillas. Zwei Monden kaum war ich mit Dir vermählt,
So reistest Du davon; mit meinen Träumen
Verfolgt' ich Dich. Ich sah wie Du der Berge,
Der schönen Thäler und der klaren Quellen
Dich freutest; winkte zu des Grases Teppich
Als Schäferin den vielgeliebten Freund;
Im Engthal trat ich scherzhaft Dir entgegen,
Den Becher frischer Labung reicht' ich Dir:
Nie warst Du ohne mich, ich ohne Dich.
Doch ach, die Seligkeit des süßen Traumes
Schwand nur zu schnell, sobald ich daran dachte
Daß Du Geschäfte halber weggereist,
Daß Du vielleicht von Streit und Steuern träumtest,
Und nicht von mir und meiner treuen Liebe.
Denn was, Ihr Männer, Pflicht, Amt und Beruf,
Was Eures Strebens Ziel und Lohn Ihr heißt,
Ich kann's nicht fassen! Mir erscheint es nur
Als wie ein großer, schwarzer Schleier,
Den über Unschuld und Natur Ihr hängt.
Warum thut denn das helle, klare Licht,
Worin ein liebend Weib die Welt erblickt,
Nicht Eurem Auge, Eurem Herzen wohl?
Warum schwächt Ihr, wie manche Maler pflegen,
Des Himmels glüh'nde Pracht mit dunkeln Strichen,
Und nennt alsdann die Finsterniß erhaben?

Tordesillas. Du widerlegst Dich selbst, geliebtes Weib;
Seh' ich die Dinge wol so schwarz wie Du?
Der ehrenvolle Auftrag dieser Stadt
Hat Dich ja selbst erfreut; doch kein Geschäft
Verdrängte je Dein Bild mir aus der Seele.
Wenn Dies und Das mißlang, gleich dacht' ich Deiner
Und augenblicks war Alles wieder gut.

Marie Tordesillas. Wie aber, wenn nun Jegliches gelungen,
Und Trost, wie Antrieb wär' entbehrlich worden?
Wir Frauen geben ganz uns hin und kaum
Erhalten wir von Euch dafür die Hälfte.

Tordesillas. Die Hälfte, sagt ein alter Spruch,
Ist mehr oft als das Ganze.

Marie Tordesillas. Ueberklug
Nenn' ich dies Spötterwort. Denn träten Kinder
Selbst auf der Mutter Seite, hält der Mann
Doch die verstärkte Hälfte nicht für voll.

Tordesillas. Es werden, holdes Weib, Dir Kinder zeigen,
Was ein Beruf, was echte Pflichten sind.
Leicht möglich, daß Du mich von Dir hinweg
Dann zu Geschäften ernst'rer Art hinweisest.

Marie Tordesillas. Doch jetzo wahrlich nicht. Ach, warum willst Du
Mir diese Woche, diesen Tag nicht schenken,
Ganz bei mir bleiben.

Tordesillas. Nur um desto schneller
Zurückzukehren, dann recht ungestört
Und aller Sorge frei mit Dir zu leben.

Marie Tordesillas. Und Dein Geschäft, es macht Dir keine Sorge?

Tordesillas. Nein! Hab' ich nicht gethan was sich gebührt?
Dem Könige bewilligt, was mit Ehren
Segovia ihm nie versagen kann.

Marie Tordesillas. Nur Wen'ge denken so, statt Lobes wirst
Du bald Vorwürfe hören, die gar leicht
Zu bösen Thaten führen!

Tordesillas. Sorge nicht!
Hab' ich die Rechenschaft, der Stadt noch schuldig,
Erst abgelegt, verlaß ich Dich so bald
Nicht wieder, theures Weib. Leb wohl!

Marie Tordesillas. Leb wohl!

Achte Scene.

Marktplatz in Segovia mit der Kirche. Volk in Gruppen zerstreut, Bürger, Tuchscherer. Im Vordergrunde anfangs Sorolla und Melon, später treten Tordesillas und Rathsherren aus der Kirche hervor.

Sorolla. So lautet also der Bericht aus Toledo: Padilla bleibt, weil man ihn braucht, und man braucht ihn, damit er nicht in Gefahr komme, und die Gefahr bedroht ihn, weil er wider die Steuer sprach. Gut! Das wollen wir gebrauchen und benutzen, und die bessere zweite Hälfte dazu liefern.

Melon. Was nennt Ihr die zweite Hälfte?

Sorolla. Den Ehren Padilla's gegenüber, die Leiden des Tordesillas.

Melon. Tordesillas? Er hat keinen Grund sich zu fürchten.

Sorolla. Nicht wenn er die Nase hoch trägt und zum Könige hinaufsieht, wohl aber wenn er diese verehrte Gesellschaft ringsum betrachtet.

Melon. Er sprach und handelte nach seiner Ueberzeugung.

Sorolla. Aber nicht nach der unsern.

Melon. Dazu war er nicht verpflichtet.

Sorolla. Richtig, deshalb wollen wir ihn aller Pflichten überheben.

Melon. Wie versteht Ihr Das?

Sorolla. Habt Geduld, Ihr werdet es erfahren, wenn es an der Zeit ist. — Meister, seid Ihr denn beisammen um zu hören, wie, warum und auf was Weise Ihr armen Bürger den Flandrern Eure Sparpfennige schicken sollt?

Erster Tuchscherer. Wir sind Alle da, das ganze Gewerbe der Wollbereiter und Tuchscherer, und werden hören was wir sollen, und thun was wir wollen.

Melon. Ist Euer Wille hier Gesetz?

Zweiter Tuchscherer. Ach was Gesetz; wir scheren unsere Tücher ohne Gesetze, lassen uns aber nicht scheren nach Gesetzen.

Erster Tuchscherer. Lieber schneiden wir die Schergesetze mit der Schere entzwei.

Sorolla. Nur nicht zu hitzig. Wartet doch geduldig, bis es den Herren gefällt, Euch zu belehren. Sie sind noch nicht einig, wie sie Bericht erstatten und Rechenschaft ablegen wollen.

Erster Tuchscherer. Wir aber sind einig, wie wir sie annehmen wollen.

Melon. Vorher müßt Ihr jedoch prüfen und Euch gebührend unterrichten.

Zweiter Tuchscherer. Unnöthig! Sorolla da hat uns, wenn wir zu Weine gingen, schon längst belehrt, wie ein Staat regiert und ein Bürgermeister bei der Nase herumgeführt werden müsse.

Melon. Wie, Sorolla, thatet Ihr das?

Sorolla. Wer die Bürger führt, ist der rechte Bürgermeister. Wer ihnen das Geld aus dem Beutel lockt, führt sie nur an. Nicht wahr?

Erster Tuchscherer. Allerdings!

Zweiter. Gut gedacht!

Dritter. Geschickt gesprochen!

Sorolla. Und wer das Geld zum Lande hinausführt, den sollte man auch hinausschieben, oder im Lande so hoch erheben, daß er von oben herab eine allgemeine Uebersicht bekäme.

Erster Tuchscherer. Wir wollen bei der Rechnungsablegung nichts übersehen.

Sorollo. Gebt nur Acht, ob Ihr nicht Manches zwei mal seht, was man ein mal ausstreichen sollte.

Erster. Wir wollen mit der Rechnung den Rechnungsführer ausstreichen.

Zweiter. Oder kurzweg zerreißen.

Melon. An Euch, Sorolla, ist's, den wilden Geist,
Der höchst bedenklich hier sich offenbart,
Statt aufzureizen, weislich zu beschwicht'gen.

Sorolla. Damit Ihr in Segovia den Ruhm behieltet, überall voranzugehen, während Ihr doch nie über den halben Weg hinauskommt, um immer noch bequem umkehren zu können.

Melon. Wer übers Ziel hinausschießt, trifft so wenig,
Als wessen Pfeil matt diesseits niederfällt.

Sorolla. Wer hat Euch denn berufen zu entscheiden, wo das Ziel sei? Und wenn Ihr meint es für das ganze Reich gefunden zu haben, so werden wir in Segovia doch wol wissen, wie wir für uns schießen müssen und wer fallen soll. Ist Segovia etwa geringer wie Toledo?

Alle. Nein, nicht geringer!

Sorolla. Und wir können auch Andern einmal zeigen, wie man mit ungetreuen Beamten umgehen soll.

Alle. Ja, wir wollen es zeigen!

(Melon geht durch eine Seitenthür in die Kirche.)

Sorolla. Der ist nun drinnen, und Ihr seid und bleibt draußen. Sollen wir leiden, daß die Sünder in der Kirche umhersuchen, wie sie sich selbst Ablaß ertheilen wollen, während sie uns hier Stunden lang warten lassen.

Erster (an die Kirchenthür klopfend). Aufgemacht!

Zweiter. Sonst schlagen wir die Thür ein!

Dritter. Sonst steigen wir durch die Fenster!

Vierter. Gebt Tordesillas heraus!

(Rathsherren und Tordesillas hervortretend, mit einem Papier in der Hand.)

Tordesillas. Beruhigt Euch, Ihr Herr'n, ich bin gekommen!
Der Stadt von Allem Rechenschaft zu geben
Was auf den Cortes ich in ihrem Dienst
Und für den König that.

Sorolla. Hat Euch die Stadt befohlen den Flandrern Geld zu bewilligen?

Tordesillas. Den Flandrern nicht; doch wohl dem Könige, Wenn sein Bedürfniß klärlichst dargethan.

Sorolla. Das Bedürfniß kam von den Flandrern, und wer die bereichert, betrügt Vaterland und Vaterstadt.

Tordesillas. Der Ford'rung Grund und Recht zeigt diese Schrift.

Einer. (Nimmt sie und versucht vergeblich zu lesen.)

Zweiter. (Reißt sie weg und in Stücken.) Zum Teufel das Diebespapier, wir wollen unser Geld behalten.

Tordesillas. Wie darfst Du solchen Frevel Dir erlauben, Der Strafe sollst Du wahrlich nicht entgehen.

Sorolla. Wie könnt Ihr, selbst strafwürdig, Andere mit Strafe bedrohen?

Erster. Er ist ein Betrüger!

Zweiter. Ein Verräther!

Dritter. Ins Gefängniß mit ihm.

Alle (durcheinander). Schlagt ihn todt! Henkt ihn auf! Plündert sein Haus! Steckt es in Brand!

(Tordesillas wird unter Mißhandlungen fortgeschleppt.)

Sorolla. Sie sind auf gutem Wege! Folgen die andern Städte wacker nach, so ist die Zeit der Flanderer vorbei; dann kommt die Reihe an den kindischen König, und an den hochmüthigen, überklugen Adel!

Zweiter Act.

Erste Scene.

Valladolid. — Der Kardinal Hadrian. Der Erzbischof von Granada, Antonio de Royas. Der Connetable Velasko.

Hadrian. Ich habe Euch, Ihr Herrn, hierher berufen,
Damit Ihr mir, als Häupter Eurer Stände
(Der heil'gen Geistlichkeit, des tapfern Adels),
Rath geben möget, was ich soll beschließen
In dieser unglückschwangern, grausen Zeit.

Sich opfern! — Ja im heiligen Bezirk
Des Hauses springt der Liebe Quell hervor;
Doch mächtig wachsend bricht er durch die Schranken,
Bringt Städten, Ländern, Völkern neuen Segen:
Und wenn die Mitwelt, wenn die Nachwelt forscht,
Woher er kam, hat mehr als Mosis Stab
Ein edles Weib vermocht! — Verstehst Du mich?

Marie Tordesillas. Ich gedachte jenes maurischen Weibes, die mir Leiden ohne Herrschaft, Dir Leiden mit Herrschaft weissagte. Ich kann den Spruch so wenig vergessen als deuten.

Marie Pacheko. Warum legst Du Gewicht auf solch Geschwätz
Das nichtig ist, bis man aus eigener Macht
Sich's deutet wie man will. So deut' ich's Dir:
Du leidest, weil Du Dich nicht selbst beherrschest,
Ich werde meiner Leiden Herr durch Herrschaft.

Marie Tordesillas. Wäre nur mein Herr erst wieder bei mir, dann würde es mir an Herrschaft über mich selbst nicht fehlen. Ich eile nach Segovia, er möchte sonst daselbst eher eintreffen als ich. Leb wohl!

Marie Pacheko. Wir bleiben einig selbst in der Verschiedenheit.

Marie Tordesillas. Im Leiden, sagte das maurische Weib; nicht in unserer Ansicht über Liebe und Herrschaft.

(Marie Tordesillas geht ab.)

Dritte Scene.

Marie Pacheko (allein.)

Lieb' ich den Gatten etwa weniger als Du?
Du milde Seele! Nein, was sonst getrennt
In tausend Strahlen, tausend Zweigen sich
Als Liebe zeigt, hab' ich in einem Stamm,
In einem Brennpunkt mächtig mir vereint.
Nicht Gatte blos ist mir Juan Padilla,
Mit Mutterliebe könnt' ich für ihn sorgen,
Mit Tochterliebe seine Hand ergreifen,
Als König ihn betrachten und verehren,
Als Priester meine Seel' ihm anvertraun.
Geht dieser Reichthnm von ihm aus, biet' ich
Ihn dar? ich weiß es nicht, auch gilt mir's gleich,
So lange als wir unzertrennlich wandern.
Da kommt er selbst, und wie, mit ihm die Freunde?

Vierte Scene.

Maria Pacheko. Don Juan Padilla. Don Pedro Casso. Tordesillas.

Marie Pacheko. Don Pedro, Tordesillas! Seid Ihr schon
Zurück von der Versammlung, die der König
Nach ferner Gegend widerrechtlich rief,
Weil's seinen Flandrern also wohlgefiel?
Pedro. Ja, schneller als ich glaubte, kehr' ich wieder;
Denn meiner Dienste kann man anderswo,
Jenseit des Meers (so spricht man) nicht entbehren,
Wol aber auf dem Reichstag solchen Raths,
Wie ich für diese Stadt zu geben wagte.
Tordesillas. Nehmt's leichter, Pedro; denn das ernste Wort
Trifft tadelnd mich, der auf verschied'nem Wege,
Als Ihr, des Reiches Wohl und echten Frieden
Zu gründen, zu bewachen treu gehofft.
Padilla. Geliebte Freunde, laßt uns zum Begrüßen
Doch kommen, ehe ahnungsvolle Worte
Des Wiedersehens Freude uns verkümmern.
Wenn Ihr auch uneins scheint, Ihr seid's ja nicht;
Denn Pedro's Ernst zu Deiner Heiterkeit
Gesellt, sie geben erst ein Ganzes, haben stets,
Statt Euch zu trennen, enger Euch vereint.
Pedro. Wie immer, wollen wir auch jetzt das Gleiche:
Des Vaterlandes Stellung. Nur ist Streit,
Ob Tordesilla's Milde, ob mein Ernst
Zum Ziele führe. Möcht' ein Gott es uns,
Zu Aller Heile, gnädigst offenbaren!
Marie Pacheko. Daß Ihr in Räthseln sprecht, kann uns nicht frommen;
Doch ahn' ich was geschah, und könnt Euch selbst
Die Zukunft schon enthüllen, hieltet Ihr
Den Sehergeist der Frauen nicht für Thorheit!
Pedro. Der Frauen Sehergeist, Maria, leugnet
Wohl Keiner, wenn die Lieb' ihr Aug' eröffnet;
Ja selbst wenn sie es schweigend niederschlagen,
Dringt der gehemmte Strahl bis in das Herz.
Allein sobald der Staat, und Krieg und Sturm
Der Klagen Inhalt ist, wird jede Frau
Die Weissagung, wie das Gespräch vermeiden.
Marie Pacheko. Wollt Ihr, Don Pedro, mich so wenig kennen,

Royas. Wer zweifelt dran?
Velasko. Es zweifeln wack're Männer,
So — Pedro Casso. Was in diesem Briefe
Er schreibt, mir scheint es klug und wohlgemeint.
Hadrian. Beargwohnt Ihr den Feind des Königs nicht?
Velasko. Der Gegner sieht oft schärfer als der Freund;
Was Euch auch Pedro sei, Ihr müßt ihn achten.

Ich bin (dies schreibt er) nach ernster Ueberlegung fest davon überzeugt, daß weniger darauf ankommt Segovia zu strafen, als zu prüfen: ob man durch Strenge nicht den bösen Sinn vieler Gemeinen aufregt. Fehlt es obenein, wie ich glaube, an hinreichender Kraft, streng zu sein, so setzt man sich durch erfolglose Versuche ohne Zweifel der Verachtung aus und führt zu größerer Tollkühnheit. Kein Ritter, kein ehrbarer Bürger hatte an jenen Ermordungen Theil; wollt Ihr sie von vorn herein für schuldig erklären und das Böseste voraussetzen? Durch den Frevel von funfzig Wollkämmern verliert nicht eine ganze Stadt ihre Unschuld, und wenn Ihr Alle Verräther scheltet, erzeugt Ihr erst Verrath. Anstatt Lobredner Eurer Rechtspflege zu erwerben, verwandelt Ihr die Meisten in Freunde Toledos, welches nach der gewöhnlichen Ansicht auch Strafe verdiente, die zu verhängen Ihr ebenfalls außer Stande seid. Noch ist Segovia ruhig, nicht in den Waffen; sobald Ihr aber Unschuldige in die Verdammniß einschließt, werden Alle an Vertheidigung und kriegerische Abwehr denken und leicht in andern Städten Verbündete finden. Deshalb halte ich es für das Beste, sich jetzt mit strenger Rechtspflege nicht zu übereilen, sondern Manches zu übersehen, ohne jedoch die Schuldigen für unschuldig zu erklären.

Hadrian. Theilt Ihr, Herr Erzbischof, auch diese Ansicht?
Royas. Nein, keineswegs! Wie war der Dinge Hergang?
Auf jenem Reichstag hat zuerst Toledo
Mit Ungebühr dem König widersprochen,
Und da dies straflos blieb, folgt hellen Haufens
Die Schar der kleinern Städte. Könnt Ihr glauben,
Daß in Segovia weniges Gesindel,
Trotz vieler tausend Bürger solche Frevel
Hätt' üben können, wenn es Alle nicht
Gewünscht, gebilligt, mitgeholfen hätten?
So arge Heuchelei erschwert die Schuld:
Denn was zum Scheine sie entschuld'gen möchten,
Gilt, wo sie offen reden, für Verdienst.

Des Pöbels wild Geschrei heißt Gottes Stimme
Und Freiheit nennen sie den neuen Götzen,
Der wie ein Moloch sich von Menschenopfern nährt.
Ihr werdet auch des finstern Wahnsinns Beute,
Wenn Ihr den Schild des Rechts, der Zauber löset,
Nicht rasch entgegenstellt, durch Strafe heilt.

Hadrian. In dieser Absicht zieht schon jetzt Ronquillo
Mit Heeresmacht nach der empörten Stadt.
Ein strenges Beispiel wird die Andern schrecken
Und Eurem Rath gemäß geb' ich dazu Befehl.

Velasko. Ronquillo, den mit Recht Segovia haßt,
Wird nur der Rache, nicht des Rechtes Schwert
Zu führen scheinen, und den kleinern Flammen
Erst Nahrung geben, daß sie, um sich greifend,
Dem ganzen Lande Untergang bereiten.

Hadrian. So nehmet pflichtgemäß denn selbst das Schwert.

Velasko. Das Schwert allein wird nicht zum Ziele führen,
Wenn Ihr den Oelzweig ihm nicht zugesellt.

Royas. Der König kann nur Gnade Dem ertheilen,
Der sich auf Gnad' und Ungnad' ihm ergibt.

Velasko. Die Gnade ist das Recht, verklärt durch Liebe;
Ungnade, ohne Recht und Lieb', ist Wahnsinn. —
Was unser Vaterland in allen Theilen
Jetzo gewaltig aufregt, tief erschüttert,
Scheint es Euch nichts, als nur ein wilder Kampf
Des Doppelwahnsinns, der hier aufwärts wüthet,
Dort grausam niedertritt, daß keine Mitte
Bleibt für Besonnenheit und edles Maß? —
Die neuen Zeiten fordern neue Herrscher;
Wer nicht zu bildtn weiß, zerstört. — Daß ich
Hiezu die Hand nicht biete — ist mein Recht.

Hadrian. Wir werden ohne Euch das Rechte finden!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

Lager vor Segovia. Ronquillo, mit andern Offizieren und Soldaten.

Ronquillo. Nun ja, ich will's nicht leugnen, die Segovianer hassen mich, und ich hasse sie.

Officier. Ihr sollt sie als Alkalde hart behandelt haben, bis sie durch stetes Klagen Eure Entfernung herbeiführten. Was hattet Ihr doch zuletzt angegeben?

Ronquillo. Ich hatte nichts angegeben, wol aber mein Hund. Dem brauchte ich kaum zu winken, so biß er jeden Segovianer und sogar jede Segovianerin in die Beine. Von Rechtswegen; denn wollten sie sich nicht vor mir bücken, so mußten sie sich nun vor meinem Hunde bücken. Jetzt wollen wir ihnen den Respekt vor der Obrigkeit noch etwas nachdrücklicher beibringen.

Offizier. Ich denke aber, der Kardinal hat Euch Milde anempfohlen.

Ronquillo. Die hat ein Ende genommen, seit er weiß daß Medina del Campo uns sündhafter Weise, auf Segovia's Bitte, das königliche Geschütz vorenthielt. Doch seht, das Thor öffnet sich; wollen die Wollkämmer und Tuchscherer sich endlich verdientermaßen scheren lassen.

Dritte Scene.

Dieselben. Pedro Casso. Sorolla. Marie Tordesillas. Rathsherren. Männer. Weiber.

Pedro. Ich komme, Herr, zu Euch, die tiefste Trauer,
Die, gleichwie ich, Segovia empfindet,
Mit Thränen auszusprechen. — Ach!
Mein bester Freund, der mildeste der Menschen,
Der edle Tordesillas ist nicht mehr.
Und die ihn mordeten, wie giftiges Gewürm,
Wie Nachtgevögel sind sie vor dem Schein
Des Tages und des Rechts zu schnell verschwunden.
Nach allen Orten, wo die Flüchtigen
Vielleicht verweilen, hat man hingeschrieben,
Daß Strafe sie erreiche, und der Bürger
Schuldlosigkeit in vollem Licht erscheine.

Ronquillo. Also alle die Vögel sind ausgeflogen? Warum hat man denn den Käfig nicht eher zugemacht; oder sie überhaupt herausgelassen?

Pedro. Noch Ein'ge hält die Stadt in fester Haft,
Und wird sie richten, wie sie es verdienen.

Ronquillo. Liefert sie aus! Das Richten übernehme ich; die Galgen sind bereits für sie errichtet.

Pedro Nach altem Recht gebührt der Stadt der Ausspruch.

Ronquillo. Wie kommt Ihr, Pedro Casso, denn aber dazu, für Segovia das Wort zu führen, der Ihr klüger thätet,

auch in Eurer Vaterstadt Toledo weniger zu sprechen und nach Neapel zu gehen, wohin Euch der König verwiesen hat.

Pedro. Des Königs Auftrag lautet ehrenvoll
Und Niemand darf ihn mir als Strafe deuten,
Noch Lehre geben wie er zu erfüllen.
Jetzt bin ich hier in Vollmacht von Toledo
Und all der Städte, die zu treuem Bunde
Für Recht und Vaterland daselbst sich einten.

Ronquillo. Ich weiß von keinem Städtebunde und will davon nichts wissen; ich bin hier Segovia zu bestrafen.

Pedro. Segovia? Was hat die Stadt verbrochen?
Was nennt Ihr denn Bestrafung einer Stadt?

Ronquillo. Daß sie das Geschütz von Medina herbeischaffe, alle Waffen ausliefere, alle selbstgewählten Obrigkeiten absetze, aus jeder Zunft die Schuldigen zur Todesstrafe hersende, die Kriegskosten zahle, und mich als ihren jetzigen Herrn und Richter anerkenne.

Sorolla. Das ist viel auf einmal gefordert, Herr Ronquillo, nehmt es also nicht übel, wenn ich viel antworte. Das Geschütz holt Euch selbst von Medina: es ward Euch mit Recht verweigert, weil Ihr damit eine spanische Stadt beschießen wolltet. Unsere Waffen werden wir behalten, um sie wider Euch gebrauchen zu können, wenn Ihr uns angreift. Obrigkeiten haben wir erwählt, weil die alten nichts taugten, oder aus Furcht davonliefen. Ob in unseren Zünften Schuldige sind, können wir am besten beurtheilen; die ohne allen Grund veranlaßten Kriegskosten brauchen wir nach keinem Gesetze der Welt zu bezahlen, und am allerwenigsten werden wir Euch jemals als Herrn in unserer Stadt aufnehmen, eingedenk der hündischen Tyrannei, die Ihr gegen uns übtet.

Ronquillo. So redet Ihr, der Urquell aller Frevel?
Zuerst sollt Ihr an jenem Galgen hängen!

Sorolla. Nicht so eilig, Herr Ronquillo! In der Stadt wohnen mehr Leute, und wenn Ihr nicht bald davonzieht, werdet Ihr auch hinter Euch gute Freunde aus Avila und Toledo erblicken.

Ronquillo. So mehrt Verrath die Schuld des alten Frevels,
Anstatt zu bitten, wagt Ihr noch zu drohen?

Marie Tordesillas (hervortretend). Nein, nein, wird rohen nicht! Was ich von Euch
Mit Thränen als Begnadigung erbitte,
Das, Herr, ist wohlverdient.

Ronquillo. Wer ist das Weib?
Marie Tordesillas. Ich bin die Wittwe des Ermordeten,
Des Tordesillas, den Ihr rächen wollt.
Ronquillo. Seid mir willkommen! Rache soll Euch werden
So groß und schrecklich als Ihr sie verlangt.
Marie. Ich halt' Euch bei dem Wort: Ihr gebt mir Rach
Wie Tordesillas sterbend sie gefordert. — —
Von der Kirche hohen Stufen
Führte man mit Spott und Schlägen
Ihn hinab zum großen Platze,
Unbekümmert aller Freunde.
Jetzt erschien sein edler Bruder,
Prior des Karthäuserklosters
Mit dem heil'gen Sacrament;
Flehte, daß man ihn verschone
Oder vor dem bittern Tode
Erst zu beichten doch erlaube.
Ob des Priors strenger Rede
Ward die Rotte immer wilder;
Um das Sacrament zu retten
Mußte er den Bruder lassen.
Drauf mit Stricken festgebunden,
Schleifte man ihn durch die Straßen,
Daß vor Scham selbst Stein' erröthet,
Als sein edles Blut sie netzte. —
Wähnend jetzt er sei verschieden,
Flohen rasch die Missethäter
Und es nahten würd'ge Bürger,
Mild den Todten zu bestatten.
Doch noch einmal sich ermannend,
Sprach er diese letzten Worte:
Meldet unserm jungen König,
Daß ich seinetwegen sterbe;
Gleichwie ich, liebt ihn Segovia,
Gleichwie er, beklagt es mich.
Weil so Klag' und Lieb' sich einen,
Wird man gern die letzte Bitte
Eines Märtyrers erhören:
Seinen Frieden nicht zu stören
Durch der Rache blutig Wüthen.
Ronquillo. Was, wenn nicht heuchlerisch, doch schwach,
Ein Sterbender vor seinem Tode redet,
Kann des Gesetzes sichern Gang nicht beugen.
Was Rach' Ihr nennt, ist nur Gerechtigkeit,

Und was zur Milde mich bestimmen sollte,
War nur ein schreckhaft Zeugniß Eurer Schuld.

Pedro. Doch dürft Ihr mit dem Schwert die Schuld nicht messen,
Zur Untersuchung gebt uns Zeit und Ruh,
Damit nicht Widerstand dem Angriff folge.

Ronquillo. Nur für den Krieg wünscht Zeit Ihr zu gewinnen;
Nehmt ihn sogleich wenn Ihr nicht Frieden wollt.

Sorolla. Warum nicht, Herr? Ueber die Mauern werdet Ihr nicht springen, und zu Eurem eiligen Anfange werden die Städte eine lange Fortsetzung liefern.

Ronquillo. Aber meine Granaten werden über die Mauern springen (gibt hierzu das Zeichen), und Ihr sollt wenigstens das Ende nicht erleben.

Sorolla. Und Ihr nicht den Anfang!

(Ronquillo will Sorolla ergreifen. Dieser widersetzt sich und verwundet ihn. Kampf. Die Stadt geräth in Brand.)

Soldaten. Der Hauptmann ist verwundet, sorgt zuerst für ihn!

Bürger. Eilt in die Stadt und löscht das Feuer!

(Die Soldaten zerstreuen sich und bringen Ronquillo auf die Seite. Die Uebrigen kehren in die Stadt zurück.)

Vierte Scene.

Versammlung der Junta in Toledo. Juan Lorenzo. Abgeordnete der Städte. Kanzler Selvagius. Unter den Sitzenden Padilla. Auf einer Tribune als Zuhörer Männer und Frauen. Darunter bemerklich Marie Pacheko.

Juan Lorenzo. So wären wir, die Abgeordneten der spanischen Städte, also einig über die Hauptpunkte, um welche wir den König bitten wollen: Rückkehr nach Spanien, Ausschließung der Fremden, Beschränkung der Ausgaben, Herabsetzung der neuen Steuern und regelmäßige Berufung der Reichsstände. — Wollt Ihr nun, Herr Kanzler, diese unsere Vorstellung dem Kardinal zur freundlichen Beförderung übergeben, und als Antwort auf seine Anträge betrachten.

Selvagius. Wie darf ich sie als Antwort denn betrachten,
Da sie zu Allem schweigt, was er verlangt.

Und wenn Ihr mich, den Unterthan des Kaisers,
Fremd scheltet, wie kann ich Euer Bote sein? —
Es rügt der Kardinal in seiner Weisheit,
Daß Ihr rechtswidrig Euch aus eig'ner Macht
Und ohne höh're Leitung habt versammelt;
Und Niemand fragend, hörend, Euern Willen,
Der bloße Willkür ist, erhebet zum Gesetz.

Lorenzo. Wir bitten, Herr, um keine Neuerung.
Das früher Anerkannte herzustellen,
Und wo sich neuer Irrthum eingefunden,
Ihn zu beseit'gen auf des Friedens Wege,
Ist unser Wunsch, der Keinem tritt zu nah.
Und Wünsche solcher Art nach städtischem Beschluß,
Dem König vorzulegen, ist nicht Willkür;
Es ist Kastiliens altes, gutes Recht!

Selvagius. Warum in dieser Recht' und Pflichten Uebung
Habt Ihr den Kardinal nicht unterstützt?
Segovia möchtet Ihr vor Strafe wahren,
Medinas Frevelmuth entsteht durch Euch.
Als Vera stimmte: das Geschütz des Königs
Gehöre ihm, so ward er wild ermordet,
Wie Tordesillas in Segovia!
Und hat nicht Boadilla (ein Tuchscherer!)
Nieto, den Alkalden, seinen Herrn
In Stücke gar gehauen und den Leichnam
Hinabgestürzt aus des Rathhauses Fenster!

Lorenzo. Unbillig ist es, Frevel solcher Art,
Die wir verdammen, uns zur Last zu legen. —
Vergesset nicht, daß oft ein einz'ger Fehler
Leichtsinnig Herrschender im niedern Kreis
Wol Tausende von Missethaten zeugt.

Selvagius. Merkt Euch das selbst, die Ihr des Herrschens
Sehr schwere Pflicht leichtsinnig übernehmt!

Ein Abgeordneter. Sagt dies dem Kardinal, jetzt aber schweigt,
Denn würd'gere Männer nahen um zu reden.

(Selvagius geht ab.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Es treten auf Pedro Lasso und Sorolla.

Sorolla. Ich komm' im Namen meiner Vaterstadt —,
  Doch nein! Nicht in Segovias Namen,
  Es ist nicht mehr!
Alle. Nicht mehr? Nicht mehr!
Pedro. Der Mäßigung vergessend ließ Ronquillo
  Die Stadt bestürmen. Während nun die Bürger
  Am Thor und auf der Mauer eifrig kämpften,
  Entzündeten Granaten solch ein Feuer,
  Daß Hülf' unmöglich und in wenig Stunden
  Die Stadt ein todter Aschenhaufen war.
Sorolla. Kein todter Aschenhaufen! Nein, die Flammen
  Sie brennen fort und leuchten uns'rer Bahn
  Gleich Feuersäulen die uns Gott gesandt.
  Schon reiht sich Glück an Unglück: denn Medina
  Hat königliche Mannschaft, die sich nahte,
  Zurückgeschlagen, und von meiner Hand
  Fiel in dem Kampf Ronquillo. Dafür sendet
  Segovia mich her, um zu erweisen,
  Daß nach der Dinge jetz'gem wahren Stand
  Die früheren Beschlüsse nicht mehr passen.
Lorenzo. Gesühnt ist Blut mit Blut, zu weit'rer Fehde
  Kein Grund, bleibt unser Ziel das alte Recht.
Sorolla. Das alte Recht ward Unrecht, soll jetzt sterben,
  Für neues Recht erheben wir den Kampf!
Pedro. Daß sich der Dinge Stand sehr hat verändert,
  Einräumen muß man dies ihr edeln Herrn,
  Nicht minder daß, soll Altes nicht ersterben,
  Man Neues ihm wol zugesellen muß.
  So möge denn Sorolla uns eröffnen,
  Was neu zugleich und heilsam ihm erscheint!
Sorolla. Warum soll ich allein die Reih' eröffnen?
  Weiß Jeder doch am besten was ihn drückt,
  Und spreche muthvoll aus, was er verlangt.
Lorenzo. So sei's, beginnt demnach, Jedweder folgt.
Sorolla. Alle jetzigen Räthe des Königs sollen ihre Stellen verlieren und keine nach Adel und Geburt, jede nur nach Verdienst besetzt werden. Wer ein Amt erkauft, geht dessen verlustig.
Erster Abgeordneter. Keine Raths- und Richterstelle wird

für Lebenszeit, das Amt der Alkalden aber nur auf ein Jahr verliehen.

Zweiter. Man bringt die Steuern auf den Betrag des Jahres 1494 zurück.

Dritter. Jede Stadt regiert sich künftig selbst.

Vierter. Die Abgeordneten der Cortes erhalten Entschädigung und Tagegelder.

Fünfter. Die Ausfuhr von Getreide, Vieh, Häuten und Talg wird verboten.

Sechster. Jeder inländische Tuchmacher kann die Hälfte der ins Ausland verkauften Wolle gegen Erlegung des Kaufpreises für sich verlangen.

Siebenter. Niemand darf künftig mit Gewalt in die Predigten geschleppt, und kein Bann wegen säumiger Zahlungen ausgesprochen werden.

Achter. Kein Prälat darf sich von seinem gesetzlichen Wohnort entfernen.

Neunter. Wer Geld ausführt, wird ohne Förmlichkeit zum Tode verurtheilt.

Lorenzo. Erlaubt, Ihr Herrn, daß ich an Eins erinn're:
Nicht scheint mir's dieser Junta Zweck zu sein
Das Einzelne (das zahllos ist) zu rügen;
Sie soll vielmehr die Form und Regel finden,
Wonach man Jegliches in Zukunft prüft.

Sorolla. Warum wollt Ihr der Zukunft überweisen
Die heut'gen Mängel, Gott weiß wann, zu bessern?
Habt wirklich Ihr die Regel schon gefunden,
Macht ihre Anwendung, in Wahrheit, wenig Müh.

Pedro. Gewiß; sofern allein vom eig'nen Standpunkt
Man glaubt der Wahrheit volles Licht zu schauen;
Wie aber, wenn von zweiter, dritter Stelle
Sich Widerspruch erhebt, darf Einer da entscheiden?

Sorolla. Glaubt Ihr, daß irgend Einer jenen Punkten
Zu widersprechen wagt?

Pedro. Ja, allerdings!
Mir scheinen einige sehr zweifelhafter Art,
Und andere vielleicht schlechthin verdammlich.
Doch wäre Das auch nicht, Ihr habt die Regel,
Wonach Ihr urteln wollt, noch nicht gefunden,
Könnt sie nicht finden! —
Ein jedes Reichsgesetz bedarf des Königs
Und dreier Stände freie Beistimmung:
Was Ihr beschließt, ist nur ein Vorschlag,
Sofern es eingreift in der Andern Recht.

Sorolla. Die Andern haben seit Jahrhunderten
Mit frecher Hand in unser Recht gegriffen;
Jetzt ist die Reih' an uns, es zu vergelten.
Pedro. Wollt Ihr denn selbst begehn, was Ihr verdammt?
Sorolla. Nennt unser nicht die That: sie ist nur Gegenwirkung
Des fremden Stoßes, ist ein Echo nur
Von dem, was aus der andern Stände Munde
Der Bürgerstand verhöhnt anhören mußte!
Pedro. Der Bürger Schutzwehr war seit langer Zeit
Der König, laßt darum an ihn uns wenden,
Daß er das Gleichgewicht herstellen möge.
Sorolla. Mit unsern Feinden hat er sich verbündet,
Was hofft Ihr noch auf ihn? Die Uebermacht
Allein kann uns erretten!
Pedro. Suchet sie
Nicht auf des Schwertes Spitze, wie Ronquillo!
Der Bogen bricht, wenn Ihr ihn überspannt!
Sorolla. Laßt Ihr ihn ungespannt, so trifft kein Pfeil.
Drum ford're ich, daß man sogleich dem König
All die erwähnten Punkte, und die sonst
Noch Einer nöthig findet, überreiche:
Und zwar als Bitte oder Vorschlag nicht,
An dem man deuteln dürfte. Nein, sie sind
Für ihn Gesetz, er muß sie insgesammt
Ohn' Aenderung beschwören. — Jetzt, Ihr Herrn,
Zeigt Euern Muth und stimmt mir bei!

(Abstimmung.)

Lorenzo. Die Mehrheit,
Sie spricht für Euch, sei's nicht zu unserm Unheil!
Sorolla. Wer Unheil fürchtet, kehr' in seine Heimat
Zurück und räume Muthigern den Platz.
Padilla. Da ich nicht Mitglied bin der edeln Junta,
Schwieg ich bisher; doch weil nunmehr Sorolla
Die Muthigsten zur Mitberathung ruft,
Scheint mir's fast Unrecht jetzt nicht aufzutreten.
Sorolla. Beweise Euers Muthes, Don Padilla,
Verlangt wol Keiner; er wird nicht bezweifelt,
Auch seid Ihr wohlgesinnt, ein Freund der Bürger,
Ja, ihre Stütze, wenn Ihr immerdar
Der Junta Weisheit anerkennt, und nie
Versuchet sie auf ihrer Bahn zu hemmen.

(Die Sitzung wird aufgehoben. Alle ab.)

Sechste Scene.

Zimmer in Padilla's Wohnung.

Marie Pacheko (eintretend).

Bei Gott, ich weiß mich kaum zu fassen! —
Ist's Wahrheit, was ich sah und hörte!
Jetzt, wo der neuen Freiheit Morgenröthe
Zu hellem Tage sich verklären soll,
Da steigen drohend Nebel, Wolken auf,
Als gingen wir der finstern Nacht entgegen!
Bei allem Edelmuth zeigt sich Lorenzo
Nur schwach und fast in Wehmuth aufgelöset;
Noch schlimmer, daß Don Pedro allzufrüh,
Des Bürgerstandes Uebermacht befürchtend,
Dem Adel und dem König Worte leiht.
Am schlimmsten endlich, ja mir unerträglich,
Daß dieser Mensch, Sorolla, dessen Hände
Getaucht sind in das Blut des Tordesillas,
Und des Ronquillo, über alle Andern
Sich frech erhebt, und diese feige Junta
Es duldet daß Padilla, mein Gemahl,
Von ihm, gleichwie ein Lehrling, wird gemeistert!
So weiß denn Keiner, Keiner nicht zu herrschen.
O Ximenes, du kühner, großer Mann,
Wo ist der Mittelpunkt, der das Zerstreute einigt,
Das Zeichen, dem sich Alle gläubig beugen,
Die Fahne, der ein Jeder willig folgt?
Erleuchte mich! — Ha, wie ein Blitz von Oben
Ergreift mich der Gedank', ich sehe Rettung.

Siebente Scene.

Marie und Padilla (eintretend).

Padilla. Ich fürchtete hier traurig Dich zu finden,
Und seh Dein Auge glänzen, edles Weib,
Als wäre Deines Herzens schönster Wunsch
Erfüllet durch ein unerwartet Glück.
Marie. Er ist's, sofern Dein Arm sich dazu beut.

Padilla. Verlangst Du Krieg?
Marie. Nein, Muth nur und Entschluß!
Noch weniger als Karlos, unser König,
Kann diese Junta Spanien erneuern.
Welch ein Gemisch von Männern! Feige, tollkühn,
Verständig, thöricht, Alles durcheinander;
Gut zum Gehorchen, doch zu wahrem Herrschen,
Schlechthin unfähig; — darum leite sie!
Padilla. Ich? Woher käme mir wol solche Macht,
Da man mich anzuhören fast verweigert?
Marie. Mißkennen sie, was Dir gebührt, so wird
Ein höher Anrecht Dir zur Stütze dienen.
Johanna, heißt es, unsers Königs Mutter,
Sei des Verstands beraubt. Ist es erwiesen?
Und wenn der Liebe Uebermacht auch wirklich,
Sie wünschen, träumen, glauben läßt,
Noch immer lebe ihr verstorbener Gatte;
So kann sie doch in jeder andern Richtung
Des Geistes mächtig sein; sie kann genesen.
Dann ist sie Königin nach span'schem Rechte.
Drum wollen wir, mit unsern treuen Freunden,
Bevor der Kardinal hinweg sie führt,
Schnell zu ihr eilen.
Padilla. Doch was soll alsdann
Geschehn?
Marie. Ist sie nur erst in uns'rer Macht,
So wird das Weitere von selbst sich finden.

Achte Scene.

Zimmer der Königin Johanna. Im Hintergrunde das Grabmal ihres Gemahls, mit Blumenkränzen behangen. Johanna selbst in Trauer, doch fantastisch geschmückt.

Johanna (allein). Jetzo, mein geliebter Gatte,
Sind verschwunden alle Späher;
Jetzo darfst Du Dich erheben
Aus dem Sarg, in dem der Frevler
Zauberkünste Dich gebannt. —
Oder wähnst Du, daß Fernando's,
Meines Vaters Herrschbegierde
Dir Gefahren neu bereitet?

Der ist todt, ist lang gestorben,
Darum steh' itzt auf und wandle! —
Oder zürnst Du mir noch immer,
Weil ich einst zu eifersüchtig
Deiner schönen Jugendfreundin
Wundervolle, blonde Locken
Ihr vom Haupte ließ wegschneiden?
Warum birgst Du Deine Schönheit,
Deren Ruf die Welt erfüllte?
Zeige mir Dein strahlend Antlitz,
Laß des Mundes Zauber tönen,
Laß die rothen Lippen küssen,
Brich durch Deines Armes Kraft
Diesen Sarg, in den der Frevler
Zauberkünste Dich gebannt!
Jetzo sprichst Du, ich vernehm' es. (Am Sarge horchend.)
Was befiehlst Du, Herr? Ich folge,
Was Du wünschest, es geschieht.
Soll ich Freund' um mich versammeln,
Wider Feinde Krieg erheben?
Die Paläste niederbrennen,
Wo sie jene Zauberformel
Ueber Dich zuerst gesprochen?
Weil Du lebst, bist Du der König;
Oder willst Du selbst nicht herrschen,
Gib mir Vollmacht daß, statt Deiner,
Ich das Scepter kühn ergreife,
Meiner Mutter Beispiel folge,
Isabellens, der Verehrten! — — —
Karlos, sagst Du, soll ich krönen?
Unsern heißgeliebten Sohn.
Weißt Du nicht, er ist gefangen
Fortgeführt in ferne Lande.
Und ich selbst bin auch gefangen,
Weil ich jene Zauberkünste,
Die sie, Herr, an Dir verübet,
Strafen will mit blut'ger Rache!

(Sich über den Sarg lehnend.)

Neunte Scene.

Es sind eingetreten Lorenzo. Padilla, seine Gemahlin, ihr Gefolge und die Aufseher der Königin Johanna.

Marie. Daß sie zum Todten spricht, als sei er lebend,
Ist Euch Beweis des Wahnsinns, mir der Liebe!
Genommen habt Ihr Alles dieser Armen,
So daß verdoppelt Ihres Geistes Streben
Auf einen einz'gen Punkt sich wenden mußte.
Begeistert ruft das Todte sie ins Leben,
Erschafft durch eig'ne Kraft sich eine Welt
Und herrschet frei in ihr als Königin.
Glaubt mir, das was Ihr Einbildungen nennt,
Ist wesenhafter als die bloßen Schatten
Der Wirklichkeit, um die Ihr täglich buhlet!
Gebt Ihr nur Freiheit, Macht, Beschäftigung,
Rasch wird sie Eure Weisheit überflügeln.
Johanna (Alle gewahr werdend). Warum dringt Ihr in die Kreise
Meines Heiligthumes ein?
Sagt wer seid Ihr und was wollt Ihr?
Lorenzo. Wir kommen, Königin, um Dir die Noth
Hispaniens zu klagen, Dich zu bitten,
Daß Du mit Rath uns, mit Befehl versehest,
Wie man den Uebeln mag entgegentreten.
Johanna. Daß Hispanien ich schütze,
Ist mein Recht und meine Pflicht.
Doch warum kamt Ihr nicht früher
Meine Hülfe anzusprechen,
Meine Fesseln zu zerreißen?
Lorenzo. Es hieß, o Königin, das Angedenken
An Deinen Gatten habe Dich für immer
Der Welt entfremdet.
Johanna. Ja, der Weltlust gab ich Abschied,
Seit man ihn hieher gebannt.
Doch, weil's mein Gemahl befohlen,
Will ich jetzo wieder herrschen
Für ihn und für meinen Sohn.
Wo weilt Dieser? Bringt ihn her,
Daß ich seiner mich erfreue,
Meinen Willen ihm eröffne,
Seiner Jugend Weisung gebe
Und die That ihm überlasse.

Padilla. Säh' Karlos Euch, es würd' ihn bitter kränken,
Daß man von seiner Mutter ihn getrennt.
Wehmüthig würd' er ihr zu Füßen sinken,
Und jedem Anrecht auf die Kron' entsagen,
Bis Ihr sie selbst ihm auf das Haupt gesetzt.
Johanna. Seh ich Dich denn endlich wieder!
Darf ich wieder Sohn Dich nennen?
Hat des Kindes treue Liebe
Aufgesprengt den Eisenharnisch
Den man um Dein Haupt gelegt.
Eil' in Deiner Mutter Arme,
Nimm von ihr den echten Segen;
Trage Du für sie die Krone,
Während sie des Vaters wartet.
(Marie Pacheko erblickend.)
Bist Du auch da, Isabelle,
Nichte, vielgeliebtes Kind!
Du, Emanuel's des Großen
Tochter, und für meinen Sohn
Längst zur Gattin auserkoren.
Reichet Euch demnach die Hände
Und empfanget meinen Segen.
Lorenzo. Gerührt, o Königin, erkennen wir
In Deinen Worten, mit wie großer Liebe
Du an die Glieder Deines Hauses denkst.
Wir werden ihnen, werden Deinem Sohne
Verkündigen, was wir gesehn, gehört.
Johanna. Geht, verkündiget den Spaniern
Daß ich, ihre Königin,
Diesem Mann und seinem Weibe
Meine Rechte übertrage.
Ihnen sollt Ihr stets gehorchen,
Und wenn ja ein Zweifel bliebe,
Werden sie ihn mir berichten,
Mir, der Königin Johanna.
Was ich dann, nach der Berathung
Mit dem Gatten werd' entscheiden,
Soll in letzter Stelle gelten.
Jetzo übet Eure Pflichten:
Bis daß wir uns wiedersehen,
Bleib' ich Euch mit Huld gewogen.
(Alle ab.)

Zehnte Scene.

Zimmer im Hause Padilla's.

Marie Tordesillas (allein).

Ging sie zur Königin mit Don Padilla,
Muß ich wol lang auf ihre Rückkunft warten. —
Bin ich doch nie allein! Was And're meiden,
Der Schmerz, er ist mein treuster, liebster Freund!
Und wenn ich recht ins Angesicht ihm blicke,
Ist er des Tordesillas Ebenbild;
Er ist es selbst; ihn kann mir Niemand rauben!
Wenn mit so Wenigem, mit bloßem Schmerz
Ein ganzes Leben sich erfüllen läßt,
Was trachtet man den Freuden mühsam nach,
Die sich zuletzt in Schmerz verwandeln müssen.
So will's der Menschen Schicksal! — Und Marie?
Strebt sie nach Freud' und Lust? — Nicht was die Welt
So nennt, reizt ihre Seele; Schmerz dagegen,
Der Früchte trägt, sie würd' ihn Freude nennen!

Marie Pacheko (eintretend). Marie! Armes Weib, betrübte Wittwe!
Wo findest Du wol Trost in Deinen Leiden!

Marie Tordesillas. Ich find' ihn in mir selbst.

Marie Pacheko. Auch hab' ich Dich bewundert,
Daß für Segovia Du um Mitleid flehtest.

Marie Tordesillas. Des Tordesillas Wünsche zu erfüllen,
Ward mir so leicht. Von Haß und Rache fern
Litt er den Opfertod. Ein Warnungszeichen
Könnt' er Euch Allen sein, die Ihr jetzt herrscht.

Marie Pacheko. Wie meinst Du das?

Marie Tordesillas. Ich meine: guter Wille
Und Unschuld sichern nicht in so bewegter Zeit.

Marie Pacheko. Doch wo Bewegung fehlt, da herrscht der Tod.

Marie Tordesillas. Der herrschet auch, wo Sturm zu Boden wirft.

Marie Pacheko. Im Sturme zeigt der echte Steuermann
Was er vermag; bei voller Meeresstille
Ist seine wie der Andern Kraft gelähmt.

Marie Tordesillas. Doch wenn die Mannschaft thöricht sich empört,
Betrachtet sie den Steuermann als Feind.

Marie Pacheko. Bis Noth sie zwingt, ihn doppelt zu verehren.
Marie Tordesillas. Die Reue zeigt sich oft erst nach dem Schiffbruch!
Marie Pacheko. Laß uns, o Freundin, nicht mit Worten spielen,
In dieser thatenreichen Zeit. Die Ungebür
Die ich, wie Du, erkenne und beklage,
Sie nimmt durch höh're Leitung jetzt ein Ende.
Die Königin Johanna hat beschlossen,
Sich des unglücklichen, verwaisten Reiches
Mit Nachdruck anzunehmen.
Marie Tordesillas. Ist ihr Wahnsinn
Denn so geheilt, daß sie zum Herrschen fähig?
Marie Pacheko. Daß sie des Gatten immerdar gedenkt,
Wirst Du am wenigsten als Wahnsinn rügen.
Auch daß, nach langer Abgeschiedenheit,
Sie in Padilla ihren Sohn, in mir
Die Nicht' uud Tochter zu erblicken wähnte,
Erscheint nicht wundersam. — Uns Beiden
Hat drauf mit völliger Besonnenheit,
Ja, mit der Hoheit einer Königin,
Sie ihres Reichs Erneuung aufgetragen.
Marie Tordesillas. O Unglückswort der maurischen Sibylle!
Das Herrschaft Dir, doch Leiden auch weissagte.
Marie Pacheko. So muß ich Dir noch einmal wiederholen:
Nicht jenes Wort des grillenhaften Weibes,
Nicht finstrer Schicksalsmächte Vorbeschluß
Hat mich auf meine Stelle hingeführt.
Besonnenheit im Haupt, Begeisterung
Im Herzen, dies, o Freundin, sind die Fäden,
Aus denen ich mir meines Lebens Schicksal
Mit eig'ner Macht gewebt. — So wenig Glück
Zum Uebermuth mich reizt, soll jemals Unglück
Mich zur Verzagtheit niederbeugen.
Marie Tordesillas. Erscheint als reines Glück Euch Eure Stellung?
Wird Neid und Mißdeutung sie nicht verkümmern?
Marie Pacheko. Des Vaterlands gedenk' ich, meiner nicht.
Marie Tordesillas. Geht Ihr zu Grunde, leidet jenes auch.
Marie Pacheko. Jetzt stärkt der Königin Johanna Vollmacht
So unsre Kraft der Junta gegenüber,

Daß wir ihr vielgestaltig wildes Treiben
Zurück zu Maß und Ordnung lenken können.
Was man mit Würde und Bescheidenheit
Dann Karlos vorlegt in der Mutter Namen,
Vollzieht er gern; denn ihm wird offenbar,
Daß durch des Bürgerstandes weise Schlüsse
Die höhern Stände, seine wahren Feinde,
Gebändigt sind und aus dem neuen Leben
Hispaniens ihm neue Lorbern wachsen.
Weiß er die Zeit und seine hohe Stellung
Zu würd'gen wie er soll, so muß er denen
Die Bahn ihm brachen, Lob und Ehre zollen.
Drum halte fest an Hoffnung und Vertrauen,
Bis wir der Dinge glücklich Ende schauen!

Elfte Scene.

Versammlungssaal der Junta in Toledo.

Sorolla (allein eintretend).

Wie? Noch Niemand hier? Wahrscheinlich machen Alle dem neuen Statthalter ihre Aufwartung und brauchen meinen Rath nicht mehr. Ein feiner Plan, Donna Maria: Ihr wollt durch die Königin unsere Macht beschränken, durch Pedro Lasso den Adel gewinnen, nächstdem Alles dem Könige in günstigem Lichte darstellen, den Frieden herbeiführen, den Lohn davontragen, uns aber als Rebellen preisgeben. Noch aber ist nicht aller Tage Abend; ich werde meine Minen zu legen wissen und euch durch den Paolo, den vom Kaiser zurückgekehrten Dominikaner, in die Luft sprengen. Ich eile, ihm die nöthigen Winke zu geben. (Ab.)

(Es treten auf Don Pedro Lasso und der Connetabel Velasko.)

Pedro. Herr! Ich bin überrascht, daß Ihr im Namen
Des Kardinals als Friedensbot' erscheint,
Denn Kunde war vorlängst uns zugekommen,
Ihr hättet Euch von ihm im Zorn getrennt.

Velasko. Wahr ist die Kunde: was jedoch seitdem
Geschah, erregt' in mir gar manchen Zweifel,
Bis (laßt es mich gestehn) mein edles Weib,
Maria de Tomar den Ausschlag gab.

Wenn (so erzählt die Welt) Padilla's Gattin
Ihn muthig für die Freiheit wirken heißt,
Treibt meine mich, dem König treu zu bleiben.
Sie schreibt:

(Er liest ihren Brief.)

Wo der König Alles daransetzt und Alles verlieren könnte, ist es unbedeutend, ob Ihr das Eure verliert. Je größer das Uebel, desto nothwendiger die Abhülfe. Verlaßt Euch auf Gott und dient dem Könige treu, der Euch Habe, Gut und Macht anvertraut.

Pedro. Das Recht der Könige, des Volkes Freiheit
Ist eins, ist untrennbar. Laßt Hand in Hand
Uns dafür wirken, daß nicht Bosheit, Dummheit
Und Eigennutz des Friedens Abschluß hindre.
Doch seht, die Junta naht, gehn wir zur Seite.

(Es treten ein Padilla, seine Gemahlin, Lorenzo, Sorolla, Paolo, Mitglieder der Junta.)

Padilla. Ehrwürdige Herrn! Ihr wißt, die Königin
Hat mich ernannt zu ihrem Stellvertreter.
Sie dankt durch meinen Mund für Euer Bemühn
Im Reiche Recht und Frieden zu begründen;
Will, daß auch fernerhin mit Maß und Würde
Lorenzo, wie bisher, den Vorsitz führe
Und vom Erfolg, durch mich, ihr Kunde gebe.
Pedro. Des Reiches Connetabel, Don Velasko,
Von Hadrian dem Kardinal gesandt,
Erbittet sich Gehör!
Sorolla. Den Kardinal
Und alle seine Räthe hat die Junta
Längst abgesetzt.
Pedro. Eh man vollzieht ein Urtheil,
Soll man die Angeklagten mindstens hören.
Sorolla. Ist Hadrian des Königs Stellvertreter,
Was bleibt alsdann Padilla, den wir hier
In doppelter Person verehren sollen?
Marie P. Mit mehrerm Recht als wenn Ihr es verlangt,
Für Tordesillas und Ronquillo's Tod.
Velasko. Der Kardinal, im Namen unseres Kaisers —
Sorolla. Nur Könige kennt Spanien, Kaiser nicht.
Velasko. Der Kardinal im Namen unsers Königs,
Des römisch-deutschen Kaisers Karl,
Bewilligt jede Forderung der Junta,
Die sie beschloß vor des Sorolla Auftritt.

Sorolla. Warum bezeichnet Ihr mit Namen mich,
Nur Eine Stimme hab' ich gleich den Andern.
Zum Dank jedoch für die besond're Ehre
Nehmt hier zurück zwei aufgefangene Briefe.
Im ersten schreibt Velasko, Ihr, dem Kaiser:

Ich wundere mich, daß Euer Majestät so wenig Sorgfalt auf diese Reiche und ihre Beruhigung verwenden, und mich weder mit Gelde, noch mit Mannschaft oder Geschütz, ja nicht einmal mit Briefen, mit Tinte und Papier unterstützen.

Im zweiten Briefe schreibt der Kardinal:

Das beste Mittel zur Herstellung der Ruhe ist die Bewilligung aller gerechten Forderungen der Gemeinen; der Adel hingegen ist mehr auf seinen Vortheil bedacht, als man glaubt.

Velasko. Die Briefe, die der Zufall Euch gegeben,
Erweisen uns're Unparteilichkeit,
Sodaß Ihr jetzt mit doppeltem Vertrauen
Annehmen könnt des Kaisers milden Vorschlag.

Sorolla. Auf Täuschung nur seid Ihr und er bedacht,
Das kann jetzt Paolo, der Pred'germönch,
Den Ihr, verehrte Herrn, zum Kaiser sandtet,
Wahrhaft berichten.

Lorenzo. Redet, Paolo!

Paolo. Als ich nach Deutschland kam, hörte ich zu meiner innigsten Betrübniß, daß der Kaiser mit seinen Räthen das Aeußerste gegen uns und seine getreuen Unterthanen beschlossen hatte. Was deshalb die Bevollmächtigten Karl's auch sagen, was sie schreiben mögen, Allen steht die härteste Strafe bevor. Nur im Kriege ist Hülfe, und erst nach Ausrottung der Adligen, dieser unnützen Herrn des Landes, werden die Gemeinen und der König die rechte Stellung gewinnen.

Pedro. Wie könnt Ihr Euers Stands und Amts vergessen,
Nicht Frieden predigen, sondern Kriegserhebung.
Den Kaiser habt Ihr nie, nie seine Räthe
Gesehn, gesprochen. Was Ihr sagt ist Lüge,
Ihr habt mir's selbst vertraut.

Paolo. Als ich es that,
Dacht' ich Ihr wärt der Unsern Einer!

Sorolla (bei Seite zu Paolo). Geht,
Und bringt das Volk in Eifer, daß, wenn's gilt,
Es mir zu Hülfe komme und entscheide.

(Paolo ab.)

Ich dank' Euch, Pedro, für des Ungetreuen
Entlarvung. Wollt Ihr jetzt mit gleichem Scharfsinn,
Erklären, wie wir Karl's, des Königs Antrag
Mit Dem vereinen, was die Königin
Uns durch so würd'gen Mund verkünden läßt.

(Auf Padilla und Marie zeigend.)

Padilla. Nicht strenger als der Sohn zeigt sich die Mutter.

Sorolla. Doch Beide bieten wenig im Vergleich
Mit dem, was wir nach später'm Schluß gefordert.

Velasko. Nicht alle Städte theilen Eure Ansicht;
Hört an, was Burgos schreibt:

Uebel waren vorhanden und ihre Abstellung dringend nöthig. Deshalb versammelten sich Abgeordnete zum Berathen und Vorstellen, nicht aber um die unfähige Königin scheinbar an die Spitze der Regierung zu stellen, alle königlichen Einnahmen, alle königliche Gewalt an sich zu reißen, alle Beamten wegzujagen und so zu verfahren, als wenn Recht, Rechtspflege, Obrigkeit (welche Gott für das Heil Aller gegeben und eingesetzt hat) ganz und gar nicht vorhanden wären. Bevollmächtigte sollen sich nicht in Herren, Vorstellungen zur Abhülfe nicht in anmaßliche Befehle verwandeln und die treuen Völker Spaniens überall in den Ruf der Empörung gebracht und, statt Hülfe und Besserung, blos Vorwürfe und Strafe herbeigeführt werden.

(Er überreicht den Brief an Lorenzo.)

Sorolla. Wollt Ihr den Vorsitz unparteilich führen,
So tragt, Lorenzo, auch der Junta vor,
Was, anderes Sinns Valladolid Ihr schreibt:

Lorenzo (liefet). Immerdar sind die Bürger den Königen treu gewesen, und auch jetzt wissen wir daß unser Thun zum Wohle des Königs und des Landes gereicht, nicht aber Das, was der Adel erwählt und vollbringt. Die Geschichte Spaniens zeigt nur zu viele Beispiele, wo die Könige von den Großen beschränkt, verfolgt, eingesperrt, abgesetzt wurden, während die Gemeinen sie schützten, befreiten und herstellten. Immer war der Gehorsam bei den Bürgern, der Ungehorsam unter den Adligen. Wo der Adel dem Könige diente, geschah es aus Eigennutz, und auch jetzt wird der Ueberrest seines Reiches zur Bezahlung der angeblich großmüthigen Hülfe kaum hinreichen. Wir wünschen, daß der König reich und mächtig sei, und weder Hohe noch Niedere sich ihm widersetzen dürfen; und daß der Adel seine übertriebenen Ansprüche fallen lasse, ist der Zweck unseres gerechten Bestrebens.

Velasko. Laßt uns mit Klagen nicht die Zeit verbringen,
Die nur erweisen was uns längst bekannt:
Daß beide Theile mannichfach gefehlt.
Wenn Ihr Padilla für die Königin,
Des Königs (ihres Sohnes) Antrag billigt,
Hat Spanien mehr gewonnen als vor kurzem
Zu hoffen es gewagt.
Sorolla. Der Junta Beitritt
Entscheidet hier, und nicht Padilla's Wort.
Velasko. Wenn Ihr ihn weigert, habt Ihr Bürgerkrieg!
Sorolla. Sowie das Gold durch Feuer wird gereinigt,
So wird das Land durch Krieg gereinigt werden
Von allem Uebel, wie von neuem Mißbrauch.
Velasko. Bedenkt Ihr Herrn: zwei Fälle sind nur möglich,
Und jeder, jeder führt uns ins Verderben.
Denn siegt die Junta, wird sie selbst zur Beute
Dem Ungeheuer wilder Anarchie;
Und siegen Eure Gegner, wird die Freiheit
Der alten Herrschsucht schonungslos geopfert.
Sorolla. So räumt Ihr selbst jetzt ein, was Bruder Paul
Uns von des Hofes Absicht hat berichtet.
Velasko. Ich räume ein, daß, wenn in wildem Eifer
Ihr das verwerft was Karl großmüthig bietet,
Er Krieg beginnen muß und als Rebellen
Euch zu behandeln sich entschließen wird.
Sorolla. Ist die Gefahr, Ihr Herrn, so nah und groß
Laßt uns ein Oberhaupt für Krieg und Frieden
Sogleich erwählen.
Lorenzo. Solch ein Oberhaupt
Ist schon Padilla nach der Kön'gin Willen.
Sorolla. Nicht also, edler Herr, Padilla darf
Sich von der Königin niemals entfernen;
Ich stimme für Don Pedro, ob ich gleich
Ihn nicht zu meinen Freunden zählen darf.
Padilla. Weil ich zu meinen Freunden Pedro zähle,
Denn er ist weise, tapfer und gemäßigt,
Geb' ich die Stimme ihm für Krieg und Frieden.
Velasko. Sagt für den Frieden, als sei Krieg unmöglich,
Sowie er heillos ist.
Lorenzo. Dem stimm' ich bei.
Andere. Auch ich! — Auch ich! — Auch ich!
Sorolla. (Der Jemand einen Wink gegeben, etwas draußen zu bestellen.)
Nun ist es Zeit, daß ich mir Beistand hole.
(Es treten ein Offiziere, Soldaten und Volk.)



Erster Offizier. Geschwiegen haben wir, verehrte Herrn,
So lange als von Steuern Ihr und Handel,
Und Ackerbau und derlei Dingen sprachet.
Jetzt redet Ihr von Krieg und Anführung,
Hier dürfen, wollen, sollen wir mitreden.
Der Gegner Rüstung wächst mit jedem Tage,
Wer Waffen trägt, heißt ihnen ein Rebell,
Und sei kurzweg durch Henkersschwert zu richten.
Dem vorzubeugen, wollen wir den Krieg!
Sorolla. Daß über Krieg allein das Heer entscheide,
Scheint so natürlich mir, als daß es schwieg,
So lange nicht von Krieg die Rede war.
Offiziere und Soldaten. Ihr redet klug, Sorolla, habt
ganz Recht.
Sorolla. Da über diesen Punkt wir einig sind,
Wird Euch der Vorschlag auch willkommen sein,
Daß Pedro Casso Feldherr wird.
Offizier. Nicht also!
Den Feldherrn haben wir uns selbst gewählt:
Padilla ist's! Nächst ihm Don Juan Bravo!
Sorolla. Bedenken solltet Ihr jedoch —
Offizier. Nichts ist
Hier zu bedenken. Will die Junta Euch,
Den Volkstribun zu spielen, hier verstatten,
Uns kümmert's nicht; doch nehmt Euch wohl in Acht,
Daß Ihr, ein bloßer Bürger von Segovia,
Als Kriegstribun Euch nicht im Heere zeiget.
(Geht mit den Soldaten ab.)
Velasko. So ist denn schneller, als ich selbst es glaubte,
Der Junta Herrschaft an das Heer gekommen!
Und Ihr, Sorolla, der in dieser Stunde
Dem Könige noch trotztet, seht Euch jetzt
Verachtet und verspottet von der Menge,
Die Ihr zu Eurem Beistand herberieft.
Padilla. Ich hoffe, Don Velasko, daß im Wege
Der Güte wir das Ziel erreichen werden.
Zum Angriff nicht, nur zur Vertheidigung,
Wird unseres Heeres Rüstung fortgesetzt.
Marie P. Obgleich, verehrte Herrn, mich Eu'r Vertrauen,
Nicht minder als der Königin Befehl
Hierher geführt, so wollt' ich doch der Männer
Berathung nicht durch Weiberrede stören.
Doch jetzt erlaubt zum Schluß ein mildes Wort. —
Ihr, Don Velasko, habt uns zugestanden,

Daß durch des Königs Räthe, durch den Adel
Hispaniens Recht und Freiheit ward verletzet,
Und Vorstellung wie Bitte blieb vergebens.
Dagegen wollen wir Euch zugestehn,
Daß in der Abwehr man zu weit gegangen.
Denn während wir die Tyrannei von Oben
Durch kräft'gen Widerspruch zu brechen suchten,
Wuchs unbemerkt ein neuer Feind empor:
Des Pöbels und des Heeres wilde Herrschaft.
Sie zu bekämpfen, das ist unsre Pflicht,
Und nicht geringer ist, Velasko, Eure.
Denn besser noch als uns, ist Euch bekannt,
Daß der Hofschranzen feile, gier'ge Brut
Des Volkes Glück und Wohlstand stets beneidet.
Nie sah'n sie ein, daß über Freie herrschen
Viel größer ist als Sklaven züchtigen.
Des Königs Ehre setzen diese Thoren
Nur in die Willkür und sie schelten laut
Der Völker Rechte Anmaßung und Mißbrauch.
Gleich thöricht wollen Geistlichkeit und Adel
Der Zeiten Fortschritt eigensinnig hemmen:
Sie geben um des letzten Tages Vortheil
Die ganze Zukunft kindisch handelnd preis! —
Der Junta früh're Schlüsse, die der König,
Gleichwie die Königin jetzt anerkennen,
Sie sind ein Glück, ein Sieg für alle Theile.
Was noch im Einzelnen zu bessern bleibt,
Dazu wird es an Zeit und Rath nicht fehlen!

Lorenzo. Wir bill'gen, edle Frau, ganz Eure Rede!

Velasko. So sind wir einig!

Marie. Ja! Und dieser Tag,
Der trüb begann, er glänzt im hellsten Lichte!
Denn wahrlich, auf der ganzen weiten Erde
Ist edeler und schöner Nichts zu schauen,
Als wenn zugleich ein Volk sich groß erweiset
In Kraft und Mäßigung. Und wenn ein König
Mit Weisheit seines Volkes Wünsche prüft,
Das Billige gewährt und Aller Liebe
Gewinnt, weil er für Alle Liebe fühlt!

Dritter Act.

Erste Scene.

Der Connetabel Velasko. Der Erzbischof Antonio de Royas. Der Kanzler Selvagius.

Velasko. Urtheilen kann nur, wer den Hergang kennt.
Royas. Wir kennen ihn, doch wenn's Euch so beliebt,
Erzählt noch einmal uns das Allbekannte.
Velasko. Wer brach den Waffenstillstand? Diese Frage,
Zu allererst muß sie erörtert werden.
Royas. Fragt doch vielmehr: Wer schloß den Waffenstillstand?
Velasko. Ich that's!
Selvagius. Und wer gab dazu Euch den Auftrag?
Velasko. Der Kaiser! Weil als letztes Ziel er Frieden,
Nicht Krieg gewollt.
Royas. Doch sollte dieser Friede
Ein ehrenvoller sein.
Velasko. Er wär's geworden,
Wenn man die Waffenruh gestört nicht hätte.
Selvagius. Gestört hat sie der Junta Forderung,
Daß man ihr Geißeln stelle.
Velasko. Diese Fordrung
Entstand durch Eure Schuld. In falschem Eifer,
Zur ungeleg'nen Zeit und übereilt,
Habt Ihr das kund gemacht, was man aus Klugheit
In diesem Augenblick verhehlen mußte.
Selvagius. Des Kaisers, unsers Herrn Befehl, er lautet:
Alle Ungehorsamen sollen, bei der Kundbarkeit ihrer Thaten, ohne weitere Form und Untersuchung, für Rebellen und Hochverräther erklärt, hingerichtet und ihre Güter eingezogen werden.
Velasko. So lautet er, jedoch nur für den Fall,
Daß alle Mittel friedlicher Versöhnung
Ganz fehlgeschlagen seien. Jene Drohung,
Sie hat mit Sturmsgewalt des Friedens Palme
Entwurzelt und den Bürgerkrieg entzündet.
Selvagius. Was jeden treuen Unterthan des Kaisers

Erfreut, scheint Euch zu schmerzen, Don Velasko.
Es ist das Heer der Junta ganz geschlagen,
Gefangen Juan Bravo und Padilla,
Und unser Auftrag: nach des Kaisers Vorschrift,
Die Frevler mit dem Tode zu bestrafen.
Velasko. Wärt Ihr ein Spanier, so würdet Ihr
Begreifen, daß ich tiefen Schmerz empfinde,
Wenn ich die Heldensöhne meines Landes
Durch Brudermord dahingestreckt erblicke. —
Des Volkes Freiheitsbaum, des Königs Krone,
Sind sie einmal in Menschenblut getaucht,
So gibt's kein Mittel diese dunkeln Flecken
Je auszutilgen. Durch der Hölle Zauber
Ist jedes Aug gezwungen hinzublicken;
Und wo sonst Weisheit, Mäßigung, Geduld,
Wo Liebe und Vertraun beisammen weilten,
Da schreiten jetzt in finsterem Gewande,
In wilder Mischung, Schrecken, Dummheit, Wahnsinn
Und all die Rachegeister, die den Menschen,
Indem sie ihn entwürd'gen, — grausam strafen!
Royas. Dies Alles zu beruh'gen, hat die Kirche
Der Mittel viele, die Ihr, Don Velasko,
Vielleicht nicht kennt, vielleicht nicht kennen wollt.
Selvagius. Der Kirche Trost und Hülfe möget Ihr,
Herr Erzbischof, den Schuldigen gewähren,
Sobald ergangen ist des Rechtes Spruch.
Er lautet auf den Tod, und heute noch
Muß er vollzogen werden.
Velasko. Und warum?
Selvagius. Damit der Schrecken Widerstand vernichte.
Velasko. Er ist vernichtet, wenn Ihr Milde übt.
Selvagius. Geübt an Schuldigen, wird sie zum Unrecht.
Velasko. Ihr selbst thut Unrecht und verkennt die Grenze,
Die das Gesetz dem Richter hat gezogen.
Des Königs schönstes Recht, Begnadigung,
Dürft durch des Spruchs Vollzug Ihr nicht verkümmern.
Royas. Seitdem der Kardinal zum Papste ward
Und wir an seine Stelle sind getreten,
Ist auch dies Recht in unsre Hand gelegt.
Velasko. Ja, wenn bei dem Verzug Gefahr sich zeigt.
Selvagius. Ob sie sich zeigt, auch das entscheiden wir.
Velasko. Nur für die Zeit, wo er in Deutschland weilet,
Gab uns der König übergroße Macht;

Dritter Act.

Erste Scene.

Der Connetabel Velasko. Der Erzbischof Antonio de Royas. Der Kanzler Selvagius.

Velasko. Urtheilen kann nur, wer den Hergang kennt.
Royas. Wir kennen ihn, doch wenn's Euch so beliebt,
Erzählt noch einmal uns das Allbekannte.
Velasko. Wer brach den Waffenstillstand? Diese Frage,
Zu allererst muß sie erörtert werden.
Royas. Fragt doch vielmehr: Wer schloß den Waffenstill-
stand?
Velasko. Ich that's!
Selvagius. Und wer gab dazu Euch den Auftrag?
Velasko. Der Kaiser! Weil als letztes Ziel er Frieden,
Nicht Krieg gewollt.
Royas. Doch sollte dieser Friede
Ein ehrenvoller sein.
Velasko. Er wär's geworden,
Wenn man die Waffenruh gestört nicht hätte.
Selvagius. Gestört hat sie der Junta Forderung,
Daß man ihr Geißeln stelle.
Velasko. Diese Fordrung
Entstand durch Eure Schuld. In falschem Eifer,
Zur ungeleg'nen Zeit und übereilt,
Habt Ihr das kund gemacht, was man aus Klugheit
In diesem Augenblick verhehlen mußte.
Selvagius. Des Kaisers, unsers Herrn Befehl, er lautet:
Alle Ungehorsamen sollen, bei der Kundbarkeit ihrer Thaten, ohne weitere Form und Untersuchung, für Rebellen und Hochverräther erklärt, hingerichtet und ihre Güter eingezogen werden.
Velasko. So lautet er, jedoch nur für den Fall,
Daß alle Mittel friedlicher Versöhnung
Ganz fehlgeschlagen seien. Jene Drohung,
Sie hat mit Sturmsgewalt des Friedens Palme
Entwurzelt und den Bürgerkrieg entzündet.
Selvagius. Was jeden treuen Unterthan des Kaisers

Erfreut, scheint Euch zu schmerzen, Don Velasko.
Es ist das Heer der Junta ganz geschlagen,
Gefangen Juan Bravo und Padilla,
Und unser Auftrag: nach des Kaisers Vorschrift,
Die Frevler mit dem Tode zu bestrafen.
Velasko. Wärt Ihr ein Spanier, so würdet Ihr
Begreifen, daß ich tiefen Schmerz empfinde,
Wenn ich die Heldensöhne meines Landes
Durch Brudermord dahingestreckt erblicke. —
Des Volkes Freiheitsbaum, des Königs Krone,
Sind sie einmal in Menschenblut getaucht,
So gibt's kein Mittel diese dunkeln Flecken
Je auszutilgen. Durch der Hölle Zauber
Ist jedes Aug gezwungen hinzublicken;
Und wo sonst Weisheit, Mäßigung, Geduld,
Wo Liebe und Vertraun beisammen weilten,
Da schreiten jetzt in finsterem Gewande,
In wilder Mischung, Schrecken, Dummheit, Wahnsinn
Und all die Rachegeister, die den Menschen,
Indem sie ihn entwürd'gen, — grausam strafen!
Royas. Dies Alles zu beruh'gen, hat die Kirche
Der Mittel viele, die Ihr, Don Velasko,
Vielleicht nicht kennt, vielleicht nicht kennen wollt.
Selvagius. Der Kirche Trost und Hülfe möget Ihr,
Herr Erzbischof, den Schuldigen gewähren,
Sobald ergangen ist des Rechtes Spruch.
Er lautet auf den Tod, und heute noch
Muß er vollzogen werden.
Velasko. Und warum?
Selvagius. Damit der Schrecken Widerstand vernichte.
Velasko. Er ist vernichtet, wenn Ihr Milde übt.
Selvagius. Geübt an Schuldigen, wird sie zum Unrecht.
Velasko. Ihr selbst thut Unrecht und verkennt die Grenze,
Die das Gesetz dem Richter hat gezogen.
Des Königs schönstes Recht, Begnadigung,
Dürft durch des Spruchs Vollzug Ihr nicht verkümmern.
Royas. Seitdem der Kardinal zum Papste ward
Und wir an seine Stelle sind getreten,
Ist auch dies Recht in unsre Hand gelegt.
Velasko. Ja, wenn bei dem Verzug Gefahr sich zeigt.
Selvagius. Ob sie sich zeigt, auch das entscheiden wir.
Velasko. Nur für die Zeit, wo er in Deutschland weilet,
Gab uns der König übergroße Macht;

Jetzt stehet seine Ankunft nah' bevor,
Er dankt es uns, wenn wir nichts übereilen.
Selvagius. Er dankt es uns, wenn wir vor seiner Rückkunft
Dies Alles dergestalt zu Ende bringen,
Daß Bitten ihn und Klagen nicht bestürmen.
Royas. Der Stimmenmehrheit müßt Ihr, Don Velasko,
Euch unterwerfen. Ob für Eure Ansicht
Ihr Tadel oder Lob verdient, das wird
In seiner Weisheit Kaiser Karl entscheiden.

Zweite Scene.

Padilla und Juan Bravo im Gefängnisse.

Bravo. Glaubt, Padilla, Eurem Freunde:
Alles würd' er gern ertragen,
Könnt' er nur vorher sich rächen
An den Frevlern, an den Feigen,
Die bei Villalar Euch gestern
In dem Kampfe preisgegeben.
Padilla. Des Vaterlandes wegen schmerzt der Ausgang!
Doch Rachelust bleibt meinem Herzen fern,
Weil schon die härteste von allen Strafen,
Weil des Gewissens Pein die Schuld'gen traf!
Bravo. Kein Gewissen hat der Feige,
Weiß sich immer loszusprechen
Und den Edeln zu beschimpfen,
Wie es frech that, Don Ulloa;
Als gefangen und entwaffnet,
Ihr, ein Bild gefallner Größe,
Mitleid wecktet selbst bei Feinden,
Schlug er Euch ins Angesicht!
Padilla. Es mild're Deinen Zorn, daß auch nicht Einer
Von allen Siegern diese That gebilligt;
Mich aber weiset sie zur Demuth hin.
Denn wenn der Heiligste der Heiligen
Gegeißelt ward, gehöhnt, gekreuziget,
Muß ich (der Schuldige) dem Himmel danken,
Daß keine Züchtigung er mir erspart.
Bravo. Warum nennt Ihr selbst Euch schuldig?

Habt Ihr doch für unsre Freiheit,
Für das Vaterland gestritten.

Padilla. Ich hab's gethan nach bester Ueberzeugung!
Doch diese Ueberzeugung, die dem Menschen,
Im Leben Haltung gibt und Festigkeit,
Die ihn begeistert, über sich erhebt
Und hier auf Erden edle Thaten fördert;
Sie muß, wenn sie in falsche Sicherheit
Und Hochmuth übergeht, verderblich werden.
Fällt unerwartet dann ein Strahl des Lichts
Aus höh'rer Welt auf unser Thun hinab,
Wie findet man es da so klein und nichtig!

Bravo. Nicht ein Maßstab and'rer Welten
Mißt des Menschen Thun und Denken:
Hat er treu das Pfund verwendet,
Was der Himmel ihm gegeben,
Scheut er keines Richters Spruch.

Padilla. Ich scheue nicht des ird'schen Richters Spruch;
Wol aber kümmert's mich, daß mein Gemüth
Für höh'res Dasein unreif noch mir scheint.

Bravo. Darum sollt auf dieser Erde
Ihr noch wirken, nicht verzagen.
Kaiser Karl, er muß Euch hören,
Billigen, was Ihr bezwecktet.

Padilla. Wie kann so leere Hoffnung Dich noch täuschen!
Eh' Karl erscheint, sind wir dem Tod verfallen,
Drum will ich diese letzte Stunde nützen
Und vom Geliebtesten jetzt Abschied nehmen.

Bravo. Alles was ich liebt' auf Erden,
Steht mir fern und gilt mir gleich;
Euch nur hab' ich mich ergeben,
Mag ohn' Euch nicht länger leben.

Padilla (sich zum Schreiben niedersetzend). Das erste Wort des Abschieds sollt' ich wol
An meinen Vater richten; doch er hat
Des Sohnes rasches Thun niemals gebilligt. — —
Maria! — O Du heißgeliebtes Weib!
Du bist mein zweiter reicher Lebensquell!
An Deinem Geiste hab' ich mich erhoben,
An Deinem Herzen meines auferzogen,
Mein ganzes Dasein Deinem hingegeben!
Und jetzo muß ich Dich zu Grunde richten,
Verzweiflung bringen über Dich! — Doch nein,
Du bist zu großgesinnt, als daß Du je



Verzweifeln wirst. Drum will in Deinem Sinn
Ich unsrer Vaterstadt Toledo schreiben.

(Padilla schreibt.)

(Melon tritt mit Gerichtsdienern ein.)

Melon. Als ich vertrieben aus Segovia
Beim Reichsgerichte Anstellung gefunden,
Mir schiens ein Glück; doch bringt es heute mir
Die bitterste von allen Lebensstunden. — —
Ich soll, Ihr Herrn, Euch des Gerichtes Spruch
Ankündigen; vernehmt ihn mit Geduld!
Er lautet:

Der König, und in dessen Namen die Statthalter und das Gericht urteln: daß Don Juan Padilla und Don Juan Bravo, als Unruhstifter, Empörer und Verräther heute mit dem Schwerte hingerichtet werden sollen.

Bravo. Herr, Ihr lügt! Nur für die Freiheit
Und das Recht des Vaterlandes
Haben muthig wir gekämpft!
Padilla. Es war, Don Juan Bravo, gestern Zeit
Zu kämpfen wie ein Ritter; heut' zu sterben
Als wie ein Christ!
Bravo. Die uns richten träf' Verdammung,
Säßen wir an ihrer Stelle!
Melon. Bedenkt, daß Ihr des Lebens letzten Gang
Antreten sollt. Laßt diese Eitelkeiten!
Bravo. Nun so bringt zuerst mich um,
Daß ich Dessen Tod nicht schaue,
Der (die Krone aller Ritter!)
Diesem abgestorb'nen Reiche
Neues Leben bringen wollte.
Melon. Ein neues Leben werdet Ihr beginnen,
Noch eh' die Sonne sinkt. Der Leidenschaften
Und Zweifel furchtbar Heer, das hier auf Erden
Kein Mensch bezwingt, es weicht vor Euch zurück
Und Ihr seid Sieger, wenn dem ird'schen Muth
Ihr echte Demuth zugesellt. Folgt mir!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

Saal in Padilla's Wohnung.

Marie Pacheko und Marie Tordesillas.

Marie Tordesillas. Noch immer kann ich nicht die Hoffnung theilen,
Als werde glücklich enden dieser Krieg.

Marie Pacheko. Ich hab' ihn nicht gewollt, doch seit der Zeit
Er unabwendbar ist, soll unser Muth
Hinabgedrückt durch keine Sorge werden.

Marie Tordesillas. Die Sorg' ist Feigheit nicht, sie führt zur Vorsicht,
Gedenkt des Unglücks, stellt als Warnung sich
Dem allzu kühnen Antrieb gegenüber.

Marie Pacheko. Schon wieder mahnst Du an des Mönches Wort.

Marie Tordesillas. Ich leugne es nicht! Er sprach zu Deinem Gatten,
Als mit dem Heer er unsre Stadt verließ:
Verweilet, Don Padilla, kämpfet nicht;
Denn eine Weissagung, die ich gefunden,
Verkündet Sieg dem Adel, Unglück uns!

Marie Pacheko. Doch mein Gemahl, mit Recht gab er zur Antwort:
Weissagungen, Deuteleien
Können nimmer mich bestimmen
Da zu zögern, wo die Völker
Rufen mit der Kriegsdrommete.
Eingesetzt hab' Leib und Leben
Ich für dieser Reiche Wohl;
Und vertraue Gott dem Herren.
Er wird über mich verfügen
Was zu seiner Ehr' am meisten
Und zu seinem Dienst gereicht. —
Dieser Rede folgte Jubel,
Daß von jenen hohen Bergen
Laut das Echo wiederhallte,
Und der Muth war so gestiegen,
Daß er Bürgschaft gab des Sieges.

(Lorenzo tritt ein mit einigen Rathsherren.)

Lorenzo. Wir bringen, edle Frau, Euch frohe Kunde:
Der Junta Heer, geführt von Euerm Gatten,
Hat Torrelobaton, die starke Festung,
Trotz alles Widerstandes eingenommen.
Marie Pacheko. Welch Glück! Denn offen liegt nunmehr das Land
Bis jenseit Villalar, und unsre Feinde
Sie werden Widerstand kaum mehr versuchen.
Drum laßt das Opfer unsers heißen Dankes
An heil'ger Stätte jetzt dem Himmel bringen!
(Es treten ein Pedro Casso. Soldaten. Volk.)
Doch was bedeutet dieser Menge Andrang?
Pedro. Gleichwie ein Mann habt Ihr, Donna Maria,
In tausend Fällen Muth gezeigt; doch mehr
Bedürft Ihr dessen jetzt, als je im Leben.
Marie Pacheko. Was ist's? Mein Gott! In diesem Augenblick
Bin ich am wenigsten gefaßt auf Unglück.
Pedro. Und dennoch stürmt's mit solcher Macht herein,
Daß seine Wogen selbst die Felsen decken,
Und keine Spur mehr bleibt von unserm Dasein!
Marie Pacheko. Das Dasein steht in Gottes Hand! — Erzählt!
Pedro. Bis Villalar war ohne Widerstand
Das Krilgesheer der Junta fortgezogen,
Als man erfuhr, daß mit des Königs Schaaren
Der Adel sich in großer Zahl vereint;
Doch war den Kampf zu meiden, dies kein Grund.
Nun aber brach ein Sturmwind los, so stark,
Daß Bäume er entwurzelte und Fluten
Des Regens ins Gesicht trieb, und das Land
Verwandelt schien in eine weite See.
Das sei, so riefen Feige und Verräther,
Der Gottheit Finger, tauschten rothe Kreuze
Mit weißen, die der Gegner Schaaren trugen
Und Eures Gatten Mahnung nirgends achtend
Entflohen sie; den Feinden blieb der Sieg!
Marie Pacheko. Was ist des Menschen Kraft und Muth, wenn Fäden
So schwacher Art sie bilden und vernichten!
Doch, mein Gemahl? — — —
Pedro. Als Feldherr nun verlassen,
Kämpft' er als Ritter, bis zu Boden stürzend,
Er von der Ueberzahl gefangen ward.

Marie Pacheko. Und ehrte man in ihm den tapfern Streiter?

Pedro. Hervorgehoben ward: er sei der Feldherr!

Marie Pacheko. Soll ich dies Wort zu unserm Unglück deuten?

Pedro. Das Dasein, sagt Ihr, steht in Gottes Hand!

Marie Pacheko. Nächst Gott in Kaisers Händen.

Pedro. Dieser gab
Sein Recht dem Kanzler und dem Erzbischof;
Velasko's Widerspruch ward nicht geachtet!

Marie Pacheko. O Gott! So ist's um ihn geschehn!

Pedro. Ihr sagt's!
Nehmt diese letzten Worte, die an Euch
Und an Toledo, seine Vaterstadt,
Gerichtet sind.

(Pedro übergibt zwei Briefe.)

Marie Pacheko. In dieser höchsten Noth,
Darf meiner ich am wenigsten gedenken:
Was er der treuen Stadt, dem Vaterland,
Als letzten Willen sendet, laßt uns hören.

(Sie lieset):

Krone Spaniens, seit der edeln Gothen Zeit hochgefeierte Stadt Toledo! Durch Ströme fremden und eigenen Blutes erwarbst du die Freiheit für dich und deine Nachbarstädte, und ich, dein echter Sohn, Juan von Padilla, lasse dich wissen, daß sich deine früheren Siege auffrischen werden durch das Blut meines Leibes. Wenn das Schicksal mir nicht erlaubte mein Thun deinen gerühmten Thaten zuzugesellen, so liegt die Schuld an meinem schlechten Glücke, nicht an meinem guten Willen. Nimm diesen freundlich auf wie eine Mutter, da ich nicht mehr für dich verlieren kann, als was ich aufs Spiel setze und preisgebe. — Mehr liegt mir an deiner guten Meinung, als an meinem Leben; doch gehe ich mit einem sehr heiteren Troste dahin: daß ich, der Geringste der Deinen, für dich sterbe, und daß du an deinen Brüsten Kinder erzogen hast, welche das mir widerfahrene Unrecht bestrafen können. Viele werden dir von meinem Tode erzählen, der, obgleich von mir nicht herbeigeführt, doch gewiß bevorsteht und Zeuge meiner Gesinnungen sein wird. Meine Seele empfehle ich der heiligen Kirche; um den Leib, welcher nicht mehr mein ist, hege ich keine Sorge, noch kann ich mehr schreiben; denn in dem Augenblicke wo ich dies vollende, fühle ich schon das Schwert an mei-

nem Nacken, mit größerer Sorge über deinen Kummer, als über mein Leiden.

(Zeichen des Beifalls und der Theilnahme.)

Pedro. Faßt Euch, verehrte Frau, denn diese Worte
Sie fügen edeln Trost zu bitter'm Schmerz.
So lange Herzen auf der Erde fühlen,
Wird dieser Brief vollgültig Zeugniß geben
Für Hoheit der Gesinnung, festen Willen,
Und daß im Tode noch das Vaterland
Des Heldenjünglings höchste Liebe war!

Lorenzo. Laßt uns jetzt gehn, um Don Padilla's Brief
Den Rathsherrn und den Bürgern mitzutheilen.

(Zu Maria.)

Folgt uns bald nach, denn ohne Euern Willen
Wird nichts die Stadt beschließen und vollbringen!

Vierte Scene.

Versammlungssaal der Junta in Toledo.

Sorolla. Paolo.

Paolo. Da Padilla todt ist, steht Euch, Sorolla, Niemand mehr im Wege. Ihr solltet an die Spitze treten und die Sache zu einem wo nicht glücklichen, doch ehrenvollen Ziele führen.

Sorolla. Ich? Die Sache? Welche Sache? So gewiß ich wußte, daß nach Tordesillas' Tode Kastilien nicht durch Bestrafung einiger Tuchscherer könne beruhigt werden, sondern die Macht der Gemeinen rastlos steigen müsse; so gewiß weiß ich jetzt, daß es mit diesen ganz vorbei ist und ein kluger Mann nie gegen, sondern mit dem Strome schwimmt.

Paolo. Glaubt Ihr denn, daß Toledo plötzlich umwenden und reuig Gnade suchen werde?

Sorolla. Nichts weniger als das, und ginge die Stimme des Volkes dahin, würde ich es umzustimmen suchen.

Paolo. So wollt Ihr durch Widerstand einen ehrenvollen Frieden herbeiführen?

Sorolla. Was nennt Ihr ehrenvoll?

Paolo. Was Staat und Kirche sichert.

Sorolla. Die Kirche, seht, das seid Ihr, und der Staat,

das bin Ich. Denn die Kirche hat so wenig etwas zu befürchten als der Staat; wohl aber stehen uns leider gar große Gefahren bevor.

Paolo. Wie wollt Ihr sie abwenden, ihnen zuvorkommen?

Sorolla. Stellt Euch nicht so unwissend und unbehülflich. Geht nur Euern Gang, wie ich den meinen; wir werden schon zusammentreffen. Jetzt laßt uns hören, was die Rathlosen berathen werden.

(Es treten ein Lorenzo, Pedro Lasso, Rathsherren, Glieder der Junta.

Lorenzo. Ihr kennt nun, edle Herrn, den Gang der Schlacht,
Padilla's Ende, seinen letzten Willen.
Was jetzt zu thun sei, muß man rasch beschließen.

Pedro. Ob wir uns für die Vaterstadt, ob für
Das Vaterland hier zu berathen haben,
Bedarf zunächst, so scheint mir's, einer Antwort.

Lorenzo. Es haben, wie die Boten mir berichten,
So viele Reichstagsglieder schon die Stadt
Verlassen, daß wir nicht fürs ganze Land
Beschließen dürfen.

Sorolla. Wenn jedoch ein Mann
Ausharrt in der Gefahr auf seinem Posten,
Müßt Ihr ihn doppelt ehren und beachten.

Lorenzo. So gebt zuerst uns wohlbedachten Rath.

Sorolla. Nicht mir gebührt das erste Wort, Marie,
Padilla's tiefbetrübte Witwe mag,
Wie er die Schlacht, sie die Berathung lenken.
Ihr hört, was man auf ihre Meinung gibt.

(Man hört den Ruf: Es lebe Marie Pacheko! Sie tritt ein, ihr folgt das Volk. Einer trägt eine Trauerfahne, auf welcher die Hinrichtung Padilla's abgebildet ist. Auf einen Wink Mariens tritt das Volk zur Seite.)

Lorenzo. Zur rechten Zeit erscheint Ihr, edle Frau,
Denn Eure Meinung will zuerst man hören.

Marie. Um recht zu rathen, soll Besonnenheit
Und Ruhe man besitzen. Mein Gemüth
Hingegen wird nach zwei verschiednen Seiten
Mit Leidenschaft bewegt.

Lorenzo. So werdet Ihr
Am leichtesten zur Mitte hingeführt,
Die zwischen Rachsucht und Verzagtheit liegt.

Marie. Die rechte Mitte liegt, so scheint es mir,

In dem, was von Velasko wir gefordert
Und er für Karlos zugesagt.

Sorolla. Zu wenig
War dies, sowie die Sache damals stand;
Jetzt ist's zu viel, man wird es uns versagen.

Marie. Nichts hat aus Furcht Velasko zugestanden;
Er that's, weil uns'rer Gründe Vollgewicht
Ihn überzeugte, und er wird den König
Zu leiten wissen.

Sorolla. Daß er Nichts vermag,
Bezeugt Padilla's Tod und der Befehl,
Den Ihr verheimlicht, oder noch nicht kennt.

Lorenzo. Welch ein Befehl?

Sorolla. Er lautet:
Padilla's Häuser werden niedergerissen, der Boden umgepflügt, mit Salz bestreut, und an einer Schandsäule sein Leben und seine gerechte Hinrichtung verzeichnet.
Und so will man verfahren mit Jedwedem,
Der nah ihm stand, der je ihm beigestimmt.

(Zeichen des Zorns im Volke.)

Nichts bleibt uns übrig, als dem Aeußersten
Mit allen Mitteln rasch entgegentreten
Und Muth zu zeigen, wie es sich gebührt.

(Beifall der Menge.)

Marie. Der Muth, Sorolla, hat mir nie gefehlt,
Wie Euch wol Mäßigung! Daß man die Stadt
Befestigt und vertheidigt, scheint mir klug
Und hemmet nicht den Weg der Unterhandlung.
Doch wird das Volk des längern Krieges Last
Mit Freude und Beharrlichkeit ertragen?

(Allgemeine Beistimmung.)

Wir werden es!

Marie. Dann fehlt nur Eines noch — es fehlt das Geld!

Sorolla. Das müssen Die uns geben, die es haben.

Marie. Der Reichen ist hier keine große Zahl;
Doch wenn die Geistlichkeit aus eig'nen Mitteln
Und aus der Kirchen reichbegabtem Schatz
Der Stadt zu Hülfe kommen möchte —

Paolo. Wie?
Das Heiligthum des Herrn wollt frevelnd Ihr
Antasten und zu schlechtem Zweck verwenden?

Einer aus dem Volke. Euer goldenes Heiligthum entstand aus den Geschenken der Bürger. Besser es für die Stadt

verwenden, als es in Kisten verschließen und alle Jahre nur einmal von weitem zeigen.

Marie. So laßt uns denn zu gleicher Zeit verhandeln
Mit Don Velasko über Krieg und Frieden,
Und mit der Geistlichkeit um Geldbeistand.
Es werden unterdeß die tapfern Bürger
Besetzen Thürm' und Mauern, daß der Feind
In raschem Anfall nicht die Stadt erob're.

(Beifall. Alle gehen ab, bis auf Sorolla und Paolo.)

Paolo. Was habt Ihr, weiser Sorolla, denn nun ausgerichtet? Bleibt es beim Kriege, werden wir geplündert; kommt es zum Frieden, werden wir gehangen!

Sorolla. Gottlob, daß Euch der Vorschlag, die Geistlichkeit zu beschatzen, endlich in den gehörigen Eifer gebracht hat; nun erst seid Ihr ein brauchbarer Verbündeter. Eures Amtes ist es, unter dem Vorwande der Religion, von Donna Marie abwendig zu machen; unterdeß kommt, ehe die Berathung mit Velasko auch nur begonnen ist, meine schon vorgerückte Unterhandlung mit dem Kanzler zu Schlusse. Wir nehmen diese stolze Marie gefangen, liefern sie aus, erhalten dafür Verzeihung und Lohn, und überlassen künftig Andern nach Belieben über des Reiches Wohlfahrt zu berathen und zu beschließen. (Gehen ab.)

Fünfte Scene.

Marktplatz in Toledo. Im Hintergrunde der Palast Padilla's. Volk aller Art. Später Marie Pacheko und Paolo.

Erster Bürger. Kommt hieher, hier müssen sie vorbei. Sowie Donna Marie erscheint, rufen wir Vivat hoch! und wer nicht mitruft, bekommt Prügel.

(Marie erscheint begleitet von Bürgern, deren Einer die Trauerfahne trägt.)

Alle. Es lebe Donna Marie!

Marie. Ich dank' Euch, liebe Bürger von Toledo!
Ihr trauet mir, sowie ich Euch vertraue.
Wir dürfen Gutes hoffen, Großes wagen,
Wenn wir bereit sind Vieles zu ertragen!

Alle. Es lebe Donna Marie!

(Sie geht mit Gefolge in den Palast ...)

Zweiter Bürger. Warum sollen wir denn Vieles tragen?
Erster Bürger. Aus zweien Gründen: erstens, weil Andere Wenig tragen, und zweitens, weil wir bereits Viel tragen, und die Bereitwilligkeit die Last erleichtert.
Zweiter Bürger. Wäre es aber nicht besser, wir würfen die Last ab?
Erster Bürger. Auch gut, aber wer soll sie aufnehmen?
Paolo (auftretend). Weshalb steht Ihr so müßig auf der Straße,
Uneingedenk der bösen, bittern Zeit?
Erster Bürger. Herr, wir waren nicht müßig, sondern schrien Vivat Donna Marie! Auch prüften wir, wie man die bittere Zeit versüßen könne.
Paolo. Laßt Euer toll Geschwätz und thuet Buße,
Sonst wird Euch Gottes Rache niederschmettern!
Erster Bürger. Ich wüßte nicht, Herr, daß ich Gott eine Veranlassung gegeben hätte, sich besonders an mir zu rächen.
Paolo. Doch laßt Ihr zu der Kirchen Untergang!
Erster Bürger. Oho, die stehen fester als alle Bürgerhäuser.
Paolo. Ihr billiget den Raub am heil'gen Gut.
Erster Bürger. Besser sich daran vergreifen, als es ergreifen.
Paolo. Euch kümmert nicht der Geistlichen Begehren!
Erster Bürger. Allerdings, ihr Begehren schafft uns den nothdürftigen Kummer.
Zweiter Bürger. Schweigt endlich still und laßt den ehrwürdigen Bruder Paul ruhig und gründlich vortragen was er will.
Paolo. Ich will (was meines Amts ist) Euch erretten
Aus eines Teufels Klauen, der durch Schönheit,
Durch Kunst der Rede, Milde, Schmeichelei,
Euch dumme Leute ködert und umgarnt.
Erster Bürger. Wir sind nicht dumm: denn Toledo ist das Haupt Spaniens und wir gehören, so gut wie andere Leute, zu den Klügsten in der Stadt.
Paolo. Wenn Ihr so klug seid, sagt, wer ist der Teufel,
Den ich leibhaftig Euch beschrieb?
Erster Bürger. Unter meiner ganzen Bekanntschaft ist mir noch kein so wohlgezogener und liebreizender Teufel vorgekommen, wie Ihr ihn beschreibt.
Paolo. Und doch verehrt und liebt Ihr ihn gar sehr.

Erster Bürger. Herr, wenn mir ein Anderer sagte, der Teufel wäre meine Liebschaft, so sollte ihn — — —

Paolo. Rieft Ihr Donna Marie lebe! nicht?

Fast Alle. Ja, Herr, für sie wollen wir leben und sterben.

Paolo. Woher nun kommt dem Weibe solche Macht,
Als durch ein Bündniß, das sie mit dem Teufel
Für ihr' und Eure Seelen hat geschlossen.

Dritter Bürger. Das müßte ich doch auch wissen.

Erster Bürger. Wenn Ihr das nicht beweiset, kann es Euch schlimm ergehen.

Paolo. Ich will's erweisen! Hat Marie nicht
Das Kirchengut verlangt für ihre Zwecke?

Alle. Sie hat es verlangt!

Paolo. Und da die Geistlichen nach ihrer Pflicht
Es weigern, will man Alle Tag und Nacht
Einsperren und durch Hunger endlich zwingen.
Ist das nicht Teufelswerk und Ketzerei?

Erster Bürger. Hat man sie denn schon eingesperrt?

Paolo. Will man solch Ziel, muß man auch Mittel wollen,
Die jeden Widerstand bezwingen können.

Erster Bürger. Aber ohne Geld kann man die Stadt nicht vertheidigen, und nur die Geistlichen haben Geld.

Paolo. Wozu die Stadt vertheid'gen, da kein Feind
Sie irgendwo bedroht. Der einz'ge Feind,
Der Euch von Euerm milden König trennt,
Ist jenes Weib. Nur sie trifft Karlos' Haß.
Gebt Ihr sie preis, will jede andre Schuld
Er Allen gern verzeihen.

Erster Bürger. Woher wißt Ihr das?

Paolo. Dürft Ihr bezweifeln, was ein Mann wie ich
Mit fester Ueberzeugung Euch verkündet?
Doch will ich gern Beweise mancher Art
Den Gutgesinnten geben, die zur Nacht
Bewaffnet ich in unserer Kirche treffe.

Zweiter Bürger. Wenn dem so ist, so habt Ihr Recht, und man muß der Sache ein Ende machen.

Paolo. So kommt Ihr Alle?

Alle. Ja, wir kommen Alle!

Sechste Scene.

(Zimmer im Palaste Padilla's. Abends früh.)

Pedro Lasso und Marie Pacheko.

Pedro. O zweifelt nicht, ich habe sich're Kunde,
Daß dem Sorolla ist Begnadigung
Vom Kanzler zugesagt, sobald er Euch
Lebendig oder todt ihm überliefert.
Marie P. Doch welche Mittel hat Sorolla denn
Hier in Toledo? dessen Bürgerschaft
Mit Lieb' und Treu' auf meiner Seite steht.
Pedro. So war's, verehrte Frau, so lang das Glück
Auf Eurer Seite stand, und die Prälaten
Dem König zürnten, weil zum Erzbischof
Toledos er den Flandrer Croy ernannt.
Seit Fonseka in dessen Stelle trat
Und von der Geistlichkeit Ihr Geld verlangtet,
Streu'n aber Bettelmönch' im Volke aus:
Nur Ehrgeiz treib' Euch, weil ein maurisch Weib
Euch eine Königskrone einst versprochen.
Euch auszuliefern sei des Unterthans,
Euch zu verbrennen sei des Christen Pflicht!
Marie. Ich hab' gewußt, daß Manche wol so denken,
Doch sucht' ich diesen Sinn nicht überall.
Pedro. Nicht Alle theilen ihn, doch seh' ich täglich
Durch Uebermuth der Freunde Zahl vermindert.
Drum rath' ich Euch zur Flucht, bevor die Wege
Nach Portugal man sperrt. Emanuel,
Den man mit Recht den großen König nennt,
Wird gern Euch Schutz und Sicherheit gewähren.
Marie. Soll ich dem Feinde Spaniens vertrauen?
Pedro. Er ist nicht Feind, er wird Vermittler sein.
Marie. So groß er ist, gibt's doch auf Erden Niemand,
Von dem ich jemals Hülfe werd' erbetteln.
Pedro. Doch Noth kennt kein Gebot, und keine Wahl
Steht mehr Euch frei. (Hinter der Scene Geräusch.)
Marie. Vernehmt Ihr nicht Geräusch,
Als nahten Männer von des Gartens Seite?
Pedro. Es sind die treuen Freunde, die zum Schutz
Aus Vorsicht ich hieherbestellt. Sogleich
Kehr' ich zu Euch zurück; drum fürchtet Nichts. (Geht ab.)

Siebente Scene.

Marie (allein).

Wer nichts mehr hofft, hat auch nichts mehr zu fürchten!
Hab' ich denn nur geträumt? Ist Alles denn
Was ich gedacht, gewünscht, ersehnt, empfunden,
Der Schatten nur von Bildern einer Welt,
Die nirgends wahrhaft ist? — Ich soll nichts fürchten,
Und fürchte fast mich vor dem eignen Selbst! —
Ist dieses Selbst nur eine leere Tafel,
Vor welcher höh're Geister, Traumgestalten,
Der Menschen spottend, rasch vorüberführten?
Gibt's denn ein Spanien, einen König Karl?
Bin ich Marie, Gräfin von Tendilla?
Warum nicht Isabell', Emanuel's Tochter,
Wie mich die Königin Johanna nennt?
Padilla, mein Gemahl, er lebte nie,
Ich hab' ihn mir zu Lust und Qual erfunden!
Und diese Seifenblasen unsers Hirns
Und Herzens füll'n das Leben! Wie sich's trifft,
Nennt man sie Freud' und Jammer, Haß und Liebe!

(Pause. Marie setzt sich. Sorolla sieht verstohlen zur Thür herein und tritt dann mit Gefolge auf.)

Achte Scene.

Sorolla. Marie Pacheko.

Sorolla. Im Namen König Karl's verhaft' ich Dich
Für Hochverrath! — Denn nur durch Deinen Fall
Kehrt Friede nach Kastilien zurück.
Und diese Männer wird für ihre Treue
Mit Ruhm und Lohn der König überschütten.

Marie. Wann hätte Euch, Erzfrevler, wol der König
Mit solchem Auftrag je begnadiget?
Und Ihr, treulose, kläglich feige Seelen,
Wie könnt auf Ruhm und Lohn Ihr Anspruch machen,
Wenn Ihr von solchem Menschen zu Verrath
Ganz willenlos Euch jetzo brauchen laßt.

Sorolla. Spart diese Redekünste! Euern Mann
Habt Ihr damit bestochen und verführt;

So wackre Bürger kennen ihre Pflicht.
Ergreift das Weib!

(Pedro Lasso tritt ein mit Gefolge.)

Pedro. Wer wagt des Hauses Frieden
Mit bloßem Schwert so frevelhaft zu stören?
Sorolla. Gleichwie Marie seid auch Ihr, Don Pedro,
Im Namen König Karl's von mir verhaftet.
Pedro. Nicht also! Ich werd' Euch dem König stellen,
Und Eurer Frevel lange Reih' erweisen.
Sorolla. So mag das Schwert entscheiden, greift sie an!

(Kampf. Sorolla wird schwer verwundet, die Andern fliehen.)

Sorolla. So nah' dem Ziel, und wiederum bezwungen
Von Denen, die seit lang ich doppelt haßte,
Weil ich sie höher achten muß als mich!

(Wird abgeführt.)

Marie. Wie kann ich Euch genug, Don Pedro, danken,
Daß Ihr mich von der allerhöchsten Schmach
Gerettet, im Triumph von diesem Frevler
Durch meine Vaterstadt geführt zu werden!
Pedro. Damit indeß Gefahr nicht wiederkehre,
Benutzen wir die Nacht zu schneller Flucht. (Beide ab.)

Neunte Scene.

Waldgegend mit schönen Aussichten. Ein Jagdschloß zur Seite. Vorbereitungen zum Empfang des Kaisers.

Der Kanzler Selvagius. Der Erzbischof Royas von Granada. Der Connetabel Velasko. Edelleute. Gefolge.

Selvagius. Wir können Glück, Herr Erzbischof, uns wünschen,
Daß vor der Ankunft unsers gnäd'gen Herrn
Wir der Empörung Wuth gebändigt haben.
Royas. Ein doppeltes Verdienst, Herr Kanzler, ist es
In dieser aufgeregten, bösen Zeit,
Wo man Gehorsam, altes gutes Recht,
Gesetzgebung der Kirche und des Staats
Mit Füßen tritt. Was jeder Einzelne
Heut sonder Müh' erfindet und erträumt,
Und morgen schon verspottet und verachtet,
Dies wechselnd Ding, die haltungslose Meinung,

Wird auf des neuen Heidenthums Altar
Hinaufgesetzt, herabgestürzt; und haltlos
Beugt jeder sich dem selbstgemachten Götzen!

Selvagius. Wie wahr! Und seitdem jene großen Ketzer
Huß, Wiklef, Luther unsrer Kirche Bau
Erschütterten, verbreitet sich das Gift
Auch auf des Staates heilige Gesetze.
Kaum Einer ist zufrieden mit der Stelle,
Die Gott ihm gab, ein Jeder will sie anders.
Der Steuern Last, der Zünfte Zwang, die Frohnen
Des Bauers und der höhern Stände Rechte,
Sie werden angeklagt, bestritten und
Verweigert.

Royas. Läßt im Staat auch Einiges,
Als Menschenwerk sich ändern, darf doch nie
Der Gottheit Werk frech angetastet werden.
Nur wer nie zweifelt, hat den rechten Glauben,
Und nur die Kirche weiß, was man soll glauben.

Ein Officier. Es haben unsre Leut' im nächsten [illegible]
Zwei Menschen aufgegriffen, die vermummt
Sich weigern Stand und Namen anzugeben.

Selvagius. Führt sie hieher! In [illegible]
Ist selbst der Unterhalt [illegible],
Und jeder Rückhalt ein Beweis der [illegible]

([illegible])

Selvagius. [illegible]

([illegible])

Belasco. [illegible]

Selvagius. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Belasco. [illegible]

[illegible]

Selvagius. [illegible]

[illegible]

[illegible]

Zehnte Scene.

Kaiser Karl V. mit Gefolge tritt auf.

Karl. Es sind zwei kurze, schnell verfloss'ne Jahre erst,
Daß ich Hispanien verließ, und doch wie reich
Bedeutungsvoll und wichtig wird die Spanne Zeit
Erscheinen, wenn von der Parteien Kampfbegier
Gereiniget, die Menschheit kehrt zu echtem Maß.
Selvagius. Für Spanien ist dies Maß bereits gefunden,
Und jede Leidenschaft bezähmt.
Royas. Das Alte,
Ihr sehet überall es hergestellt.
Selvagius. Die Frevler, die noch keine Strafe litten,
Sie werden bald in unsre Hände fallen;
So Avalos und des Padilla Weib.
Einer aus den Zuschauern. Don Avalos, mein gnädger Kaiser! ist
Versteckt bei einem Freunde in Simancas.
Karl. Statt mir zu melden, wie man jenes Manns sich kann
Bemächt'gen, saget ihm, wie er sich retten soll. —
Ihr steht zur Seite, Don Velasko, habt Ihr nichts
Mir, Euerm Kaiser, vorzutragen? Meint Ihr diesmal
Nichts anders, als mein Kanzler und der Erzbischof?
Velasko. Die Gründe meiner Ansicht hab' ich stets
Ins Angesicht den Herren frei gesagt,
Und schriftlich Euch in Ehrfurcht vorgelegt.
Karl. Seid Ihr des Pedro Lasso Freund noch immer?
Velasko. Ich bin's, weil er für Mäßigung sich stets
Auf jener Seite, wie ich hier erklärte.
Karl. Nehmt Ihr auch ebenso Padilla's Weib in Schutz?
Velasko. Nun Ihr hier seid, bedarf sie dessen nicht.
Donna Marie und Don Pedro legen
In Eure Hand vertrauensvoll ihr Loos.
(Beide enthüllen sich und treten vor.)
Karl. Bevor Ihr mich, Donna Marie, habt gekannt,
Traf Euer Haß mich, meiner Jugend Unkenntniß
Fand vor des Urtheils Strenge nicht Entschuldigung.
Marie. Bei Gott! Nicht Haß war's, was in diese Bahn
Mich trieb, es war ein Uebermaß von Liebe!
Mein Vaterland, mein König, mein Gemahl,
Vereinigt herrschten sie in meinem Herzen.
Ich hab' der Dinge spätere, bitt're Wendung
Niemals gewollt, noch weniger Padilla.

Doch gibt es Fälle, wo Abtrünnigkeit
Von dem Erwählten stärker uns erniedrigt,
Als Strafe, die der Richter mag verhängen.
So steh' ich hier und werde Euer Urtheil
Ertragen, wie Padilla, mein Gemahl!

Karl. Ihr thut mir nochmals Unrecht, denn das Todeswort
Sprach ich nicht über Don Padilla zornig aus.
Den edeln Gegner sondert von der Frevlerschaar
Mein richtig Urtheil, und was achtungswerth erscheint,
Gewinnt durch Strafe nicht, durch Huld der echte Fürst.

Selvagius. Nicht blos zur Strafe, Herr, zur Abschreckung
Sprach das Gericht für Don Padilla's Tod.

Karl. Durch Strafe schrecken ist der Macht geringstes Amt.
Durch Weisheit bessern, und durch milden Ernst das Herz
Des Feindes so verwandeln, daß ihm lieberfüllt
Aus Zwiespalt selbst erwächst des Friedens Segensfrucht,
Das ist des Königs höchstes Amt; wer es verkannt,
Gibt oft sich aus für seinen Freund, doch ist er's nicht.

Royas. Die Bösen strafen und die Treuen ehren,
Ist auch des Königs Amt, vergeßt es nicht!

Karl. Vergesset selbst nicht, Erzbischof, des Heilands Wort
Von des verlor'nen Sohnes freud'ger Wiederkehr.

Selvagius. Es stimmte der Beschluß mit dem Gesetz.

Karl. Dies leugnet Keiner; doch daß Ihr ihn streng vollzogt,
Raubt mir aus meines Ruhmes Kranz das schönste Blatt.
Ihr, Don Velasko, habt des Königs wahren Sinn
Getroffen bei dem Spruch und auf dem Friedenstag. —
Ihr, Pedro Lasso, übernehmt das Kanzleramt,
Denn Eure Tugend ward geprüft in schwerer Zeit.

Selvagius. Was soll in schwerer Zeit denn Leitstern sein,
Wenn es das Recht nicht ist und das Gesetz?

Karl. Des Rechtes Urquell ruht in Gott unwandelbar,
Doch vielgestaltig zeigt es auf der Erde sich.

Selvagius. Zur bloßen Meinung wandelt Ihr das Recht.

Karl. Wer jede Meinung achtet, ist ein feiger Knecht,
Wer keine achtet, ist ein Thor. Mit tiefer'm Sinn
Soll Jeder forschen, ob sie wahr, ob unwahr sei.

Royas. Stets siegt auf diesem Weg die Neuerung.

Karl. Wenn ganzen Völkern ein Gesetz zum Unrecht wird,
Hilft Leugnen oder Loben nicht. Denn Lebenskraft
Hat Alles nur, sofern es frische Zweige treibt,
Und Neues Weisheit schöpfet aus der Vorzeit Quell.
Wer jetzt das Eine oder nur das Andre will,
Er ist zum Herrschen ungeschickt, mißkennt die Zeit.

Gehorsam sei mit Freiheit künftig stets vereint,
Und Festigkeit mit Wechsel, den die Zeit erheischt.
Marie. O hätte Spanien diese Weisheitsworte
Gehört zwölf Monden früher; welch ein Glück!
Karl. Donna Marie kommt zu mir, schließt Euch mir an,
Und kehren Todte auch nicht wieder, blühet doch
Aus der Versöhnung Kelche Hoffnung schöner auf.
Marie. Ich stehe tief beschämt Euch gegenüber:
Euch bleibt allein der Ruhm und mir die Schuld.
Karl. Dies harte Urtheil, edle Frau, geziemt Euch wohl,
Denn es beweis't, daß Euer Herz ist großgesinnt.
Marie. Geendet seh ich meine Bahn: ein Kloster
Gibt mir den Frieden, den die Welt versagt.
Gott segne Euch! Denn unermeßlich schwer
Ist das, was Ihr als Euer Lebensziel
Mit Kraft und Tiefsinn jetzt bezeichnetet.
Es wird der Leidenschaften wilde Macht
Verkennen lange, daß Eu'r großes Herz
Die schwere Wunde, die die Welt zerreißt,
Ausheilen wollte durch Vermittelung.
Der Mühen überdrüßig, sucht vielleicht
Auch Ihr am Schluß des reichen Lebens, Ruhe
In einem Kloster! Sorgt, o sorgt nur dann,
Daß Eure Söhn' und Enkel nicht die Bahn
Des großen Ahnherrn schmähend, finstern Sinnes
Da Weisheit suchen, wo Ihr Thorheit seht!
Karl. Reicht nicht des Menschen Kraft und Vorsicht, hofft auf Gott!
Und wenn die Mitwelt uns verkennt, so wird dereinst
Die Nachwelt urteln ohne Vorurtheil und Haß.
Marie. Geschicht dies je, so wird Padilla's Name
Dem Euern zugesellt, und wohl der Zeit,
Die Beide weiß zu würd'gen und zu ehren.

Druckfehler.

Seite 443, Zeile 11 von oben, statt Pedro Casso, lies hier und auf den folgenden Seiten Pedro Lasso.
Seite 445, Zeile 1 von oben, statt wieder, lies wird er.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


D
7
R39
v. 1
Stanford University Libraries
3 6105 013 416 479
Return this book on or before date due.

